Ortolf Harl

Hochtor und Glocknerroute

Ein hochalpines Passheiligtum und 2000 Jahre Kulturtransfer zwischen Mittelmeer und Mitteleuropa

ÖAI
ÖSTERREICHISCHES ARCHÄOLOGISCHES INSTITUT

Sonderschriften Band 50

Wien 2014

Hochtor und Glocknerroute

Ein hochalpines Passheiligtum und 2000 Jahre Kulturtransfer
zwischen Mittelmeer und Mitteleuropa

Ortolf Harl

HOCHTOR UND GLOCKNERROUTE

Ein hochalpines Passheiligtum und 2000 Jahre Kulturtransfer zwischen Mittelmeer und Mitteleuropa

Mit Beiträgen von

Günther Dembski, Kurt Gschwantler, Paola Càssola Guida, Friederike Harl, Raimund Kastler, Klaus Oeggl, Christian Rohr, Helga Sedlmayer, Markus J. Wenninger, Gerhard Winkler (†), Herwig Wolfram

ÖAI

Österreichisches Archäologisches Institut
Sonderschriften Band 50

Das Österreichische Archäologische Institut ist eine Forschungseinrichtung des Bundesministeriums für Wissenschaft, Forschung und Wirtschaft

Umschlagbild: Blick von der Edelweißspitze auf die sog. Alpenquerung der Großglockner Hochalpenstraße (© Salzburg Museum); sog. Herkules vom Hochtor (Foto K. Gschwantler)

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über ‹http://dnb.ddb.de› abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data is available in the Internet at ‹http://dnb.ddb.de›

Alle Rechte vorbehalten
ISSN 1998-8931
ISBN 978-3-900305-68-0
Copyright © 2014 by Österreichisches Archäologisches Institut Wien
Redaktion: Barbara Beck-Brandt, Marion Grossmann
Umschlaggestaltung: Büro Pani; Andrea Sulzgruber
Satz und Layout: Andrea Sulzgruber
Gesamtherstellung: Holzhausen Druck GmbH

INHALT

Vorwort der Direktorin des Österreichischen Archäologischen Instituts 7
Vorwort des Verfassers 9

1. Das Passheiligtum und seine Funde

1.1 Entdeckung und Erforschung (Ortolf Harl) 13
1.2 Die Untersuchungen des Salzburg Museums (Raimund Kastler) und Nachtrag: Nachgrabung des Landesmuseums Kärnten (O. Harl) 29
1.3 Probleme der Auswertung (Ortolf Harl) 33
1.4 Figürliche Weihegaben (Kurt Gschwantler) 39
1.5 Fibeln und Ausrüstungsgegenstände (Helga Sedlmayer) 71
1.6 Die Fundmünzen (Günther Dembski) 89
1.7 Versuch einer Quantifizierung des Fundmaterials (Ortolf Harl) 99
1.8 Poeninus und Hochtor: zwei hochalpine Passheiligtümer im Vergleich (Ortolf Harl) .. 103

2. Die Glocknerroute von der Antike bis zur frühen Neuzeit

2.1 Der Verlauf der Glocknerroute zwischen Oberitalien und Böhmen (Ortolf Harl) 131
2.2 Die Taurisker als Herren des Ostalpenraumes (Ortolf Harl) 175
2.3 Der Ostalpenraum im 2. Jahrhundert v. Chr.: eine Chronologie der historischen Ereignisse (Ortolf Harl) 187
2.4 Ortsnamen als Indikatoren jüdischen Fernhandels auf der Glocknerroute (Markus J. Wenninger) 203
2.5 Der Handel über die Glocknerroute in Mittelalter und Neuzeit (Christian Rohr) 213

3. Neue Aspekte zu Siedlungen an der Glocknerroute

3.1 Zwischen Italien und Noricum: Iulium Carnicum (Ortolf Harl) 225
3.2 … und Mommsen hatte doch Recht: *quaerendum sit potius Aguontum ad Lienz* (Ortolf Harl) 237
3.3 *Ab Ag(unto m.p.)*: die römischen Entfernungsangaben im Drau- und Pustertal (Gerhard Winkler [†]) 271
3.4 Von der *Agonthiensis civitas* nach Patriarchesdorf: die fünf letzten Nennungen von Aguntum (Herwig Wolfram) 281
3.5 *Ad Salinas*/Reichenhall: das Zentrum der Salzversiedung im Ostalpenraum (Ortolf Harl) 285

4. Materieller und kultureller Transfer auf der Glocknerroute

4.1 Säumer oder Fuhrleute? Zum Warentransport im hochalpinen Noricum aus dem Blickwinkel der Fundbearbeitung (Helga Sedlmayer) 293

4.2 Italische Familien zwischen Aquileia und Iuvavum (Friederike Harl) 301
4.3 Zum Vordringen venetischer Gottheiten entlang der Glocknerroute (Ortolf Harl) 313
4.4 Produzione di sale marino nell'alto Adriatico: le tracce più antiche (Paola Càssola Guida) 321
4.5 Vegetationsgeschichtliche Untersuchungen zum prähistorischen Wegeverlauf in den Alpen (Klaus Oeggl) 333

Zusammenfassung (Ortolf Harl) 339
Summary (Ortolf Harl/Sarah Cormack) 349

Verzeichnis der abgekürzt zitierten Literatur 359
Abbildungsnachweis 377
Anschriften der Autorinnen und Autoren 379

VORWORT DER DIREKTORIN DES ÖSTERREICHISCHEN ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTS

Der antike Mensch hatte zu Bergen ein ambivalentes Verhältnis. Die nur schwer zu durchdringende, wilde Natur übte eine furchteinflößende Faszination aus, geprägt von einer unwirtlichen und rauen Landschaft, raschen und unerwarteten Wetterumschwüngen sowie kargen Lebensbedingungen der Bergbewohner. Auf den Gipfeln und Sätteln residierten Götter, in den zerklüfteten Schluchten und verborgenen Tälern hausten Dämonen, Naturgeister beseelten den unkultivierten Raum. Hochgebirgsketten wie die Alpen bildeten einerseits natürliche Grenze, boten aber anderseits für den Transfer von Waren oder Personen und letztendlich auch für militärische Aktionen unverzichtbare Verkehrswege. Die Attraktivität, Gebirgsregionen zu erschließen, lag aber schließlich auch in ihrem Reichtum an Rohstoffen. Die Palette reichte von Salz, Erz, Gestein, Mineralien und Holz bis hin zu Wildtieren und deren Produkte wie Häuten, Fellen, seltenen Federn, Horn oder Geweihen.

Oftmals exponiert gelegene Passheiligtümer zeugen von den großen Anstrengungen, die Menschen in der Vergangenheit auf sich genommen und welchen Gefahren sie sich ausgesetzt haben, um die Berge zu überwinden. Den Göttern für eine glücklich verlaufende Überquerung zu danken, war nicht nur Verpflichtung, sondern in Anbetracht der Risiken auch ein tiefes Bedürfnis der Reisenden. Dies gilt insbesondere für das Heiligtum am Hochtor, führte die Route doch über die Hohen Tauern, zu denen der Großglockner – mit 3 798 m der höchste Berg Österreichs – gehört.

Enorme Anstrengungen waren notwendig, um das Heiligtum am Hochtor zu erforschen, aber auch um die Ergebnisse in eine Publikation zu gießen und zu veröffentlichen. Ortolf Harl, dem auch die für die archäologische Wissenschaft äußerst wertvolle Webseite ‹www.ubi-erat-lupa.org› verdankt wird, ist es mit der für ihn typischen Umtriebigkeit und Hartnäckigkeit gelungen, ein namhaftes Forscherteam zusammenzustellen, das sich mit dem Phänomen eines hochalpinen Passheiligtums unter unterschiedlichen Gesichtspunkten beschäftigte. Neben der Vorlage der Grabungs- und Surveyergebnisse finden sich in der nun vorliegenden Publikation demnach nicht nur Analysen sämtlicher Fundgattungen, sondern auch historische Interpretationen der Befunde unter Auswertung der literarischen und epigrafischen Quellen, die weit über die Antike hinaus reichen. In seiner zusammenfassenden Analyse scheut Ortolf Harl nicht vor kontroversiellen Standpunkten zurück, vielmehr versucht er offen, den Diskurs anzustoßen und bisweilen zu provozieren. Das Österreichische Archäologische Institut hat sich nicht zuletzt deshalb entschlossen, das Manuskript in seine Schriftenreihe aufzunehmen, denn es sind immer die mutigen Schritte, die der Forschung Impulse geben.

Dank gebührt natürlich nicht nur dem Herausgeber, sondern allen Kolleginnen und Kollegen, die mit ihren Beiträgen das Bild vom Passheiligtum auf dem Hochtor bereichert haben. Ganz besonders sei in diesem Zusammenhang Raimund Kastler, Salzburg Museum, erwähnt, der bislang unveröffentlichte Grabungsskizzen zur Verfügung gestellt hat.

Ich danke aber auch allen, die unter der Leitung von Barbara Beck-Brandt maßgeblich zum Gelingen und zur hohen Qualität der vorliegenden Publikation beigetragen haben. Ihnen ist zweifelsohne ein inhaltsschwerer und optisch ansprechender Band der Sonderschriften des Österreichischen Archäologischen Instituts gelungen!

Wien, Mai 2014 Sabine Ladstätter

VORWORT DES VERFASSERS

Dieses Buch handelt von einem der höchst gelegenen heidnischen Heiligtümer der Antike. Es handelt von einer Verkehrsroute, die auf kürzestem Wege die Ostalpen überquerte und durch halb Europa führte. Und es handelt von Siedlungen, die an dieser Route lagen, von den Menschen, die sie mit Leben erfüllten und nicht zuletzt vom Güteraustausch, der immer auch Kulturaustausch ist – vollzogen auf dem Rücken von Trägern und Saumtieren, auf Flößen und Booten. Im Mittelpunkt aber steht der Ostalpenraum mit seinen Bodenschätzen, die geografischen wie klimatischen Schwierigkeiten zum Trotz zu allen Zeiten sehr begehrt waren. Das ging so weit, dass die römische Republik seine Goldgruben an sich riss, als sie unter den Gracchen ihre schwerste Krise durchmachte. Dadurch kam es zu einer Fülle antiker Nachrichten und Zeugnisse, die dem Ostalpenraum eine einzigartige historische Tiefendimension verleihen.

Grundlage dieser Publikation sind archäologische Objekte – von keltischen Silbermünzen über wertvolle Bronzestatuetten und Steindenkmäler bis zu ausgegrabenen Siedlungen, also dreidimensionale Originaldokumente aller Art. Wirklich zum Sprechen gelangen sie aber erst durch ihre Verknüpfung mit den schriftlichen Nachrichten. Dem Leser wird daher eine Publikation in die Hand gegeben, die ihre Erkenntnisse aus verschiedenen Wissenschaftdisziplinen bezieht und diese zu einer historischen Gesamtschau vereinigt: vom Anlass her ist sie eine archäologische, vom Ergebnis eine historische Publikation.

Zweiundzwanzig Jahre mussten vergehen zwischen der Entdeckung des Heiligtums und seiner Publikation. Dass die Spanne so groß geworden ist, liegt allein bei mir: Von Anfang an war mir bewusst, dass sich die Ausarbeitung der Befunde nicht als Abendbeschäftigung neben meinem Aufgabenbereich als Stadtarchäologe von Wien bewerkstelligen ließe. Je intensiver die Herausforderungen in meinem Brotberuf wurden (ich erwähne hier nur die Ausgrabungen zur Errichtung des Holocaust-Mahnmals auf dem Wiener Judenplatz), umso klarer wurde, dass ich die Beschäftigung mit dem Hochtor bis zu meiner Pensionierung zurückstellen musste. Als ich 2003 endlich im ›Unruhestand‹ war, hielt mich bis 2005 eine außergewöhnliche EU-Förderung für meine Website »lupa« in Atem, die bei den Forschungen zu diesem Buch eine wichtige Ressource werden sollte.

Dennoch konnte ich an einem Konzept für die Publikation feilen und Fachleute aus anderen Disziplinen ansprechen. Dies gilt in besonderem Maße für drei Kolleginnen und Kollegen, die sich bereits von Anfang an mit den Funden auseinandergesetzt haben: Günther Dembski mit den Münzen, Kurt Gschwantler mit den Bronzestatuetten und Helga Sedlmayer mit den übrigen Kleinfunden. Von der hervorragenden Mitarbeit, die alle Mitautoren leisteten, wird die Publikation getragen, und dafür möchte ich ihnen allen danken.

Mit der Drucklegung ist nicht alles so glatt verlaufen, wie ich anfangs hoffte. Jene Institution, an die ich mich zuerst gewandt hatte, sah sich nicht in der Lage, das Manuskript tatsächlich zu drucken, was einen Zeitverlust von mehr als drei Jahren zur Folge hatte. In dieser Krise fand sich Rettung durch Frau Sabine Ladstätter, Direktorin des Österreichischen Archäologischen Instituts und »Wissenschaftlerin des Jahres 2012«, die das Werk in die Sonderschriften ihres Instituts aufnahm. Ihr gilt an vorderster Stelle mein Dank. Der Druck durch das Österreichische Archäologische Institut erforderte eine Nachjustierung des Gesamtkonzepts, zu der zwei mir nicht bekannte Gutachter wertvolle Anregungen gegeben haben, für die ich ihnen danken möchte. Ein zweites Mal geht mein Dank an die Mitautoren, diesmal für die Geduld, die sie angesichts der verzögerten Drucklegung bewiesen. Lektorat und Drucklegung selbst wurden umsichtig und einfühlend betreut von Barbara Beck-Brandt.

Was den Ausgrabungsbereich betrifft, so möchte ich folgenden Förderern, Mitwirkenden und Kollegen danken: Ludwig Graupner, der die ersten Funde in der Hochtorscharte machte,

Stefan Allerbauer, der den härtesten Unbilden eines Surveys im Hochgebirge standhielt, und Peter Suntinger, heute Bürgermeister von Großkirchheim, der den Kontakt zum Grundeigentümer, der Almgemeinschaft Tauernberg-Rossbachalm, pflegte. Vom Salzburg Museum, das die Funde als Dauerleihgabe in seiner Obhut hat und deren Bearbeitung in Wien ermöglichte, möchte ich Fritz Moosleitner und Wilfried Kovacsovics danken. Allen voran aber gilt der Dank Herrn Christian Heu, dem damaligen Generaldirektor der Großglockner Hochalpenstraßen AG, durch dessen Engagement die Ausgrabungen finanziell wie organisatorisch überhaupt erst zustande kommen konnten.

Nach Polybios musste man auf der Glocknerroute um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. für die Überschreitung der Ostalpen mindestens fünf Tage veranschlagen – trotz bester Ausrüstung, wie er schreibt. Dass wir genau dieselbe Strecke in ein paar Stunden und auf bequemste Art bewältigen, verdanken wir neben dem technischen Fortschritt auch Franz Wallack, dem Erbauer der Großglockner Hochalpenstraße. Er hat ›seine‹ Straße entlang der vermutbaren keltisch-römisch-mittelalterlichen Route angelegt und ihren höchsten Punkt mit einem Fahnenmast gekrönt. Dessen Stumpf steckte zur Zeit der Ausgrabungen noch in den Felsen, genau dort, wo sich in der Antike der heilige Bezirk befand. Mit Fug und Recht kann man daher sagen, dass Wallack die römische Straßenbaukunst in die Gegenwart getragen hat.

Widmen möchte ich das Buch meiner Frau. Aus ihrem Fachwissen heraus hat sie mir mit Lob, Rat oder Kritik geholfen und in einer Lebensgemeinschaft, die von manchen als antiquiert empfunden wird, den Rücken frei gehalten für die Wissenschaft.

Ortolf Harl
Wien, Januar 2014

1. Das Passheiligtum und seine Funde

1 Eröffnung der Großglockner Hochalpenstraße am 3. 8. 1935. In der Bildmitte das Südportal des Hochtortunnels (2 504 m), wo am 14. 9. 1933 der ›Herkules vom Hochtor‹ gefunden worden war, senkrecht darüber der ›Temenosfelsen‹ (2 590 m) mit dem Fahnenmast, in der linken oberen Bildecke das Hochtorschartel (2 576 m)

1.1 ENTDECKUNG UND ERFORSCHUNG

FRAGESTELLUNG UND ERKUNDUNG

Als sich am 14. September 1933 der Staub des ersten Sprengschusses für das Südportal des Hochtortunnels (2 504 m) legte, wurde im Schutt eine bronzene, rund 18 cm hohe Herkulesstatuette aus der Römerzeit gefunden (Abb. 49 a–e)[1]. Da man annahm, dass sie von höher oben heruntergerutscht war, löste sie in der Hochtorscharte eine Nachgrabung aus, die jedoch ergebnislos verlief. So blieb die Statuette, die den Namen ›Herkules vom Hochtor‹ erhalten sollte, ein interessantes, aber rätselhaftes Stück. Zu einer wissenschaftlichen Diskussion führten nicht etwa die Frage, was der Herkules dort oben überhaupt zu suchen habe oder wie er unbeschädigt den ständig mahlenden Fluss der Geröllhalde und die Sprengung überstehen konnte, sondern Gerüchte über die Glaubwürdigkeit des Fundorts, die lange nach der Auffindung aufkamen[2]. Die Gerüchte konnte Hedwig Kenner zwar widerlegen[3], doch konnte sie weder hartnäckige Zweifler überzeugen[4] noch die Frage beantworten, die sich nach dem Wahrheitsbeweis erst recht stellte: Warum wurde dort oben eine Herkulesstatuette aufgestellt – in einer Meereshöhe von 2 500 m?

Dass hier in der späten Kelten- und in der Römerzeit ein Alpenübergang existiert haben könnte, wurde gelegentlich vermutet[5] –, aber meist blieb es bei der Vermutung[6]. Als Transport-

---

[1] s. vorliegender Band Kap. 1.4 (K. Gschwantler).

[2] Nach Walde 1975 sei die Herkulesstatuette »in der Gegend von Lavant in der Herrschaft Lienz« im Jahr 1756 gefunden worden, danach verschollen gewesen und beim Bau der Großglocknerstraße wiederum ›gefunden‹ worden, was deshalb möglich war, weil sie »zur Feier des Tunneldurchstiches eingegraben worden sei, wie es ein Gerücht schon immer besagte« (Walde – Grabherr 2007, 51 f. Kat. 38). Ausführlicher dazu K. Gschwantler, vorliegender Band S. 59–64.

[3] Die von Kenner 1988a, 61–83 akribisch zusammengetragenen Akten und Fundberichte stellen außer Zweifel, dass die Statuette im Jahre 1933 beim Bau des Hochtortunnels gefunden wurde.

[4] Walde – Grabherr 2007, 51 f. Kat. 38 haben den ›Herkules vom Hochtor‹ in den Katalog des Museum Aguntum aufgenommen und seine Fundumstände um die Facette erweitert, dass er am Großglockner (!) gefunden worden sei. Leider wird nicht gesagt, wie er vom Großglockner »in die Gegend von Lavant« gelangen konnte, wo er nach Walde 1975 bereits im Jahr 1756 dokumentiert sei. Um dieses ›Gerücht‹ zu beseitigen, reichten also weder Hedwig Kenners Beweiskette von 1988 aus noch Fritz Moosleitners »Schlussstrich« (Moosleitner 2002, 670). Ob es da ein Glück ist, dass »jüngste Funde fragmentierter Bronzen am Großglockner (!) die Diskussion um den Fundort neuerlich beleben« (Walde – Grabherr 2007, 51), sei dahingestellt.

[5] Werner 1979, 138–156 bes. 151–154 sowie Swoboda 1935, 11 Anm. 8. Mit einem Übergang über das Hochtor für den Transport des Salzes vom Dürrnberg bei Hallein nach Oberitalien rechnet von der späten Hallstattzeit an Pauli 1997, 17 mit Abb. 3. Von der 3. Auflage an wird von Rudolf Egger in den Führern zu Teurnia neben dem Korntauern auch das Hochtor als Alpenübergang genannt (³[Klagenfurt 1948] 6). In der Karte des Territoriums von Teurnia erscheint es aber erst ab der 6. Auflage 1970 (Karte I), was Franz Glaser in seine Führer zu Teurnia übernimmt ([1983], ²[1992]). Als Ausgangspunkt wird von beiden Autoren Teurnia und als Zugang das Mölltal in seiner gesamten Länge angenommen, jedoch ohne Begründung oder Kommentar. Der einzige, der in Bezug auf das Hochtor zu einer konkreteren Vorstellung fand, war der Bauingenieur und hochverdiente Landesarchäologe von Salzburg, Martin Hell: Die Funde, die er über die Jahre hinweg beim Schloss Fischhorn in Bruck an der Glocknerstraße gemacht hatte, brachten ihn zur Überzeugung, dass dort, am Übergang über die Salzach, eine »uralte Wegkreuzung« bestand (ArchA 46, 1969, 55). Von dieser hätte nach Norden die »Saalachlinie« ihren Ausgang genommen und nach Süden eine Route über den Alpenhauptkamm, die der Großglockner Hochalpenstraße folgend nicht Teurnia, sondern die mit Aguntum identifizierte ›Römersiedlung Stribach‹ ansteuerte (zur ›Römersiedlung Stribach‹ s. hier Kap. 3.2 [O. Harl]).

[6] Die Tonlampe, die M. Silber, damals Kustos an der Archäologischen Abteilung des Salzburg Museums, im Zuge einer sonst ergebnislosen Kurzgrabung auf dem Hochtor im Jahre 1934 gefunden hatte, erwies sich bei einer Überprüfung als mittelalterliche Tiegellampe (Moosleitner 2002, 677).

gut dachte Joachim Werner an Salz aus dem Salzburger Land und als Transportmittel an das Saumtier. Konkreter wurden die Hinweise erst, als Gernot Piccottini den archäologischen Atlas von Kärnten veröffentlichte, der im Mölltal eine eigenartige Verteilung römischer Fundstellen sichtbar machte[7]: Im untersten Mölltal zeigte er relativ viele Fundstellen, die entweder dem Siedlungsraum Teurnia zuzurechnen sind oder auf einen damals ebenfalls noch nicht erkannten Alpenübergang in das Gasteiner Tal hinweisen[8]. Im mittleren Mölltal dagegen, also von Obervellach flussaufwärts, fehlen römische Fundstellen völlig. In auffallendem Gegensatz dazu steht das oberste Mölltal: So befinden sich im Heimatmuseum von Döllach Kleinfunde aus der Umgebung, und von Pockhorn, dem südlichen Ortsteil von Heiligenblut, sind Reste eines spätkeltischen Gräberfeldes bekannt[9]. Was man aber in einem scheinbar so abseits gelegenen Gebiet wie dem obersten Mölltal nicht erwarten würde, sind Grabsteine mit oberitalischen Namen, Vitorii und Volusii oder Nonia und ihr Gatte Enobux[10] – eine auffallenden Massierung von Zugewanderten also[11]. Die Konzentration der Fundstellen erlaubt den Schluss, dass eine Route, die in der Römerzeit das Hochtor überschritt, offensichtlich nicht die Möll abwärts nach Teurnia, sondern über den Iselsberg in die ›Römersiedlung Stribach‹ verlief[12]. Dass über den Iselsberg eine Route verlaufen sein dürfte, wird durch den sog. Friedhofstein nahegelegt, der 1882 am Hang über dem späteren Ausgrabungsgelände gefunden wurde[13].

Jeder Versuch, eine Route über das Hochtor zu beweisen, wird durch folgende Hindernisse erschwert:

- die land- und forstwirtschaftliche Überformung der Landschaft seit über eintausend Jahren;
- in den Tälern die Verdichtung des Siedlungsnetzes und der Verkehrswege seit über einhundert Jahren;
- im Zentralalpenbereich der Bau der Großglockner Hochalpenstraße, die mit ihren Sprengungen, Aufschüttungen und Anlagen das alpine Gelände nachhaltig verändert hat;
- die Tatsache, dass im Hochgebirge allenfalls ein Saumpfad zu erwarten ist;
- die Tatsache, dass im Hochgebirge wegen der Steilheit des Geländes, wegen des Fehlens größerer zusammenhängender Flächen und wegen extrem unterschiedlicher Durchfeuchtung des Bodens eine Prospektion aus der Luft unmöglich ist.

Die einzige Möglichkeit, diese Hürden zu umgehen, sah der Verfasser in der Auffindung von Stellen, die eine antike Route passieren musste, z. B. Umgehungen von Schluchten, aber auch Geländeeinschnitte oder steile Anstiege etc., die heute nicht genutzt werden und am ehesten ungestörte Befunde bewahrt haben konnten. Da eine römerzeitliche Route in der Cisalpina ihren Anfang nehmen und nördlich der Alpen ihr Ende finde musste, kamen neben dem Alpenhauptkamm auch die Süd- und die Nordalpen in Betracht. Der Verfasser beschloss, die gesamte Strecke zwischen Salzburg und Aquileia auf dem Rad nach unveränderten Trassenstücken abzusuchen[14].

---

[7] Piccottini 1989, Karte 7 – Römerzeit. Dazu kommt noch Glaser 1992, 16.

[8] Von Mallnitz, dem Anstiegsort zum 2 448 m hohen Niederen (oder Mallnitzer) Tauern und zum Hohen Tauern (oder Korntauern) sind ein Dupondius des Commodus und vom 2 459 m hohen Korntauern ein As des Antoninus Pius bekannt, Glaser 1992, 151. 159.

[9] Pockhorn bei Heiligenblut, Carinthia 125, 1935, 268; Hell 1961a, 77; Dembski 1978, 447.

[10] s. vorliegender Band Kap. 4.2 (F. Harl).

[11] Nicht wahrgenommen wurde diese in der jüngst veröffentlichten Zusammenstellung italischer Namen in Noricum: P. Scherrer, Vom *Regnum Noricum* zur römischen Provinz: Grundlagen und Mechanismen der Urbanisierung, in: Šašel Kos – Scherrer 2002, 11–70.

[12] Zu der Hypothese, dass *Aguntum*, die städtische Zentralsiedlung des *ager Aguntinus*, m. E. in Lienz/Patriasdorf zu suchen ist, s. vorliegender Band Kap. 3.2 (O. Harl). Die bisher als Aguntum bekannte Siedlung wird im Folgenden von mir als ›Römersiedlung Stribach‹ bezeichnet; s. dazu schon Harl 2011.

[13] lupa 4472 = CIL III 11485; Wedenig 1997, 100 Nr. A 2. Zur Problematik ausführlich hier S. 254–255.

[14] Angesichts der enormen Wegstrecke stellte sich daher die Frage einer Fortbewegung, die es gestattet, große Strecken zurückzulegen, mit der Natur in Kontakt zu bleiben und ein Gefühl für die Landschaft zu gewinnen. Da dem Verf. bei Geländeerkundungen das Auto in vieler Hinsicht zu einer Falle wurde und da Fachkollegen bei der Suche

Das bot zusätzlich die Gelegenheit, das intensiv erforschte Iulium Carnicum-Zuglio zu besuchen. Obwohl dieses der einzige Ort zwischen Aquileia und dem Magdalensberg ist, der schon in spätrepublikanischer Zeit bedeutend war, liegt er nicht an der Route Richtung Magdalensberg, sondern wesentlich weiter im Westen und orientiert sich auf den Plöckenpass hin.

Verfasser befuhr zwischen 16. und 22. September 1992 mit Fahrrad und Zelt ausgerüstet die Strecke Salzburg–Zell am See–Hochtor–Iselsberg/Dölsach–Plöckenpass–Zuglio–Gemona–Aquileia. Auf dieser Strecke waren folgende Schlüsselstellen zu erkennen: 1. Bärenschlucht, 2. Mittertörl und 3. Hochtor (Abb. 2 a. b).

Auf Antrag des Verfassers erhielt Ludwig Graupner eine Suchgenehmigung des Bundesdenkmalamtes[15]. Er begann im August 1993 das Hochtor mit einer Metallsonde abzusuchen und berichtete am 11. August 1993, dass er »unmittelbar im Sattelbereich« ein As des Augustus[16] gefunden habe. Am 11. Oktober meldete er weitere Funde: 1 As des Trajan, 1 republikanische Bronzemünze, 3 keltische Kleinsilbermünzen, 1 mittelalterliche und 1 neuzeitliche Münze, dazu zahllose Hufnägel, 2 Hufeisen, Pistolenkugeln, Granatsplitter. Da ihn der Schnee vom Hochtor vertrieben hatte, suchte er noch die Bärenschlucht ab (s. Abb. 2). Auf deren Westhang fand er eine 25,5 cm lange bronzezeitliche Lanzenspitze. An einem der folgenden Wochenenden fand er am Hochtor den Fuß einer größeren Bronzestatuette (Abb. 21 a–b). Verfasser übernahm den Fuß und suchte Kurt Gschwantler auf, um in der Antikensammlung des Kunsthistorischen Museums in Wien an Hand von Vergleichsstücken die ursprüngliche Höhe abschätzen zu können. Es zeigte sich, dass der 5,7 cm lange Fuß vom Hochtor zu einer Bronzestatuette von rund 35 cm Höhe gehört haben musste.

Bis Jahresende 1993 machte Ludwig Graupner folgende Funde:

- Von der Hochtorscharte, dem genau an der Landesgrenze zwischen Kärnten und Salzburg liegenden Einschnitt: 4 keltische Kleinsilbermünzen,
- von dem östlich der Hochtorscharte liegenden namenlosen Felskopf: 1 Münze des Augustus und des Tiberius,
- vom Pfad, der damals von der Hochtorscharte steil hinunter zum Parkplatz beim Südportal verlief: 1 republikanische, 6 kaiserzeitliche und 9 spätantike Bronzemünzen, der rechte Fuß einer Bronzestatuette, der Unterarm einer ca. 10 cm hohen Bronzestatuette, etliche Gusstropfen aus Blei.

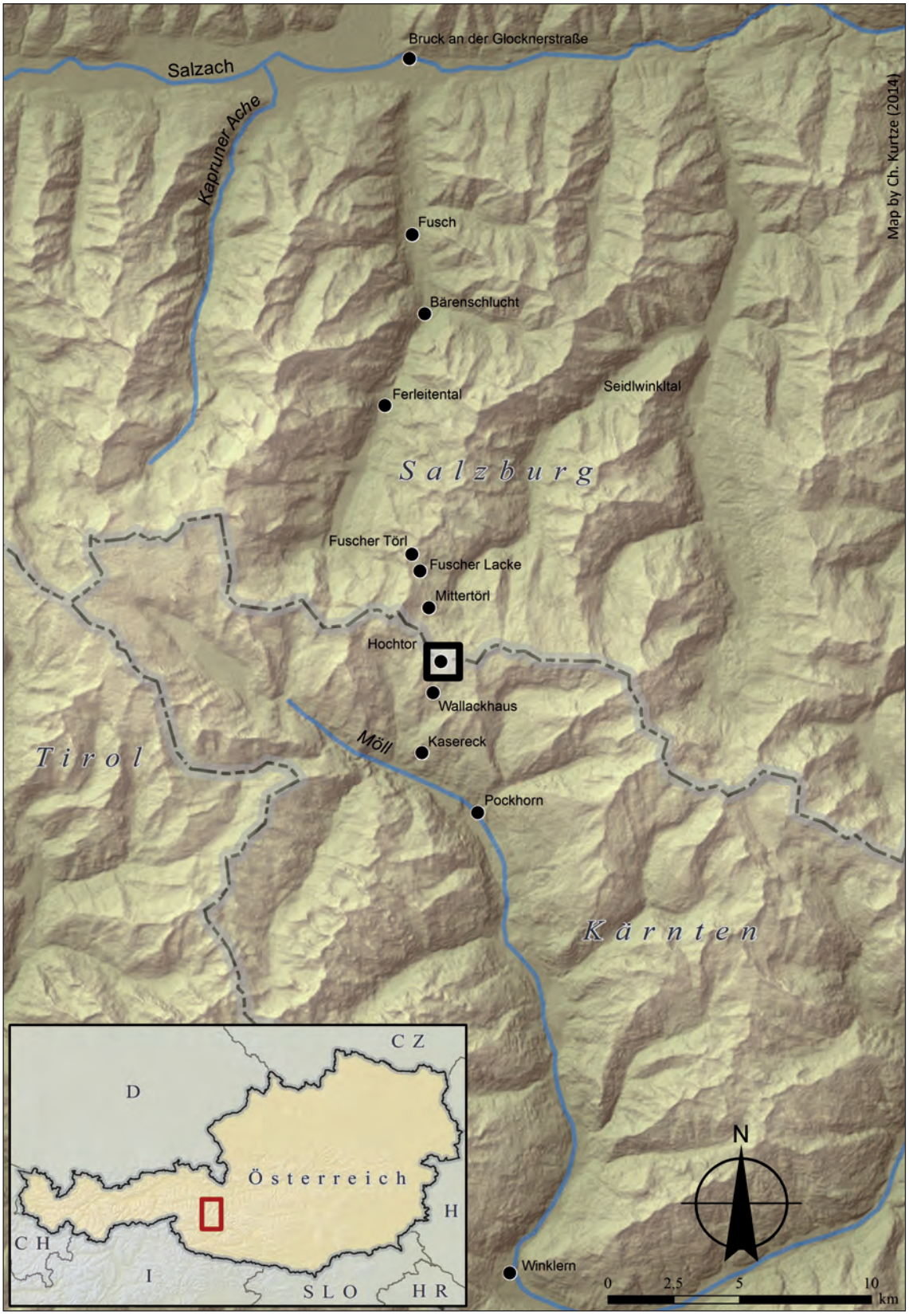
Die Verteilung der Funde im Gelände wies auf den unbenannten Felskopf, der unmittelbar östlich der Hochtorscharte liegt, diese um 22 m überragt (= 2 598 m) und die Arbeitsbezeichnung ›Temenosfelsen‹ erhielt. Offensichtlich befand sich an dieser, von allen Richtungen her sichtbaren Stelle ein heiliger Bezirk, dessen Inventar nach dem Ende des Kults in Richtung Hochtorscharte und in die Blockhalden nach Süden abgerutscht war (Abb. 4). Damit war auch jeder Zweifel an der Echtheit des Fundortes der Herkulesstatuette beseitigt, denn das Südportal des Hochtortunnels liegt genau in der Falllinie unterhalb des ›Temenosfelsens‹ (Abb. 5). Kurt Gschwantler wies darauf hin, dass die bleiernen Gusstropfen sogar eine Werkstatt vermuten lassen, in der Metalle be- oder verarbeitet worden waren.

---

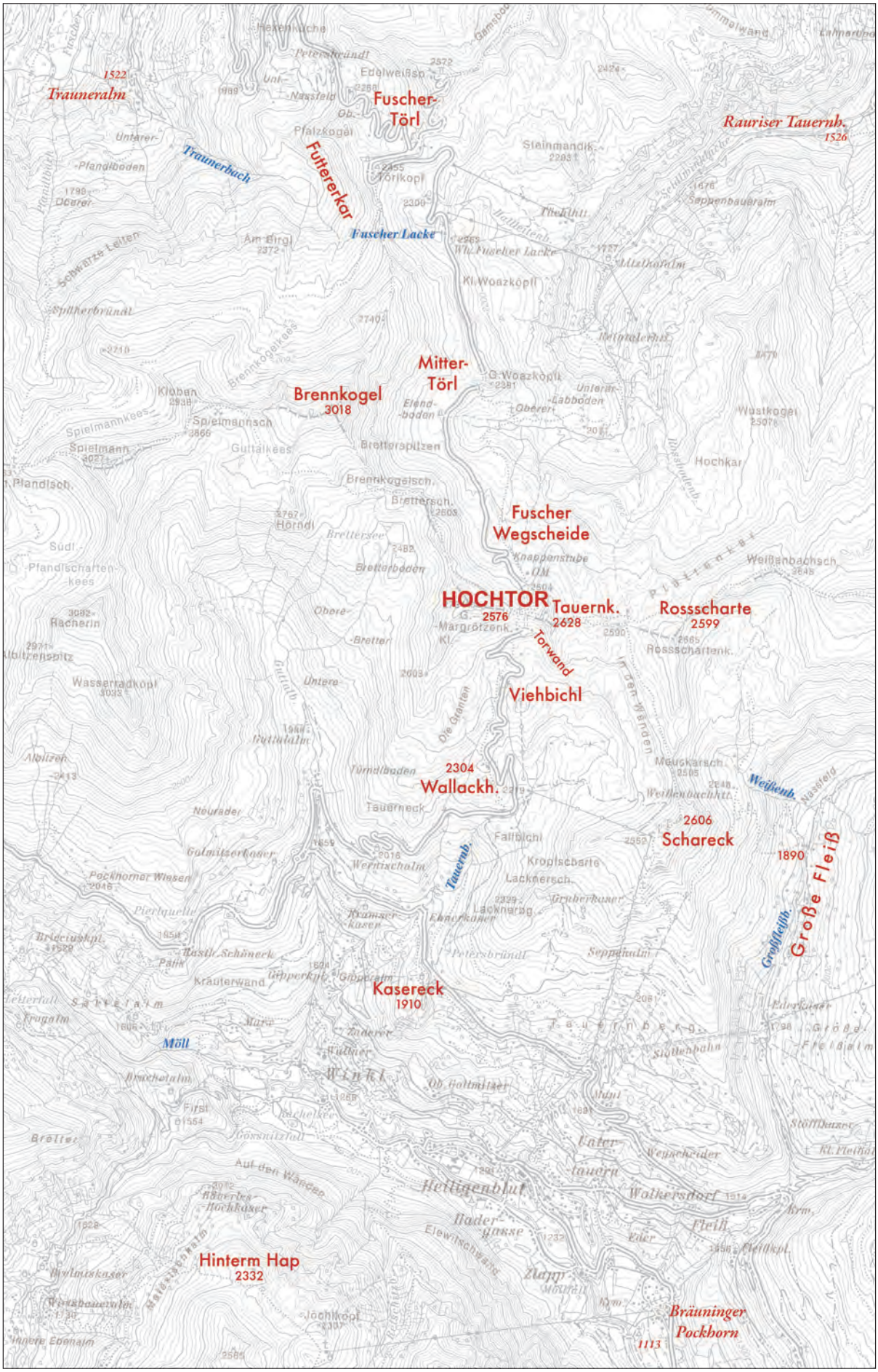
nach archäologischen Überresten entlang der Großglockner Hochalpenstraße ebenfalls in diese Falle getappt sind, fiel die Wahl auf das Fahrrad.

[15] L. Graupner ist die Entdeckung eines bedeutenden Wiener Fundplatzes zu verdanken.

[16] RIC 69, C 504.



2 Geländerelief des Alpenhauptkammes mit den in vorliegender Publikation genannten Siedlungen und Geländepunkten



3 Ausschnitt aus der Österreichischen Karte 1 :50 000 Blatt 153 und 154 mit Eintragung der genannten Gewässer (blau) und Geländepunkte (rot)

4 Die Überwindung des Alpenhauptkammes durch die Großglockner Hochalpenstraße: vorn das Südportal des Hochtortunnels (2 504 m), dahinter das Mittertörl (Tunnelhöhe 2 335 m) und das Fuschertörl (2 428 m) sowie die Abzweigung zur Edelweißspitze (2 571 m). Aufgenommen auf dem Schareck (2 606 m), Blickrichtung Nord
Hintergrund: links der Nordostgipfel des Hohen Tenn (3 317 m), in der Mitte die Leoganger Steinberge (2 634 m) und das Steinerne Meer (2 655 m), ganz rechts der Hochkönig (2 941 m)
Mittelzone: am linken Bildrand die Osthänge des Brennkogels, an deren Fuß die Glocknerroute verlaufen ist, die Hochtorscharte (2 576 m), Fuschertörl und Edelweißspitze, zum rechten Bildrand hin der Talschluss des Seidlwinkltals
Die Jahreszahlen beziehen sich auf den Fundort der Herkulesstatuette (1933), auf die Sondagen, die anlässlich des 60-jährigen Jubiläums der Eröffnung der Großglockner Hochalpenstraße angelegt wurden (1995), und auf die Sondage des Salzburg Museums (1996).

EINE WOCHE AUSGRABUNGEN

Da der ›Herkules vom Hochtor‹ beim Bau der Großglockner Hochalpenstraße gefunden worden war und mit der Straße untrennbar verbunden ist, war für weitere Forschungen auf dem Hochtor die Betreibergesellschaft der Straße, die Großglockner Hochalpenstraßen AG (GROHAG) zuständig. Für das Jahr 1995, in dem sich zum 60. Mal die Eröffnung der Hochalpenstraße jährte, war eine Reihe von Veranstaltungen geplant, in die Ausgrabungen, die eine Benutzung des Hochtors schon 2000 Jahre zuvor beginnen ließen, gut einzufügen waren. Nach der Vorlage eines Kostenvoranschlages erhielt die Forschungsgesellschaft Wiener Stadtarchäologie von der Großglockner Hochalpenstraßen AG unter folgenden Bedingungen Erlaubnis für die Ausgrabungen:

- Die Ausgrabungen werden von der Großglockner Hochalpenstraßen AG finanziert.
- Die Funde verbleiben im Eigentum der Großglockner Hochalpenstraßen AG, werden aber dem Salzburger Museum Carolino Augusteum (heute Salzburg Museum) als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt.
- Die Großglockner Hochalpenstraßen AG ist alleiniger Ansprechpartner für alle mit der Ausgrabung zusammenhängenden Fragen.

- Die Ausgrabung soll partnerschaftlich von der Forschungsgesellschaft Wiener Stadtarchäologie und dem damaligen Salzburger Museum Carolino Augusteum (heute Salzburg Museum) durchgeführt werden.

Für die Ausgrabungen wurde die Zeit zwischen 31. Juli und 25. August 1995 festgelegt. Mit Fritz Moosleitner, dem damaligen Landesarchäologen von Salzburg, wurde vereinbart, dass jede Institution ein gleich großes Team aufstellen solle[17]. Dazu kamen ein Geodätenteam der Technischen Universität Wien[18] und sowie zwei Metallsucher aus Salzburg[19]. Die Kosten für das Salzburger Team wurden vom Salzburg Museum und die Arbeitsleistungen des Verfassers von der Stadt Wien getragen. Die Großglockner Hochalpenstraßen AG stellte die erforderlichen Arbeiter.

5 Blick vom Fuschertörl entlang der sog. Alpenquerung zum Hochtor. Im Vordergrund ein Zipfel der Fuscherlacke und die gleichnamige Raststation, im Mittelgrund das Mittertörl (schräger Pfeil) und am Horizont darüber der Temenosfelsen (senkrechter Pfeil). Am rechten Bildrand die Osthänge des Brennkogels. Die antike Route dürfte in großen Zügen wie die Hochalpenstraße verlaufen sein.

Bei herrlichstem Wetter begannen am Montag, den 31. Juli 1995 die Arbeiten auf den grasbewachsenen und leicht gewellten Flächen zu beiden Seiten der Hochtorscharte (Abb. 7–10). Die durch Ludwig Graupner erkannte Fundzone erstreckt sich vom Einschnitt der Hochtorscharte (2 576 m) nach Osten zum sog. Temenosfelsen (2 598 m) und von diesem hinunter zum Südportal des Hochtortunnels (2 507 m). Nach Süden zu bricht die Fläche beinahe scharfkantig in einen Steilhang ab[20], nach Norden zu senkt sie sich, geht zuerst in eine Blockhalde über und fällt dann in ein Kar ab. Das Südportal des Scheiteltunnels, wo im Jahre 1933 der ›Herkules vom Hochtor‹ gefunden wurde, liegt – wie schon erwähnt – in Falllinie unterhalb des ›Temenosfelsens‹, der das Tunnelportal um 91 Höhenmeter überragt und aus beiden Anstiegsrichtungen schon von Weitem her sichtbar ist. Wegen dessen dominierender Position hatte Franz Wallack[21] hier eine hölzerne Fahnenstange einsetzen lassen, deren Stumpf zur Zeit der Ausgrabungen noch zwischen den Felsen steckte (Abb. 8).

---

[17] Seitens der Forschungsgesellschaft Wiener Stadtarchäologie haben teilgenommen: Paolo Casari (Florenz), Philipp Harl (Wien), Katerina Hornickova (Prag), Monika Eule (München) und als Helfer für alles Hannes Bernhard (Heiligenblut).

[18] Michael Haunschild, Thomas Reiter.

[19] Ludwig Graupner und Antonio Radic.

[20] Unmittelbar an der Hangkante verläuft die Landesgrenze zwischen Kärnten und Salzburg.

[21] Hofrat DI Franz Wallack (1887–1966) war der Erbauer der Großglockner Hochalpenstraße, die straßenbautechnische Erfordernisse mit einer optimalen Schonung der Landschaft verbindet. Sie als gilt erste moderne Gebirgsstraße.

6 Blick von der Schulter des Großen Margrötzenkopfs gegen Osten über das Hochtor zum Tauernkopf (2 628 m). Auf der dahinterliegenden Rossscharte wurden die Almgren 73a-Fibel und auf einem markanten Felskopf der Torwand (zum rechten Bildrand hin) der neuzeitliche Münzschatz (Abb. 13) gefunden. Im Hintergrund der Hocharn (3 254 m)

7 Während der Südhang des ›Temenosfelsens‹ steil ins oberste Tauernkar abbricht, senkt sich seine Nordseite flach ins Seidlwinkltal. Die in der linken unteren Bildecke sichtbare Werkzeugkiste des Salzburg Museums steht an der tiefsten Stelle des Hochtorschartels

8 Der höchste Punkt des ›Temenosfelsens‹ (2 598 m) steht genau senkrecht über dem südlichen Tunnelportal und ist deshalb der wahrscheinlichste Aufstellungsort des ›Herkules vom Hochtor‹. Da die Großglockner Hochalpenstraße hier ihren höchsten Punkt erreicht und da dieser von allen Seiten sichtbar ist, hat der Erbauer der Hochalpenstraße im Jahre 1935 hier einen Fahnenmast aufgestellt, dessen hölzerner Stumpf 1995 noch im Erdreich steckte (Bildmitte)

9 Beginn der Ausgrabungsarbeiten bei den Trockenmauern im Schartel, die lediglich Abfälle des 20. Jhs. enthielten

Bei Grabungsbeginn waren unmittelbar nördlich der Hochtorscharte eine halb zugewachsene Grube und ein langer, schmaler, fast zur Gänze zugewachsener (oder zugeschütteter) West-Ost verlaufender Graben zu sehen. Mit der Untersuchung dieser Spuren begannen die Arbeiten. Die Grube stellte sich bald als Unterstand heraus, in ihrer Verfüllung wurden elektrische Isolatoren, Fensterglas und Konserven gefunden. Bei dem Graben handelte es sich offensichtlich um einen archäologischen Suchgraben. Eine Durchsicht der im Salzburg Museum verwahrten Unterlagen ergab, dass es sich um jene Sondage handelte, die im Anschluss an die Auffindung des ›Herkules vom Hochtor‹ vom damaligen Landesarchäologen Max Silber im Jahre 1934 gezogen worden war. Weil sich keine Befunde ergeben hatten, verfasste Silber keinen Bericht.

Stichprobenartige Sondagen im Bereich der Hochtorscharte und auf dem Westhang des Felskopfes (Abb. 10) endeten nach Abheben der sehr dünnen Humusdecke sofort auf dem anstehenden Gestein, bei dem es sich nicht um Fels, sondern um sehr weiche und dünne Schieferlagen handelt. Alle in der ersten Arbeitswoche zwischen Hochtorscharte und ›Temenosfelsen‹ durchgeführten Sondagen blieben ergebnislos. Zu den bereits von Ludwig Graupner gemachten Oberflächenfunden kamen lediglich drei Neufunde hinzu – zwei keltische Kleinsilbermünzen und ein amerikanisches 10-Cent-Stück mit dem Prägejahr 1986.

Wegen des völligen Ausbleibens von Befunden und wegen des minimalen Anfalls antiker Funde wich die anfängliche Begeisterung einem enttäuschten Pragmatismus. Das Geodätenteam arbeitete intensiv an einer großmaßstäblichen Aufnahme des Geländes und von diesen Arbeiten kam auch die Erklärung für das Fehlen jeglicher Befunde: Sie ergaben nämlich, dass sich der Triangulationspunkt KT 65-154, der im Jahre 1965 auf dem ›Temenosfelsen‹ angelegt worden war, seither um 5,5 cm horizontal und um 3 cm vertikal verlagert hatte. Unter der Annahme, dass die Messungen des Jahres 1965 hinreichend präzise waren und dass ein konstanter Bewegungsverlauf vorliegt, ergibt eine lineare Rückrechnung dieser Werte um 2000 Jahre, dass sich der Punkt rund 35 cm horizontal und rund 20 cm vertikal bewegt hatte. Trotz aller Unsicherheiten schärfte diese Berechnung doch den Blick für ein geologisches Phänomen: Der markante Einschnitt der Hochtorscharte hatte sich deshalb gebildet, weil hier schieferiges Gestein fast vertikal anstand, sodass Feuchtigkeit eindringen und Spaltenfrost im Verein mit der Weichheit des Materials den Verwitterungsprozess beschleunigen konnten. Daraus war zu schließen, dass die auf der Hochfläche einst vorhandenen Funde und Befunde wegen der kontinuierlichen Gebirgsabtragung nach Süden abgerutscht waren. Die von Ludwig Graupner aufgespürten Fundstücke und vor allem

der 1933 gefundene ›Herkules vom Hochtor‹ ließen in den zwei Geröllhalden auf der Kärntner Seite des Hochtorpasses weitere Objekte aus unvergänglichen Materialien erwarten.

Für das Verständnis der weiteren Vorgangsweise ist eine kurze Charakteristik dieser beiden Geröllhalden nötig, die sich geologisch wie morphologisch stark unterscheiden. Getrennt werden sie von einer gegen Osten hin auskeilenden Rippe jener kristallinen Deckplatten, die den Grundstock der Hohen Tauern bilden, ihren höchsten Punkt im ›Temenosfelsen‹ finden und wegen ihrer Festigkeit die besten Voraussetzungen für den Scheiteltunnel der Großglockner Hochalpenstraße bieten (Abb. 4). Westlich dieser Rippe liegt die Schiefergrushalde, nach Mitteilung des Geologen Georg Kandutsch 1995 noch an der Grenze der Permafrostzone, die sich vom tiefen Einschnitt der Hochtorscharte nach Südsüdwesten erstreckt und unter dem Einfluss von Oberflächen- und Schmelzwässern ständig in Bewegung ist. Da der Schiefergrus sehr weich ist, konnten sich in ihm sogar noch die kleinsten keltischen Silbermünzen erhalten, was der Halde die Arbeitsbezeichnung ›Münzhalde‹ eintrug. Die östlich der Rippe liegende, steil gegen Südsüdosten abfallende Halde besteht aus dem wesentlich härteren Verwitterungsschutt des kristallinen Grundgebirges und führt vom ›Temenosfelsen‹ hinunter zum Südportal des Hochtortunnels. Diese Halde, in der 1933 die Herkulesstatuette gefunden wurde, erhielt den Namen ›Statuettenhalde‹.

Über dem Schiefergrus der Münzhalde lagen Brocken von Fremdgesteinen (vor allem Quarzitknollen), die ursprünglich im Schiefer eingeschlossen waren, durch dessen Verwitterung aber frei wurden und herabgekollert sind. Probehalber wurden auf einer kleinen Fläche die Felsbrocken beiseite geräumt, um den Grus mit Metallsuchgeräten absuchen zu können. Hier fanden sich sofort Münzen und Kleinfunde aus Antike und Mittelalter. Es war also klar, dass auf der Hochfläche und in der Hochtorscharte keine Hoffnung bestehen konnte, weil wegen der Verwitterung das gesamte vermutete Heiligtum abgebröckelt war und seine Opfergaben in den beiden Geröllhalden stecken mussten.

Während die Hochtorscharte und der ›Temenosfelsen‹ zum Bundesland Salzburg gehören, liegen Münz- und Statuettenhalde bereits in Kärnten, was am Ende der ersten Arbeitswoche die Salzburger Archäologen zum Rückzug veranlasste, weil sie sich für Arbeiten in einem anderen Bundesland nicht autorisiert fühlten. Da außerdem in der ständig nachrutschenden Münzhalde jeder Fundpunkt nur zur Zeit seiner Einmessung Gültigkeit hatte, wurde deren Vermessung eingestellt und das Geodätenteam entlassen. Dazu hatte sich das Wetter verschlechtert und erschwerte, vorerst nur durch Kälte, Wind und Nebel, die Arbeiten. Somit endete die erste Arbeitswoche mit der Erkenntnis, dass sich eine Grabung im Bereich von Hochtorscharte und ›Temenosfelsen‹ nicht lohnte und dass weitere Funde nur in der Münzhalde zu erwarten waren, die sich permanent talwärts bewegte und deshalb keinerlei Stratigrafie erwarten ließ.

DER SURVEY IN DER MÜNZHALDE

Die realistische Chance auf eine Fortsetzung der Anfangserfolge bot also die Münzhalde, wo wegen der Hangneigung und des ewig fließenden Schmelzwassers nur ein Survey mit Metallsuchgeräten in Frage kam[22]. Das größte Problem aber waren die unzähligen Blöcke, die bei der Gebirgsabtragung ausgewittert waren, durch die permanente Abwärtsbewegung der Halde der Größe nach sortiert den Schiefergrus bedeckten – die kleinen am Hang hoch oben, die großen tief unten. Um Metallsuchgeräte einsetzen zu können, mussten die Blöcke erst beiseite geräumt werden. Wie der Fundort der Herkulesstatuette nahelegte, bestand auf der Höhe des Hochtortunnels die größte Chance auf unbeschädigt erhaltene Fundgegenstände aus dem vermuteten Passheiligtum. Dort aber waren die Blöcke am größten und nur maschinell beiseite zu räumen,

[22] Das Team der Metallsucher bestand aus Stefan Allerbauer (Strasshof, NÖ) und Antonio Tadic (Stadt Salzburg), die ständig anwesend waren und zeitweilig von Ludwig Graupner (Stadt Salzburg) und Andreas Karl (Enzersfeld, NÖ) unterstützt wurden.

10 Blick vom ›Temenosfelsen‹ in das Schartel mit der Gesamtzahl der angelegten Sondagen. Am linken Bildrand die Werkzeugkiste des Salzburg Museums, das Wegkreuz und ein Wegweiser des Österreichischen Alpenvereins

was aber wegen des Umweltschutzes nicht in Frage kam und auch nicht erlaubt war. Wegen der Sortiermechanik innerhalb der Halde lagen Blöcke, die noch von Hand bewegt werden konnten, höher oben, wo – wiederum der Sortiermechanik innerhalb der Halde wegen – nur kleinere Fundgegenstände zu erwarten waren.

An einer kleingrusigen, im oberen Drittel der Münzhalde liegenden Stelle wurde vom Archäologenteam händisch ein quer zum Hang verlaufender Streifen von den Steinen befreit und danach von den Metallsuchern abgesucht (Abb. 10. 11). Anschließend wurden rund 5 cm Schiefergrus abgehoben, in eigens zum Schutz gegen das Abrutschen gezimmerten Verschlägen abgekippt und dort ein weiteres Mal abgesucht. Bewährt haben sich Metallsuchgeräte mit einer sehr kleinen Spule, mit denen zwar keine großen Flächen zu bewältigen, dafür aber kleinste Gegenstände wie Gusstropfen aufzuspüren waren. Auf diese Weise wurde in die Münzhalde eine Art von Terrasse hinein gegraben, die wegen der Hangneigung leider nur rund 3 m breit sein konnte und nicht bis auf den gewachsenen Fels reichte (Abb. 12). Sie bestätigte die schon erwähnte Befürchtung, dass innerhalb der Halde keinerlei Schichtaufbau existierte.

Ab Mitte August wurden die Arbeiten durch Sturm, Regen, Nebel und vor allem durch mehrmaligen Schneefall mit Schneeverwehungen und -wächten stark beeinträchtigt, wobei die Temperaturen oft unter dem Gefrierpunkt lagen. Unangenehm war dazu noch das ständige Oberflächenwasser, das für die permanente Talwanderung der Münzhalde und für die Sortierung des transportierten Gutes nach der Korngröße verantwortlich ist. Unter weniger günstigen Wetterbedingung als bei Grabungsbeginn verliefen somit die restlichen drei Wochen[23].

[23] Auf der Münzhalde blieb nur der Metallsucher Stefan Allerbauer zurück, der von den Helfern Isabella Aslaber und Hannes Bernhard (beide aus Heiligenblut) ständig und von den Metallsuchern Ludwig Graupner, Antonio Tadic und Andreas Karl unterstützt wurde. Dass der Münzhalde so viele Funde abgerungen wurden, ist vor allem Stefan Allerbauer zu verdanken, der mit seinen 63 Jahren den Wetterunbilden trotzte und Metallobjekte aus dem Grus holte, die gerade noch Millimetergröße besitzen. Es sind vor allem keltisches Kleinstsilber, Gusstropfen u. Ä. Alle Funde befinden sich heute als Dauerleihgabe der GROHAG im Salzburg Museum.

11 Am unteren Ende der von großen Geröllbrocken befreiten Fläche werden Bohlen aufgelegt, um den Abhub in beide Richtungen abführen, ablagern und abhören zu können.

Die Errichtung des ›Römerweges‹ über die Hochtorscharte

In den Monaten Oktober und November 1995 wurde über die Hochtorscharte zwischen dem Nord- und Südportal des Hochtortunnels von der Großglockner Hochalpenstraße AG ein neuer Weg angelegt und am 23. Juli 1996 als ›Römerweg‹ eröffnet. Obwohl der Bau der schmalen Wegtrasse kaum Erdbewegungen verursachte, wurden auf der Südseite im unteren Teil des Weges beim Absuchen des Aushubs folgende Objekte gefunden[24]:

- 1 bronzener Finger einer Statuette
- 1 Hinterhuf (?) einer in der Levade dargestellten Pferdestatuette
- 1 augusteische Fibel
- 16 keltische Kleinsilbermünzen
- 2 Münzen der römischen Kaiserzeit
- 3 mittelalterliche Münzen

Der Fundbericht über die gesamten Aktivitäten erschien im Jahre 1996[25].

DIE NACHGRABUNG DES SALZBURG MUSEUMS

Um Aufschlüsse über den Schichtaufbau der Münzhalde und über die Tiefenerstreckung der Münzfunde im Haldenschutt zu gewinnen, wurde im Jahre 1997 von einer Grabungsmannschaft des Salzburg Museums in der Münzhalde ein rund 2,0 × 5,0 m großer Suchgraben angelegt und mit einem Metalldetektor ebenso abgesucht wie das deponierte Aushubmaterial[26]. Bis in eine Tiefe von rund 1,5 m wurden folgende Objekte gefunden: 1 republikanische Münze, 11 spätkeltische Kleinsilbermünzen, 3 spätantike Münzen, 2 keltische Eisenfibeln und eine ca. 10 cm lange Bronzelanze. In rund 1,2 m Tiefe fand sich dazu ein gut erhaltener, rund 1,0 m langer Holzpfosten, dessen ^{14}C-Datierung in die Jahrzehnte um Christi Geburt weist (Abb. 18)[27]. Wie

[24] Die Funde tätigten Ludwig Graupner und Stefan Allerbauer.
[25] Harl 1996, 522–524.
[26] Moosleitner 2002, 686.
[27] Die ^{14}C-Messung (Erl. 1085 SLA Hochtor 03/07-1, 2020 BP ±47) wurde im AMS-Labor der Universität Erlangen-Nürnberg durchgeführt, ihre Übermittlung wird Herrn Andreas Scharf (AMS-Labor Erlangen) und Herrn Raimund Kastler (Salzburg Museum) verdankt; s. auch vorliegender Band Kap. 1.2 (R. Kastler).

12 Abheben, Abhören und Abführen des Geröllgrus in rund 5 cm starken Schichten. Man beachte die kleine Spule des Metallsuchgeräts, die das Aufspüren kleinster Metallpartikel ermöglichte.

in der Grabung des Jahres 1995 war auch diesmal in der Münzhalde kein Schichtenaufbau zu erkennen, doch konnte nun der gewachsene Fels erreicht werden, der in einer Tiefe von durchschnittlich 1,6 m annähernd parallel zur Hangneigung verlief.

Auf dem in Abbildung 14 wiedergegebenen Foto, das ich Stefan Allerbauer verdanke, erkennt man knapp unterhalb der Grabung einen Teil des Parkplatzes beim Südportal und das Dach eines Verkaufstandes. Die Grabung des Salzburg Museums muss sich also am unteren Ende der Münzhalde befunden haben. Das Fehlen einer Pölzung, wie sie bei einer fachgerechten Ausgrabung zur Dokumentation der Fundschichten erforderlich ist, deutet darauf hin, dass das Geröll auch an dieser tief gelegenen Stelle ständig nachrutschte.

Die Nachgrabung des Salzburg Museums erbrachte den wichtigen Nachweis, dass auch am unteren Ende der Münzhalde das Fundspektrum dem entspricht, das wir 1995 wesentlich höher oben festgestellt hatten. Man darf also davon ausgehen, dass die Münzhalde auf ihrer gesamten Länge mit Relikten aller Zeitstellungen durchmischt ist. An dieser Stelle sei daran erinnert, dass der ›Herkules vom Hochtor‹ 1933 beim Südportal des Scheiteltunnels gefunden worden war, also auf ungefähr der gleichen Meereshöhe, wie die Grabung des Salzburg Museums im Jahre 1997 stattfand.

DIE SURVEYS MIT METALLDETEKTOREN IN DER WEITEREN UMGEBUNG

Im ursprünglichen Konzept, das ausschließlich der Ausgrabung des Passheiligtums galt, war das Absuchen der weiteren Umgebung nur in beschränktem Umfang vorgesehen. Angesichts der Tatsache, dass sich ein Team geübter Metallsuchern eingefunden hatte, konnten als weitere Fundhoffnungsgebiete die Anstiegsrouten aus beiden Richtungen sowie Schlüsselstellen und sog. Merkfelsen einbezogen werden. Wegen der Wetterunbilden musste die sonnenexponierte Südseite vorgezogen werden, allein schon deshalb, weil dort der für den August ungewöhnlich häufig fallende Schnee schneller taute. Recht schnell zeigte sich, dass auf der Südseite der Bau der Straße, des Tunnels und der heute noch stehenden sowie der inzwischen abgetragenen Gebäude (z. B. die Quartiere der Tunnelbautrupps) das Gelände zu stark verändert hatten, um noch auf archäologische Fundstellen hoffen zu können. Außerdem scheint ein beträchtlicher Teil des Tunnelausbruches zur Aufschüttung von Straßenrampen verwendet worden zu sein.

Der alte Saumpfad und die Wallack'sche Feldbahn beim Kasereck (1 900 m)

Eine jener Stellen, wo geländebedingt die größte Chance bestand, eine von Süden kommende Anstiegsroute zu fassen, ist das Kasereck (1 910 m), an dem die Großglockner Hochalpenstraße das weite Kar des Tauernbaches betritt (s. Abb. 67 b). Hinter einem Gatter beginnt dort ein Almweg, der in das zunächst flache Kar hineinläuft. Dort war es immerhin möglich, den nachantiken Saumpfad als eine breite, von Hufnägeln gespickte Spur zu erfassen, die sich durch das Gelände zog und an einem kräftigen Signal in den Detektoren zu erkennen war. Auch wenn die Hufnägel dem mittelalterlichen und/oder neuzeitlichen Saumverkehr angehörten, so konnten sie vielleicht als Wegweiser für die günstigste Anstiegsroute dienen und auf diese Weise auch den antiken Anstieg offenbaren. Um dem alten Saumpfad zu folgen, gingen drei Sucher auf der ›akustischen Trasse‹ des alten Saumpfades so nebeneinander, dass der rechts Gehende immer den rechten Rand, der links Gehende immer den linken Rand im Schwenkbereich seiner Metallsonde hatte und der Mittlere links und rechts die akustischen Signale behielt. Damit ist angedeutet, dass die ›Hufnageltrasse‹, d. h. also der Saumpfad, so breit war, wie der Schwenkbereich von drei Metallsuchern nebeneinander, also etwa 4–5 m.

Auf diese Weise konnten die Metallsucher den alten Saumpfad weit durch das Kar des Tauernbaches verfolgen. Ganz offensichtlich zielte er auf den Punkt, wo heute das Wallackhaus steht. Bei dem Tauwetter, das auf den Wintereinbruch folgte, aperte die offensichtlich sonnenbegünstigte Route schneller als die Umgebung aus. Obwohl sie im oberen Bereich relativ steil verlaufen sein muss, darf man dennoch annehmen, dass die Route auch dort dem antiken Pfad folgte. Zwar weist der rot markierte Alpenvereinsweg, der natürlich erst in jüngster Vergangenheit angelegt wurde, den gleichmäßigsten Anstieg auf, doch scheidet er sicher als antike Trasse aus, weil er auf der Westseite des Scharecks und somit weitgehend auf der Schattseite verläuft. Die Hoffnung, dass der alte Saumpfad zu einer antiken Fundstelle führen würde, erfüllte sich jedoch nicht.

Relativ bald nach dem beim Kasereck erwähnten Gatter, wo der alte Saumpfad zum ersten Mal aufgespürt worden war, kreuzte sich dieser im spitzen Winkel mit einer weiteren durch die Suchgeräte erfassten Spur, die auf einen überwachsenen Steinbruch zielte. Hier fanden sich in regelmäßigen Abständen große Eisennägel, die sichtlich von einer Feldbahn stammten, mit der die Steine für den Bau der Straße aus dem Steinbruch abtransportiert wurden.

Die Fuscher Wegscheide (rund 2 400 m) = Der Anstieg aus dem Seidlwinkltal

Schwieriger als beim Kasereck gestaltete sich die Suche bei der Fuscher Wegscheide, wo heute der aus dem Seidlwinkltal heraufkommende Alpenvereinssteig die Großglockner Hochalpenstraße erreicht. Die Fuscher Wegscheide, bei der Martin Hell einen frühbronzezeitlichen Dolch gefunden hatte[28], dürfte auch in der Antike die Stelle gewesen sein, an der sich kurz nördlich der Hochtorscharte die Anstiege aus den beiden Tälern vereinigten. Allein wegen seiner Höhenlage von rund 2 400 m ist hier das Gelände schon stärker verblockt als beim Kasereck. Dazu kam im Sommer 1995 die Ungunst des Wetters, und dementsprechend mager waren auch die Ergebnisse: Im Grunde lässt sich nur sagen, dass auch die Fuscher Wegscheide voll von Hufnägeln ist, aber keinen einzigen antiken Fund geliefert hat.

Das Plattenkar mit Ross- und Weißenbachscharte (rund 2 600 m) (= Anstieg aus dem Großen Fleißtal)

Vom Hochtor gegen Osten führt ein Alpenvereinssteig, der zugleich die ›Haute Route‹ der Hohen Tauern ist, steil hinauf auf den Tauernkopf (2 628 m, Abb. 6). Dort beginnt eine weiträumige, sich anfangs relativ flach nach Norden senkende Platte, die so heißt, wie sie aussieht, nämlich ›Plattenkar‹. Da sie bereits oberhalb des sog. Almrauschgürtels liegt, wo der Almrausch die meis-

[28] Hell 1952, 41 f.

13 Münzschatz aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges von einem besonders exponierten Felsen der Torwand, der wohl als ›Merkfelsen‹ diente

ten anderen Pflanzen niederhält, grünt und blüht es hier auf die vielfältigste Weise. Daher war nicht auszuschließen, dass das Plattenkar in der warmen Jahreszeit als Futterwiese für Saumtiere gedient hatte, und in der Tat war eine Suche mit Metalldetektoren erfolreich: Auf einem Felskopf der Torwand fand Antonio Tadic einen kleinen Schatz neuzeitlicher Silbermünzen aus der Zeit um 1700, dessen Publikation leider zu einem späteren Zeitpunkt nachgeholt werden muss (Abb. 13). Nach Tadic' Aussage sind die Münzen auf so engem Raum beieinander gelegen, dass sie nur zu einer Geldbörse gehört haben konnten, die sich seit der Niederlegung aufgelöst hatte. ›Torwand‹ heißen die Felsabstürze vom Plattenkar in das Kar des Tauernbaches, also zur Glocknerroute hin. Hier kann es sich durchaus um den ›Merkfelsen‹ eines Hochtorsäumers oder -trägers handeln, der sein Verwahrtes nicht mehr abgeholt hat. Die Suche bei den übrigen Felsköpfen der Torwand blieb leider ohne Ergebnis.

Bald darauf fand Stefan Allerbauer auf dem Plattenkar knapp nördlich der 2 599 m hohen Rossscharte neben einer Unmenge von Hufnägeln eine Fibel vom Typus Almgren 73a (Abb. 64, 9), die nun der höchstgelegene Römerfund Österreichs sein dürfte.

Im Herbst 1996 fand Ludwig Graupner auf der 2 645 m hohen Weißenbachscharte, die in 1 km Luftlinie östlich der Rossscharte liegt, zwar keine antiken Objekte, aber Huf- und Schuhnägel, Knöpfe und Pistolenkugeln.

Mittertörl und Bärenschlucht

An beiden Stellen fand Ludwig Graupner jede Menge von Hufnägeln, über der Bärenschlucht die schon erwähnte Lanzenspitze aus der Bronzezeit, aber keine Gegenstände aus der Antike.

Ergebnis

Da es sich um einen Survey ausschließlich mit Metallsuchgeräten handelte, konnten auch nur Metallobjekte gefunden werden. Einzige Ausnahme ist ein aus der römischen Kaiserzeit stammendes Brett. So eindrucksvoll die Funde sind, die im Folgenden von den einzelnen Autoren nach Objektgruppen getrennt behandelt werden, so enttäuschend ist das Ergebnis hinsichtlich ihrer Verteilung:

- Objekte aus der Antike fanden sich nur im Bereich von Hochtorscharte und ›Temenosfelsen‹ sowie auf der als Nebenpass zu betrachtenden Rossscharte.
- Objekte aus Antike, Mittelalter und Neuzeit fanden sich ohne erkennbare Horizontalverteilung und völlig durchmischt in der Münz- und Statuettenhalde.
- Ein Münzhort von mittelalterlichen Silbermünzen wurde im Tauernkar oberhalb der Kaseralm und ein weiterer mit neuzeitlichen Silbermünzen auf dem Torstein gefunden.

Das Tauernkar konnte relativ gut abgesucht werden, nur stichprobenartig dagegen der oberste Talschluss des Seidlwinkltals und der Anstieg auf den Tauernkopf. In keinem dieser Bereiche wurde auch nur ein einziger Fund gemacht. Das bestärkt die Vermutung, dass die gefundenen Objekte nicht zufällig verloren, sondern intentionell deponiert worden waren.

Ortolf Harl

1.2 DIE UNTERSUCHUNGEN DES SALZBURG MUSEUMS

Im Zuge der Forschungen am keltisch-römischen Passheiligtum am Hochtor wurden im August 1995 auch archäologische Untersuchungen durch die Salzburger Landesarchäologie durchgeführt[1].

Die Ausgrabungen mit mehreren Testschnitten setzten im Bereich des muldenförmigen Sattels der Passhöhe ein, um bewusst an das Areal der ersten Grabungen von Max Silber 1934 anzuschließen (Abb. 14. 15. 16 a. b). Zwar wurde im Rahmen der Grabungen weiteres Fundmaterial geborgen, die erhofften baulichen Befunde zur Gestaltung des Passheiligtums blieben allerdings aus. Lediglich anhand der Fundstreuung der mittels Metalldetektor aufgespürten Weihegaben wurde auf mehrere kleine Steinmale des in Trockenmauertechnik aufgeführten Heiligtums geschlossen[2].

Zur weiteren Klärung der Fundumstände im Bereich dieser vom Hochtor nach Süden abfallenden Steinhalde wurde 1997 ein 2 m breiter Suchschnitt mit drei Grabungsabschnitten (S1–3) angelegt (Abb. 17 a. b)[3]. Der Hang bestand größtenteils aus kleinteiligem Verwitterungsmaterial, in das größere Steine eingebettet waren. In den Schnittprofilen (Abb. 17 b) wurde anhand der Verlagerung der Steine die andauernde Erosion der Halde (Fließerde) deutlich.

14 Sondage des Salzburg Museums im Jahr 1997. Wegen des ständig nachrutschenden Hangmaterials versagen auch im untersten Teil der Halde die traditionellen Ausgrabungsmethoden. Verschalungen sind nur unter großem Aufwand möglich.

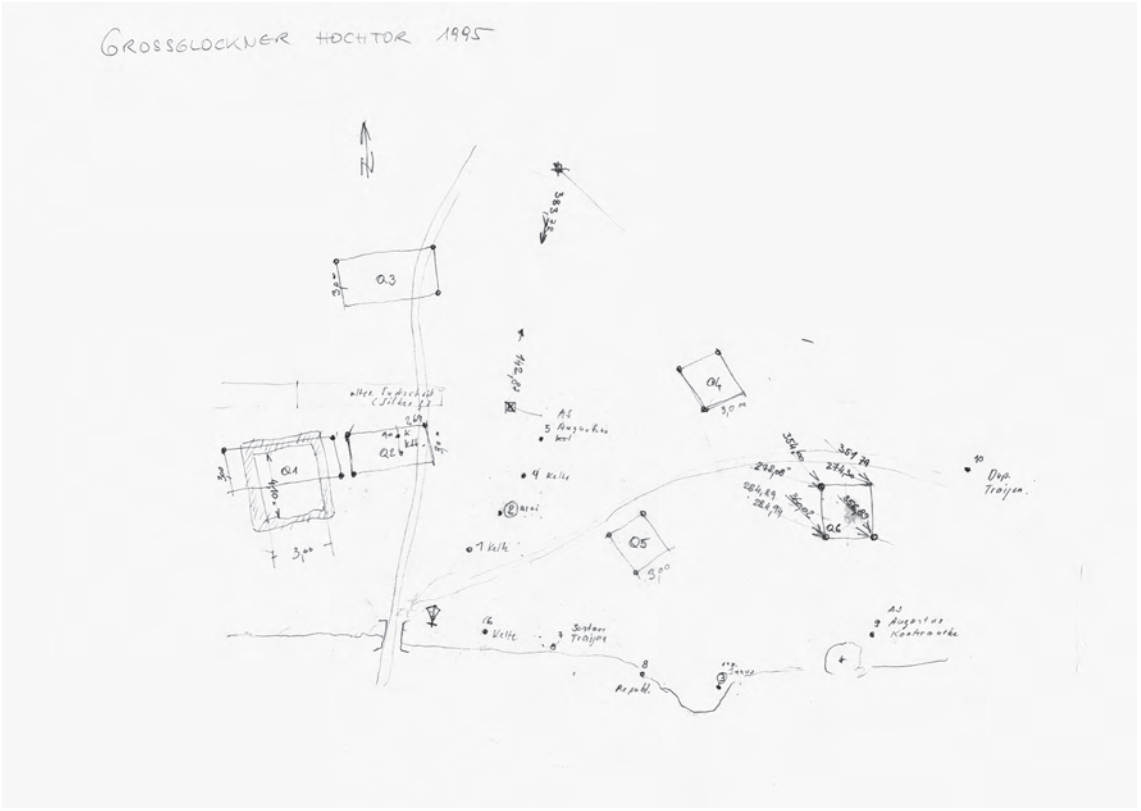
Im Abschnitt 1 dieses Suchschnittes wurde in rund 1,30 m Tiefe ein parallel zum Hang liegendes Holzbrett mit 1 m erhaltener Länge geborgen (Abb. 17 b). Der Ausgräber hielt es aufgrund dieses Befundes für denkbar, dass es sich bei diesem Holz um einen Teil der antiken Statuenschreine handelte.

Im Jahr 2007 wurde Probenmaterial dieses Holzbretts zur Altersbestimmung an das AMS-Labor der Friedrich Alexander Universität Erlangen übermittelt (Abb. 18)[4]. Die Messungen bestätigten die antike Zeitstellung des Holzes und etablierten eine Datierung zwischen dem späten 2. Jahrhundert v. und dem letzten Drittel des 1. Jahrhunderts n. Chr. Mangels konkreter Bearbeitungsspuren am Fundobjekt können keine weiteren Aussagen zu seiner ehemaligen Verwendung gemacht werden. Eine Zuweisung des Holzes an ädikulaartige Schreine aus Holz, wie sie die Ausgräber postulieren, ist möglich, muss aber hypothetisch bleiben.

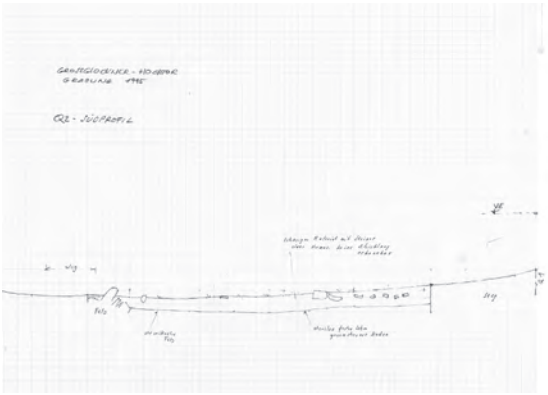
Raimund Kastler

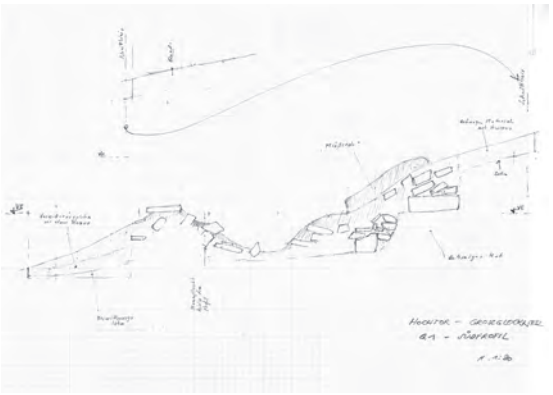
---

[1] Harl 1996, 522–524.
[2] Moosleitner 2002, 675–687.
[3] Moosleitner 1997c, 811.
[4] AML Labor Erlangen Probe SLA/ Hochtor 03/07-1 Erl-10825 : 2020 ± 47 Radiokarbonjahren. Mit 68,3 % Wahrscheinlichkeit (1 Sigma): 90–73 BC 7,2 %; 58 BC – 30 AD 54,8 %; 37–51 AD 6,2 %. Mit 95,4 % Wahrscheinlichkeit (2 Sigma): 165–128 BC 7,1 %; 122 BC – 71 AD 88,3 %.

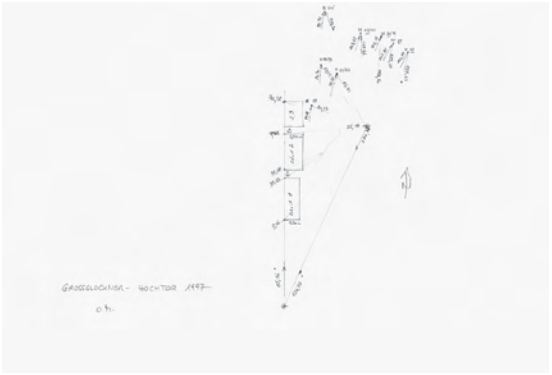


15 Übersichtsplan der Grabungen des Salzburg Museums 1995

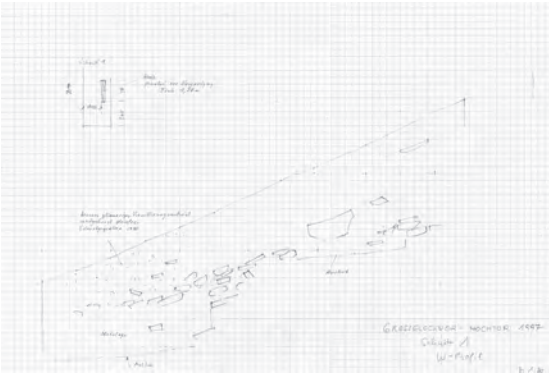




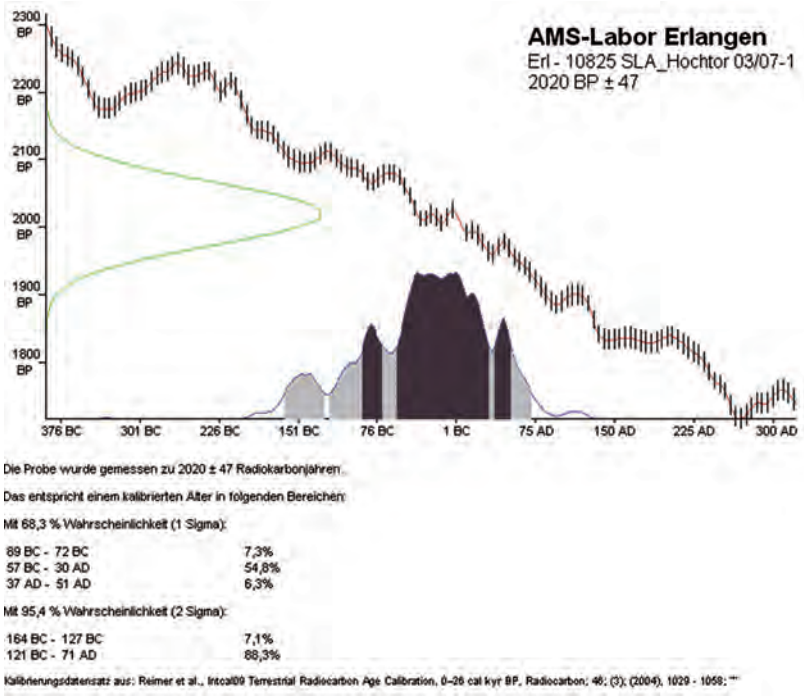
16 a. b Quadrant 1 und 2. Südprofile (1995)



17 a Anlage der Schnitte des Salzburg Museums 1997



17 b Westprofil; Schnitt 1 mit Eintragung des Holzfundes



18 Diagramm der ^{14}C-Messung des Bretts aus der Münzhalde

NACHTRAG: DIE NACHGRABUNG DES LANDESMUSEUMS KÄRNTEN

Als sich die vorliegende Publikation in der Schlussphase der Drucklegung befand, machte mich Andreas Lippert auf die unscheinbare Notiz zu einer Nachgrabung des Landesmuseums Kärnten aufmerksam, in der Günther Dembski – leider ohne detaillierte Angaben – den Fund weiterer sieben Kleinsilberprägungen vom Hochtor anführt[5]. Eine Nachfrage beim Landesmuseum Kärnten, die von Paul Gleirscher freundlicherweise sofort beantwortet wurde, erbrachte die Information, dass ich die kurze Fundnotiz zu einer Nachgrabung übersehen hatte, die Georg Kandutsch, Geologe und Leiter des Büros für alpine Dokumentationen in Arriach (Ktn.), verdankt wird. Anlass dazu war das Fußfragment Kat. 2 (Abb. 22 a–d), das nach mündlicher Auskunft von Georg Kandutsch[6] im Oktober 2009 bei der Reparatur einer Wasserleitung in einer Entfernung von 10–15 m oberhalb des Parkplatzrandes freigebaggert worden war[7]. Von 24. bis 26. August 2011 wurde deshalb ein 4 ×2 m messender Suchgraben ausgehoben, die Finanzierung kam von der GROHAG, die Genehmigung vom Bundesdenkmalamt und die Durchführung lag beim Landesmuseum Kärnten. Wie man aus der Abbildung 19 ersieht, befand sich der Suchgraben unmittelbar neben dem ›Römerweg‹, der vom Parkplatz beim Südportal des Hochtortunnels zur Hochtorscharte hinaufführt, offensichtlich auf halber Höhe zwischen beiden Endpunkten.

Zusammengefasst ergibt der Fundbericht von Paul Gleirscher folgendes Bild[8]: Mithilfe des Metallsuchers Stefan Allerbauer, der sich schon bei den Surveys von 1995 ausgezeichnet hatte, wurden zahlreiche Eisenteile, vor allem Schuh- und Hufnägel unterschiedlichster Art und Zeitstellung, Hufeisen(-Fragmente) und einige Bronzefragmente gefunden. Nicht gerade gering war auch die ›Ausbeute‹ an Münzen: sieben keltische Kleinsilber, einige mit ›Tectosagenkreuz‹ und Punktdekor, sowie eine römische mit ›Kopf im Lorbeerkranz‹ und eine gut erhaltene Silbermünze

[5] Lippert – Dembski 2013, 532.
[6] Telefonat vom 23. 3. 2014.
[7] Parzelle 886/1 der Katastralgemeinde Zlapp und Hof, Gemeinde Heiligenblut.
[8] Gleirscher 2012, 18.

19 Der obere Teil des ›Römerweges‹. In der Bildecke rechts unten die Sondage des Landesmuseums Kärnten, in der Bildmitte die beiden Spitzkehren und links oben die Hochtorscharte (Fahne)

aus dem Mittelalter. Günther Dembski hat in dem erwähnten Aufsatz die Aufnahme auch dieser Münzen in jene Gesamtzusammenfassung angekündigt, die er für die Numismatische Zeitschrift beabsichtigt. Auch die neuesten Funde sind für das von Georg Kandutsch betreute Museum beim Südportal des Hochtortunnels vorgesehen.

Trotz ihrer geringen Fläche von nur 8 m² bestätigt auch die Nachuntersuchung von 2011, dass die Münzhalde von oben bis unten gleichmäßig mit Funden verschiedener Zeitstellung durchmischt ist. Georg Kandutsch, der im Nationalpark auch die Veränderungen des Permafrostes untersucht, teilte mir mit, dass für ein geschultes Geologenauge in dieser Sondage tatsächlich Schichtungen zu sehen waren, und zwar solche, die durch den Permafrost verursacht worden waren. Seiner Mitteilung nach ist die Durchmischung der Funde innerhalb der Münzhalde vor allem ein Ergebnis des Permafrostes. Da wegen der Südexposition die Grenze zwischen den aufgetauten und den gefrorenen Schichten besonders beweglich ist, würden die aufgetauten Schichten auf den gefrorenen nicht nur permanent zu Tale rutschen, sondern sich auch stetig durchmischen. Der anstehende Fels wurde bei der Nachgrabung nicht erreicht.

Ortolf Harl

1.3 PROBLEME DER AUSWERTUNG

Bevor ich meinen Fachkolleginnen und -kollegen das Wort reiche, sei mir gestattet, auf die Problematik der Publikation einzugehen: Es ist der Gegensatz zwischen der Spärlichkeit der Befunde vor Ort und den vielfältigen überregionalen Erkenntnissen, die aus ihnen zu gewinnen sind. Beginnen möchte ich mit einer Gegenüberstellung dessen, was die Surveys von 1995 und 1996 erbrachten, mit dem, was sie verweigerten.

Positiv	Negativ
Wir haben ein Passheiligtum vor uns, bei dem der Alpenhauptkamm überschritten wurde.	An der Stelle, an der das Heiligtum gestanden haben muss, fehlt jeder architektonische Hinweis auf dieses.
Weil die Votive fast zur Gänze in den nach Süden fließenden Geröllhalden gefunden wurden, müssen die Bauten an der Geländekante gestanden haben.	
Ein Brett mit ^{14}C-Datierung in die Jahrzehnte um Christi Geburt beweist die Verwendung von Holz zu Bauzwecken.	
Die Funde bieten einen groben zeitlichen Rahmen.	Die Funde sind eine vorselektierte und nicht quantifizierbare Ansammlung dislozierter Metallgegenstände.
Einige Statuettenreste erlauben wichtige Rückschlüsse auf ihre Aufstellung.	
Die Zerstörung der antiken Befunde scheint mit jener der mittelalterlich/neuzeitlichen vergleichbar zu sein.	Es gibt keine Stratigrafie, weshalb die Funde untereinander nicht in Beziehung zu setzen sind.
Die Steilheit des Geländes schließt jede Art von Wagenverkehr aus.	Es gibt keinen Hinweis auf einen Weg oder eine Trasse.
Die hochalpine Lage erlaubt Rückschlüsse auf die überregionale Infrastruktur.	

Man sieht, dass sich das Fundmaterial mit Informationen sehr zurückhält. Daher war es ein Glücksfall, dass sich die kompetentesten Fachleute seiner Auswertung angenommen haben. Aber auch ihnen sind so enge Grenzen gesetzt, dass sie von sich aus nicht viel mehr vollbringen konnten, als eine Vorlage und Interpretation der Funde. Die eigentliche Herausforderung stellen daher weniger die Funde selbst als das Verständnis ihres Fundplatzes dar. Beim ersten Blick auf die Hochtorscharte, die mit einer Meereshöhe von 2 576 m den höchsten Punkt zwischen den Anstiegen aus zwei, eigentlich sogar drei Richtungen bildet, ist schon klar, dass es sich nur um ein Passheiligtum handeln kann. Ein Passheiligtum als höchster Punkt einer von der Natur vorgegebenen Verbindungslinie über den Alpenhauptkamm, auf der im 20. Jahrhundert Österreichs schönste Alpenstraße gebaut wurde, setzt auch für die Antike eine alpenquerende Route voraus. Der Erkenntnis, dass Heiligtum und Route einander gegenseitig bedingen, ergänzen und erklären, verdankt das Buch seinen Dualismus, auf den der Titel bewusst hinweist. Es gilt also nicht nur das Heiligtum zu analysieren, sondern auch die bisher unbekannte Route zu identifizieren.

Den Verlauf einer Route herauszuarbeiten, ist dann ein besonders schwieriges Unterfangen, wenn keine Mitteilungen über sie vorliegen[1]. Ich darf hier auf zwei Beispiele verweisen, an denen die Problematik klar wird: Wenn Livius berichtet, dass der Konsul C. Flaminius eine Straße von Bononia nach Arretium bauen ließ[2], oder wenn man vom Meilenstein aus Rabland erfährt, dass

[1] Mit der Problematik auseinandergesetzt haben sich Piccottini – Wedenig 1986, bes. 119–124.
[2] Liv. 39, 2, 6.

der Vater des Kaisers Claudius, Ti. Claudius Drusus, eine *via Claudia* einrichtete[3], dann gibt es Anhaltspunkte dafür, was und wo man suchen soll. Ein wesentlich schwierigerer Fall liegt dagegen beim Hochtor vor: Als am 14. September 1933 beim Bau des Scheiteltunnels für die neue Großglockner Hochalpenstraße in 2 505 m Seehöhe die vollständig erhaltene Bronzestatuette eines Herkules gefunden wurde, bewirkte diese Entdeckung nur ungläubiges Staunen und Zweifel[4]. Eine Fortsetzung dieser Haltung zeigt sich in der Tatsache, dass weder der veröffentlichte Fundbericht über die Entdeckung des Passheiligtums auf dem Hochtor noch die Präsentation der Hochtorfunde in der EU-finanzierten Wanderausstellung über die Kulte in den Alpen[5] oder die Kurzcharakteristik von Fritz Moosleitner einen Denkanstoß bewirkt haben, obwohl in allen drei Fällen die Deutung als Passheiligtum prononciert vorgetragen wurde.

Die Schwierigkeit ist also eine zweifache: Es gilt, zu dem entdeckten Heiligtum eine Erklärung für seine Entstehung, seine Datierung und seine jahrhundertelange Pflege zu finden. Stellt sich, wie in unserem Fall heraus, dass das Heiligtum gar zu einer überregionalen Handelsroute gehörte, muss ein derart begehrtes Handelsprodukt – oder sogar mehrere – namhaft gemacht und geklärt werden, wo dieses Produkt erzeugt/entstanden und wohin es transportiert wurde. Es ist also erst der übergeordnete Kontext, der dieses exponierte Heiligtum zu dem macht, was es ist – oder besser, was es gewesen sein könnte. Daher beanspruchen die übergeordneten Überlegungen sogar noch mehr Aufmerksamkeit als die zwar spärlichen, aber relativ aussagekräftigen Funde und die überhaupt nicht vorhandenen Befunde.

Die wichtigste Hilfe bei der Suche nach dem Verlauf der bisher nicht bekannten Route kommt von der naturräumlichen Gliederung der Landschaft und den von ihr vorgegebenen Verkehrslinien. Vor allem wenn der Gütertransport durch Träger abgewickelt wurde, konnte die kürzeste Verbindung zwischen Ausgangspunkt und Ziel gewählt werden. Denn auf zwei Beinen waren schwierige Routen und Geländepassagen noch zu bewältigen, die einen Saumtransport und erst recht einen Wagentransport unrentabel oder gar undurchführbar machten. Das ist insofern ein interessanter Aspekt, als die Glocknerroute fast wie ein Strich wirkt, der mit einem Lineal quer über die Alpen gezogen wurde (Abb. 20). In ihrer Geradlinigkeit schlägt sich gleich zweierlei nieder: erstens der enorm hohe Anteil des Transportes auf zwei Beinen und zweitens die Kleinteiligkeit oder leichte Transportierbarkeit des Handelsgutes.

Die Gliederung der Landschaft deutet von vornherein auf den Reichenhallisch-Salzburgischen Talkessel als nördlichen Fixpunkt der Route. Daher musste dort ein Produkt gesucht werden, das im Mittelmeerraum so begehrt war, dass eigens dafür eine Route entstand, die schnurgerade über die Ostalpen führte und auf den Verkehr durch Träger ausgerichtet war. Das Salz von Reichenhall, das durch Versieden von Sole gewonnen werden konnte, die dort in besonders hoher Konzentration aus dem Boden trat, gerät also erst durch die Wahrnehmung der Glocknerroute ins Blickfeld. Damit soll keineswegs behauptet werden, erst das Salinensalz von Reichenhall / Ad Salinas sei ins Mediterraneum exportiert worden. Im Gegenteil, die alpenquerenden Routen wurden sicher schon weit vor dem Aufbau der Reichenhaller Sudpfannen erschlossen – das zeigen in aller Deutlichkeit die Forschungen von Hallstatt und vom Dürrnberg bei Hallein. Es war außerdem nicht nur das Steinsalz dieser beiden Abbaugebiete allein, das nach Süden ging. Als Exportgüter des Ostalpenraumes kamen dazu das Kupfer, von dem Richard Pittioni schätzt, dass in den österreichischen Bergbaugebieten im Laufe der Bronzezeit rund 50 000 t erschmolzen worden sein dürften[6], Gold und weitere Metalle sowie Bergkristalle etc.[7]. Dennoch scheint es erst die Erschließung und Versiedung der Reichenhaller Sole gewesen zu sein, die zu einer Bündelung des transalpinen Exportverkehrs führte und die Vorrangstellung der Glocknerroute vor den übrigen Alpenübergängen einleitete.

---

[3] CIL XVII 4, 1.

[4] s. dazu vorliegender Band Kap. 1.4 (K. Gschwantler).

[5] Zemmer-Plank 1997; Zemmer-Plank 2002 und Moosleitner 2002.

[6] Pittioni 1970, 252. Den Hinweis verdanke ich Clemens Eibner, Wien/Heidelberg.

[7] s. vorliegender Band Kap. 3.5 (O. Harl).

Im vorliegenden Fall ist die Erkenntnisfindung also genau umgekehrt verlaufen: Zuerst wurde auf dem Hochtor ein Heiligtum entdeckt, dann wurde die Glocknerroute wahrgenommen und erst durch diese wurde das Produkt erkannt, das zu ihrer Entstehung führte.

Zu der Schwierigkeit, den Verlauf einer bisher unbekannten Route zu erschließen, kommt die Erschwernis, die Dauer ihrer Begehung zu bestimmen. Auf sicherem Boden steht man nur dort, wo hinreichend Funde vorliegen. Wie verhält es sich aber mit jenen Zeitperioden, für die es keine Funde aus dem Heiligtum gibt? Als Erklärung dafür müssen zuerst einmal die Zufälle der Ausgrabung in Rechnung gestellt werden, die beim Hochtor wegen des krassen Missverhältnisses zwischen der Surveyfläche und dem Fundhoffnungsgebiet besonders hoch einzustufen sind – oder als Frage formuliert: Wenn auf dem Hochtor eine Kulturperiode durch Funde nicht vertreten ist, bedeutet es dann, dass die Route zu dieser Zeit nicht begangen wurde? Wegen dieser Schwierigkeiten ist es besonders wichtig, Funde oder Siedlungen der Glocknerroute zuverlässig zuzuordnen, damit sie ihr Datum für die Begehung der Route zur Verfügung stellen und die Lücken schließen, die die Funde aus den beiden Halden offenlassen. Die diachrone Betrachtungsweise ist, wie ich glaube, hier berechtigt und meint den gesamtheitlichen Blick über alle in Frage kommenden Kulturperioden, also von der vermuteten Öffnung der Glocknerroute bis zum Ende ihrer Nutzung als Handelsweg. Da die Methode der diachronen Betrachtung aber mit vielen Unsicherheitsfaktoren behaftet ist, greife ich nur dann auf sie zurück, wenn keine andere Möglichkeit besteht.

So sehr also die Gliederung der Landschaft hilft, eine Route festzulegen, so schwierig gestaltet sich der Versuch, die vermutete oder erschlossene Route mit Fundorten oder gar Siedlungen zu verknüpfen. Was damit gemeint ist, sei wiederum an einem Beispiel dargestellt: Die Münzserie auf dem Hochtor beginnt mit fünf Münzen, die in Rom zwischen 212 und 190 v. Chr. geprägt wurden, während die Jahre bis zum Beginn der keltischen Obole um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. nur von einigen wenigen Münzen überbrückt werden. Nur allzu leicht möchte man daher annehmen, dass diese frühen Münzen wesentlich später am Hochtor deponiert worden wären. Dem widerspricht ein Horizont von frühen Importmünzen, der meines Wissens bisher nicht richtig gewürdigt worden ist. Es handelt sich um folgende Münzen von folgenden Fundorten:

- Gurina bei Dellach im Gailtal: 6 Ptolemäermünzen, die zwischen 246 und 180 v. Chr. geprägt wurden[8];
- Ortsgebiet von Rauris: 6 makedonische Großsilbermünzen[9];
- Lavanter Kirchbichl: 1 As des Münzmeisters Opeimius (155–120 v. Chr.)[10];
- Lienz, beim Gasthof Gribelehof, unweit von Schloss Bruck: 1 karthagische Münze aus den Jahren 240–146 v. Chr.[11];
- Niederdorf bei Treffen: 1 griechische Silbermünze 370–280 v. Chr.[12];
- Tiffen: 1 Ae des Ptolemaios X. und der Kleopatra II., 117–111 v. Chr.[13];
- Hallstatt: 12 ptolemäische Kleinbronzen, die als Altfund im Oberösterreichischen Landesmuseum verwahrt werden[14];
- Bad Reichenhall, Ortsteil Karlstein: Bronzemünze des Ptolemaios Euergetes (247–222 v. Chr.)[15];

[8] Jablonka 2001, 182.
[9] Zeller 1989, 10. Nach mündlicher Mitteilung von Günther Dembski handelt es sich wahrscheinlich um den Inhalt einer Geldbörse.
[10] Stadler 1995, 68 f.
[11] Stadler 1995, 68 f.
[12] Schmidt-Dick 1989, 6/14(3)1.
[13] Schmidt-Dick 1989, 1/9(3)1.
[14] Für die Mitteilung wird Bernhard Prokisch gedankt. Die Münzen werden demnächst von Alexander Ruske veröffentlicht.
[15] v. Koblitz 1910, 1–4; Lang 2009, 52.

Legende Abb. 20

Concordia:	Östlichste Siedlung der Veneti (aus Strab. 5, 1, 8 erschließbar)
Aquileia:	Außerhalb des Siedlungsgebietes der Veneti (Strab. 5, 1, 8)
Iulium Carnicum:	Wahrscheinlich der südlichste Punkt des Machtbereiches der norischen Taurisker (Ptol. 2, 13, 3 »zwischen Italien und Noricum«)
Ocra:	Südöstliches Ende der Alpen und Beginn des Siedlungsgebietes der Carni (Strab. 4, 6, 10)
Magistrikes:	Bewohner der nördlich der Alpen liegenden und zum tauriskischen Machtbereich gehörenden Magistrike Chora, genaue Lage und Ausdehnung ihres Siedlungsgebietes unbekannt. Die diesbezügliche Karteneintragung referiert ausschließlich den vagen Informationsstand des Polybios (Steph. Byz. s. v. Magistrikes).
Germani:	Die auf Polybios zurückführbare Mitteilung, »… die Nachbarn der Magistrikes sind Germanen …« (Steph. Byz. s. v. Magistrikes), trifft geografisch am ehesten auf den böhmischen Kessel zu. Die diesbezügliche Karteneintragung referiert ausschließlich den vagen Informationsstand des Polybios und soll z. B. keinesfalls das keltische *oppidum* Zavist zu einer Germanensiedlung machen.

Die Fortsetzung der Glocknerroute von Ad Salinas/Reichenhall an die Donau wird markiert durch:

- die auf der Tabula Peutingeriana genannte und bei Schwanenstadt (Oberösterreich) lokalisierbare Straßenstation Tergolape mit der venetischen Namenswurzel **terg/trg* (= Markt)
- die keltische Flachlandsiedlung von Hörsching-Neubau
- das keltische *oppidum* von Linz-Freinberg

Nach dem Übergang über die Donau bei Linz findet die Glocknerroute ihre Fortsetzung im ›Goldenen Steig‹ (Bezeichnung des späten Mittelalters) über den Kerschbaumer Sattel an die Moldau und weiter in den böhmischen Kessel.

20 Die Glocknerroute, deren Verlängerung nach Norden und die von Polybios genannten Stämme. Nach dem rekonstruierten Reisebericht des Polybios (Mitte 2. Jh. v. Chr.)

- Wels: 1 griechische Tetradrachme 400–300 v. Chr. und eine weitere des Ptolemaios' II. Philadelphos 256–255 v. Chr.[16];
- Hörsching-Neubau bei Linz: Subärater Viktoriat, um 200 v. Chr.[17].

Mit Sicherheit wird diese nicht geringe Zahl von Importmünzen durch die Numismatik noch zu erweitern sein. Giovanni Gorini, der sich schon 1976 mit diesem Münzhorizont auseinandergesetzt hat, vertrat die Meinung, dass er auf einen nicht unbeträchtlichen Adriahandel hinweist[18].

So gesehen lassen sich also die eben erwähnten Münzen neben die venetischen Inschriften von der Gurina, der Missoria-Alm und vom Findenigthörl stellen, die für die republikanische Zeit die Anwesenheit italischer Handelsreisender bezeugen[19]. Auch wenn wir zwei heterogene Informationsgruppen vor uns haben, die von z. T. weit auseinanderliegenden Fundorten stammen, so erhalten sie durch die Wahrnehmung der Glocknerroute und der übrigen Alpenübergänge neues Gewicht: Für jeden dieser Fundorte bedeutet dies, dass die Befunde einander gegenseitig stützen, und dass zwischen den Inschriften und der Emission der Münzen in Rom, Karthago und Ägypten und ihrem Eintreffen im Ostalpenraum nicht viel Zeit vergangen sein wird. Auch wenn nun der Zeitpunkt konkreter wird, an dem die ›exotischen‹ Inschriften verfasst und die ›ausländischen‹ Münzen deponiert wurden, ist damit nichts über den Anfang der Begehung der Glocknerroute ausgesagt, der überhaupt im Dunklen liegen dürfte.

Ähnlich ist die Problematik bei den Siedlungen. Denn hier ist nicht immer klar, ob eine Siedlung zur Struktur einer Siedlungskammer oder zur Glocknerroute gehört. Relativ deutlich wird die Zugehörigkeit einer Siedlung zur Route dann, wenn sie so abseits liegt wie die keltisch-römische Siedlung von Pockhorn bei Heiligenblut, wenn sie einen so ungewöhnlichen Grundriss hat wie die ›Römersiedlung Stribach‹ oder wenn sie gar beide Phänomene miteinander verbindet wie Iulium Carnicum. Wenn jedoch die Glocknerroute eine Siedlung berührt wie den Biberg bei Saalfelden, der nicht nur das Zentrum einer Siedlungskammer war, sondern – angeblich – wohl eines ganzen *pagus*, nämlich jenes der Ambisontes, dann sind diese beiden Funktionen schwer auseinanderzuhalten[20].

Hier noch ein Wort zu dem immer wieder gebrauchten Begriff Brückenkopfsiedlung. Neben Pässen sind es die Übergänge über Gewässer, die den Verkehr bündeln. Da Flussübergänge mitunter schwierig zu bewältigen waren, hat sich an der betreffenden Stelle eine Infrastruktur entwickelt, die den Reisenden Rast und Hilfe bieten konnte. Die Ahnherrin aller Brückenkopfsiedlungen ist Rom selbst, wo die einzige Insel am Unterlauf des Tibers einen leichten Übergang und die umliegenden Hügel hervorragenden Schutz boten. Die prominentesten Beispiele an der Glocknerroute sind Concordia als Brückenkopf am Tagliamento sowie Iuvavum, der Hauptort der Alauni und Übergang über die Salzach, dessen Nachfolgerin Salzburg sich zu einem der prächtigsten Fürstenhöfe Europas entwickelte. Lag der Übergang über den Fluss gleichzeitig am Fuß eines Hügels, dann konnte dort eine Festung entstehen und sich die Einheit von Furt/Brücke, Siedlung und Festung zu einer Zentralsiedlung, wenn nicht gar zu einem Machtzentrum entwickeln. Entlang der Glocknerroute dürfte, von Iuvavum abgesehen, das beste Beispiel wiederum der Biberg bei Saalfelden als – angebliches – Stammeszentrum der Ambisonten gewesen sein. Dass auch in Mittelalter und Neuzeit an diesen Stellen Siedlungen bestanden, spricht für die Kontinuität eines von den naturräumlichen Bedingungen vorgegebenen Verkehrswesens.

Ortolf Harl

---

[16] Vondrovec 2003.
[17] Prokisch 2004, 27 Kat. A216.
[18] Gorini 76, 1976, 43–49. Den Hinweis verdanke ich Alexander Ruske.
[19] s. vorliegender Band S. 141–144.
[20] Der Biberg ist insofern ein besonderer Fall, als er durch den modernen Bergbau beseitigt wurde, ehe Ausgrabungen durchgeführt werden konnten.

1.4 FIGÜRLICHE WEIHEGABEN

Im Folgenden werden Fragmente figürlicher Bronzen (Kat. 1–7. 16–23), von Postamenten (Kat. 24–25) und Miniaturlanzen (Kat. 26–30) sowie Bleivergüsse (Kat. 8–15) katalogmäßig vorgestellt und besprochen. Die 30 Überreste von Bronzestatuetten wurden zwischen 1993 und 2009 mit Metallsuchgeräten auf jenem Steilhang gefunden[1], der von der Hochtorscharte (2 598 m ü. M.) rund 90 Höhenmeter kegelförmig zum Südportal des Hochtortunnels abfällt, dem Fundort des berühmten ›Herkules vom Hochtor‹[2].

Übersicht über die figürlichen Bronzen

Kat. 1–7	Füße (Abb. 21 a–27 b)
Kat. 8–15	Bleivergüsse (Abb. 28 a–33 b)
Kat. 16–18	Unterarme, Hand (Abb. 34 a. b)
Kat. 19–22	Finger
Kat. 23	Pferdefuß (Abb. 35 a. b)
Kat. 24–25	Postamente (Abb. 36 a. b)
Kat. 26–30	Miniaturlanzen (Abb. 37 a–39)

KATALOG

Kat. 1: Rechter Fuß mit Sandale, Gusszapfen und Bleiverguss **Abb. 21 a. b**
H (gesamt) 6,3 cm
Fuß: Bronze, Hohlguss; olivgrüne Patina
L 5,7 cm; B 2,6 cm; H 2,5 cm; mittlere Wandstärke 0,2 cm
Gusszapfen (ovaler Querschnitt): Bronze, Vollguss
1,7 × 1,3 × 1,9 cm
Bleiverguss (unregelmäßiger Querschnitt): bräunliche Oxidschicht, z. T. abgeplatzt
3,26 × 3,05 × 1,9 cm
Der rechte Fuß war mit der gesamten Sohle auf dem Sockel aufgesetzt und bildete somit das Standbein einer Statuette von beachtlicher Größe, die in Modellierung und Gusstechnik qualitativ hochstehend gewesen sein muss. Vergleiche mit erhaltenen Statuetten lassen eine Höhe von ca. 35 cm erschließen. Die Sohle ist zur Gänze geschlossen, mit dem an der Unterseite der Ferse schräg nach hinten verlaufenden, massiven Gusszapfen war die Statuette mit Blei in der Basis vergossen[3]. Der Fuß ist unterhalb der Knöchel unregelmäßig gebrochen, der dünne Guss an mehreren Stellen im Bereich der Querriemen und der großen und zweiten Zehe löchrig durchkorrodiert; durch ein Loch in der Sohle (vor dem Gusszapfen) ist Blei klumpenförmig in den Fuß eingedrungen. Die Sandale, die den Mittelfuß halbschuhförmig umschließt und Zehen und Ferse frei lässt, besteht aus Sohle und Oberleder mit Rist-, Fersen- und Zehenriemen. Die Sohle besteht aus zwei Lederlagen, die durch eine Rille getrennt sind, das Oberleder aus zwei am Ansatz der Zehen verlaufenden Querriemen (oder auch nur aus einem durch eine Rille geteilten Riemen), einem laschenartigen, von jeweils einer Rille eingefassten Ristriemen sowie dem bogenförmig zugeschnittenen Seitenleder, das keine Verschnürung mit dem Ristriemen aufweist. Details wie die Nägel und Fältchen an den Zehen sowie die Bögen und Rillen an Riemen und Seitenleder waren größtenteils schon im Wachs angelegt und wurden in Kaltarbeit nur geringfügig

[1] s. Kap. 1.1 (O. Harl).
[2] s. u. S. 59–64.
[3] s. u. S. 50–59 zur Guss- und Versockelungstechnik.

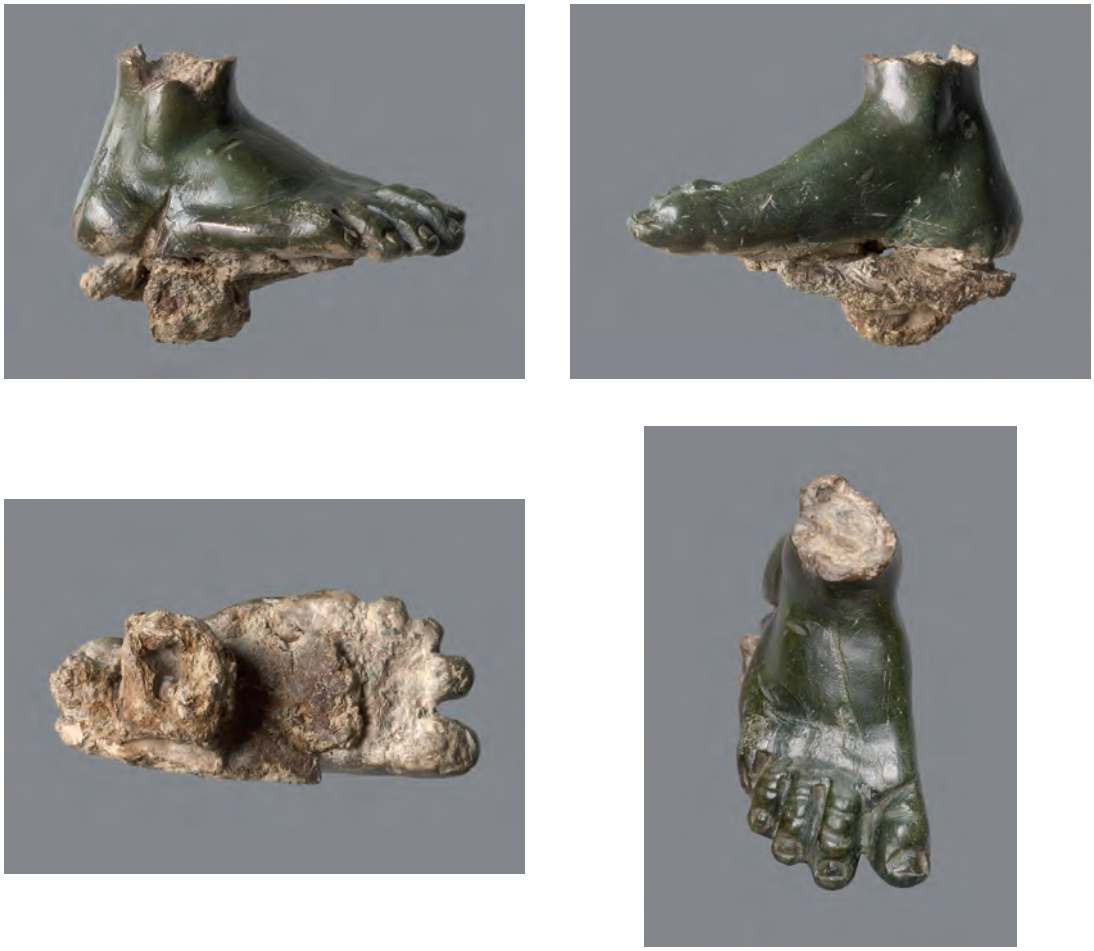
21 a. b Kat. 1: Rechter Fuß mit Sandale, Gusszapfen und Bleiverguss

nachgeschnitten; die Unterseite der Sohle ist im Rohguss belassen. Der kräftig modellierte Fuß gehörte sicher zu einer männlichen Statuette.

Der Bleiverguss ist z. T. abgeplatzt, wodurch der leicht schräg nach hinten verlaufende Gusszapfen sichtbar wird. Im Blei finden sich vereinzelt Abdrücke der Meißelspuren, die beim Ausnehmen des Vergusslochs im Steinsockel entstanden sind.

Kat. 2: Rechter Fuß mit Bleiverguss **Abb. 22 a–d**
H (gesamt) 4,2 cm
Fuß: Bronze, Hohlguss; dunkelgrüne Patina
L 5,74 cm; B 2,48 cm; H 3,12 cm; mittlere Wandstärke 0,2 cm
FO: Unterstes Ende der Münzhalde, rund 10–15 m oberhalb des Parkplatzes beim Südportal, gefunden im Oktober 2009 bei Reparatur einer Wasserleitung.
Bleiverguss: bräunlich oxidiert
Der kräftige Fuß gehörte wie der Fuß Kat. 1 sicher zu einer männlichen Statuette und ist mit diesem in der Qualität der Modellierung und in den Maßen nahezu identisch, was auf eine ähnliche Größe der Statuette schließen lässt. Im Gegensatz zur Modellierung ist die Kaltarbeit weniger sorgfältig ausgeführt, Details wie die Zehennägel, die Hautfältchen, vor allem aber die Trennung der einzelnen Zehen sind mit dem Meißel z. T. sehr grob nachgeschnitten. Wie Kat. 1 war auch diese Statuette im Hohlgussverfahren gegossen, für die Versockelung wurde jedoch eine andere Technik angewandt, da der Fuß keinen Gusszapfen aus Bronze, sondern einen Bleiverguss aufweist, der über eine Öffnung in der Sohle auch das hohle Bein bis zur Bruchkante ausfüllt[4] . Offensichtlich saß der Fuß nicht satt auf der Basis auf, sodass das Blei auch unterhalb der Sohle auslaufen konnte. Die etwa 2 mm dicke Schicht ist am Vorfuß und entlang der Außenseite der Sohle abgeplatzt (Abb. 22 b). An der Fußinnenseite ist diese Schicht dicker und von der Sohle etwas abgehoben, sodass in diesem Spalt zwischen Ferse und Knöchel die Öffnung in der Sohle und der Verlauf des ursprünglich annähernd quaderförmigen Vergusszapfens sichtbar werden (Abb. 22 c). Der Fuß wurde offensichtlich gewaltsam vom Sockel getrennt, wie Hiebverletzungen unterhalb des Außenknöchels, am Rist und an der Ferse beweisen. Der tiefe, V-förmige Schnitt unterhalb des Knöchels durchtrennt die Gusswand und spaltet den bleiernen Vergusszapfen, sodass ein Teil nach hinten geschoben wurde (Abb. 22 a). Der Bruch oberhalb der Knöchel verläuft unregelmäßig, auf der Außenseite vermeint man ebenfalls eine Hiebverletzung zu erkennen, die vielleicht zu der Zerstörung der Statuette geführt hat (Abb. 22 a. d).

[4] s. u. zur Guss- und Versockelungstechnik.



22 a–d Kat. 2: Rechter Fuß mit Bleiverguss

Kat. 3: Rechter Fuß mit Sandale und Gusszapfen **Abb. 23 a. b**
H (gesamt) 2,1 cm
Bronze, Vollguss; malachitgrüne, fleckige Patina
Fuß: L 2,85 cm; B 1,3 cm; H 1,4 cm
Gusszapfen: H 0,9 cm
Rechter Fuß vom Standbein einer Statuette. An den Knöcheln unregelmäßiger Bruch im Bereich eines Lunkers (Sollbruchstelle). Bekleidet mit einer Sandale, deren zwei Riemen sich am Vorfuß blattförmig vereinen und zwischen den ersten beiden Zehen mit der Sohle verbunden sind. Die Trennung der Zehen wurde in Kaltarbeit vorgenommen. Der kurze, im Querschnitt runde Gusszapfen befindet sich unterhalb des Vorfußes und wurde mit dem Meißel abgeschrotet.

23 a. b Kat. 3: Rechter Fuß mit Sandale und Gusszapfen

Kat. 4: Rechter Fuß mit Gusszapfen und Bleiverguss **Abb. 24 a–c**
H (gesamt) 3,6 cm
Fuß: Bronze, Vollguss; grüne Patina
L 2,6 cm; B 1,0 cm; H 1,6 cm
Gusszapfen: B 1,7 cm
Bleiverguss: H 2,5 cm; B 2,7 cm
Nackter rechter Fuß vom Standbein einer Statuette mit annähernd quaderförmigem Bleiverguss. Unregelmäßiger Bruch in der Höhe der Knöchel. Der Fuß war flach auf der Basis aufgesetzt und ist bis auf die Zehenballen in Blei vergossen, wobei das Blei z. T. seitlich am Fuß hochsteigt (vgl. Kat. 5). Auf der Unterseite ist der teilweise freiliegende trapezförmige Gusszapfen (vgl. Kat. 9) sichtbar. Für die Einarbeitung des Vergusslochs wurde neben dem Meißel auch ein Bohrer verwendet, worauf die tropfenförmig gestalteten Ecken auf der linken Seite des Bleivergusses hinweisen. Kaltarbeit ist kaum sichtbar, die Nagelbetten sowie die Trennung der Zehen dürften schon im Wachs angelegt gewesen sein.

24 a–c Kat. 4: Rechter Fuß mit Gusszapfen und Bleiverguss

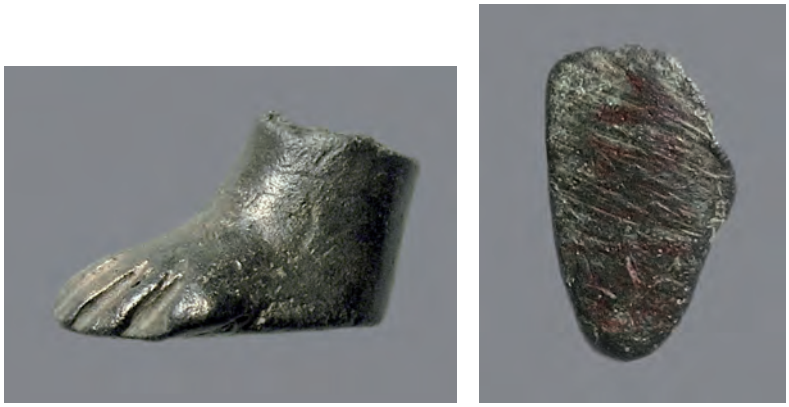
Kat. 5: Rechter Fuß mit Gusszapfen und Bleiverguss **Abb. 25 a. b**
H (gesamt) 2,9 cm
Fuß: Bronze, Vollguss; dunkelgrüne Patina
L 2,05 cm; B 0,9 cm; H 1,0 cm
Bleiverguss: 1,7 × 1,3 × 1,9 cm
Nackter rechter Fuß vom Standbein einer Statuette, an den Knöcheln Bruch. Der unter der Ferse befindliche Gusszapfen wird von dem annähernd quaderförmigen Bleiverguss umschlossen. Wie bei Kat. 4 steigt das Blei z. T. seitlich am Fuß hoch, die Zehenballen sind frei. Der Fuß ist weniger sorgfältig modelliert, der Rist sehr hoch, die Zehen sind mit dem Meißel grob unterteilt.

25 a. b Kat. 5: Rechter Fuß mit Gusszapfen und Bleiverguss

Kat. 6: Rechter Fuß mit Bleiverguss **Abb. 26 a. b**
H (gesamt) 2,95 cm
Fuß: Bronze, Vollguss; bräunliche Patina
L 1,6 cm; B 0,8 cm; H 0,8 cm
Bleiverguss (unregelmäßig): 3,5 × 1,8 × 2,95 cm
Nackter rechter Fuß mit den Fußspitzen nach außen gedreht, am Knöchel Bruch. Der Fuß ist mit der ganzen Sohle flach aufgesetzt und im Bleiverguss eingebettet (vgl. Kat. 4. 5). Die einzelnen Zehen sind nicht unterteilt und an den Spitzen flach gequetscht. Vom linken Fuß, der gleichfalls gedreht war, ist nur noch die Bettung vorhanden, aus der hervorgeht, dass die Füße ohne Gusszapfen in das noch flüssige Blei gedrückt wurden.

26 a. b Kat. 6: Rechter Fuß mit Bleiverguss

Kat. 7: Linker Fuß **Abb. 27 a. b**
Bronze, Vollguss; braungrüne Patina
L 1,6 cm; B 0,9 cm; H 1,0 cm
Linker Fuß vom Standbein einer Statuette, an den Knöcheln Bruch. Der Fuß ist plump modelliert, die Unterteilung der Zehen war wohl schon im Wachs angelegt. Die Sohle ist flach gefeilt, war demnach zur Gänze auf der Basis aufgesetzt. Die Statuette könnte mittels Lot auf einer Bronzebasis montiert gewesen sein.

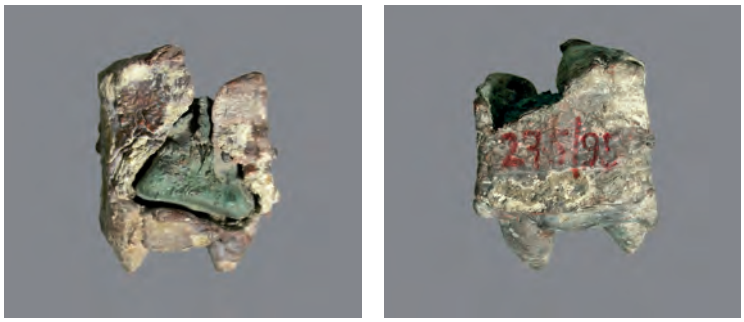


27 a. b Kat. 7: Linker Fuß

Kat. 8: Quaderförmiger Bleiverguss mit rundem Gusszapfen **Abb. 28 a. b**
Bleiverguss: 5,11 × 3,87 × 2,92 cm
Gusszapfen: Bronze, gegossen; grüne Patina. Dm 0,93 cm
Zapfenloch: Dm 1,13 cm
Abstand Gusszapfen – Zapfenloch (mittig) ca. 4 cm
Quaderförmiger Bleiverguss mit Abdrücken der Steintextur mit linearen Meißelspuren (vgl. Kat. 1). Von den ursprünglichen zwei Gusszapfen ist nur einer erhalten; vom zweiten nur noch das unten z. T. offene Zapfenloch. Vielleicht von einer Pferdestatuette?

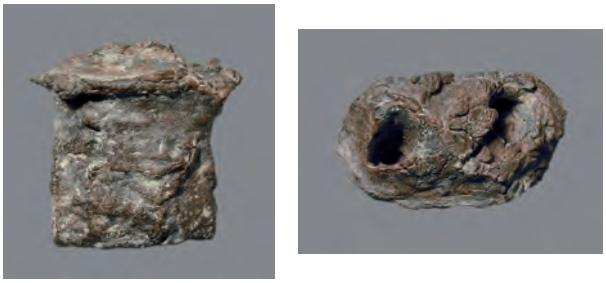
28 a. b Kat. 8: Quaderförmiger Bleiverguss mit rundem Gusszapfen

Kat. 9: Quaderförmiger Bleiverguss mit trapezförmigem Gusszapfen **Abb. 29 a. b**
Bleiverguss: Blei z. T. ausgebrochen; 2,13 × 1,8 × 3,7 cm
Gusszapfen: Bronze, Vollguss; grüne Patina
L 1,43 cm (oben); B 0,82 cm (oben), 2,1 cm (unten); H 2,0 cm
Quaderförmiger Bleiverguss mit zapfenförmigen Fortsätzen, die wie bei Kat. 4 die Verwendung eines Bohrers für die Ausnehmung des Vergussloches beweisen. Der trapezförmige Gusszapfen (vgl. Kat. 4) ist im Verguss abgebrochen und liegt auf einer Seite frei.



29 a. b Kat. 9: Quaderförmiger Bleiverguss mit trapezförmigem Gusszapfen

Kat. 10: Quaderförmiger Bleiverguss mit Zapfenlöchern **Abb. 30 a. b**
Bleiverguss: 2,1 × 1,2 × 2,0 cm
Zapfenlöcher: Dm ca. 0,4 cm
Quaderförmiger Bleiverguss, oben aufgewölbt, mit vorkragendem Rand und zwei kleinen Zapfenlöchern.



30 a. b Kat. 10 Quaderförmiger Bleiverguss mit Zapfenlöchern

Kat. 11: Bleiverguss mit Eisenstift **Abb. 31 a. b**
Bleiverguss: 6,59 × 5,5 × 2,8 cm
Stift: Eisen, geschmiedet
Dm 0,33 cm (oben), 0,14 cm (unten); L 2,0 cm
Fragment eines ursprünglich großen Bleivergusses, von dem sich auf einer Seite ein Teil des oberen, nach innen verbogenen Randes erhalten hat. Der an der Außenseite klumpenförmige Verguss zeigt auf der Innenseite den Abdruck einer Ecke eines wohl quaderförmigen Gegenstands. Der im Querschnitt vierkantige Eisenstift dürfte erst sekundär eingeschlagen worden sein, um das Objekt vielleicht zusätzlich oder nach einer Beschädigung zu sichern. Bei dem Objekt, das den Verguss im Stein verankern sollte, wird man wohl weniger an einen Gusszapfen als an einen stabförmigen Gegenstand oder einen Sockel denken, wobei wegen des Eisenstifts Holz als Material nicht auszuschließen ist.

31 a. b Kat. 11: Bleiverguss mit Eisenstift

Kat. 12: Zylindrischer Bleiverguss **Abb. 32 a. b**
Bleiverguss: L 2,8 cm; B 2,0 cm (oben), 1,22 cm (unten)
Zapfenloch: Dm 0,75 cm; T 1,92 cm
Annähernd zylindrischer Bleiverguss, die Wandung ist auf einer Seite ausgebrochen, sodass das Zapfenloch freiliegt. Am oberen Rand des Bleivergusses sind tiefe Kerben sichtbar, die von einem Hohleisen stammen: offensichtlich wurde versucht, das Objekt gewaltsam vom Sockel zu entfernen.

32 a. b Kat. 12: Zylindrischer Bleiverguss

Kat. 13: Zylindrischer Bleiverguss **Abb. 33 a. b**
Bleiverguss: 2,2 × 1,6 × 3,2 cm
Zapfenloch: T 2,8 cm
Annähernd zylindrischer Verguss, oben mit Rand, unten durch Bohrung im Stein zweigeteilt.

33 a. b Kat. 13: Zylindrischer Bleiverguss

Kat. 14: Bleiverguss
Bleiverguss: 1,9 × 1,2 × 2,1 cm
(Unterer [?]) Teil eines Bleivergusses, durch Bohrung im Stein zweigeteilt. Gusszapfen oder Zapfenloch nicht erhalten; Meißelspuren.

Kat. 15: Quaderförmiger Bleiverguss (Fragment)
Bleiverguss: 2,1 × 2,0 × 1,1 cm
Fragment eines Bleivergusses mit dem Zapfenloch für einen trapezförmigen (?) Gusszapfen.

Kat. 16: Rechter Unterarm **Abb. 34 a. b**
Bronze, Vollguss; dunkelgrüne Patina
L 3,6 cm; B (Hand mit Daumen) 1,6 cm
Der Unterarm ist am Ellbogen gebrochen, die Finger sind bis auf den abgespreizten Daumen geschlossen. Am Daumen scheint das Nagelbett im Wachs vormodelliert gewesen zu sein. Die Rille auf der Innenseite des kleinen Fingers ist vielleicht ein Hinweis auf die Verwendung einer Zweischalenform für die Herstellung des Wachsmodells, wobei durch Verschiebung der beiden Formhälften die Quetschung am Finger entstanden sein könnte.

Kat. 17: Rechter Unterarm **Abb. 34 a. b**
Bronze, Vollguss; dunkelgrüne Patina
L 2,9 cm; B (Hand mit Daumen) 1,3 cm
Der Unterarm ist vor dem Ellbogen abgebrochen, die Finger sind bis auf den abgestreckten Daumen geschlossen, Handrücken und Finger leicht gekrümmt. Seitlich an den Fingern scheint eine Naht abgearbeitet zu sein, was wie bei Kat. 8 ein Hinweis auf die Verwendung einer Zweischalenform für die Herstellung des Wachsmodells sein könnte. An der Handwurzel unterhalb des kleinen Fingers ist ein Gussfehler zu sehen.

Kat. 18: Linke Hand **Abb. 34 a. b**
Bronze, Vollguss; dunkelgrüne Patina
L 2,2 cm; B 1,2 cm
Linke Hand mit Teil des Unterarms, dort Bruch. Der Zeigefinger ist abgestreckt, die Hand umschloss mit dem Daumen und drei Fingern einen stabartigen Gegenstand. Grobe Modellierung, die Fingernägel sind nicht angegeben.

34 a. b links Kat. 16: Rechter Unterarm
34 a. b Mitte Kat. 17: Rechter Unterarm
34 a. b rechts Kat. 18: Linke Hand

Kat. 19: Finger **ohne Abbildung**
Bronze; Vollguss; grüne Patina
L 1,7 cm; B 0,5 cm; D 0,5 cm
Linker Zeigefinger (?), am Grundgelenk abgebrochen; Nagel in Kaltarbeit nachgeschnitten.

Kat. 20: Finger (Fragment) **ohne Abbildung**
Bronze; Vollguss; grüne Patina
L 1,2 cm; B 0,5 cm; D 0,3 cm
Nagelbett im Wachs vormodelliert, nachgeschnitten.

Kat. 21: Finger (Fragment) **ohne Abbildung**
Bronze; Vollguss; grüne Patina
L 1,0 cm; B 0,5 cm; D 0,3 cm
Auf Rückseite schräg verlaufender glatter Bruch; wirkt wie abgetrennt.

Kat. 22: Finger (Fragment eines Daumens [?]) **ohne Abbildung**
Bronze; Vollguss; grüne Patina
L 1,05 cm; B 0,4 cm; D 0,4 cm

Kat. 23: Pferdefuß **Abb. 35 a. b**
Bronze, Vollguss; braungrüne Patina
L 2,0 cm; B 0,8 cm; Dm 0,85 × 0,62 cm
Angehobenes Vorderbein eines Pferdes, an der Mittelhand gebrochen. Gut proportionierte Modellierung.

35 a. b Kat. 23: Pferdefuß

Kat. 24: Postamentfragment **Abb. 36 a. b**
Bronze, Vollguss; grüne Patina
3,5 × 2,1 × 1,15 cm
Ecke eines dreifach abgetreppten, viereckigen Postaments, das wohl einer Statuette als Basis diente. Das Postament war vermutlich auf einem Auflager (aus Stein [?]) montiert, von wo es offensichtlich gewaltsam mit einem Meißel entfernt wurde: Am Außenrand der Unterseite sind deutlich Meißelspuren zu sehen, der Meißel hat bei dieser Aktion einen Span vom Rand abgeschnitten. Ein Gusstropfen auf der Innenseite ist als Beweis für die Anwendung der indirekten Gusstechnik zu deuten, wobei das Wachs im flüssigen Zustand in die Form eingebracht wurde.

36 a. b Kat. 24: Postamentfragment

Kat. 25: Fragment eines Postamentes (?) **ohne Abbildung**
Bronze, gegossen; grüne Patina
2,5 × 1,7 cm
Das Fragment stammt vielleicht von einem glockenförmigen Postament mit einer stufig abgesetzten Hohlkehle.

Kat. 26: Miniaturlanze **Abb. 37 a**
Bronze, geschmiedet; grüne Patina, Klinge z. T. blank
L 29,7 cm; Dm (Schaft) 0,3 cm; B (Klinge) 0,56 cm; D (Klinge) 0,12 cm
Schaft in der unteren Hälfte verbogen, größtenteils rund, zur Klinge hin vierkantig geschmiedet. Die blattförmige Klinge mit gelängter Spitze ist vom Schaft durch eine Profilierung abgesetzt. Feilspuren an Klinge und Schaft könnten auch von der Reinigung stammen.

Kat. 27: Miniaturlanze **Abb. 37 b**
Bronze, geschmiedet; grüne Patina
L 13 cm; Dm 0,25 cm (Schaft); 0,32 (Lanzenschuh); B (Klinge) 0,28 cm; L 0,65 cm
Die Lanze endet unten in einem spitz zulaufenden, vierkantig geschmiedeten Lanzenschuh, der durch zwei Kerben vom runden Schaft abgesetzt ist. Die kurze Klinge mit beidseitiger Schneide ist durch eine Einziehung vom Schaft abgesetzt.

37 a. b Kat. 26. 27: Miniaturlanze

Kat. 28: Miniaturlanze **Abb. 38**
Bronze, geschmiedet
L 9,2 cm; Dm (Schaft) 0,16 cm; B (Klinge) 0,5 cm; D (Klinge) 0,07 cm
Der rund geschmiedete Schaft ist verbogen, sein unteres Ende abgebrochen. Die schlanke, lorbeerblattförmige Klinge ist geknickt.

Kat. 29: Miniaturlanze **Abb. 39**
Bronze, geschmiedet
L 6,5 bzw. 15,5 cm (ausgerichtet); Dm (Schaft) 0,2–0,25 cm; B (Klinge) 0,6 cm; D (Klinge) 0,06 cm
Schaft U-förmig verbogen, unteres Ende abgebrochen; unterhalb der Klinge schnittförmige Einkerbung; Klinge wellig verformt. Kurze, rautenförmige Klinge, der Schaft ist rund geschmiedet.

38 Kat. 28: Miniaturlanze

39 Kat. 29: Miniaturlanze

Kat. 30: Miniaturlanzenspitze **ohne Abbildung**
Bronze, geschmiedet; grüne Patina, z. T. blank
L 4,2 cm; Dm (Schaft) 0,25 cm; B (Klinge) 1,0 cm; D (Klinge) 0,07 cm
Rautenförmige Klinge, vom Schaft ist nur ein kurzes Stück erhalten, das unten durch Korrosion aufgeplatzt ist, wodurch das Ende ösenartig gebogen ist.

ZUR GUSS- UND VERSOCKELUNGSTECHNIK[5]

Vorbemerkung

Einer Analyse der bronzenen Gliedmaßen (Füße, Arme/Hände, Finger) und des Pferdehufs, die zwischen 1993 und 2009 auf dem Hochtor gefunden wurden, sind wegen ihres fragmentarischen Erhaltungszustands enge Grenzen gesetzt. Aus den erhaltenen Fragmenten ist kaum ein Rückschluss auf das Aussehen der Statuetten, ihre Deutung und kunsthistorische Stellung möglich. Wie viel der Zerstörung durch Menschenhand, durch Witterung und Erosion zum Opfer gefallen ist, kann man an der einzigen vollständig erhaltenen Statuette, dem sog. Herkules vom Hochtor, mit seinem interessanten typologischen Hintergrund erkennen. Anhand der Technik sind dem Material jedoch erstaunliche Erkenntnisse über die kulturhistorische Stellung der auf dem Hochtor geweihten Bronzestatuetten abzugewinnen. Daher sollen im Folgenden Fragen zur Gusstechnik und Sockelung sowie deren Einordnung in die Entwicklung der antiken Guss- und Montagetechnik erläutert werden.

[5] Für beratende Gespräche und Anregungen danke ich Viktor Freiberger, Restaurator der Wiener Antikensammlung.

Voll- und Hohlguss[6]

Die leider nur in Bruchstücken erhaltenen menschlichen Gliedmaßen (Füße, Arme/Hände, Finger) sowie der Pferdefuß gehörten zu Bronzestatuetten, die in der Technik des Wachsausschmelzverfahrens gegossen wurden. Sie waren bis auf die beiden hohl gegossenen Füße (Kat. 1. 2) alle im Vollguss hergestellt.

An einem in Lauriacum (Enns, OÖ) gefundenen Rohguss einer kleinen Merkurstatuette[7] (Abb. 40 a. b) lässt sich die dort angewandte direkte Technik des Vollgusses im Wachsausschmelzverfahren gut rekonstruieren (Abb. 41)[8].

Das Wachsmodell mit den angesetzten Gusskanälen und dem Eingusstrichter wurde mit Ton ummantelt, danach die Form getrocknet und gebrannt, wobei das Wachs ausschmolz. In den so entstandenen Hohlraum wurde die flüssige Bronze in die auf dem Kopf stehende Form von den Füßen her eingegossen. Nach Erkalten der Legierung wurde die Form zerschlagen und der Rohguss in der sog. Kaltarbeit überarbeitet. Da es sich bei der Ennser Merkurstatuette um einen Rohguss handelt, wurden die beiden unter den Fußsohlen befindlichen, V-förmig verlaufenden Gusszapfen nur z. T. zusammen mit dem Eingusstrichter abgeschrotet, die stegartigen Verbindungen zwischen den Unterarmen und den Oberschenkeln, bei denen es sich gleichfalls um mit Bronze ausgefüllte Gusskanäle handelt, nicht entfernt.

Die Füße Kat. 1 und 2 sind beide im Hohlgussverfahren hergestellt, weisen aber eine unterschiedliche Versockelungstechnik auf[9]. Beim Hohlguss wurde, vereinfacht dargestellt[10], auf einen Tonkern eine Wachsschicht aufmodelliert, die bereits alle jene Details zeigen musste, die der Rohguss später haben sollte. Nach der Anlage von Luft- und Gusskanälen wurde das Modell mit Ton ummantelt, wobei sog. Kern- oder Distanzhalter durch die Wachsschicht hindurch den Mantel mit dem Kern verbanden, um diesen nach dem Ausschmelzen des Wachses in der Form schwebend zu erhalten. Die Bearbeitung nach dem Guss entsprach im Wesentlichen jener des Vollgusses, wobei der Gusskern nach Möglichkeit entfernt wurde.

Versockelung vollgegossener Statuetten[11]

Die Bleivergüsse sowie die an den Fußsohlen oder in den Vergüssen verbliebenen Gusszapfen beweisen, dass diese zur leichteren und besseren Verankerung in den steinernen Sockeln nach dem Guss von den Statuetten nicht entfernt wurden. Da sich an einigen Vergüssen die Struktur des am Hochtor anstehenden Schiefers im Blei abgedrückt hat (Kat. 8 Abb. 28 b), ist die Annahme naheliegend, dass die Statuetten vielfach direkt in den anstehenden Fels montiert wurden. Die Bettungen im Stein wurden mit Meißel (Kat. 1. 14) und Bohrer herausgearbeitet; die Verwendung eines Bohrers ist für die zylindrischen Vergüsse (Kat. 12. 13 Abb. 32 a–33 b) vorauszusetzen, lässt sich aber auch bei den quaderförmigen Vergüssen aufgrund der zapfenförmigen Fortsätze nachweisen (Kat. 4. 9 Abb. 24 c; 29 a. b). Der Querschnitt der erhaltenen Gusszapfen sowie der

---

[6] Zur Technik des antiken Voll- und Hohlgusses von Statuen und Statuetten vgl. u. a. Formigli 1981; E. Formigli, La tecnica, in: Cristofani 1985, 36–44; Bol 1985, 111–138; Gschwantler 1986, 22–28; Mattusch 1988, 15–30; Thomas 1992, 14–19; S. Buson, Note sulle tecnologia dei bronzi di Lagole, in: Fogolari – Gambacurta 2001, 93–95.

[7] KHM Wien, Antikensammlung, Inv. VI 5030 (H 6,8 cm). Gschwantler – Winter 1991, 130 f. 41 Nr. 25 Taf. 14.

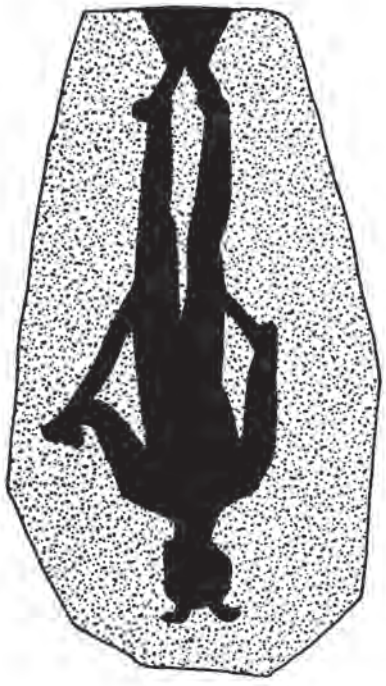
[8] Nach Gschwantler 1986, 22 Abb. 22 (Zeichnung B. Pitlik, Wien).

[9] Vgl. Willer 1996, 349–370.

[10] Die Beschreibung bezieht sich auf die sog. direkte Technik, in der beim Hohlguss das Gussmodell hergestellt wurde. Zur Methode der sog. indirekten Technik des Wachsausschmelzverfahrens unter Verwendung von Hilfsnegativen für die Herstellung des Modells – eine Technik, die nicht nur bei Großbronzen, sondern auch bei größeren Statuetten angewandt wurde – vgl. z. B. Formigli 1981; Bol 1985, 120–125; Gschwantler 1986, 25–28; Mattusch 1988, 19–22.

[11] Zur Versockelungstechnik vgl. Bol 1985, 160–163; Willer 1996, 346–349. 356 f.; Willer 2000, 565–573; Lehmann 2009, 91 f.

40 a. b Merkurstatuette aus Enns, Rohguss. Wien KHM, AS Inv. VI 5130



41 Merkurstatuette aus Enns, Schnitt durch Form und Statuette nach Guss. Wien KHM, AS Inv. VI 5130

in den Vergüssen erhaltenen Zapfenlöcher ist rund bis oval, zwei Gusszapfen (Kat. 4. 9 Abb. 24 c; 29 a) sind trapezförmig. Die vier mit Gusszapfen versehenen Füße stammen jeweils vom Standbein[12] der zugehörigen Statuetten; ob auch das Spielbein wie beim ›Herkules vom Hochtor‹ mit einem Gusszapfen getrennt versockelt war, kann nicht entschieden werden. In zwei Fällen waren die Statuetten mit zwei Gusszapfen vergossen: Beim quaderförmigen Verguss Kat. 10 (Abb. 30 b) sind nur die beiden Zapfenlöcher erhalten; im großen quaderförmigen Bleiverguss Kat. 8 (Abb. 28 a) war ein Objekt mit zwei Gusszapfen, von denen einer erhalten ist, vergossen. Kleine, voll gegossene Statuetten wurden auch ohne Gusszapfen mittels Bleiverguss im Stein befestigt, wie Kat. 6 beweist: Die Füße wurden in das noch flüssige Blei gedrückt, wodurch der noch erhaltene rechte Fuß an den Seiten bis zu den Knöcheln vom Blei umschlossen ist (Abb. 26 a).

Für ein Objekt aus Holz (Postament [?]) könnte der erst sekundär eingeschlagene Eisennagel im Verguss Kat. 11 (Abb. 31 a) sprechen. Die beiden bronzenen Postamente Kat. 24 und 25 (Abb. 36 a. b), von denen sich nur Fragmente erhalten haben, waren vermutlich frei aufgestellt, da sie keine Spuren eines Vergusses aufweisen. Auf einem solchen Postament aus Bronze könnte auch der auf der Sohle flach gefeilte Fuß Kat. 7 (Abb. 27 a. b) aufgelötet gewesen sein.

Versockelung hohlgegossener Statuetten

Bei dem hohl gegossenen Fuß Kat. 1 (Abb. 21 a) ist die Sohle geschlossen und weist wie die voll gegossenen Statuetten unter der Ferse einen Gusszapfen auf[13], mit dem die Statuette in die Basis eingelassen und verbleit wurde. Bei Kat. 2 (Abb. 22 a–d) ist die Versockelungstechnik komplizierter, da anstelle des Gusszapfens eine Öffnung in der Sohle für den Bleiverguss ausgespart wurde – eine Technik, die bei antiken Großbronzen in mehreren Varianten üblich war[14]. Vor allem an Großbronzen konnte nachgewiesen werden, dass der Bleiverguss nach Entfernung des Gusskerns durch eine bereits im Wachs angelegte Öffnung am Unterschenkel erfolgte, die abschließend mit einem Bronzeplättchen, einer sog. Flicke, geschlossen wurde[15]. Diese Technik erfordert einen spezialisierten Handwerker und entsprechende Infrastruktur, wie sie am Hochtor kaum erwartet werden können, weshalb sie für die Versockelung der Statuette mit dem zugehörigen Fuß Kat. 2 auszuschließen ist. Aber auch die andere Möglichkeit, die Statuette über den hohlen Fuß mit einer Basis zu verbinden, setzt gewisse handwerkliche Kenntnisse und entsprechende Erfahrung voraus: In die für die Versockelung vorgesehene steinerne Basis wurde ein quaderförmiges Loch ausgemeißelt und der Fuß mit der Öffnung an der Sohle, die schon im Guss angelegt war, auf dieser positioniert. Um eine feste Verbindung des Fußes mit der Basis zu erzielen, musste die Fuge zwischen Fußsohle und Basis sorgfältig mit Lehm oder Ton abgedichtet und das flüssige Blei über ein Rohr von außen in das Vergussloch eingebracht werden, von wo es nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren im Fuß aufsteigen konnte[16]. Es ist freilich auch nicht auszuschließen, dass die Statuette bereits in der Werkstätte auf einen Sockel montiert und an den Aufstellungsort am Hochtor transportiert wurde[17].

---

[12] Sofern eine Unterscheidung in Stand- und Spielbein überhaupt möglich ist.

[13] Vgl. z. B. das frühklassische Beinfragment einer hohlgegossenen Statuette von ca. 60 cm aus Olympia mit einem mitgegossenen Zapfen auf der Unterseite der Sohle: Bol 1978, 30. 111 Nr. 128 Taf. 19; vgl. Willer 1996, 356 f.

[14] Vgl. Bol 1985, 160–163; Willer 1996, 348–370.

[15] Vgl Bol 1985, 162 f.; Willer 1996, 343 f. zum sog. Agon von Mahdia, an dem diese Versockelungstechnik beobachtet wurde.

[16] Vgl. Bol 1985, 163; Willer 1996, 356.

[17] Bei einer Statuette dieser Größenordnung (H ca. 35 cm) ist dies durchaus vorstellbar, während Großbronzen aufgrund des hohen Gewichts der Steinbasen erst am Aufstellungsort versockelt wurden, vgl. Willer 1996, 342.

Antike Versockelungstechniken im historischen Kontext

Bei den an den Fußsohlen von Bronzestatuetten befindlichen Gusszapfen handelt es sich, wie gezeigt wurde, um die mit Bronze ausgefüllten Angusskanäle, die gewöhnlich nach dem Guss abgearbeitet wurden[18]. Für die Bronzestatuetten zumindest der römischen Kaiserzeit ist dies der Regelfall, sie wurden auf gesondert gegossenen Postamenten mittels Weichlot befestigt[19], wie dies auch für den Fuß Kat. 7 (Abb. 27 a. b) vermutet wurde. Dies gilt auch für die in der Austria Romana gefundenen Bronzestatuetten. Zu den wenigen Ausnahmen zählen Importe[20] aus dem italisch-etruskischen Raum, darunter zwei Herkulesstatuetten vom Typus des ›Hercules bibax‹, die eine stammt vom Magdalensberg[21], die andere vom Zollfeld[22]. Dazu kommen einige Statuetten mit fragwürdigen Fundortangaben[23]. Neben vereinzelten Produkten lokaler Werkstätten[24] kommt in diesem Zusammenhang den Votivstatuetten von der Gurina im Gailtal eine besondere Bedeutung zu[25].

Im Vorderen Orient[26] und in Ägypten war die Montage von Bronzestatuetten auf Holz- oder Steinsockeln mittels Gusszapfen üblich, wie dies auch die ägyptischen und orientalischen Weihegaben aus dem Heraion von Samos zeigen[27]. Auch in Griechenland wurden schon in geometrischer Zeit (Abb. 42)[28] die Gusszapfen für die Montage von Bronzestatuetten genützt, allerdings wurden diese nicht direkt im Weihegeschenkträger vergossen, sondern auf mechanischem Weg in gesondert gegossene Bronzeplinthen montiert und wie die Statuetten mit mitgegossenen Plinthen in Steinbasen eingelassen[29]. Die Verwendung von Lot zur Befestigung von Statuetten auf

---

[18] Zu den Gusszapfen vgl. Hill 1949, 24 Anm. 53; Heilmeyer 1979, 43–45; E. Formigli, La tecnica, in: Cristofani 1985, 47 Anm. 105; Mattusch 1988, 22 f. 224 Abb. A.7.8; 133; Willer 1996, 346 f. Das Auffinden von Gusszapfen gilt als wichtiger Nachweis für die Existenz von Gießereien und Metallwerkstätten sowie für zum Einschmelzen bestimmtes Altmetall, Gschwantler – Winter 1991, 113 f. Nr. 3–5. Die technische Funktion dieser Gusszapfen wird in der Literatur öfters missverstanden, z. B. Menzel 1986, 28 zu Nr. 61 (Herkules mit Gusszapfen, Abb. 56): »Die Füße stehen auf einem gebogenen Verbindungsstück, was vermuten lässt, dass die Statuette als Gerätschmuck diente.«; Wyss 1978, 156: »Haltestifte«; Deimel 1987, 13. 113 zur Herkulesstatuette Kat. 1/1: »Die Füße waren durch eine Basis miteinander verbunden (Zierrat auf Prunkgefäß? Deckelbekrönung einer Cista?).«; Götterwelten 2007, 193 Nr. 1 zum ›Herkules vom Hochtor‹: »Das linke Spielbein trägt noch einen der zwei Befestigungszapfen, die ursprünglich an den Sohlen der Statuette zu deren Verankerung angebracht waren.«

[19] Hill 1949, 23.

[20] Zu Fragen des Imports und der Problematik von Fundort- und Erwerbungsangaben vgl. Leibundgut 1976, 135–140; Kaufmann-Heinimann 1977, 11 f.; Ritter 1993, 461 f.

[21] Fleischer 1967, 128 Nr. 166 Taf. 90; Deimel 1987, 13. 113 Taf. 1, 1; Götterwelten 2007, 168 Nr. 65. Zum Typus vgl. z. B. Càssola Guida 1989, 64 Nr. 21 (Museo Cividale).

[22] H. Dolenz, Votivinschriften aus St. Michael im Zollfeld, in: Beutler – Hameter 2005, 371 f. Abb. 8 (in Privatbesitz).

[23] Vgl. Fleischer 1967, 156 Nr. 210 Taf. 110 (wie Nr. 209 und 227 angeblich aus Vöcklabruck); 160 Nr. 216a Taf. 112 (angeblich aus Hallstatt). Problematisch erscheinen in diesem Zusammenhang auch die in ptolemäische Zeit datierten Osirisstatuetten aus Obertraun (Oberösterreich): Beide Statuetten wurden angeblich 1878 beim Bahnbau gefunden: Fleischer 1967, 109 Nr. 137. 138 Taf. 74.

[24] Bei den beiden wohl aus derselben Werkstatt stammenden Statuetten eines sitzenden Merkur aus Enns (Oberösterreichisches Landesmuseum Linz) sind die stegartigen Gusszapfen an den Fußsohlen für die Montage durchlocht: Fleischer 1967, 56–58 Nr. 50. 51 Taf. 30. 31.

[25] s. u. 56 f.

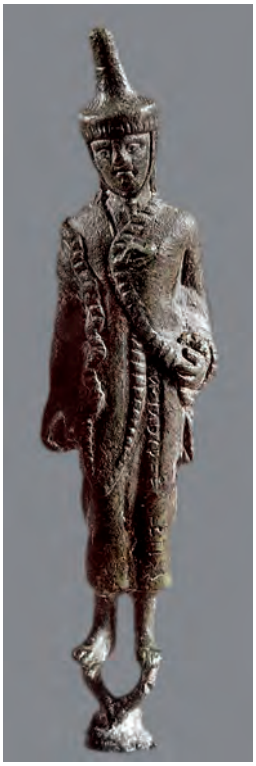
[26] Nach Przeworski 1939, 13 wurde Anatolien schon in der Antike »die Wiege des metallurgischen Fortschrittes« genannt; zur Verwendung der Gusszapfen für die Versockelung bei späthethitischen Statuetten s. Przeworski 1939, 117 f.

[27] Jantzen 1972, z. B. ägyptische Statuetten 23 Taf. 27 (stehende Neith, 2 Gusszapfen); 23 Taf. 29 (Königin, 1 Gusszapfen); syrische Statuetten z. B. 66 Taf. 66 (stehende Frau, 1 Gusszapfen); assyrische Statuetten z. B. 70 Taf. 71 (stehender Mann). Vgl. auch Müller 1929, 36 Nr. 370 (2 Gusszapfen, hethitisch); Taf. 41, 399 (2 V-förmige Gusszapfen, syrisch). Bei ägyptischen Bronzen können sich nach Roeder 1937, 209–218 an den Statuetten 1–4 Gusszapfen befinden, es gibt solche aber auch an Fußplatten und Sockeln.

[28] Proto- bis frühgeometrische Bronzestatuette eines Mannes, Olympia, Museum Inv. B 4245 (H 6,5 cm): Kunze 1961, 138 f. Abb. 78–80; Bol 2002, 5. 283 Abb. 9 a–c.

[29] Vgl. Raubitschek 1938, 132 f.; Hill 1949, 24; Niemeyer 1964, 14 f. Ein für die archaische Aufsockelungstechnik charakteristisches Beispiel ist die korinthische Statuette des blitzschwingenden Zeus in München (Staatliche

42 Griechische Bronzestatuette aus Olympia. Museum Olympia Inv. B 4245



43 Haruspex, etruskische Bronzestatuette. Vatikan, Museo Gregoriano Etrusco Inv. 12040

bronzenen Basen ist zumindest für archaische griechische Bronzen ungewöhnlich[30]. Vereinzelt wurden bei minoischen, archaisch-griechischen und etruskischen Bronzestatuetten nicht nur die Gusszapfen, sondern auch der Eingusstrichter für die Montage stehen gelassen, wofür die etruskische Statuette eines Haruspex ein gutes Beispiel darstellt (Abb. 43)[31].

Im italisch-etruskischen Siedlungsgebiet ist die Verwendung der Gusszapfen für die Sockelung von Bronzestatuetten eine von der Archaik bis in die Spätzeit der römischen Republik geübte Technik. Mehrfach wurden mit den Statuetten auch die zugehörigen, meist kleinformatigen Steinsockel gefunden, in die die Statuetten mittels Blei eingegossen waren. Aus der spätarchaischen, vorrömischen Zeit lassen sich dafür etwa Beispiele aus dem samnischen Caramanico (Provinz

Antikensammlungen/Glyptothek Inv. 4339): Die Gusszapfen der voll gegossenen Statuette (H 16,8 cm) sind in die stufenförmige, hohle Basis gesteckt und umgeschlagen, vgl. Maaß 1979, 17–19. Eine Ausnahme scheint zunächst die um 500/490 v. Chr. datierte Kurosstatuette von Kalapodi (Phokis) zu bilden, die im Heiligtum des Apollon und der Artemis Elaphebolia bis zu den Waden mit Blei in eine Kultbank eingegossen war, doch ist diese Montage nicht ursprünglich, vgl. Felsch 1980, 89–93 Abb. 71–75; Mattusch 1988, 111 f. Abb. 5. 8–9; Thomas 1992, 32 Abb. 20.

30 Der samische Opferträger in Berlin, Antikensammlung Inv. 31098 (Hohlguss, um 530 v. Chr.) ist ein frühes Beispiel für diese Technik, die im 5. Jh. v. Chr. gebräuchlicher wird: Die Statuette wurde in der von Raubitschek 1938, 134 f. so bezeichneten samischen Technik auf eine gesondert gegossene, stufenförmige Basis gelötet, die ihrerseits in einen steinernen Weihegeschenkträger mit Blei vergossen wurde: Gehrig 1975, 49 f. Abb. 1–5.

31 Vatikan, Museo Etrusco Gregoriano Inv. 12040 (H 17 cm; um 350 v. Chr.): Cristofani 1985, 272 Nr. 60. Für minoische Bronzen vgl z. B. Thomas 1992, 40 Abb. 25: Adorant, Paris, Louvre Inv. 4294; für archaisch-griechische Bronzen vgl. Rolley 1984, 92 f. Abb. 93: Hirt aus Arkadien, New York, MMA Inv. 08.258.7; Gehrig 1979, 547–550 Abb. 1–4; Widderträger aus Kreta, Berlin, Antikensammlung Inv. Misc. 7477: Scholl – Platz-Horster 2007, 83 f. Nr. 43.

Pescara)[32], im Herkulesheiligtum von Corfinio (Provinz L'Aquila)[33] oder aus dem etruskischen Fiesole (Provinz Firenze) anführen, wo 1931 in einem Heiligtum Statuetten und Köpfchen aus Bronze − z. T. noch in originaler Verbindung mit den zugehörigen Sockeln − entdeckt wurden[34]. Neben der Versockelung in Stein fanden sich bei einigen vorrömischen Votivstatuetten aus dem in 600 m Höhe gelegenen Kultbezirk auf dem Monte Bibele (Monterenzo, Provinz Bologna) Holzreste, die auf eine Verankerung der Gusszapfen auf einem hölzernen Weihegeschenkträger schließen lassen[35], wobei Statuetten mit geschlossenen Beinen in der Regel mit einem, solche mit offener Beinstellung mit zwei Gusszapfen versehen sind[36].

Wie bereits gesagt wurde, sind im Zusammenhang mit den Funden vom Hochtor die Votivgaben von der Gurina im Oberen Gailtal (Gemeinde Dellach, Bezirk Hermagor) in Kärnten aufgrund der intensiven Kontakte zu den angrenzenden Gebieten Oberitaliens von besonderem Interesse[37]. Die Siedlung auf der Gurina, die vor allem Bergbau und Metallverarbeitung zu einem wichtigen Handelsplatz machten[38], liegt an der Straße, die zwischen Gailbergsattel und Plöckenpass von der Glocknerroute abzweigt. Statuetten, Bleche mit venetischen Inschriften und andere Votivgaben stammen aus diesem Heiligtum, das so starke Gemeinsamkeiten mit venetischen Heiligtümern und Kultplätzen aufweist[39], dass man es zwischen dem 4. und 1. Jahrhundert v. Chr.[40] wenn nicht als venetisches, so doch als ein Heiligtum bezeichnen muss, in dem das venetische Element sehr stark vertreten war. Unter den venetischen Heiligtümern lassen sich vor allem die Funde aus Làgole di Calazo bei Pieve di Cadore[41] zum Vergleich heranziehen, dem der Gurina auch geografisch nächstgelegenen venetischen Heiligtum. Leider sind die bereits im 19. Jahrhundert entdeckten Votivgaben ohne Dokumentation geborgen worden, weshalb sich die Lage, Größe und Art des Heiligtums auf der Gurina nicht mehr feststellen lassen. Unter den Statuetten ist Herkules besonders häufig vertreten und daher hat man an ein Heiligtum für diese Gottheit gedacht[42]. Herkules genoss im Gebiet der Veneter besondere Verehrung – was übrigens auch für das gesamte Italien während der römischen Republik Geltung hat[43]. In den Votivgaben der Gurina ist das venetische Element jedenfalls stark vertreten. So ist vorstellbar, dass nicht nur von durchreisenden Venetern Votivgaben der Gottheit dargebracht wurden, sondern dass Veneter sogar einen gewissen Anteil an der Bevölkerung ausmachten.

---

[32] Depot von ca. 50 Statuetten des angreifenden Herkules gemeinsam mit zwei Sockeln aus Kalkstein, vgl. Fuhrmann 1941, 630 f. Abb. 123.

[33] A. Campanelli – V. Orfanelli – P. Riccitelli, Il Santuario di Ercole a Corfinio, in: Pacciarelli 1997, 185. 200 Nr. 41–42: Steinbasen für Bronzestatuetten mit Weihinschriften.

[34] Mingazzini 1932, 459 f. Nr. 37 Abb. 40; 476 f. Nr. 56–57 Abb. 50; Nr. 62; Bentz 1992, 54 f.

[35] D. Vitali – F. Guidi – L. Minarini, La stipe di Monte Bibele (Monterenzio, Bologna), in: Pacciarelli 1997, 128.

[36] D. Vitali – F. Guidi – L. Minarini, La stipe di Monte Bibele (Monterenzio, Bologna), in: Pacciarelli 1997, 134 f.: Tipo 2.3.5 mit einem, Tipo 1.4 mit zwei Gusszapfen.

[37] Zur Gurina vgl. Jablonka 1995; Jablonka 2001; P. Gamper, Die heilige Kuppe auf der Gurina, in: Götterwelten 2007, 25–30. Zur weiblichen Votivstatuette (H 5,2 cm, Datierung 6.–5. Jh. v. Chr.), die 2004 in der Deponie eines hallstattzeitlichen Opferplatzes gefunden wurde, s. Gamper 2004, 53 Abb. 3; P. Gamper, Die heilige Kuppe auf der Gurina, in: Götterwelten 2007, 26–28 Abb. 2.

[38] Jablonka 2001, 211 f. Zu Bergbau und Metallverarbeitung Jablonka 2001, 164–169.

[39] Vgl. Gambacurta 2002.

[40] Jablonka 2001, 212.

[41] Jablonka 2001, 211; Kenner 1989, 896–900. Zu den Weihegaben aus Làgole s. Fogolari – Gambacurta 2001; Pauli 1986, 825–827 Taf. 4–5.

[42] Mastrocinque 1987, 37 f.; Jablonka 2001, 212. Kenner 1989, 894–900 sieht in der venetischen Reitia die Hauptgottheit auf der Gurina, Herkules tritt ihr erst in römischer Zeit an die Seite.

[43] Càssola Guida 1989, 13: »Ercole forse la figura più venerata di tutta l'Italia repubblicana.«

Unter den Votivstatuetten der Gurina[44] gibt es solche, die stilistisch in italisch-etruskischer[45] Tradition stehen, wie die Herkulesstatuette[46] (Abb. 44) mit der Keule in der abgewinkelten Rechten und dem Löwenfell unter dem linken Unterarm, der in die Hüfte gestützt ist. An den Fußsohlen befinden sich dem ›Herkules vom Hochtor‹ vergleichbare Gusszapfen (Abb. 49 d), die heute lose im quaderförmigen Bleiverguss stecken. Für eine andere Gruppe kleiner Votivstatuetten, die Herkules oder auch Adoranten darstellen (Abb. 45)[47], möchte man aufgrund der geringen Qualität in Modellierung und technischer Ausführung eine lokale Werkstätte annehmen[48]. Gemeinsam mit der ersten Gruppe ist diesen Statuetten die Technik der Versockelung, weshalb man bei einer lokalen Werkstatt annehmen müsste, dass sie in dieser ›italischen‹ Tradition gearbeitet hat. Das ist einerseits durchaus möglich, andererseits hat es aber natürlich auch jenseits der Alpen nicht nur Werkstätten gegeben, die qualitativ hochstehende Statuetten gefertigt haben. Es ist wohl genauso unzulässig, ausschließlich aufgrund qualitativer Unterschiede auf lokale Werkstätten zu schließen, wie sich auch angesichts der Langzeit-Reproduktion bestimmter Typen nur schwer Datierungen allein nach stilistischen Kriterien vornehmen lassen[49], vor allem dann, wenn es sich um durchschnittliche oder geringe Qualität handelt[50].

44 Statuette des Herkules von der Gurina. Wien NHM, PA Inv. 10024

Unter den venetischen Kultstätten ist das Reitia-Heiligtum in Este[51] die bedeutendste. Im Verlauf des 4. und 3. Jahrhunderts v. Chr. entwickelte sich in Este eine eigenständige Produktion von Bronzestatuetten[52]. Die zahlreichen, meist kleinen Votivstatuetten[53], darunter opfernde Männer, Frauen und Krieger mit mächtigen Lanzen, sind fast ausnahmslos mit Gusszapfen ver-

[44] Jablonka 2001, 172–176 Taf. 134–142.

[45] Vgl. Fleischer 1967, 128 mit Bezug auf 124 zu Nr. 160: »Unsere Statuette und die folgende sind wohl importiert, nach ihren Fundorten in ausgesprochenen Einzugsgebieten italischer Einflüsse wohl von dort, doch kommt auch Gallien in Frage.«; Jablonka 2001, 172.

[46] NHM Wien, PA Inv. 10024. H 9,3 cm (mit Zapfen); Bleiverguss 2,38 × 1,47 × 1,27 cm. Fleischer 1967, 127 Nr. 165 Taf. 90; Jablonka 2001, 174 Taf. 139, 1. Jablonka 2001, 174 Anm. 553 verweist auf eine stilistisch ähnliche Statuette aus Làgole. – Für die Abbildungsgenehmigung der Abb. 44–45 danke ich Anton Kern, dem Direktor der Prähistorischen Abteilung des Naturhistorischen Museums Wien.

[47] NHM Wien, PA Inv. 93134. H 7,1 cm mit Gusszapfen; der Einguss verbindet beide Füße. Fleischer 1967, 130 Nr. 171 Taf. 91 bezeichnet dieses nackte Figürchen mit erhobenem und abgestrecktem rechten Arm sowie zwei weitere (Nr. 167–170 Taf. 91) als »Herkules«, merkt aber S. 129 zu Nr. 169 an, dass sie dem Typus des Adoranten nahestehen. Als Herkules sind sie m. E. nur dann mit Sicherheit anzusprechen, wenn sie entsprechende Attribute aufweisen wie Nr. 167. 168 Taf. 91 (beide Klagenfurt, Landesmuseum Kärnten).

[48] Vgl. Fleischer 1967, 130 zu Nr. 171; Jablonka 2001, 172; Gleirscher 2001, 103 Abb. 15.

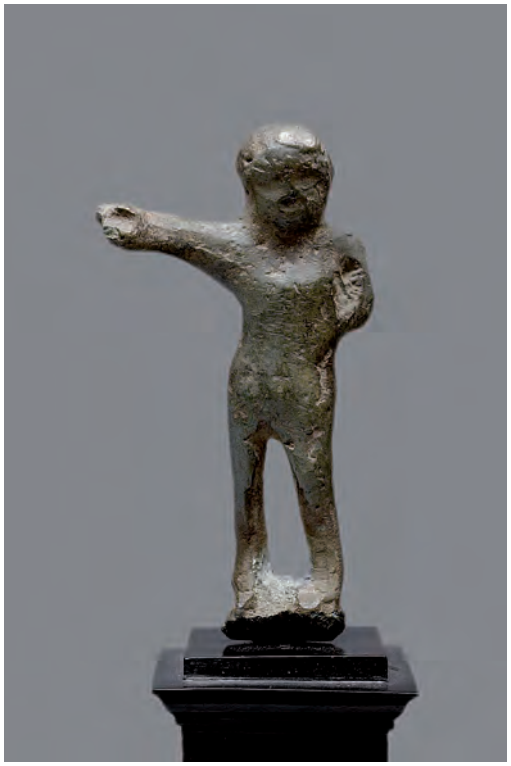
[49] Jablonka 2001, 172 zitiert in diesem Zusammenhang den interessanten Statuettenfund von Kobarid (Soča-Tal, Slowenien), der aus zwei stilistisch und technisch unterschiedlichen Gruppen besteht, wobei die qualitativ minderen Statuetten einen Bleiverguss aufweisen, s. Osmuk 1987, 64–78 Nr. 3. 5. 6. 8. 9. Zur Datierung vgl. Jablonka 2001, 173; Osmuk 1987, 76.

[50] Vgl. Kaufmann-Heinimann 1998, 56 zum Problem der Datierung römischer und besonders provinzialrömischer Statuetten minderer Qualität.

[51] Chieco Bianchi 2002, 29–35.

[52] Chieco Bianchi 2002, 37–42.

[53] Este, Muso Nazionale Atestino. H der Statuetten meist unter 10 cm.



45 Bronzestatuette von der Gurina. Wien NHM, PA Inv. 93134

47 Opfernder auf Steinsockel aus dem Reitia-Heiligtum. Este, Museo Nazionale Atestino Inv. 11020

46 Steinsockel mit Pferdehufen aus dem Reitia-Heiligtum. Este, Museo Nazionale Atestino Inv. 1278

sehen, mit denen sie in Sockeln aus Kalkstein oder Holz montiert waren[54]. Die Sockel[55] sind oft mit einem profilierten Kopfteil und venetischen Weihinschriften versehen, in mehreren Sockeln sind noch die Hinterhufe eines Pferdes im Bleiverguss erhalten (Abb. 46)[56]. Eine Statuette eines opfernden Mannes mit trapezförmigen[57] Gusszapfen, wie wir diese auch vom Hochtor kennen (Kat. 4. 9 Abb. 24 c; 29 a), konnte aufgrund der Übereinstimmung mit den Vergusslöchern einem Sockel mit venetischer Inschrift zugeordnet werden (Abb. 47)[58]. Auf einem originalen, relativ naturbelassenen Sockel mit vier Vergusslöchern wurden in einer Montage des 19. Jahrhunderts Statuetten von opfernden Frauen und einem Mann montiert (Abb. 48)[59], deren Zuordnung zum Sockel zwar nicht gesichert ist, uns aber eine Vorstellung vermittelt, wie die Aufstellung von Weihegaben unter Nutzung der durch die Natur eingeschränkten Möglichkeiten, wie sie im hochalpinen Gelände am Hochtor vorliegen, ausgesehen haben mag.

48 Bronzegruppe aus dem Reitia-Heiligtum. Este, Museo Nazionale Atestino (Museumsmontage)

Die im Katalog vorgelegten Fragmente figürlicher Bronzen vom Hochtor müssen sowohl aufgrund des Fundorts als auch aufgrund gusstechnischer Gemeinsamkeiten in engem Zusammenhang mit jener Statuette gesehen werden, die seit ihrer Auffindung als ›Herkules vom Hochtor‹ nicht nur für Aufsehen gesorgt, sondern auch zu zahlreichen Diskussionen Anlass gegeben hat[60].

DER ›HERKULES VOM HOCHTOR‹[61]

Bronze, Vollguss; grüne, z. T. bräunliche Patina. H (gesamt) 18,5 cm
Fußsohle rechts: L 2,95 cm, B 1,15 cm; Fußsohle links: L 2,95 cm, B 1,2 cm
Gusszapfen: Dm 0,6–0,7 cm; L 1,5 cm (links), 0,3 cm (rechts)
Erhaltungszustand: An der rechten Halsseite ist ein Stück des kragenartig aufgestellten Löwenfells, der rechte Daumen, Teile des Zeige-, Mittel- und kleinen Fingers der linken Hand sowie das untere Ende des rechten Gusszapfens weggebrochen; es fehlen die Attribute beider Hände.

Die Statuette wurde im Sommer 1933 im Zuge von Bauarbeiten an der Scheitelstrecke der Großglockner Hochalpenstraße bei Aushubarbeiten für das Südportal des Hochtortunnels in 0,60 m Tiefe im Geröll des Hangschutts gefunden. Wie die nur ein Jahr später nahe der Passhöhe der

[54] Chieco Bianchi 2002, 34. 37.
[55] Die vollständig erhaltenen Exemplare erreichen eine Höhe von 50–60 cm: Chieco Bianchi 2002, 34.
[56] Chieco Bianchi 2002, Taf. 31, 51 b; vgl. Taf. 28, 48; 29, 49; 50, 30.
[57] Chieco Bianchi 2002, Taf. 5, 6 d.
[58] Chieco Bianchi 1992, 60 Abb. 46; Chieco Bianchi 2002, 46 Nr. 6 Taf. 5.
[59] Chieco Bianchi 1992, 62 Abb. 48; Chieco Bianchi 2002, 38 Taf. 16 Nr. 29. 126. 130. 131.
[60] Zusammenfassend zuletzt Moosleitner 2002, 677–679.
[61] Silber 1939; Fleischer 1967, 121 f. Nr. 157 Taf. 85; Walde 1975; Kenner 1989; Götterwelten 2007, 193 Nr. 1.

Luzisteig im schweizerischen Graubünden gefundene Bronzestatuette eines Neptun[62] war auch die Statuette vom Hochtor zunächst ein sensationeller, aber rätselhafter Einzelfund. Die Statuette wurde 1939 von Max Silber in einer sorgfältigen Publikation der Fachwelt vorgelegt[63]: Aufgrund von Parallelen leitet Silber den Typus der Statuette von gallischen Vorbildern ab[64], datiert die Statuette als römisches Erzeugnis in das 1. Jahrhundert n. Chr. (iulisch-claudisch)[65] und interpretiert sie als Votivgabe in ein einfaches Heiligtum des Herkules, das am Scheitelpunkt dieses schon in vorrömischer Zeit benutzten Tauernübergangs situiert war[66]. Nachgrabungen, die 1934 unterhalb des Rossschartenkopfs, auf dessen Höhe man das Heiligtum vermutet hatte, durchgeführt wurden, verliefen ohne Ergebnisse[67].

Robert Fleischer folgte in seiner 1967 erschienenen Publikation der römischen Bronzen aus Österreich in Beschreibung und Datierung der Statuette weitgehend den Ausführungen Silbers, verwies aber auf die lange Tradition dieses Herkulestypus und vermutete in der Statuette ein italisches Erzeugnis[68].

Als 1973 Zweifel an der Zuverlässigkeit der Angaben zu den Fundumständen und dem Fundort der Statuette des ›Herkules vom Hochtor‹ mit dem Verdacht einer Fundunterschiebung aufkamen[69], versuchte 1976 Elisabeth Walde, diese mit einer Statuette zu identifizieren, die in einer Handschrift Anton Roschmanns, von der zwei Fassungen mit allerdings unterschiedlichen Abbildungen existieren, als »in der Gegend von Lavant in der Herrschaft Lienz gefunden« beschrieben wird[70]. 1988 gelang es Hedwig Kenner durch genaue Recherchen, die Zweifel an der Authentizität des Fundorts am Hochtor für die Herkulesstatuette auszuräumen[71], wodurch auch die Überlegungen Waldes gegenstandslos wurden[72]. Wie Fritz Moosleitner 1997 feststellte, wurde nun durch die neuen Funde vom Hochtor »ein Schlussstrich unter diese Diskussion« gezogen[73].

Die Statuette des ›Herkules vom Hochtor‹ steht mit entlastet zur Seite und zurück gesetztem linken Bein, der Kopf ist leicht zur Standbeinseite gedreht. An beiden Fußsohlen befinden sich kräftige, im Querschnitt annähernd runde, V-förmig nach innen verlaufende Zapfen (Abb. 49 d), von denen nur der linke noch in der ursprünglichen Länge erhalten ist, während der rechte abgebrochen zu sein scheint. Es handelt sich um die nach dem Guss stehen gebliebenen Gusszapfen, die für die Versockelung der Statuette verwendet wurden. Über das Hinterhaupt ist der Kopf des Löwenfells mit aufgesperrtem Rachen gestülpt, wobei die Kinnladen des Löwen wie ein Steh-

---

62 Metzger 1992, 211–215 Abb. 1–5; Pauli 1986, 844 Taf. 9, 1.

63 Silber 1939.

64 Silber 1939, 8–10.

65 Silber 1939, 20 f.

66 Silber 1939, 14 f.

67 Bis auf das Fragment einer Lampe (Silber 1939, 15), das nach Moosleitner 2002, 677 von einer mittelalterlichen Tiegellampe stammt, wie sie im Bergbau verwendet wurde. Der von Silber angelegte Suchgraben wurde bei den Forschungen des Jahres 1995 erkannt (s. vorliegender Band S. 21).

68 Fleischer 1967, 121 f. Nr. 157 Taf. 85.

69 Vgl. Pauli 1986, 840: »Sehr zweifelhaft sind die Fundumstände einer Herculesstatuette vom Fuscher Törl (2 428 m) an der Großglocknerstraße«. Angebliche Zeugenaussagen zu den Fundumständen der Herkulesstatuette veranlassten Fleischer 1973, 18 f. zur Feststellung »… nicht alle Zweifel in dieser Angelegenheit sind beseitigt. Doch ist der Herkules ›vom Hochtor‹ aus der Liste der römischen Bronzestatuetten mit gesichertem österreichischen Fundort zu streichen«. Aufgrund der Aussagen weiterer Zeugen relativiert Fleischer 1974, 13 diese Urteil: »Demnach ergab sich kein konkreter Anhaltspunkt für eine Manipulation des Fundes der Statuette, wenn auch nicht alle Zweifel in dieser Angelegenheit beseitigt sind.«

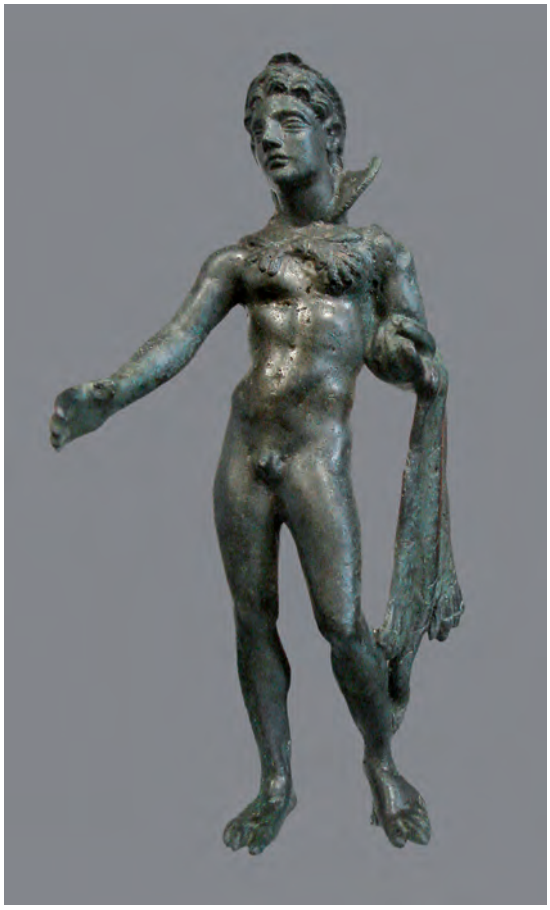
70 Walde 1975. Gegen die Echtheit des Fundortes danach auch Leibundgut 1975–1978, 183.

71 Kenner 1989.

72 Kenner 1989, 71–74 Abb. 6. 7.

73 Moosleitner 2002, 679. – In diesem Kontext soll auf die Problematik im Zusammenhang mit italisch-etruskischen Herkulesstatuetten in Museen Frankreichs, der Schweiz und Deutschland verwiesen werden, deren antiker Import aus Italien aufgrund fehlender oder unsicherer Provenienzangaben mit Recht angezweifelt wird; s. o. Anm. 20 sowie Leibundgut 1980, 175. 177–183 Nr. 268–280; Kaufmann-Heinimann 1977, 11 f. 50; Menzel 1986, 29 zu Nr. 62–71.

kragen vom Hals des Herkules schräg nach außen abstehen, während die Vorderpranken über seiner Brust verknotet sind (Abb. 49 e). Das übrige Fell ist am Rücken unter der linken Achsel hindurchgeführt (Abb. 49 b) und fällt über den Unterarm bis tief zur linken Wade herab. Der rechte Arm ist mit geöffneter, leicht gekrümmter Handfläche seitlich nach vorn gestreckt, während die z. T. weggebrochenen Fingerspitzen der linken Hand des fast horizontal vorgestreckten linken Unterarms eine hohle Hand bilden, die ohne Zweifel ein Attribut umschlossen hielt (Abb. 49 c).



49 a Statuette des Herkules vom Hochtor. Großglockner Hochalpenstraßen AG, Salzburg

Da die offensichtlich gesondert gegossenen Attribute der Herkulesstatuette heute fehlen, kam die Forschung in der Zuordnung der Statuette zu einem bestimmten Herkulestypus zu teilweise divergierenden Ansichten. Max Silber in seiner Erstpublikation und Robert Fleischer gaben dem Herkules in die linke Hand die an die linke Schulter gelehnte Keule, beim Attribut der rechten Hand denkt Silber an Bogen, Füllhorn oder Becher, während Fleischer sich nicht festlegt. Aufgrund der Abbildungen in den Roschmann-Handschriften ergänzte Elisabeth Walde das Attribut der linken Hand mit einem Apfel, während die Rechte sich auf die Keule stützt[74]. Hedwig Kenner, die sonst die Ergebnisse Waldes ablehnte, folgte ihr jedoch aufgrund zahlreicher Vergleichsstücke in der Wahl der Attribute[75]. Beide setzten sich aber m. E. bei der Wahl und Verteilung dieser Attribute über eine Besonderheit hinweg, die sowohl Silber als auch Fleischer aufgefallen war[76], und die ich selbst überprüfen konnte[77]: Die Herkulesstatuette hat am linken Oberarm eine rillenförmige Ausnehmung (Abb. 49 e), in die offensichtlich die von der linken Hand umschlossene Keule einrastete[78]. Da sich die Patina in der Ausnehmung nicht von ihrer Umgebung unterscheidet, ist eine spätere Verletzung der Oberfläche auszuschließen. Dazu kommt, dass die rechte Hand mit den ausgestreckten Fingern kaum eine Keule gehalten oder sich auf sie gestützt haben kann, wie dies für Statuen oder Statuetten vom Typus des Herkules mit den Äpfeln der Hesperiden charakteristisch ist[79]. So umfasst z. B. der Herkules der

[74] Walde 1975, 2.

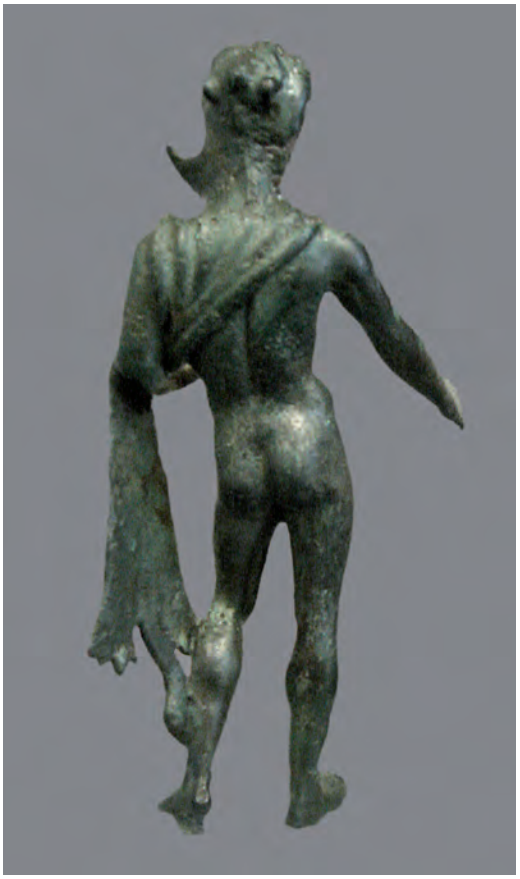
[75] Kenner 1989, 63 und Anm. 3; auch Boucher 1976, 28 f. zählt den ›Herkules vom Hochtor‹ zum Typus mit den Hesperidenäpfeln (Typus 3).

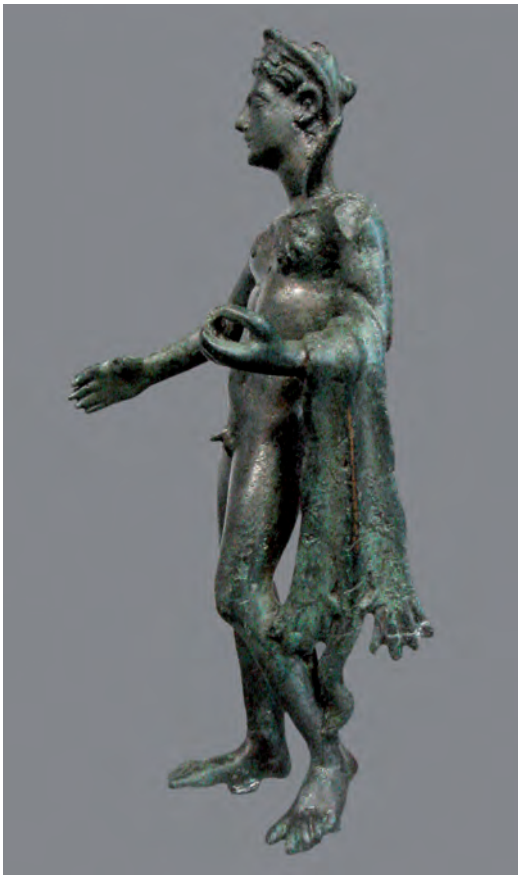
[76] Silber 1939, 7; Fleischer 1967, 121.

[77] Durch die freundliche Vermittlung von Wilfried Kovacsovics, Salzburg, erhielt ich die Gelegenheit, die Statuette untersuchen zu können.

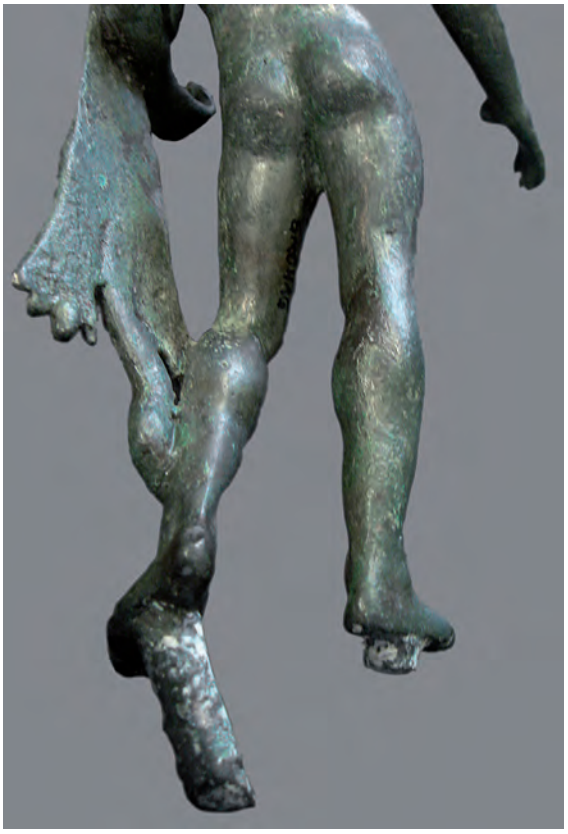
[78] Zu vergleichbaren Ansatzspuren der Keule vgl. z. B. Jurgeit 1999, 53 zu Nr. 59 Taf. 19: opfernder Herkules (von Montecassino; Karlsruhe) mit leichter Abarbeitung am linken Halsansatz für das Auflager der Keule; Fleischer 1967, 123 zu Nr. 158 Taf. 86–87: Herkules aus Mülln (Salzburg Museum): ausgebesserte Partie an der linken Schulter als ehemalige Auflagestelle der Keule (?); Leibundgut 1976, 139 f. Nr. 85 Taf. 98: Herkules (Lausanne) mit ›Stehkragen‹, Ansatzstelle der Keule am linken Oberarm (?).

[79] Vgl. die von Kenner 1989, 72–79 zum Vergleich angeführten Statuetten sowie zwei Statuetten aus Österreich, Fleischer 1967, 119 f. Nr. 154 Taf. 82. 83 (aus Watzing); 120 Nr. 155 Taf. 84 (aus Enns). Zum Typus s. Kaufmann-Heinimann 1977, 51 Typ. V A.B mit Anm. 12. 13.



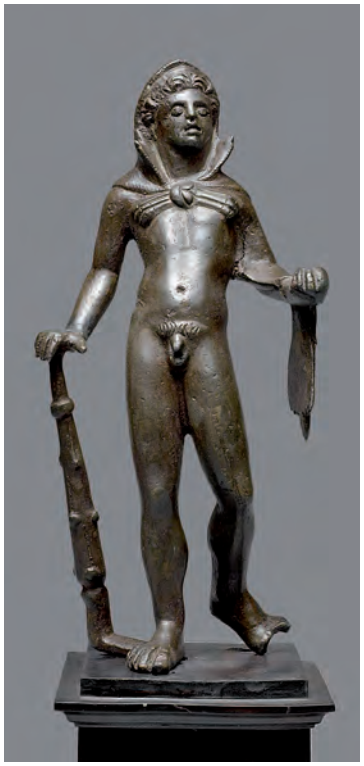


49 b–c Statuette des Herkules vom Hochtor. Großglockner Hochalpenstraßen AG, Salzburg

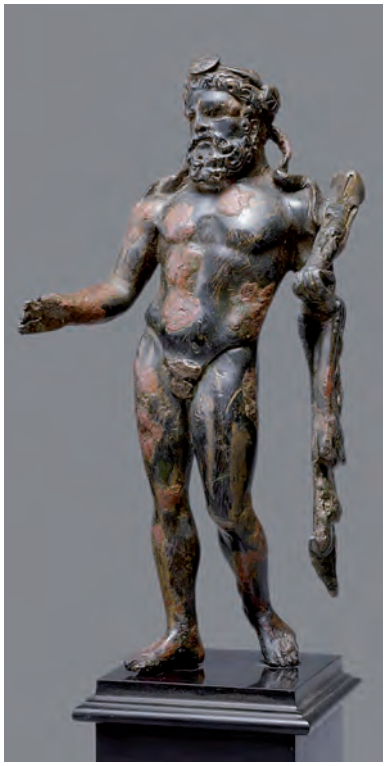


49 d Herkules vom Hochtor, Detail: Gusszapfen

49 e Herkules vom Hochtor, Detail: Rille am linken Oberarm



50 Statuette des Herkules. Wien KHM, AS Inv. VI 58



51 Statuette des Herkules. Wien KHM, AS Inv. VI 311

52 Statuette des Herkules aus Bingerbrück. Bonn, Rheinisches Landesmuseum Inv. 10900

bekannten vergoldeten Großbronze[80], die 142 v. Chr. nach dem Sieg über Karthago als Kultbild in den Rundtempel des Hercules Victor am Forum Boarium in Rom geweiht worden war, mit der rechten Hand die Keule, während die Herkulesstatuette in Wien (Abb. 50)[81], die wie die Statuette vom Hochtor die für italisch-etruskische Bronzen charakteristischen stehkragenartig abstehenden Kinnladen des Löwen aufweist, sich mit der geöffneten Hand auf die Keule stützt. Die Statuette vom Hochtor stellt daher nicht den Typus des ›Ausruhenden Herkules‹ mit einem oder mehreren Äpfeln der Hesperiden in der linken und der Keule in der rechten Hand, sondern vielmehr einen sog. Hercules bibax dar[82]: Herkules hielt demnach mit der linken Hand die an den Oberarm gelehnte Keule, wofür sich auch unter den römischen Bronzestatuetten Vergleichsbeispiele anführen lassen (Abb. 51[83]), und in der abgestreckten rechten ein Gefäß (Skyphos oder Kantharos), wobei das Trinkgefäß sowohl den zechenden *(bibax)*, am Bankett der Götter teilnehmenden als auch den opfernden Herkules charakterisieren kann[84]. Aufgrund der leichten Krümmung der Finger dürfte das Gefäß mittels Lot mit der Hand verbunden gewesen sein, doch kann man auch nicht

[80] Rom, Konservatorenpalast; Kansteiner 2000, 37–40. 124 Katalog Lb 14 Abb. 35. 43.

[81] KHM Wien, Antikensammlung Inv. VI 58; Leibundgut 1976, 140 zu Nr. 185; Kenner 1989, 73 f. Nr. 9 Abb. 8. Sehr ähnlich eine Statuette in Baltimore: Hill 1949, 46 f. Nr. 95 Taf. 22.

[82] Die richtige Deutung von M. Silber und R. Fleischer übernehmen: Kaufmann-Heinimann 1977, 51 Anm. 7; Jurgeit 1999, 55 zu Nr. 60 (»H. opfernd und ohne Äpfel«). Zum Typus vgl. Kaufmann-Heinimann 1977, 50 f. Typ. III A.B mit Anm. 7. 8.

[83] KHM Wien, Antikensammlung Inv. VI 311: Hercules bibax mit rosettengeschmückter Binde im Haar: von Sacken 1871, 99 Taf. 38, 7; Palagia 1988, 768 Nr. 815. Zum Typus vgl. Kaufmann-Heinimann 1977, 50 f. Typ. III A.B mit Anm. 7. 8; Menzel 1986, 30 Nr. 65 Taf. 34; Franzoni 1973, Nr. 96–99; aus Carnuntum: Fleischer 1967, 123 f. Nr. 159 Taf. 88.

[84] Die sowohl für den opfernden wie für den zechenden Herkules gebräuchliche Typenbezeichnung ›bibax‹ ist unbefriedigend, vgl. Ritter 1993, 461.

ausschließen, dass die Hand überhaupt kein Attribut hielt, sondern im Typus des ›Hercules dexioumenos‹ zum Gruß ausgestreckt war[85].

Aus stilistischen und ikonografischen Gründen wurde die Statuette des ›Herkules vom Hochtor‹ in der Forschung mit Recht als italisches Importstück eingestuft[86]. Diese Beurteilung wird durch die besprochene Versockelungstechnik mit den nach dem Guss nicht entfernten Gusszapfen noch weiter gestützt[87]. In italisch-etruskischer Tradition steht vor allem die eigentümliche Wiedergabe des über das Haupt gestülpten Löwenfells[88]. Die vom Hals des Herkules kragenartig abstehenden Kinnladen des Löwenrachens finden sich seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. bei italisch-etruskischen Statuetten sowohl vom Typus des ›angreifenden‹[89] als auch des ›ausruhenden‹[90] Herkules.

Die Datierung der Statuette ist schwierig, zumal schwer zu beurteilen ist, wie lange bestimmte Vorbilder in den Werkstätten nachgewirkt haben[91], doch sind einzelne Statuetten sicher noch in der römischen Kaiserzeit entstanden[92] wie eine kleine Statuette aus dem Rheinland (Abb. 52)[93] – ein später Nachfahre des italischen ›Ercole in riposo‹.

Robert Fleischer[94] datiert die Statuette des Herkules vom Hochtor in iulisch-claudische Zeit, während m. E. viel dafür spricht, die Statuette mit Hedwig Kenner[95] noch in das 1., wenn nicht sogar in das späte 2. Jahrhundert v. Chr. zu setzen.

DIE BRONZESTATUETTEN UND DAS HEILIGTUM AM HOCHTOR

Max Silber[96] schloss in seiner Erstpublikation des ›Herkules vom Hochtor‹ aus dem Fundort und aus der Fundsituation der Statuette, dass sich unterhalb des Rossschartenkopfs ein Heiligtum des Herkules befunden hätte. Dieses sei durch herabstürzende Gesteinsmassen zerstört worden, wodurch die Statuette auf dem Hang abgerutscht sei. Nach den neuen, hier vorgelegten Funden versuchte Fritz Moosleitner eine Rekonstruktion des Passheiligtums, indem er eine Reihe von ›Götterschreinen‹ entlang der Kammlinie des Passes annahm[97]: Die Bronzestatuetten seien in

---

[85] Vgl. Staccioli 1957; Kaufmann-Heinimann 1977, 51; Franzoni 1973, 117 zu Nr. 96. Palagia 1988, 766 vertritt die m. E. irrige Auffassung, dass es den Typus des ›Herkules dexioumenos‹ nicht gegeben habe, vielmehr alle Statuetten mit einem (häufig verloren gegangenen) Trinkgefäß ausgestattet waren und somit dem Typus des ›Herkules bibax‹ zuzurechnen sind.

[86] Vgl. Kenner 1989, 78 mit Anm. 39. Zum Import italisch-etruskischer Herkulesstatuetten vgl. Boucher 1976, 23–34 und die Legende zu Karte III.

[87] s. vorliegender Band S. 54–59.

[88] Vgl. Kenner 1989, 76–79.

[89] Zum Typus vgl. Fleischer 1967, 126. Angreifender Herkules mit Keule in der erhobenen Rechten z. B. Cristofani 1985, 202. 182 f. Nr. 97 (Paris, Bibliothèque Nationale); Càssola Guida 1978, 42 f. Nr. 27–28; Fogolari – Gambacurta 2001, 140 Nr. 58: Herkules mit Gusszapfen aus dem Heiligtum von Làgole di Calazo, in die »ultima fase ellenistica« datiert. Die kleine, gesenkte Keule in der Linken erinnert an den Herkules aus Bingerbrück (s. u. Anm. 93).

[90] Hercules bibax mit Trinkhorn in der Rechten und Keule (?) in der Linken: Cristofani 1985, 204. 283 f. Nr. 98 (Poggio Castiglione; Florenz, Museo Archeologico); Schwarz 1990, 295 Nr. 62. Herkules mit Hesperidenäpfeln in der Linken, Rechte eingestützt: Rolland 1959, 40 f. Nr. 56 Taf. 22–23.

[91] Vgl. Boucher 1976, 30: »Même si ces objets ont pu être élaborès pendant un assez long temps, – et nous décelons en effet en eux des traits de plus ou moins grande ancienneté –, il n'est guère pensable que certains d'entre eux aient encore pu être fabriqués à l'époque romaine: *la statuette de Hochtor en Autriche*, ainsi datée, garde tous les caractères étrusque du type d'origine, et il faut admettre qu'au II^{e} siècle au plus avant J.-C., cette figurine avait pu atteindre ces régions d'Europe centrale.«

[92] Vgl Càssola Guida 1989, 14.

[93] Aus Bingerbrück (Bingen; Bonn, Rheinisches Landesmuseum Inv. 10900): Menzel 1986, 28 Nr. 61 Taf. 32. Vgl. auch eine Statuette in Köln, Ritter 1993, 473 f. Nr. 7 Abb. 7 a. b.

[94] Fleischer 1967, 122 nach Silber 1939, 20 f.

[95] Kenner 1989, 80 »… doch muß man sie sicher eher vor der Zeitenwende entstanden annehmen als in der frühen Kaiserzeit des 1. Jahrhunderts n. Chr.«; vgl. Boucher 1976, 30.

[96] Silber 1939.

[97] Moosleitner 2002, 680–682.

Nischen von pfeilerartigen, aus Steinplatten aufgerichteten Bauten aufgestellt gewesen. Diese Überlegungen haben offensichtlich Andreas Lippert[98] auch für den Mallnitzer Tauern zur Rekonstruktion von kleinen kaiserzeitlichen Schreinen inspiriert. Lippert begründet seine Annahme mit den Bohrungen in zwei Schieferplatten, die im Passbereich gefunden wurden. In den Bohrungen seien Votivstatuetten fixiert und die Platten zu Schreinen zusammengefügt gewesen. Auflassung und Zerstörung der Schreine begründet er mit der Erhebung des Christentums zur römischen Staatsreligion am Ende des 4. Jahrhunderts n. Chr.[99]. In seinem Versuch, eine Vorstellung vom Aussehen des Heiligtums auf dem Hochtor zu gewinnen, hat sich Ortolf Harl kritisch mit den von Moosleitner und Lippert vorgeschlagenen Schreinen auseinandergesetzt[100].

Wie oben dargestellt wurde, beweisen die Gusszapfen an den Fußsohlen der Herkulesstatuette (Abb. 49 d) sowie die am Hochtor gefundenen Bleivergüsse und Gusszapfen, dass die zugehörigen Statuetten in Stein eingelassen waren – eine Technik, die in etruskisch-italischer Tradition vor allem auch im oberitalischen Siedlungs- und Einflussgebiet der Veneter (Friaul, nordwestliches Slowenien, Ostalpenraum) noch bis in die späte Republik, vereinzelt bis in die Kaiserzeit praktiziert wurde[101], was auch die Votivstatuetten von der Gurina beweisen. Die Annahme liegt daher nahe, dass die Statuetten auf dem Hochtor entweder in Steinblöcken oder direkt in den anstehenden Fels versockelt wurden.

Wegen der extremen klimatischen Bedingungen in dieser Höhenlage, in der man für die Hälfte des Jahres mit Schnee rechnen muss, ist wohl auszuschließen, dass so wertvolle Weihegaben gänzlich ungeschützt im Freien aufgestellt waren. Für die Existenz eines steinernen Tempels und anderer Bauten, wie sie auf dem Großen St. Bernhard nachgewiesen wurden[102], erbrachten die Grabungen und die Geländeprospektion keinerlei Anhaltspunkte. Vorstellbar wäre Holz als vergängliches Baumaterial, wodurch sich auch das Fehlen von Überresten leichter erklären ließe[103]. Die Palette, wie diese Bauten ausgesehen haben können, reicht von Schutzbauten über kapellenartige Schreine bis zu größerer Holzarchitektur. Wenn Holz verwendet wurde, dann sind auch hölzerne Kultbänke vorstellbar, auf denen man Weihegaben ablegen und in vorgebohrten Löchern die Statuetten mit ihren Gusszapfen einsetzen konnte, wie dies für italisch-venetische Heiligtümer angenommen und z. T. auch nachgewiesen wurde[104]. Auf Holz war auch die von Gernot Piccottini[105] publizierte und vermutlich von der Gurina stammende Bronzebasis mit der Weihinschrift an Aesus montiert[106], wie die Lochungen an der unteren Profilleiste und die mitgefundenen vier Bronzestifte beweisen. Zumindest teilweise in Holz waren auch die mit langen Gusszapfen oder mitgegossenen Standplatten versehenen Votivstatuetten aus dem ostalpinen Heiligtum auf dem Gutenberg bei Balzers (Liechtenstein) montiert[107].

Auf dem Hochtor sind die in den anstehenden Fels eingesetzten Statuetten, von wenigen Ausnahmen abgesehen, wohl mit Blei vergossen worden: Am quaderförmigen Verguss Kat. 8 (Abb. 28 b) hat sich an der Unterseite sogar die Struktur des Schiefers abgedrückt, der bandartig am Hochtor auskeilt und der wegen seiner schnellen Verwitterung den tiefen Einschnitt des Hochtorschartels hervorgerufen hat. Da die Qualität der Vergüsse davon Zeugnis gibt, wie sorgfältig bei der Ausnehmung der Vergusslöcher vorgegangen wurde, wäre es bei besonders regelmäßigen

---

[98] Lippert – Dembski 2000, 252–256 Abb. 4, 4–5; Abb. 11–12 (gebohrte Schieferplatten); Abb. 5 (Rekonstruktionszeichnung); Dembski – Lippert 1999, 37 f. Abb. 2.

[99] Moosleitner 2002, 682; Lippert – Dembski 2000, 263. Zum Ende der Heiligtümer im Ostalpenraum in der Spätantike und den in diesem Zusammenhang vermuteten Einfluss des Christentums vgl. Pauli 1986, 866–869.

[100] s. hier S. 126–128.

[101] Osmuk 1987 datiert die Statuetten aus Kobarid in das 2. Jh. n. Chr.

[102] Vgl. P. André, Essai de restitution du Temple Romain du Col du Grand Saint-Bernard dedié à Jupiter Poeninus, in: Vesan 2008, 69–78; Pauli 1986, 820–825.

[103] Vgl. vorliegender Band S. 121–124.

[104] s. o. Anm. 28. 49.

[105] Piccottini 1996, 97–103 Abb. 1–5; Jablonka 2001, 212.

[106] Vgl. vorliegender Band S. 313.

[107] Datierung 3.–1. Jh. v. Chr.: Wyss 1978, 152–156; Pauli 1980, 177 Abb. 94; Pauli 1986, 847 Taf. 10–11.

Vergüssen (z. B. Kat. 9. 10 Abb. 29 a–30 a) aber auch denkbar, dass kleinere Statuetten bereits aufgesockelt auf das Hochtor gebracht wurden.

Leider konnten bis jetzt weder im anstehenden Fels noch auf den Gesteinsbrocken der Halde Spuren solcher Vergusslöcher nachgewiesen werden, doch lassen sich kleine Bleikügelchen, die mit den Metallsuchgeräten aufgespürt werden konnten[108], als Bleitropfen interpretieren, die beim Verguss vor Ort zu Boden gefallen sind. An die Handwerker stellten weder das Ausnehmen der Vergusslöcher mit Meißel und Bohrer noch der Verguss der Statuetten mit Blei, das bekanntlich bereits bei 327° C schmilzt[109], besondere Anforderungen[110] – der hohl gegossene Fuß Kat. 2 bildet hier eine Ausnahme[111]. Jedenfalls muss es beim Heiligtum auf dem Hochtor oder in seiner näheren Umgebung Handwerker gegeben haben, die bei Bedarf diese Arbeiten ausführen konnten. Die Fragmente von zwei Postamenten (Kat. 24. 25) und ein an der Sohle flach gefeilter Fuß (Kat. 7) beweisen, dass einzelne Statuetten in der in römischer Zeit üblichen Technik auch mit Weichlot auf Bronzepostamenten aufgelötet waren, wie dies für alle Votivstatuetten vom Heiligtum des Iupiter Poeninus auf dem Großen St. Bernhard zutrifft[112]. Bei diesen Stücken ist anzunehmen, dass sie bereits aufgesockelt in die Heiligtümer geweiht wurden.

Welche Erkenntnisse lassen sich aus dem Erhaltungszustand der Statuettenfragmente vom Hochtor über deren Zerstörung gewinnen? Charakteristisch scheint zu sein, dass die Statuetten immer oberhalb der Knöchel abgebrochen sind, dort, wo das Bein am dünnsten und schwächsten ist, sich also gleichsam eine ›Sollbruchstelle‹ befindet. Statuetten, die im anstehenden Fels vergossen und vielleicht nur unzureichend geschützt waren, hatten besonders unter dem winterlichen Schneedruck zu leiden und sind diesem sicher in besonders hohem Maße zum Opfer gefallen, also abgebrochen. Vor allem aber muss man mit der Plünderung des Heiligtums rechnen, und hier weist die Zusammensetzung des erhaltenen Materials in eine relativ eindeutige Richtung: Es fällt auf, dass weder Köpfe noch Rümpfe oder Arme sowie Beine der Statuetten auf uns gekommen sind, sondern nur Fragmente von menschlichen und tierischen Gliedmaßen, Attribute der Gottheiten und die im Felsen verbliebenen Bleivergüsse mit den Gusszapfen. Das sieht weniger nach religiöser Zerstörungswut als nach gezielter Metallsammlung aus, hinter der natürlich auch religiöse Motive stehen konnten. Beim Abbrechen und Zerschlagen der Statuetten sind die Bleivergüsse mit den Füßen im Felsen verblieben und die kleinteiligen Attribute zu Boden gefallen und danach ebenso übersehen worden wie die vielen, vor allem kleinen Münzen.

Wie Beobachtungen bei zwei Objekten erkennen lassen[113], mag es eine zweite Phase zur Gewinnung des kostbaren Altmetalls gegeben haben, bei der die im anstehenden Fels noch verbliebenen Füße mit ihren Bleivergüssen aufgespürt und ausgebrochen wurden[114]: Der zylindrische Bleiverguss Kat. 12 weist am oberen Rand deutlich Spuren eines Werkzeugs (Hohleisen [?]) auf, mit dem man versucht hat, den Bleiverguss herauszulösen (Abb. 32 b). Eindeutig ist dieser Vorgang aber beim hohl gegossenen Fuß Kat. 2 mit seinen Meißelhieben, die bei dem Versuch, den Fuß gewaltsam aus dem Stein zu holen, auch den Gusszapfen gespalten haben (Abb. 22 a).

---

[108] Die Bleikügelchen lagen mir leider nicht zur Bearbeitung vor, weshalb sie auch nicht in den Katalog aufgenommen wurden.

[109] Vgl. Kluge 1927, 29.

[110] Zu interessanten Versuchen mit dem Verguss von Blei vgl. Willer 1996, 351–353.

[111] s. o. S. 40.

[112] Leibundgut 1980, passim (im Fundortverzeichnis s. v. Großer Sankt Bernhard).

[113] Auch das Fragment des Postaments Kat. 24 (Abb. 36 b) zeigt auf der Unterseite Spuren einer vielleicht gewaltsamen Entfernung.

[114] Unwahrscheinlich ist wohl die Anlage eines Altmetalldepots, es müsste denn durch Erosion über den Hang verstreut worden sein. Hinweise auf Metallreste und Fragmente (auch von Statuetten), die zum Einschmelzen bestimmt waren, finden sich auch auf der Gurina, s. Jablonka 2001, 167 f. Taf. 142, 1. 3. 8 (Teile von Statuetten); 176 Taf. 109, 38. 40 (Fragmente einer vergoldeten Statue). Zum Altmetalldepot auf dem Berg Isel vgl. Fleischer 1967, 53 f. Nr. 42–44 Taf. 29.

Zur Gänze erhalten gebliebene Statuetten wie der ›Herkules vom Hochtor‹ oder im Fels steckende Vergüsse mit Teilen von Statuetten, die bei derlei ›Ernten‹ übersehen wurden oder trotz Anwendung massiver Gewalt nicht aus dem Stein herausgebrochen werden konnten, sind dann der hochalpinen Witterung mit ihren großen Temperaturunterschieden zwischen Tag und Nacht und zwischen Sommer und Winter zum Opfer gefallen. Das unterschiedliche Wärmeverhalten von Blei und Stein oder Fels sowie die Einwirkung von Feuchtigkeit und Frost müssen die Sockelungen der Statuetten arg in Mitleidenschaft gezogen haben. In dieser Hinsicht aufschlussreich ist die Tatsache, dass die Vergüsse lose, also ohne Reste des Steins, in den sie einst eingebettet waren, in den Halden südlich des Hochtors gefunden wurden. Man muss also davon ausgehen, dass die Bleivergüsse allmählich aus ihren gesprengten oder abgewitterten Bettungen herausgefallen sind, wie dies auch an einzelnen Steinbasen aus dem Reitia-Heiligtum in Este deutlich nachzuvollziehen ist (Abb. 46).

Die Höhe der Statuetten, die sich aus einem Maßvergleich mit vollständig erhaltenen Exemplaren ergibt, ist z. T. beträchtlich. Für die beiden hohl gegossenen, nahezu maßgleichen Füße Kat. 1 und 2 (L 5,7 cm) lässt sich eine Höhe von ca. 35 cm[115] errechnen, wodurch die zugehörigen Statuetten z. B. den Iupiter vom Großen St. Bernhard (Abb. 55; H 30,5 cm, L der Füße 5,0 cm)[116] an Höhe übertreffen. Den Füßen der Kat. 3–5 mit einer Länge von 2,5–2,85 cm lassen sich Statuetten mit einer Höhe von rund 15–20 cm zuordnen[117]. Die kleinsten Füße Kat. 6 und 7 mit einer Länge von 1,6 cm gehören zu immerhin noch rund 10 cm hohen Statuetten[118].

Was lässt sich nun über die Götter sagen, denen diese Statuetten als Opfergaben geweiht wurden? Anders als im Heiligtum am Großen St. Bernhard, wo sich neben dem Iupiter Poeninus als dem Schutzgott des Passüberganges noch eine Reihe anderer Götterstatuetten nachweisen lässt (Merkur, Fortuna, Viktoria, Minerva, Herkules, Sabazios u. a.[119]), haben sich am Hochtor, vom Herkules abgesehen, leider nur Fragmente erhalten. Herkules (Abb. 49 a–e)[120] überrascht nicht: Er war, wie wir gesehen haben, die im republikanischen Italien und auf der Gurina am meisten verehrte Gottheit[121], neben Merkur auch Gott des Handels[122] und der Reisenden[123], aber auch Schützer der Bodenschätze[124].

Die beiden großen Füße, der eine mit einer Sandale[125] bekleidet (Kat. 1 Abb. 21 a. b), der andere nackt (Kat. 2 Abb. 22 a–d), würde man gerne einer Iupiterstatuette zuweisen[126]. Iupiter in seiner Eigenschaft als Licht-, Himmels- und Wettergott wurde, wie schon in Griechenland,

---

[115] Diese durch Vergleiche gewonnen Maße stellen nur Annäherungswerte dar, zumal sogar bei derselben Statuette die Länge des rechten vom linken Fuß beträchtlich abweichen kann und sich auch weibliche Füße von männlichen in der Länge unterscheiden. Zum Vergleich: Hypnos, KHM Wien, AS Inv. VI 129, Gschwantler 1986, 113 Nr. 157 Abb. 222: H 34 cm; L Fuß r. 5,54 cm, Fuß l. 5,13 cm.

[116] Leibundgut 1980, 14–16 Nr. 3 Taf. 4–9.

[117] Zum Vergleich Iupiter, KHM Wien, AS Inv. VI 198 (hier Abb. 53 a. b), Gschwantler 1986, 87 Nr. 101 Abb. 168: H 17 cm; L Fuß l. 2,5 cm.

[118] Zum Vergleich Herkules, KHM Wien, AS Inv. VI 311 (s. o. Anm. 83, hier Abb. 51): H 11,5 cm; L Fuß r. 1,8 cm.

[119] Leibundgut 1980 (s. o. Anm. 112); C. Joris, I bronzetti figurati delle collezione dell'ospizio, in: Vesan 2008, 125–138.

[120] Zu Herkules vgl. Simon 1990, 72–87; Kenner 1989, 925–932; Jablonka 2001, 209.

[121] s. o. S. 56.

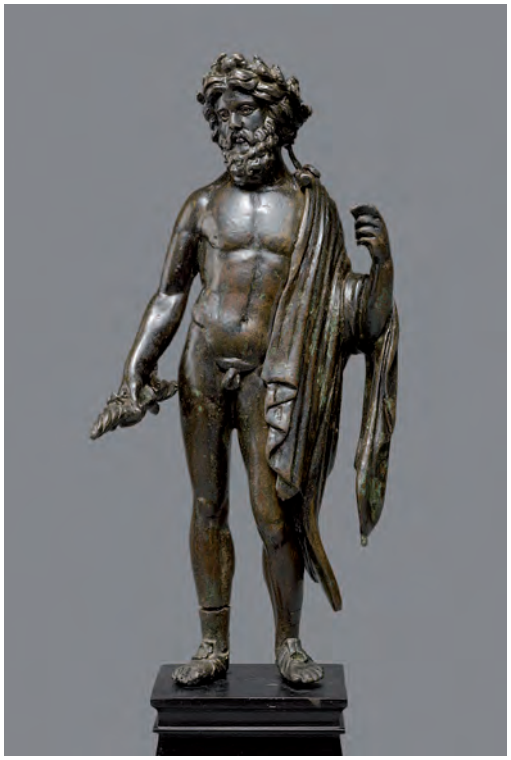
[122] Vgl. Mastrocinque 1998, 404.

[123] Mastrocinque 1993, 60 f.: »Per sua natura, Eracle era il dio die viaggiatori e dei commercianti.« Nach Simon 1990, 75 war Herkules ein schützendes Numen, vor allem für Reisende; nach einer vollbrachten Fahrt brachte man ihm *propter viam* Opfer dar.

[124] Šašel Kos 1999, 150.

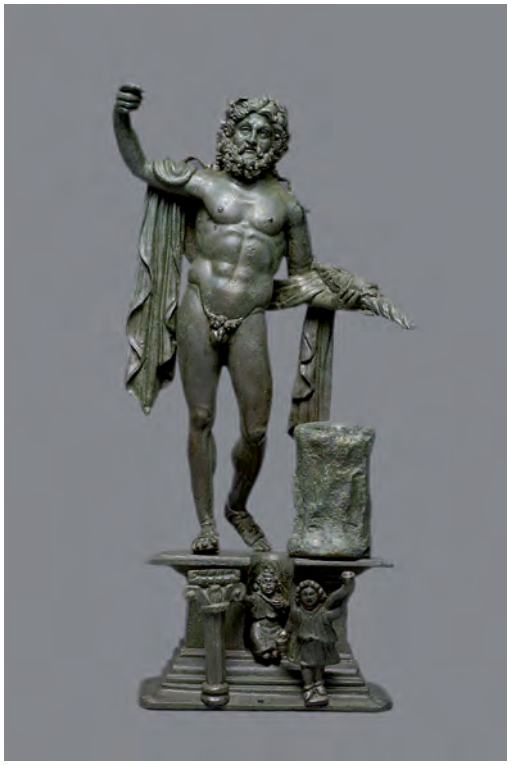
[125] Zum Typus der Sandale vgl. den rechten Fuß einer Bronzestatue mit einer ähnlichen, jedoch aufwendiger gestalteten Sandale: Comstock – Vermeule 1971, 133 f. Nr. 152 mit Abb. (»Graeco-Roman«).

[126] Auch Hermes/Merkur trägt häufig Sandalen, die auch ungeflügelt sein können: vgl z. B. den sitzenden Merkur aus dem Lararium von Montorio, KHM Wien, AS Inv. VI 423: Beschi 1962, 31–41 Abb. 10–12; Gschwantler 1986, 133 Nr. 202 Abb. 266.



53 a Iupiterstatuette. Wien KHM, AS Inv. VI 198

53 b Detail von Abb. 53 a: linker Fuß mit Sandale



54 a Iupiterstatuette von Montorio. Wien KHM, AS Inv. VI 409

54 b Detail von Abb. 54 a: linker Fuß mit Sandale

auf allen Bergeshöhen, und daher wohl auch im Heiligtum auf dem Hochtor verehrt[127]. Als Vertreter eines auf dem rechten Bein stehenden, mit Sandalen bekleideten Iupiter sei hier eine Statuette ausgewählt, die unter den Bronzestatuetten einen häufig vertretenen Typus darstellt (Abb. 32 a. b)[128]: Bekleidet mit Sandalen und einem an der linken Schulter gehefteten Mäntelchen, in der erhobenen Linken das Szepter und in der gesenkten Linken das Blitzbündel haltend, geht diese Statuette auf ein griechisches Vorbild des 5. Jahrhunderts v. Chr. zurück. Ein anderer Typus, ebenfalls mit Sandalen an den Füßen, stammt aus dem bekannten Lararium aus Montorio bei Verona (Abb. 54 a. b)[129]: Iupiter trägt einen Mantel, der im Rücken von der rechten Schulter herabfällt; Haltung der Arme und Attribute sind gegenüber der vorigen Statuette vertauscht. Für den Typus des unbeschuhten, nackten Iupiter bietet sich der Iupiter vom Großen St. Bernhard (Abb. 55) zum Vergleich an, allerdings mit dem linken Bein als Standbein[130].

Abb. 55 Statuette des Iupiter vom Großen St. Bernhard. Hospiz am Großen St. Bernhard

Bis auf den Fuß mit Sandale Kat. 3 (Abb. 23 a. b), der möglicherweise zu einer weiblichen Statuette oder zu einem Merkur gehörte, lassen sich die Füße Kat. 4–7 keiner bestimmten Gottheit zuordnen. Die beiden Unterarme mit offenen Handflächen (Kat. 16–17 Abb. 34 a. b) stammen vielleicht von Opfernden. Die linke Hand mit abgestrecktem Zeigefinger umschloss einen stabartigen Gegenstand (Szepter, Caduceus [?]) und war vielleicht zu einer Iupiter- oder Merkurstatuette gehörig. Interessant ist der Pferdehuf, da Pferde bekanntlich im Kult der Veneter eine große Rolle spielten, wie zahlreiche Beispiele aus dem Reitia-Heiligtum in Este (Abb. 46)[131], aber auch von der Gurina[132] beweisen. Dasselbe gilt für die vier Miniaturlanzen, die in Este mit Kriegerstatuetten verbunden sind[133].

Auch wenn sich kaum Konkretes über die am Hochtor verehrten Gottheiten sagen lässt, so ist es doch von großer Bedeutung, dass auch die erhaltenen Fragmente von Bronzestatuetten über die Gurina in den oberitalisch-venetischen Raum führen, was wiederum mit den Beobachtungen zur Technik der Versockelung der Weihestatuetten vom Hochtor übereinstimmt.

Kurt Gschwantler

---

[127] Zu Iupiter vgl. Simon 1990, 107–118; Kenner 1989, 942–959.

[128] KHM Wien, AS Inv. VI 198 (H 17 cm): Leibundgut 1980, 11 Nr. 12 der Replikenliste; Gschwantler 1986, 87 Nr. 101 Abb. 168.

[129] KHM Wien, AS Inv. VI 409 (H gesamt 17,8 cm): Beschi 1962, 61–77 Abb. 20–22; Gschwantler 1986, 133 Nr. 201 Abb. 265.

[130] Mit rechtem Standbein z. B. eine relativ qualitätvolle Statuette aus Carnuntum, Fleischer 1967, 27 f. Nr. 6 Taf. 5.

[131] s. o. Abb. 46 und Anm. 56.

[132] Jablonka 2001, 173 Taf. 134, 3; 209.

[133] Vgl. Jablonka 2001, 172 Taf. 128, 2–4; 210 (drei Miniaturlanzen von der Gurina).

1.5 FIBELN UND AUSRÜSTUNGSGEGENSTÄNDE

DIE FUNDE IM ÜBERBLICK

Vor der Analyse der Fibeln und der übrigen Ausrüstungsgegenstände, die 1995 auf dem als ›Schartel‹ bekannten höchsten Punkt des Hochtorübergangs und vor allem in den Halden südlich davon gefunden wurden, ist ein Hinweis auf den von Ortolf Harl unternommenen Versuch einer Quantifizierung der Fundobjekte nötig[1]: Wegen der langen und vielleicht sogar intensiven Benutzung des Hochtors zwischen dem 2. Jahrhundert v. Chr. und dem beginnenden 5. Jahrhundert n. Chr. ist mit einer nicht kalkulierbaren, aber sicher enormen Menge von Weihgaben aller Arten zu rechnen. Der Survey des Jahres 1995 hat erstens nur eine sehr kleine Fläche erfasst und zweitens das Fehlen jeglicher Stratigrafie sichtbar gemacht. Damit ist gemeint, dass auf den ebenen Partien des Schartels praktisch nur die Grasnarbe vorhanden war, unter der sofort der Fels anstand, und dass in der ununterbrochen talwärts fließenden Halde alle Fundstücke mehrfach verlagert waren. Das gleiche Bild hat die Nachgrabung des Salzburg Museums im Jahre 1997 ergeben. Das bedeutet, dass die hier vorgelegten Fundobjekte nur einen zufälligen Ausschnitt aus dem einst vorhandenen Material darstellen.

Anhand des Kleinfundspektrums ist eine unterschiedliche Dichte der Belegung des Fundorts zwischen dem 1. Jahrhundert v. Chr. und dem 2. Jahrhundert n. Chr. aufzuzeigen (Abb. 56). Die älteste Fibel des Typs Nauheim I datiert in die Periode La Tène D1, 120–80 v. Chr. (Abb. 56, 1; 63, 1). Aus der caesarisch-frühaugusteischen Zeit liegt ein weiterer Einzelfund vor, die Fibel des Typs Alesia I (›tip Ljubljana‹) (Abb. 56, 2; 63, 2). Vermutlich allgemein dem La Tène D-zeitlichen Fundspektrum ist auch der rhombische schildförmige Silberbeschlag (Abb. 56, 13; 64, 13) zuzurechnen.

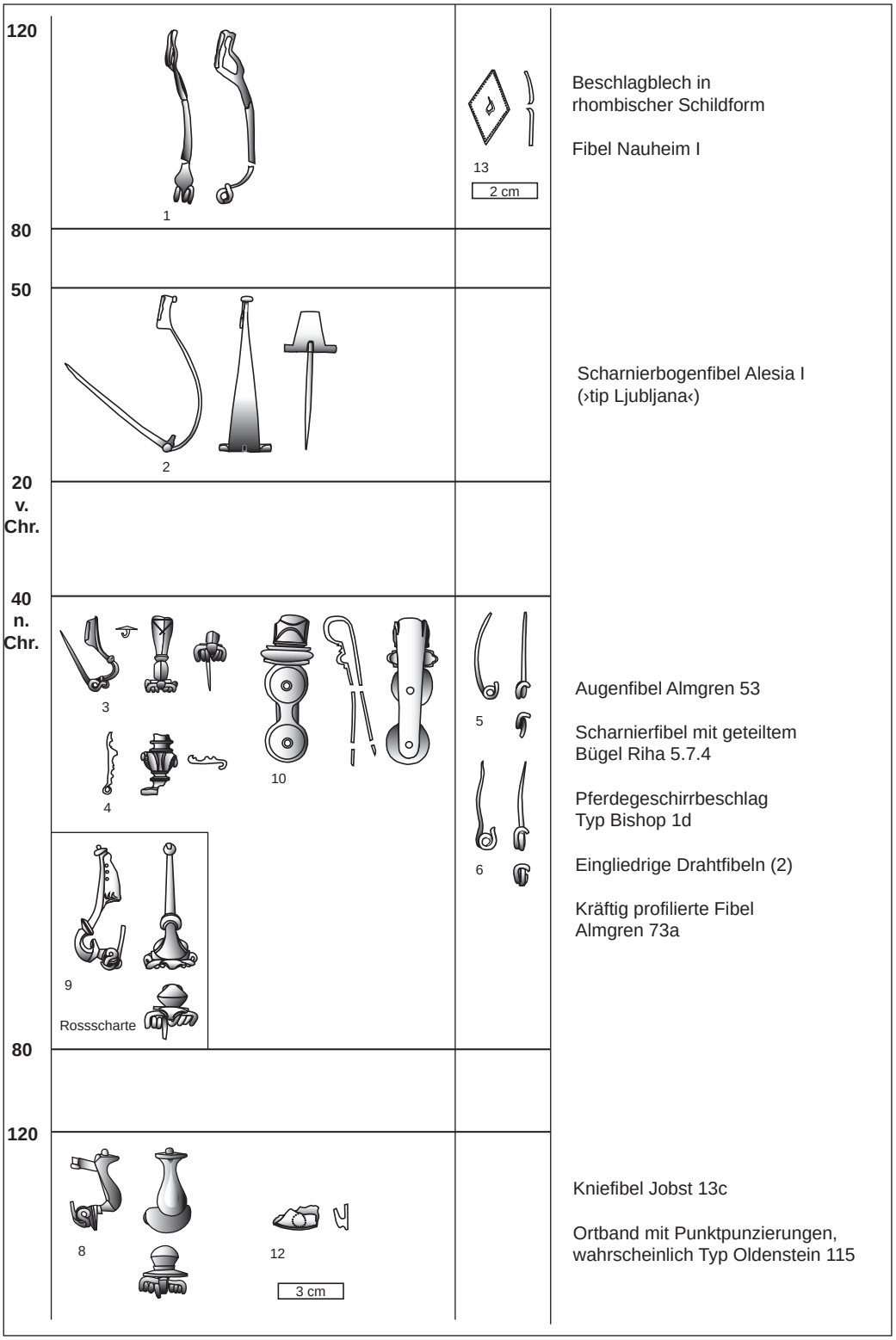
Die bedeutendste Fundkonzentration tritt im zweiten Drittel des 1. Jahrhunderts n. Chr. auf, neben der Augenfibel Almgren 53 (Abb. 56, 3; 63, 3) und der Scharnierfibel mit geteiltem Bügel Feugère 23d1/Riha 5.7.4 (Abb. 56, 4; 63, 4) entstammt diesem Zeithorizont auch der Riemenbeschlag Bishop 1d (Abb. 56, 10; 64, 10). Möglicherweise sind auch die beiden Drahtfibeln mit unterer Sehne (Abb. 56, 5–6; 63, 5–6) diesem Inventar zuzuweisen, zumal sie aufgrund der augenfällig kleinen Größe mit der Augenfibel übereinstimmen. Die an der Rossscharte unweit des Fundplatzes Hochtor gefundene kräftig profilierte Fibel Almgren 73a (Abb. 56, 9; 64, 9) ergänzt den Fundbestand dieser Periode.

In das 2. Jahrhundert n. Chr. datiert die Kniefibel Jobst 13c (Abb. 56, 8; 64, 8), das Ortband Oldenstein 115/Miks Typ Novaesium (Abb. 56, 12; 64, 12) ist zeitlich von der zweiten Hälfte des 2. bis in die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. einzuordnen[2].

---

[1] s. vorliegender Band Kap. 1.7 (O. Harl).

[2] Oldenstein 1976, 112 Taf. 19, 115; Chapman 2005, 14 Nr. Bb01 (120–200 n. Chr.).



56 Typochronologie der antiken Fibel- und Ausrüstungsfunde aus dem Passheiligtum am Hochtor, M. 1 : 3; Nr. 13 M. 1 : 2

DIE CHRONOLOGISCHE SIGNIFIKANZ DES FUNDSPEKTRUMS

120/80 v. Chr., La-Tène D1: Nauheim-I-Fibeln sind für Fundorte mit spätlatènezeitlicher Tradition als die signifikante Fundgruppe anzusprechen. Betrachtet man die Region nördlich des Hochtors (Abb. 57), so sind Stöffling, Neubau, Karlstein, Salzburg-Rainberg, Dürrnberg und Biberg als Fundorte von Nauheim-I-Fibeln erwähnenswert[3], südlich des Hochtors ist dies Teurnia-St. Peter in Holz (Abb. 58; Tab. 1)[4].

80–60/50 v. Chr., La Tène D2a: Augenfällig ist das Fehlen von Kleinfunden am Fundplatz Hochtor, welche jünger als die La Tène D1-Fibel (Nauheim I) und älter als die Alesia-I-Fibel (›tip Ljubljana‹) datieren. Die in La Tène D2a zu erwartenden Fibeln, beispielsweise die Typen Almgren 65, Schüsselfibeln oder Cenisola, sind am Hochtor nicht vorhanden, treten aber in den zumeist oben bereits genannten spätlatènezeitlichen Fundorten – Stöffling, Passau, Karlstein, Salzburg-Rainberg, Dürrnberg, Biberg, Gurina[5] (Abb. 58. 59; Tab. 1) – üblicherweise auf, sieht man von Neubau mit kürzerer Laufzeiten ab. Ebenso wie am Hochtor ist auch in Teurnia-St. Peter in Holz das La Tène D2a-Spektrum nicht greifbar.

Tabelle 1: Typochronologische Gegenüberstellung der spätkeltischen Fibelfunde vom Hochtor und aus den norischen Zentralorten Karlstein und Salzburg (zu Salzburg vgl. Demetz 1999, 283. 287)

Datierung	Hochtor	Karlstein	Salzburg-Rainberg	Salzburg
120 v. Chr.	Nauheim I	Nauheim I	Nauheim I	
80 v. Chr.		Almgren 65 Schüsselfibel Cenisola Nauheim II	Almgren 65	
50 v. Chr.	Alesia I (›tip Ljubljana‹)	Alesia Ia3 Gorica I Almgren 18a Almgren 236a		Alesia I
20 v. Chr.		Almgren 238a		

50/40–30/20 v. Chr., caesarisch-frühaugusteisch, La Tène D2b: Aus dem Blickwinkel der Fibeltypochronologie ist mit dem Auftreten der Alesia-I-Fibel (›tip Ljubljana‹) im Spektrum des Fundplatzes Hochtor eine der signifikantesten Formen für den caesarisch-frühaugusteischen Zeithorizont greifbar. Betrachtet man die Fundvorkommen in den oben genannten Fundorten spätlatènezeitlicher Tradition, so ist häufig bereits mit einem Ende der Laufzeiten vor dem Einsetzen der Alesia-Fibeln zu rechnen. So enden die späteisenzeitlichen Fibelspektren von Passau, Neubau, Salzburg-Rainberg und Dürrnberg vor La Tène D2b. Übereinstimmungen bestehen aufgrund des Vorkommens von Alesia-I-Fibeln weiterhin mit den Fundorten Karlstein, Biberg,

[3] Irlinger 2002b, 257 Abb. 5 (Stöffling); Moser 2001, 102 Taf. 1, 1. 3; Trebsche 2001, 16–18 Abb. 5, 27–32 (Neubau); Demetz 1999, 241 XII.1.1 Nr. 37; 242 XII.1.3 Nr. 9 (Karlstein); 241 XII.1.1 Nr. 34; 243 XII.1.5 Nr. 7 (Salzburg-Rainberg); 241 XII.1.1 Nr. 32 (Biberg); Brand 1995, 61 Taf. 1, 2; 67, 15–16. 18; 87, 16; 187, 19 (Dürrnberg).

[4] Gugl 2000, 166 Taf. 1, 6 (St. Peter in Holz).

[5] Irlinger 1991, 78–79 Abb. 50; Irlinger 2002a, 257 Abb. 6, 1–7; Irlinger 2002b, 186 Abb. 3, 2 (Stöffling); Michálek 1993, 58 Taf. 6, 2 (Passau); Demetz 1999, 219–223 I.1.1 Nr. 57; I.1.2 Nr. 46; I.2.2 Nr. 10; I.4.2.2 Nr. 6; 235 VIII.1.2 Nr. 14; 237 IX.1.2 Nr. 23 (Karlstein); 218 I.1.1 Nr. 38 (Salzburg-Rainberg); Brand 1995, 61 Taf. 73, 9 (Dürrnberg); Moosleitner 1996a, 253 Abb. 8, 3–4 (Biberg); Jablonka 2001, 117 Taf. 82, 11–12. 15–16. 19–21. 26; 83, 1 (Gurina).

57 Das Hochtor und die Lage der zum Vergleich herangezogenen spätkeltischen und spätkeltischen-frührömischen Zentralorte in Noricum und in der italischen Regio X

Gurina und Teurnia-St. Peter in Holz[6], auch für Salzburg ist eine Alesia-I-Fibel überliefert (Abb. 58. 59; Tab. 1)[7].

Für diesen Zeitraum ist das dem Hochtor am nächsten gelegene differenzierteste Typenspektrum von der Gurina (Abb. 59) bekannt, welches neben dem Vorkommen von Alesia-I-Fibeln die Reichhaltigkeit des Formenrepertoires dieser Periode primär mit geschweiften Fibeln (Almgren 18a1, Kostrzewski M-a1) und anderen, weniger häufigen Typen (Doppelknopffibel Almgren 236a, Flügelfibel Almgren 238a, Jezerine II) illustriert (Abb. 59)[8].

Kehrt man zurück auf das Hochtor, so zeigt sich, dass für die hier vorhandene Ausformung der Alesia-I-Fibel (›tip Ljubljana‹) die beste und zugleich unweit gelegene Übereinstimmung im Fundbestand von Teurnia-St. Peter in Holz aufzuzeigen ist (Abb. 58)[9]. Die Route Richtung Italien/Regio X wird darüber hinaus durch den Fund einer Alesia-I-Fibel im Kult- und Siedlungsplatz von Raveo-Monte Sorantri markiert (Abb. 59)[10].

20/10 v. Chr.–30/40 n. Chr., mittel-/spätaugusteisch-tiberisch: Ein neuerlicher Mangel an signifikanten Typen ist für die Zeit zwischen 20/10 v. Chr. und 30/40 n. Chr. im Fundbestand des Hochtors festzustellen. Vor dieser Periode endet die Siedlung am Biberg, signifikante Funde dieser Zeit sind allerdings zahlreich aus Karlstein beizubringen[11]. Auf der Gurina sind eine Reihe von Typen dieses Horizonts vertreten (Abb. 59)[12], in Teurnia-St. Peter in Holz fehlen diese bislang.

40/50–70/80 n. Chr., claudisch/neronisch/frühflavisch: Der bedeutendste Bestand an Kleinfunden liegt aus den mittleren Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts n. Chr. vor. Zwar treten nicht die für ein norisches Spektrum signifikanten Fibeln zutage, die Typen zählen allerdings zu den Leitformen dieser Epoche im benachbarten Rätien. Die Augenfibel Almgren 53[13] und Scharnierfibel

[6] Demetz 1999, 274 XXIX.1.1.3 Nr. 14 (Karlstein); Moosleitner 1996a, 253 Abb. 8, 2 (Biberg); Jablonka 2001, 119 Taf. 83, 5–6. 11 (Gurina); Gugl 2000, 166 Taf. 1, 4–5 (St. Peter in Holz).

[7] Demetz 1999, 275 XXIX.1.4 Nr. 15 (Salzburg).

[8] Jablonka 2001, 116 Taf. 82, 1–2; Gamper 2007, 429 Abb. 8, 5 (Jezerine II); Jablonka 2001, 118 Taf. 82, 13. 18; Gamper 2004, 142 Abb. 24, 1; Gamper 2007, 426 Abb. 6, 2 (Kostrzewski M-a1); Jablonka 2001, 118 Taf. 83, 4 (Almgren 18a1); 121 Taf. 85, 4 (Almgren 236a1); 119 Taf. 83, 10 (Almgren 238a).

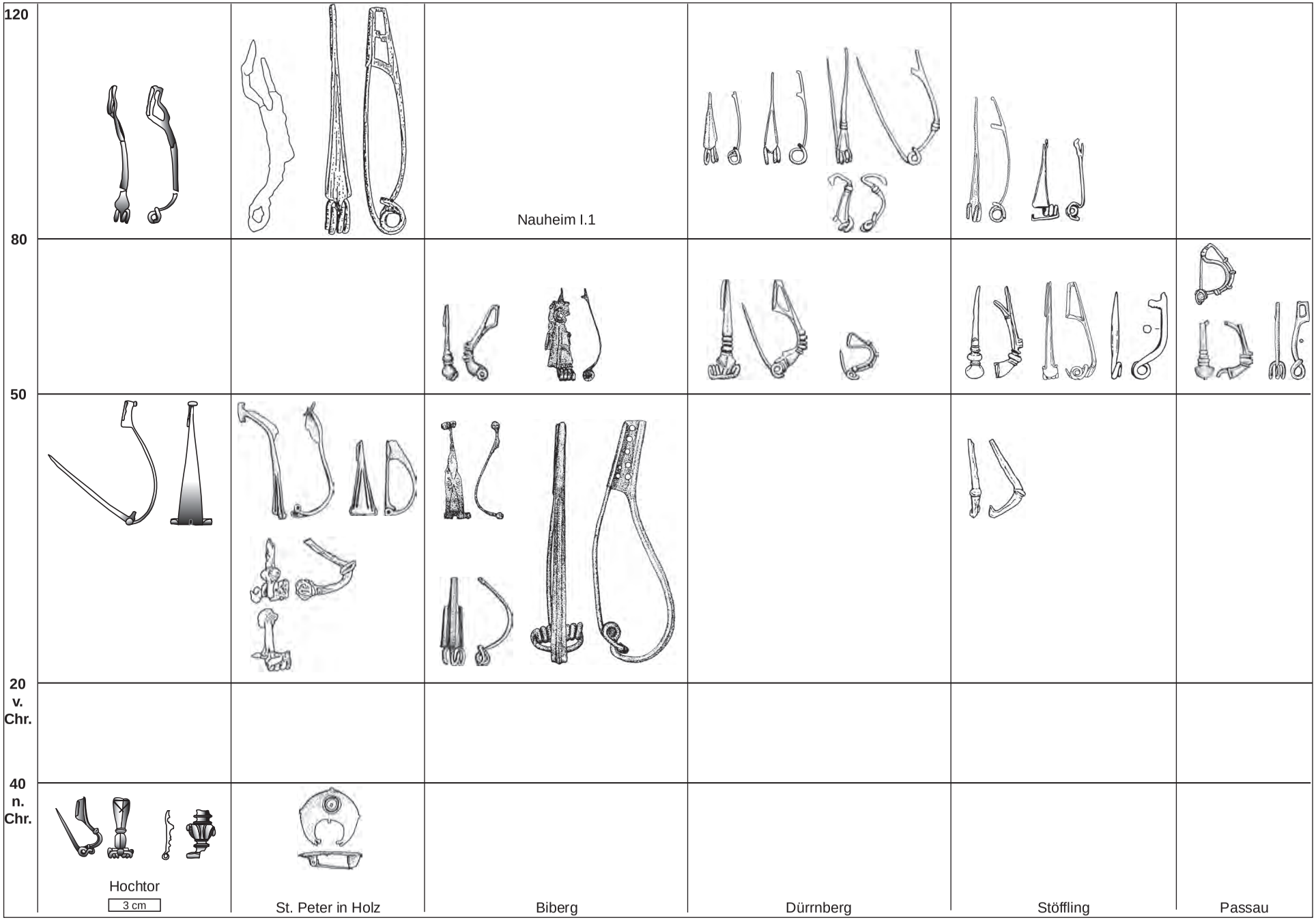
[9] Gugl 2000, 166 Taf. 1, 4; ergänzend sind eine weitere Alesia-I-Ausformung sowie Almgren 18a2 zu erwähnen: Gugl 2000, 166 Taf. 1, 3. 5 (St. Peter in Holz).

[10] Donat – Righi – Vitri 2007, 106 Abb. 16, 6 (Raveo-Monte Sorantri).

[11] Demetz 1999, 229 V.2.2.1 Nr. 11 (Almgren 236b2); 247 XV Nr. 5 (Isontino); 254 XVIII.1.1 Nr. 12 (Almgren 2aI); 266 XXIV.2.1.1 Nr. 21 (Fibel mit beißendem Tierkopf Ia1); 267 XXIV.2.2.2 Nr. 8 (Fibel mit beißendem Tierkopf Ib2) (Karlstein).

[12] z. B. Jablonka 2001, 118 Taf. 83, 2 (Almgren 2a); 116 Taf. 82, 3 (Geschweifte Fibel mit bandförmigem Bügel); 119 Taf. 83, 3 (Feugère 19); 83, 7–8 (Feugère 22b2); 83, 9 (Riha 5.2.4); 120 Taf. 84, 5. 9 (Almgren 67a); 121 Taf. 85, 3. 7; Gamper 2004, 133 Abb. 11, 2 (Almgren 236c) (Gurina).

[13] Zur Verbreitung: Kunow 1998, 105 Abb. 4; mit Kartierung von Almgren-53-Funden auf Abb. 7. Zur Datierung: Rey-Vodoz 1998, 16 Nr. FB 29–30 Taf. 2, 29–30 (Oberwinterthur, 50–70 n. Chr.); Bakker 1986, 103 Abb. 60 (Augsburg, kurz nach 67–68 n. Chr.).



58 Typochronologische Gegenüberstellung der spätkeltischen und frührömischen Fibelfunde vom Hochtor und aus den norischen Zentralorten St. Peter in Holz, Biberg, Dürrnberg, Stöffling und Passau, M. 1 : 3

mit geteiltem Bügel Feugère 23d1/Riha 5.7.4[14] sind als zeittypische Elemente in jenen Fundorten des helvetischen bis rätischen Alpenvorlands aufzuzeigen, welche durchwegs mit dem Ausbau der Limesregion in Verbindung zu bringen sind.

Gemeinsam mit diesen Fibeln ist das Auftreten des Riemenbeschlags Bishop 1d[15] am Hochtor ein weiterer Hinweis auf den chronologischen Konnex mit den neronischen und frühflavischen Aktivitäten am Limes. Betrachtet man die Fundorte im nahen Umkreis des Hochtors, so sind anhand der Fibelspektren keine weiteren Hinweise auf einen derartigen Konnex gegeben, was die Bedeutung des Fundplatzes Hochtor hervorhebt. Auf der Gurina sind nur wenige Fibelfunde dieses Zeitabschnitts präsent (Abb. 59), in Teurnia-St. Peter in Holz liegt eine in den Ostalpen wie auch in den Westprovinzen typische Scheibenfibel vor (Abb. 58).

Der Einzelfund einer Almgren-73a-Fibel von der Rossscharte ist chronologisch dem Horizont der oben genannten Funde zuzuweisen. Mit dieser Fibel ist die einzige typisch norische Form dieses Zeitraums im Umfeld des Hochtors zu erfassen, räumlich nahe Vergleichsfunde stammen zudem aus Virgen in Osttirol, Pockhorn in Kärnten und Immurium in Salzburg[16].

80/100–120 n. Chr., spätflavisch-trajanisch: Wiederum ist ein Mangel an Funden für die Periode des bedeutenden Aufschwungs in Noricum zur Zeit des spätflavischen und trajanischen Limesausbaus festzustellen.

120/140–170/180 n. Chr., hadrianisch-antoninisch: Gegenüber diesem Mangel an Funden spätflavischer bis trajanischer Zeitstellung fällt das Vorkommen jener Typen ins Auge, welche vermutlich im selben Zeitraum während der mittleren Jahrzehnte des 2. Jahrhunderts n. Chr. deponiert wurden: die Kniefibel Jobst 13c und der Schwertscheidenbeschlag (Abb. 56, 8. 12). Die Kniefibel Jobst 13c lässt sich als Produkt einer norischen Werkstatt ansprechen, die Herstellung erfolgte ab (trajanisch-)hadrianischer Zeit[17]. Die nächst gelegenen Fundorte von Kniefibeln, des verwandten Typs Jobst 13d sind Matrei in Osttirol und Uttendorf-Steinbühel im Pinzgau[18]. Das Ortband mit Punktpunzierungen, vermutlich des Typs Oldenstein 115/Miks Typ Novaesium[19], ist ab der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. üblich und könnte somit zeitgleich mit der Kniefibel auf das Hochtor gelangt sein. Der nächstgelegene Vergleichsfund des Ortbands, allerdings ohne Dekor, liegt aus Iuvavum-Salzburg vor[20].

In Hinblick auf die chronologische Signifikanz der aus den Grabungen am Hochtor vorliegenden Kleinfunde ist zusammenfassend festzustellen, dass zwischen 120/80 v. Chr. und 130/180 n. Chr. jeweils im Abstand von rund 50 Jahren Objekte zu erfassen sind, beginnend mit Einzelfunden in La Tène D1 (120/80 v. Chr.) und in caesarisch-frühaugusteischer Zeit (50/40–30/20 v. Chr.). Eine größere Dichte an Vorkommen datiert in die claudisch/neronisch/frühflavische Periode (40/50–70/80 n. Chr.). Die letzte Belegung erfolgt, aus dem Blickwinkel der Kleinfunde, in den mittleren Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts n. Chr.

---

[14] Zur Datierung: Riha 1979, 126 Taf. 32, 849; 31, 836 (Augst, 15–35 n. Chr.; 40/50–100 n. Chr.); Ludwig 1988, 268 Taf. 52 Grab 59, 5 (Schankenweiler, 35–70 n. Chr.); Mazur 1998, 38 Taf. 11, 153 (Avenches, 40–70 n. Chr.); Bakker 1986, 103 Abb. 60 (Augsburg, *terminus post quem* 64–67 n. Chr.).

[15] Zum Typ: Bishop 1988, 158 Abb. 50, 1d; zur Datierung: Kemkes 2002, 28 Abb. 7, 15 (Mengen-Ennetach, 45/50–70/80 n. Chr.); Chapman 2005, 135 Nr. Td21 (Caerleon, 85/90–90/100 n. Chr.).

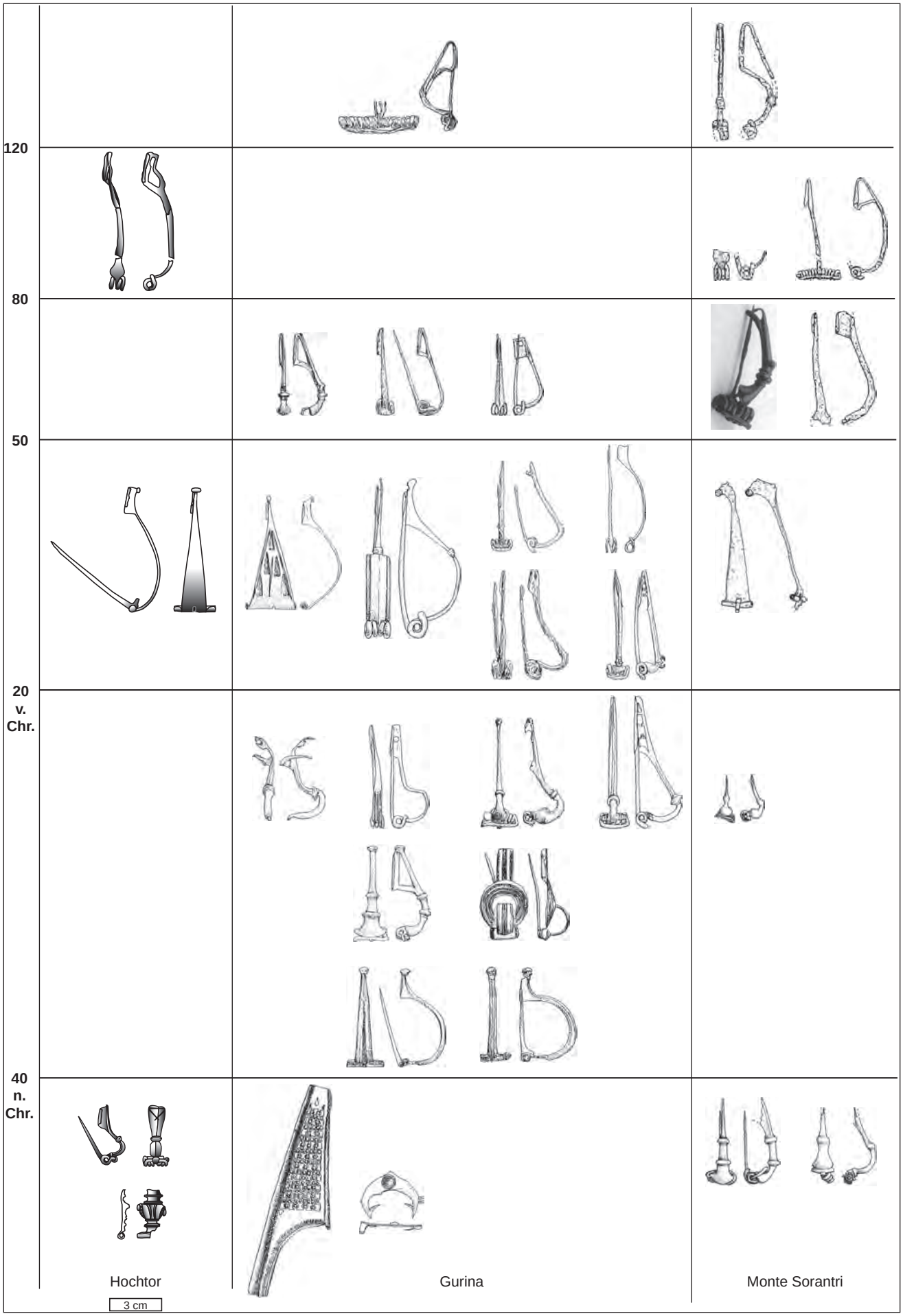
[16] Sedlmayer 2006, 421 (Marzoll, Wels, Mautern, Virunum); Höck 2005, 76 (Virgen); Gugl 1995, 96 Nr. 167 Taf. 21, 167 (Pockhorn); Kastler 2008, 132 Abb. 2 (Immurium).

[17] Cociş 2004, 90.

[18] Höck 2005, 77 Abb. 25 (Matrei); Höglinger 1998, 47 Abb. 9, 29 (Uttendorf). Vgl. auch die Funde von Jobst 13c in Salzburg: Hell 1958, 44 Abb. 6, 8 (Salzburg-Birglstein); Hell 1967, 98 Abb. 21, 3 (Salzburg-Linzergasse).

[19] Der Rand des Beschlags deutet auf eine halbrunde Form hin und legt die Rekonstruktion als Volutenortband nahe. Das Ortband dürfte, da es floralen Dekor, aber keine Mittelrippe auf der Platte aufweist, dem Typ Oldenstein 115 bzw. dem Typ Novaesium nach Miks entsprechen: Oldenstein 1976, 112 Taf. 19, 115; Chapman 2005, 14 Nr. Bb01 (120–200 n. Chr.); Miks 2007, 335–337 Taf. 245, B285/72.

[20] Kastler 2004, 37 Nr. 6 mit Abb. (Salzburg-Domplatz).



59 Typochronologische Gegenüberstellung der spätkeltischen und frührömischen Fibelfunde vom Hochtor und aus dem norischen Zentralort auf der Gurina sowie aus dem Kult- und Siedlungsplatz auf dem Monte Sorantri in der Regio X, M. 1 : 3

DIE ÜBERREGIONALEN KOMPONENTEN DES FUNDSPEKTRUMS

Anhand der Kleinfunde ist das Hochtor als Passage von überregionaler Bedeutung in zwei Zeithorizonten gekennzeichnet, und zwar in der caesarisch-frühaugusteischen Periode vor der römischen Okkupation sowie in der claudisch/neronisch/frühflavischen Phase nach der Erlangung des Provinzstatus.

Die Alesia-I-Fibel (›tip Ljubljana‹) caesarisch-frühaugusteischer Zeit ist aufgrund der markanten Vorkommen im ostalpinen Raum als bedeutender Leitfund für die Phase der verstärkten römischen Einflussnahme in Noricum und in den Ostalpen zu werten, und zwar zum Zeitpunkt während oder kurz nach den gallischen Kriegen. In Gallien sind Alesia-I-Fibeln (›tip Ljubljana‹) in den Oppida von Vieille-Toulouse und Ensérune im Süden und am Titelberg im Nordosten belegt[21]. In den Ostalpen sind die Vorkommen neben dem Hochtor gleichfalls auf Zentralorte beschränkt: Emona-Ljubljana[22], Magdalensberg[23] und Teurnia-St. Peter in Holz (Abb. 58). In Italien liegt ein verwandter Fund des Typs Alesia I (›tip Ljubljana‹) am Alpenrand, im Kult- und Siedlungsplatz von Raveo-Monte Sorantri nahe Iulium Carnicum-Zuglio vor (Abb. 59), weitere Alesia-I-Fibeln (›tip Ljubljana‹) sind aus der Padana (Oleggio, Ca'di Marco di Fiesse) belegt[24].

In die Phase nach der Provinzwerdung von Noricum und zugleich in den Zeitraum der Unruhen des Jahres 69 n. Chr. in Noricum und Rätien sowie des schrittweisen Ausbaus des Limes in Rätien fällt das konzentrierte Auftreten von drei Funden, welche jeweils in die Region nördlich und nordwestlich des Hochtors verweisen: die Augenfibel Almgren 53, die Scharnierfibel mit geteiltem Bügel Feugère 23d1/Riha 5.7.4 und der Riemenbeschlag Bishop 1d.

Augenfibeln des Typs Almgren 53 liegen beispielsweise aus den Zentralorten im rätischen Limeshinterland Cambodunum-Kempten und Augusta Vindelicum-Augsburg (Abb. 60) vor[25] sowie aus den claudisch-neronisch datierten rätischen Kastellen von Oberstimm und Rißtissen[26]. In Augusta Vindelicum-Augsburg ist die lokale Herstellung von Augenfibeln belegt[27]. Das Hauptverbreitungsgebiet der Augenfibeln Almgren 53 erstreckt sich zwar zwischen Mittel- und Norddeutschland sowie Polen[28], am oberen Rhein-Donau-Limes sind allerdings durchwegs Funde in den Kastellplätzen zwischen Augst und Oberstimm belegt, Donau abwärts zudem in Carnuntum samt Umland[29]. In Italien sind demgegenüber ausschließlich zwei Funde bekannt, davon einer in Aquileia[30].

Erwähnenswert ist zudem das Vorkommen von Augenfibeln im Raum Salzburg, welche teilweise starke Bezüge zum Fund vom Hochtor zeigen, zumal zwei Exemplare, eines aus dem Stadtzentrum und eines aus dem Gutshof von Salzburg-Liefering, dem Almgren 53 affinen Typ Almgren 52 zuzuweisen sind[31].

In Kombination mit der Augenfibel Almgren 53 ist auch das Auftreten der Scharnierfibel mit geteiltem Bügel Feugère 23d1 anzunehmen. Es ist dies ein Typ der gleichfalls im rätisch-

---

[21] Vičič 1994, 48 Abb. 9 (Vieille-Toulouse, Ensèrune, Titelberg).

[22] Vičič 1994, 48 Taf. 1, 8–9 (Ljubljana, 50–25/20 v. Chr.).

[23] Sedlmayer 2009, 37 Taf. 24, 502–503 (Magdalensberg).

[24] Donat – Righi – Vitri 2007, 106 Abb. 16, 6 (Raveo-Monte Sorantri); Spagnolo Garzoli 1999, 237 Abb. 393, 15 (Oleggio); Vičič 1994, 48 Abb. 9 (Ca'di Marco di Fiesse).

[25] Schleiermacher 1993, 16 Nr. 47–48 Taf. 5, 47–48 (Kempten); Bakker 1986, 103 Abb. 60 (Augsburg, kurz nach 67–68 n. Chr.).

[26] Kunow 1998, 105 Abb. 4; mit Kartierung von Almgren-53-Funden in Abb. 7.

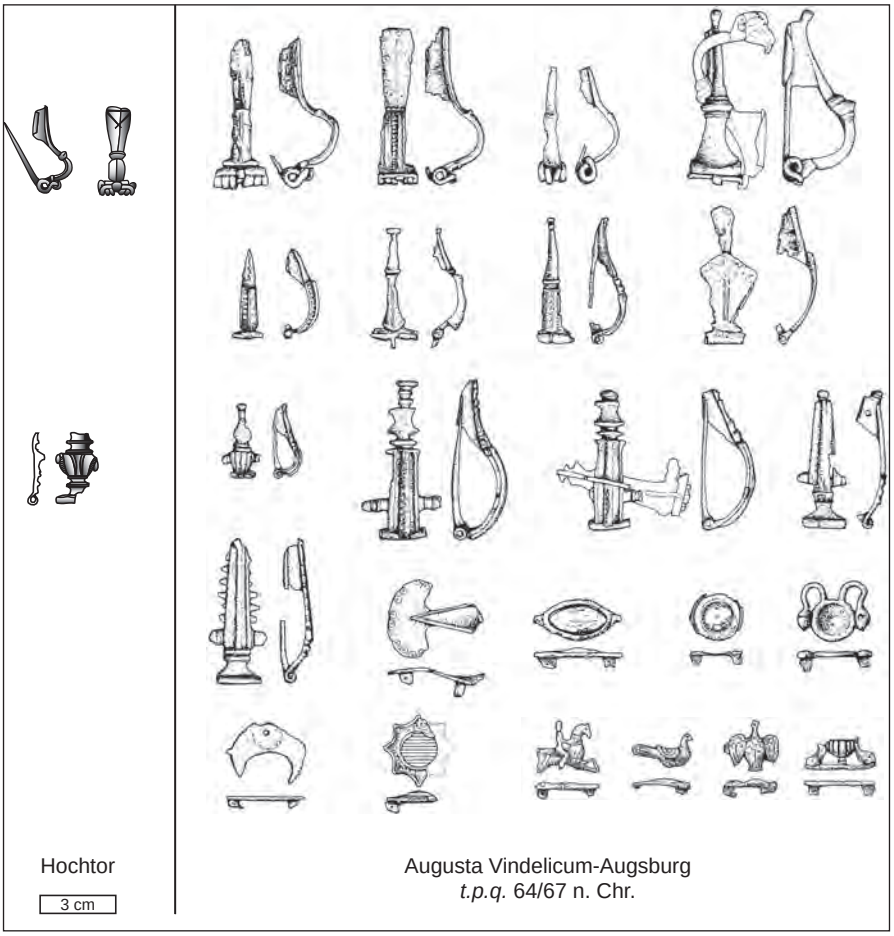
[27] Bakker 2000, 92 (Augsburg).

[28] Kunow 1998, 114–116 Abb. 7.

[29] Kunow 1998, 114–116 Abb. 7 (Augst, Kempten, Rißtissen, Oberstimm, Carnuntum, Mikulov, Enzersfeld, Sopron, Védeny, Sládkovičovo).

[30] Kunow 1998, 114–116 Abb. 7 (Aquileia).

[31] Almgren 52: Kovacsovics 2001, 238 Abb. 7 (Salzburg-Kapitelhaus); Christlein 1963, 53 Abb. 14, 2 = Hell 1968, 353 Abb. 19, 4 (Salzburg-Liefering); Almgren 50: Moosleitner 1996b, 75 Abb. 64, 10 (Salzburg-Liefering).



60 Gegenüberstellung der Fibelfunde vom Hochtor und aus dem Warenlager in Augusta Vindelikum-Augsburg, M. 1 : 3

vindelikischen Alpenvorland häufig[32], hingegen in Noricum nur vereinzelt vorkommt, und zwar mit zwei Belegen im Alpenvorland (Riha 5.7.3; 5.7.4: Seebruck; Riha 5.7.4: St. Pölten) und mit zwei weiteren der Variante Riha 5.7.3 am Magdalensberg[33].

In den claudisch/neronisch bis frühflavischen Horizont ist auch der Riemenbeschlag Bishop 1 zu datieren, der in der hier vorliegenden Variante Bishop 1d beispielsweise in Britannien, Germanien und Pannonien vertreten ist[34]. Aus Noricum sind kaum Belege von Bishop 1-Beschlägen vorhanden: aus militärischem Zusammenhang stammt ein Fragment aus Lentia-Linz. In Hinblick auf den Hochtor-Fund bemerkenswert ist darüber hinaus ein Altfund mit Silbertauschierung aus Salzburg[35]. In repräsentativen Spektren ziviler Siedlungen wie der Gurina oder Bedaium-Seebruck fehlen bislang die Nachweise.

Zusammenfassend ist für die Fibeltypen der claudisch/neronisch bis frühflavischen Zeit festzustellen, dass diese sowohl in zivilen als auch militärischen Zusammenhängen belegt sind, wobei ein Vorkommen besonders häufig im rätisch-vindelikischen Raum zu konstatieren ist. In

[32] Rey-Vodoz 1998, Taf. 11, 152–153. 158 (Oberwinterthur, 20/30–50 n. Chr.); Siegfried-Weiss 1991, 326 f. Taf. 53, 3 (Chur); Overbeck 1982, 29 Taf. 7, 99–102 (Bregenz); Krämer 1957, 65 Taf. 15, 14; Schleiermacher 1993, 31 f. Taf. 16, 178–186; 17, 197 (Kempten); Bakker 1986, 103 Abb. 60 (Augsburg, *terminus post quem* 64–67 n. Chr.).

[33] Burmeister 1998, 215 Taf. 27, 99 (Seebruck); Jilek – Scherrer – Trinkl 2005, 41 Nr. 149 mit Abb. (St. Pölten); Sedlmayer 2009, 44 Taf. 28, 589–590 (Magdalensberg).

[34] Bishop 1988, 158 Abb. 50, 1d.

[35] Karnitsch 1972, 200 Taf. 97, 3 (Linz); Klose 1909, 211 Abb. 2, 5 (Salzburg-Brunnhausgasse).

Anbetracht des Händlerdepots von Augusta Vindelicum-Augsburg, in dem sich neben einem Getreidelager auch über 111 Fibeln fanden[36], unter welchen Parallelen der Hochtor-Funde auftreten (Abb. 60), ist davon auszugehen, dass Händler auf dem Weg von Oberitalien nach Rätien auch die Tauernroute frequentierten. Die Zerstörung des Warenlagers in Augusta Vindelicum-Augsburg könnte im Übrigen mit den Wirren des Vierkaiserjahres 69/70 n. Chr. in Zusammenhang gebracht werden[37].

Das Fundspektrum vom Hochtor lässt sich auch gut mit dem Fundbestand des frühkaiserzeitlichen bis 50/60 n. Chr. datierten Siedlungsplatzes Dietringen vergleichen (Abb. 61), welcher am nördlichen Ausgangspunkt des alpinen Abschnitts der Via Claudia liegt. Unter den Fibeln finden sich neben Alesia- und Augenfibeln älterer Varianten auch eingliedrige kräftig profilierte Fibeln sowie eine Scharnierfibel mit geteiltem Bügel Feugère 23d1[38]. Von den Pferdegeschirrteilen ist ein Beschlag des Typs Bishop 1 jenem vom Hochtor gegenüberzustellen[39].

Dieser Vergleich von Fundbeständen aus Zentren des überregionalen Warenverkehrs mit den Funden vom Hochtor hebt den claudisch/neronisch bis frühflavischen Komplex als Abbild des überregionalen Austauschs hervor, welcher über diesen Alpenpass in den Hohen Tauern abgewickelt wurde.

DER KULTISCHE ASPEKT DES FUNDSPEKTRUMS

Für eine intentionale Deponierung der Kleinfunde spricht die Selektion des Spektrums, welches ab der caesarisch-frühaugusteischen Periode eine betont andere Charakterisierung aufweist, als es in westnorischen Fundplätzen dieser Breiten sonst zu erwarten wäre. Eine solche Andersartigkeit des Fundvorkommens am Hochtor kann am besten mit einem Vergleich der nächst gelegenen Siedlungs- und Grabfunde von Pockhorn, Matrei sowie Virgen veranschaulicht werden, wo typisch norische Formen deutlich überwiegen[40]. Das Fibelspektrum von Virgen, welches von La Tène D2a bis in die Spätantike reicht, lässt zwar in caesarisch-frühaugusteischer Zeit Anklänge an den Fundbestand des Hochtors erkennen, zumal mit den Jezerine- und Nova vas-Fibeln[41] gleichfalls italische Typen vorliegen. Im Zeitraum nach der Provinzwerdung sind hingegen keinerlei überregional verbreitete Typen mehr aus Virgen vorhanden[42]. Das zeigt am deutlichsten, dass am Fundplatz Hochtor von einer anders motivierten Selektion der Typen auszugehen ist.

Diese Selektion ist insbesondere auch aufgrund der geradezu miniaturhaften Größe der Augenfibel Almgren 53 und der Scharnierfibel mit geteiltem Bügel Feugère 23d1 zu vermuten, welche mit ihren Dimensionen jeweils im untersten Drittel der Größenordnung dieser Fibeln anzusiedeln sind. Auch sind die beiden nur in Fragmenten überlieferten Drahtfibeln mit unterer Sehne von beachtenswerter Kürze und könnten demnach gleichfalls diesem Horizont mit ausgewählten Fibel-Kleinformen zugewiesen werden. Eine derartige Selektion von miniaturhaften oder kleinformatigen Objekten ist als ein Phänomen in kultischem Zusammenhang zu erfassen[43].

Die Deponierungen von Tracht- oder Ausrüstungsgegenständen in jeweils geringen Stückzahlen am Hochtor ist vergleichbar mit der im Kultplatz von Lagole (Regio X) festgestellten

---

[36] Bakker 1986, 101–104 Abb. 60–61 (Augsburg, kurz nach 67/68 n. Chr.).

[37] Bakker 2000, 89; Bakker 1986, 101–104 (Augsburg).

[38] Czysz 1998, 286 f. Abb. 11, 1. 5–11. 16 (Dietringen).

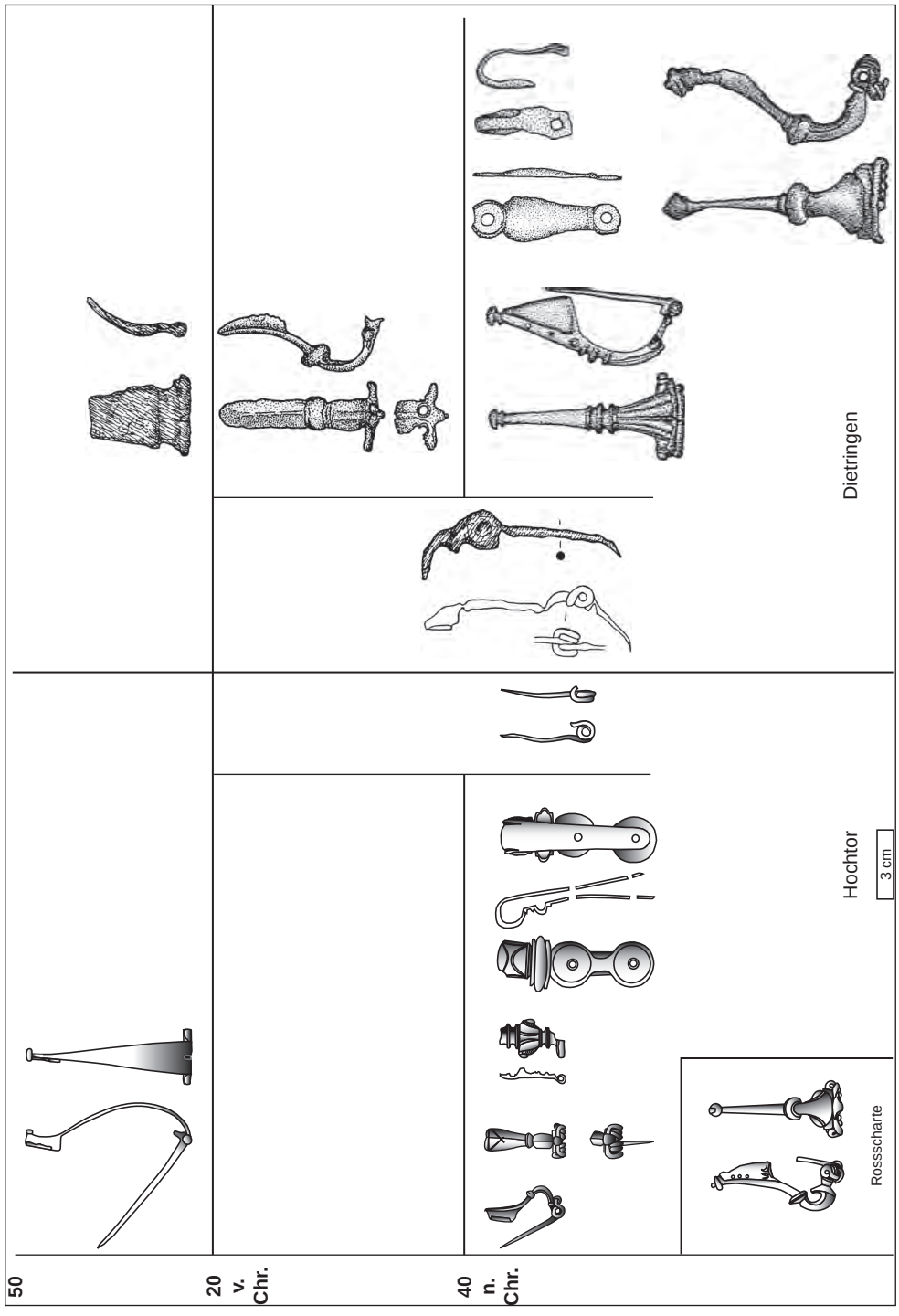
[39] Czysz 1998, 287 Abb. 12, 10–11 (Dietringen).

[40] Gugl 2001, 320 Abb. 8, 1 (Draht-Scharnierfibel); Abb. 8, 2 (Kostrzewski N-a); Abb. 8, 3 (Almgren 238m); Gugl 1995, 96 Nr. 167 Taf. 21, 167 (Almgren 68); Nr. 170 Taf. 22, 170 (Almgren 73a) (Pockhorn); Höck 2005, 77 Abb. 25 (Almgren 70/73f, Jobst 13d, Typ Hrušica) (Matrei); Demetz 1999, 218 I.1.1 Nr. 39 (Almgren 65a1); 252 XVI.4.1 Nr. 2 (Jezerine); 234 VII Nr. 12 (Nova vas); Höck 2005, 76 Abb. 19 (Almgren 70/73a, Typ Hrušica) (Virgen).

[41] Demetz 1999, 252 XVI.4.1 Nr. 2 (Untergriesach-Virgen); 234 VII Nr. 12 (Virgen).

[42] Höck 2005, 76 (Virgen).

[43] Sedlmayer 2005, 144. 149 (Frauenberg bei Leibnitz); zu Fibeln: Fauduet 2001, 192 (Bolards/Nuits-Saint-Georges, Digeon, Alesia-Alise Sainte-Reine, Argentomagus-Saint-Marcel, Cracouville/Le Vieil-Évreux).



61 Gegenüberstellung von Fibel- und Ausrüstungsfunden vom Hochtor und aus der frührömischen Handelsstation von Dietringen an der Via Claudia, M. 1 : 3

Frequenz (Abb. 62). Die ältesten Fibelfunde reichen dort an den Beginn der La Tène-Zeit zurück. Von La Tène D2 bis in die claudisch/neronisch/frühflavische Periode ist eine kontinuierliche, aber wie auch am Hochtor quantitativ kaum bedeutsame Niederlegung von Fibeln zu beobachten (Abb. 62). Im 2. Jahrhundert n. Chr. sind einige wenige Funde zu erfassen, ein Einzelfund datiert in die Spätantike[44]. Sieht man von den Fibeln ab, sind insbesondere die in Lagole mehrfach vorkommenden Miniaturnachbildungen von Votivschilden vergleichbar mit dem Hochtor, darunter auch eine gute Analogie des hier vorliegenden Exemplars[45]. Bei den rhombischen Beschlägen könnte es sich um den stilisierten Schildbuckel eines aus organischem Material gefertigten Schilds handeln. Die Praxis, Miniaturschilde zu weihen, ist beispielsweise auch im Kultplatz von Cles-Mechel (Regio X) nachzuweisen[46].

In Zusammenhang mit den unmittelbar südlich des Hochtors nach Italien führenden Handelswegen ist der Kult- und Siedlungsplatz Monte Sorantri von Bedeutung (Abb. 59), welcher im Tal des Degano nahe dessen Einmündung in den Tagliamento liegt und mit der Route über den Plöckenpass durch die Tallandschaft über Ravascletto verbunden ist. Für den Fundplatz Raveo-Monte Sorantri wird die Deponierung von Waffen und militärischen Ausrüstungsgegenständen während der mittleren Latènezeit in einem am Bergrücken gelegenen Heiligtum vermutet. Neben einer größeren Anzahl an Mittellatèneschemafibeln[47] fällt hier insbesondere auch jenes Fundspektrum auf, welches einerseits Anklänge an den Bestand von Lagole zeigt, andererseits aufgrund des Vorkommens einer Alesia-I-Fibel mit dem Hochtor verbunden ist[48].

Von den Passwegen, welche auf der Route zwischen dem Hochtor und Italien liegen, sind vergleichbare Deponierungen bislang nicht bekannt, vom Plöckenpass sind zwei römische Fibeln – darunter eine spätantike Scheibenfibel – belegt[49], vom Gailbergsattel ist ausschließlich eine frührömische Fibel überliefert[50].

Anders als die über einen langen Zeitraum hinweg erfolgte Deponierungspraxis am Hochtor ist die punktuelle Niederlegung in Bruck an der Glocknerstraße zu werten, am nördlichen Ausgangspunkt der Route über das Hochtor. Der äußerst wertvolle, aus Silberfibeln zusammengesetzte Depotfund nimmt ausschließlich auf die norische Frauentracht Bezug, mit zwei Flügelfibel Almgren 238n, zwei kleinen broschenartigen Ausformungen des Typs der Doppelknopffibel Almgren 236c, der kräftig profilierten Fibel Almgren 67 sowie einer Omegafibel[51]. Der Zeitraum der Niederlegung lässt sich gut mit dem claudisch/neronisch/frühflavischen Horizont der Deponierungen am Hochtor synchronisieren. In Hinblick auf den Materialwert und den augenfälligen Bezug zur Frauentracht ist der gleichfalls norische Depotfund von Krajnski Rak auf einem Pass mit 1 029 m Seehöhe erwähnenswert. In dieser Deponierung fand sich ein aus Gold hergestelltes

---

[44] G. Gambacurta – M. Brustia, Fibule, in: Fogolari – Gambacurta 2001, 235–245; 235–237 Abb. 347–381 (Lagole); zur Frequenz von Fibeldeponierungen in Flüssen vgl. auch den Fundkontext bei Padua: Leonardi 1993, 139; 142 mit dem Nachweis von 58 Fibeln der Zeit zwischen 530/450 v. Chr. und 260/400 n. Chr., darunter Nauheim I.11 (Abb. 19/B/2); Alesia IIc (Abb. 19/B/6), Variante von Alesia (Abb. 19/B/7), Aucissa Feugère 22b1 (Abb. 19/B/3 und 5).

[45] G. Gambacurta – M. Brustia, Elementi accessori e frammenti di statuine e di lamine, in: Fogolari – Gambacurta 2001, 171 Nr. 125 Abb. 125, Höhe 3 cm (Lagole).

[46] W. Sölder, Cles, Mechel (TR), in: Zemmer-Plank 1997, 112 mit Abb., Ovalschild, Buckelreihe am Rand, H 4,3 cm (Cles-Mechel).

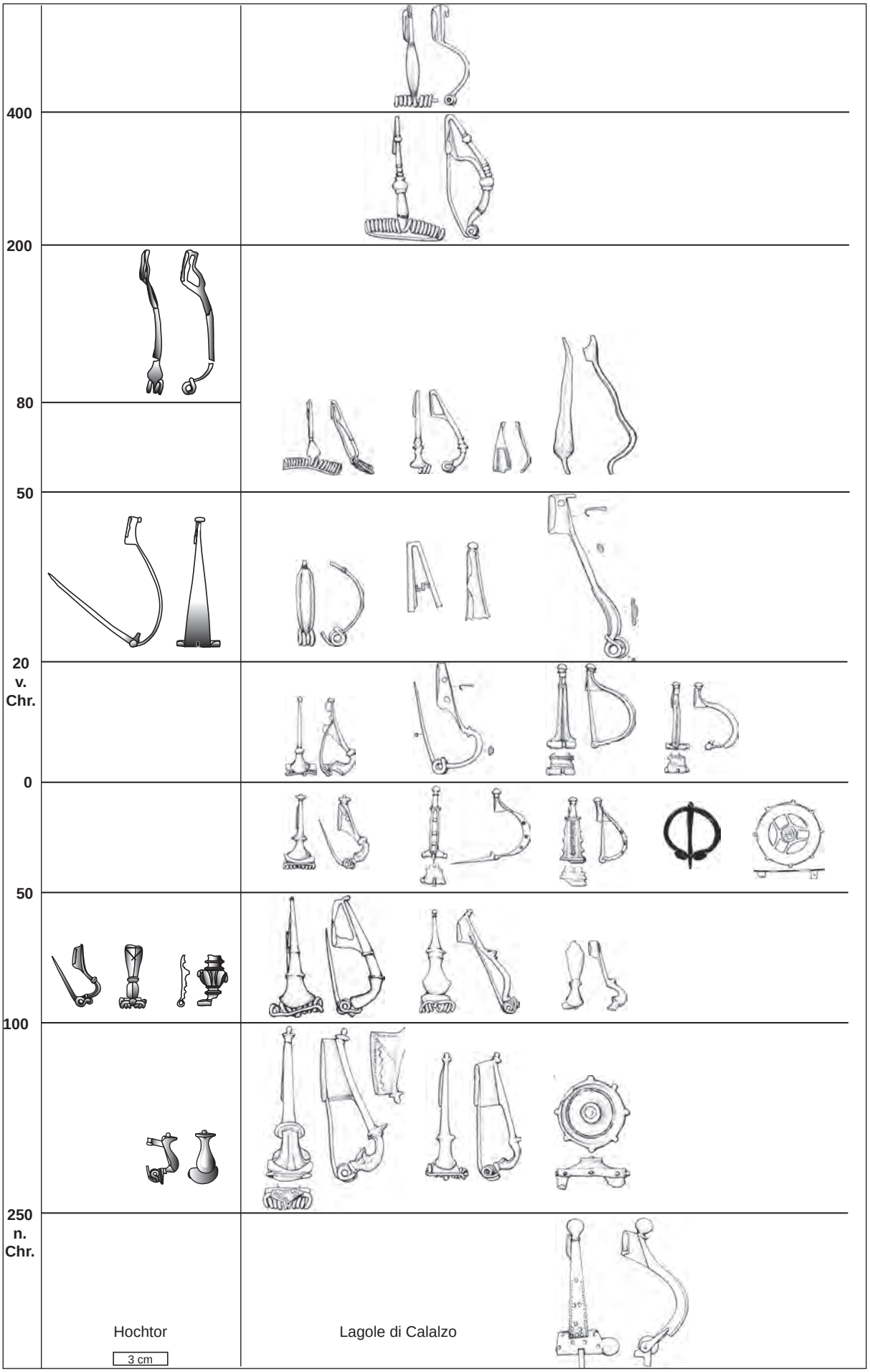
[47] G. Righi, I rinvenimenti lateniani di Amaro e di Monte Sorantri a Raveo, in: Vitri – Oriolo 2001, 118 Abb. 19, 72–77 (Raveo-Monte Sorantri).

[48] L. Villa, L'insediamento d'altura in località Monte Sorantri a Raveo: cenni sulle indagini archeologiche e sulle evidenze di età romana, in: Vitri – Oriolo 2001, 102 Abb. 2, 9–10 (Alesia I); Abb. 2, 11 (Almgren 65); Abb. 2, 12 (Almgren 236/237); Abb. 2, 13 (Cambodunum 3); Abb. 2, 14 (Almgren 67); Abb. 2, 15–16 (Hrusiča); G. Righi, I rinvenimenti lateniani di Amaro e di Monte Sorantri a Raveo, in: Vitri – Oriolo 2001, 118 Abb. 19, 78 (Spätlatèneschemafibel); Abb. 19, 79 (Nauheim oder Jezerine); Abb. 19, 80 (Schüssselfibel) (Raveo-Monte Sorantri).

[49] Piccottini – Wedenig 1986, 129 Anm. 37; Gietl 2006, 429 (Plöckenpass).

[50] Piccottini – Wedenig 1986, 131 Anm. 48 (Gailbergsattel).

[51] Krauß 2002b, 48–50 Abb. 1; Moosleitner 1998, Abb. 1–3 (Bruck an der Glocknerstraße).



62 Typochronologische Gegenüberstellung der Fibelfunde vom Hochtor und aus dem Kultplatz von Lagole di Calalzo in der Regio X, M. 1 : 3

Fibelpaar des Typs Almgren 238p, welches in das 2. Jahrhundert n. Chr. zu datieren ist[52]. Gerade der Vergleich mit der Deponierung auf der Passhöhe von Krajnski Rak erlaubt es, das Inventar von Bruck an der Glocknerstraße nicht als Materialhort, sondern als Dedikation zu interpretieren.

Interessant ist das Detail der Frauentracht sowohl bei den Depotfunden von Bruck an der Glocknerstraße als auch von Krajnski Rak. Es wirft die Frage auf, welche Personengruppen anhand der Kleinfunde am Hochtor als Opfernde zu erfassen sind und wie sich das Opfer vollzog. Hier ist wiederum zum Vergleich mit dem Fundbestand von Lagole zurückzukehren (Abb. 62). Trotz der widrigen Erhaltungsbedingungen der Votivgaben sind eine Reihe von Fibeln vollständig – teilweise selbst noch mit der Nadel – erhalten.

Auf eine Zerstörung der Objekte wie beispielsweise bei den Waffendeponierungen in den keltischen Heiligtümern waren demnach die Opfernden nicht aus. Dem Weihenden ging es nicht um ein Unbrauchbarmachen, sondern vielmehr um den Akt der Dedikation, um ein Geschenk an die Götter. Bei den größeren Exemplaren (Nauheim I und Alesia I) ist die ursprüngliche Funktion als Mantelschließen anzunehmen. Ob eine Weihung durch Männer oder Frauen erfolgte, ist anhand der vorliegenden Typen nicht mit Bestimmtheit festzustellen. Auch lässt sich keine tatsächliche Übereinstimmung mit dem Typenrepertoire von Lagole feststellen, einem von männlichen Dedikanten geprägten Kultort. Zwar liegen Nauheim-Fibeln hier wie da vor, doch fehlen Alesia-Fibeln in Lagole ebenso wie Scharnierfibeln mit geteiltem Bügel, ein Typ, welcher auch an diesem oberitalischen Fundplatz zu erwarten wäre, zumal die Verbindung zur rätischen Provinz durch die Funde einer kräftig profilierten Fibel des Typs Cambodunum 3 sowie einer Almgren 236b ebenda sehr wohl aufzuzeigen ist[53].

Römische Soldaten sind als Weihende etwa am Großen St. Bernhard mit besonderer Häufigkeit belegt[54]. Am Hochtor ist durch den Fund des Ortbands ein Militärangehöriger als Dedikant für das 2. Jahrhundert n. Chr. gesichert, in die mittleren Jahrzehnte des 1. Jahrhunderts n. Chr. könnte auch der Riemenbeschlag eines Reit- oder Tragetiers in diese Richtung weisen. Bei diesem Teil des Leibgurts eines Pferdes oder Maultiers stellt sich die Frage, ob es sich um einen Verlustfund oder aber um ein intentionell deponiertes Objekt handelt. Letzteres ist nicht auszuschließen, da vergleichbare Deponierungen von dekorativen Anhängern des Pferdegeschirrs in Heiligtümern keltischer wie auch römischer Tradition keine Seltenheit sind[55].

AUSWERTUNG

Der älteste Hinweis auf die Deponierung von Trachtelementen wird durch die Nauheim-I-Fibel erbracht, ein Typ, der es erlaubt, den Fundbestand des Hochtors mit den Spektren der spätkeltischen Zentralorte in Verbindung zu bringen. Der Fund der Alesia-I-Fibel deutet auf das Opfer durch einen Passanten aus Oberitalien während oder kurz nach den gallischen Kriegen. Auch dieser Fund zeigt die besondere Bedeutung des Platzes, zumal die Vergleichsvorkommen wiederum in spätkeltische Zentren verweisen. Nach einem Versiegen der Quellen für eine Dauer von rund 50 Jahren liegt das interessanteste Kleinfundspektrum am Hochtor aus der Zeit nach der Provinzwerdung von Noricum vor, in welche auch die Unruhen des Vierkaiserjahres fallen. Die Fibeln und der Riemenbeschlag lassen auf enge Verbindungen der Weihenden mit der Limesregion, insbesondere mit Rätien, schließen.

Der Mangel an Fibelfunden von diesem Zeitraum an könnte auch insofern zu begründen sein, als für Italiker, welche den Pass nach der julisch-claudischen Periode benützten, ein Fibelopfer auszuschließen ist, da nach dieser Periode Fibeln weitestgehend aus dem Trachtrepertoire der

---

[52] Schmid 1910, 110 Abb. 27; Garbsch 1965, 69 Nr. 3–4; 202 Nr. 442; Horvat 1999, 187 (Krajnski Rak).

[53] G. Gambacurta – M. Brustia, Fibule, in: Fogolari – Gambacurta 2001, 241 Abb. 372; bei der 235 Nr. 358 genannten Alesia-Fibel dürfte es sich um Jezerine mit fehlender Manschette handeln (Lagole).

[54] Bender 1979, 7 (Großer St. Bernhard).

[55] Marina de Marchi 2002, 444 f. Abb. 3–6 (Brescia); Miniaturformen: Sedlmayer 2005, 144 Taf. 13, 130/173 (Frauenberg bei Leibnitz); Brunaux 1999, 211 Abb. 31, 13 (Ribmont-sur-Ancre).

italischen Bevölkerung verschwinden. Dies zeigt sich etwa in der Deponierungspraxis von Lagole (Regio X), wo ab diesem Zeitraum die Zahl der Fibeln stark abnimmt.

Die letzten Nachweise einer römischen Deponierungspraxis, welche neben den Münz- auch andere Sachopfer zulässt, gehören den mittleren Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts n. Chr. an. Insbesondere der Teil einer Schwertscheide erlaubt den unmittelbaren Schluss auf Militärangehörige auf der Passage des Hochtors. Die Deponierung des Ortbands und der Kniefibel könnte in den Zeitraum der Markomannenkriege fallen.

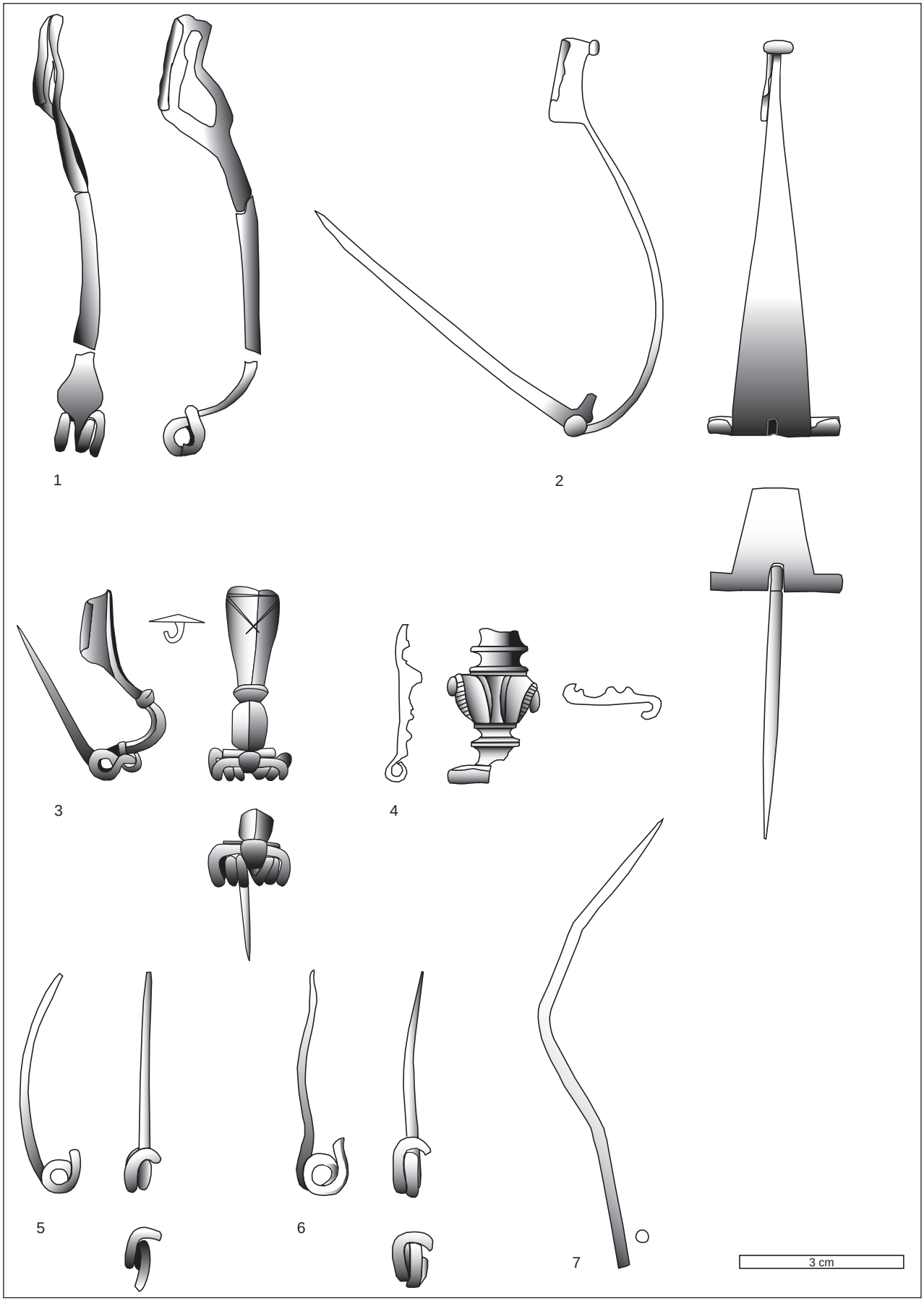
Eine völlige Substituierung von Sachopfern wie Fibeln oder Ausrüstungsteilen durch Münzgaben ist bislang am Hochtor für die späte Kaiserzeit festzustellen. Ähnlich wie in Lagole[56] wäre auch hier die Deponierung der in diesen Breiten während dieses Zeithorizonts üblichen[57], sehr massiven und daher beständigen Fibelform des Typs Hrušica im Rahmen des Möglichen. Der Nachweis einer entsprechenden Deponierung fehlt allerdings bislang am Hochtor.

Die innernorische Alpentransversale über das Hochtor wird insbesondere durch die Nauheim-I-Fibel in der spätkeltischen Periode und durch die Kniefibel Jobst 13c während der mittleren Kaiserzeit bezeugt. Darüber hinaus sind Fernhandelsbewegungen, welche von Italien nach Norden über das Hochtor führen, durch die Alesia-I-Fibel in der caesarisch-frühaugusteischen Phase vor der Okkupation von Noricum angezeigt. Gleichzeitig sind gegenläufige Warenströme von Norden (Rätien) nach Süden über diese bedeutende Alpentransversale in der Periode kurz nach der Provinzwerdung zu erfassen.

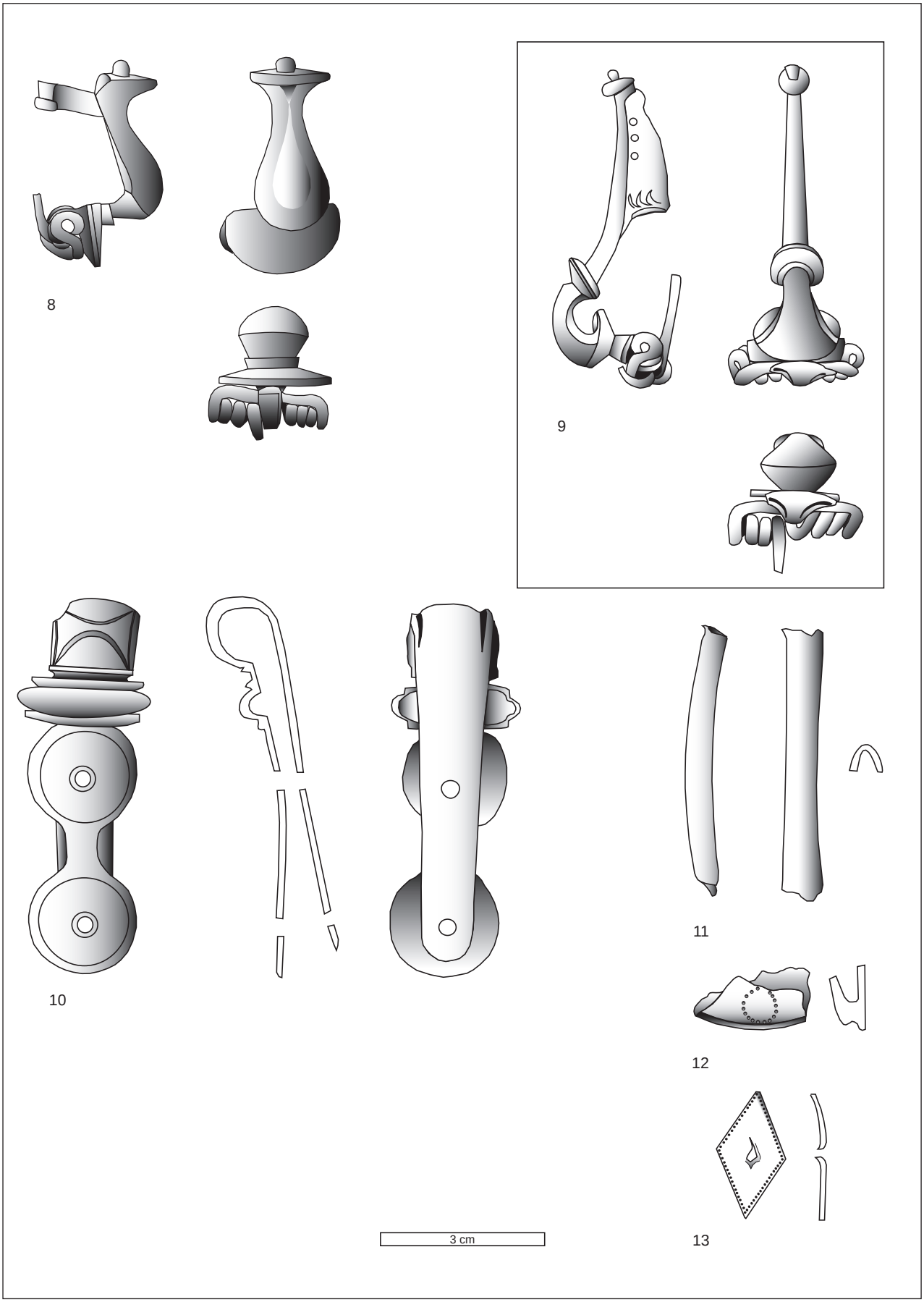
KATALOG

Kat.	Inv.	Typ	Zustand	Maße (in cm)	Fundort und Funddatum	Vergleiche
1	36/97	Fibel Nauheim I, Fe	in drei Teile gebrochen, Fuß/Bügel	L 8,1	Glockner-Schnitt 2 T 1,05 m 1,34 m von West 4,09 m von Süd	
	37/97		Kopf		Glockner-Schnitt 2 T 1,15 m 1,50 m von West 4,07 m von Süd	
2	323/95 bzw. Nr. 6a	Scharnierbogenfibel Alesia I (›tip Ljubljana‹), Ae/Scharnierachse, Fe		L 7,2		Lit: Moosleitner 1997a, 26; Demetz 1999, 274 XXIX.1.4 Nr. 8
3	285/95 bzw. Nr. 7	Augenfibel Almgren 53/Riha 2.3.4, Ae, eingliedrig, sechs Spiralwindungen		L 3,7		Lit: Moosleitner 1997a, 26
4	216/95 bzw. Nr. 6b	Scharnierfibel mit geteiltem Bügel Feugère 23d1/Riha 5.7.4, Ae/Scharnierachse, Fe	Fuß weggebrochen	max. L 2,9		

[56] G. Gambacurta – M. Brustia, Fibule, in: Fogolari – Gambacurta 2001, 236 Abb. 377 (Lagole).
[57] Höck 2005, 72 Anm. 51 (Lienz); 75 (Welzelach); 76 Abb. 19 (Virgen); 77 (Matrei).



63 Fibelfunde vom Hochtor, M. 1 : 1



64 Fibeln und Ausrüstungsteile vom Hochtor, M. 1 : 1

5	284/95	Eingliedrige Drahtfibel, Ae	zwei Windungen der Spirale und untere Sehne erhalten. Teil der Spirale, Bügel und Fuß fehlen	max. L 4,0		
6	90/95	Eingliedrige Drahtfibel, Ae		L 4,0		
7	214/95	Fibelnadel, Ae		max. L 8,1		
8	3/96	Kniefibel Jobst 13c, Ae, zweigliedrig, acht Spiralwindungen, obere Sehne	Nadel weggebrochen	L 3,8	Münzhalde, Höhe der Planken T 0,3–0,4 m Juli 1996	
9	o. Inv.	Kräftig profilierte Fibel Almgren 73a, Ae, eingliedrig, acht Spiralwindungen, Tremolierstich auf Nadelhalter	Nadel weggebrochen	L 5,9	Plateau ca. 150 m oberhalb der Rossscharte Juli 1996	
10	5	Riemenbeschlag Typ Bishop 1d, Ae		L 6,6 B 2,5		Lit: Moosleitner 1997a, 26; mit Abb., dort als »spätkeltisch« bezeichnet
11	212/95	Scheiden-/Schildrandbeschlag, Ae	beidseitig abgebrochen	max. L 4,9		
12	82/95	Ortband mit Punktpunzierungen, wahrscheinlich Typ Oldenstein 115/Miks Typ Novaesium, Ae	beidseitig abgebrochen	max. B 2,1 max. H 1,0		
13	58	Beschlagblech in rhombischer Schildform, Ag, Punktpunzierungen am Rand	mittig durchlocht	L 2,3 B 1,2	Südkante, Schutthalde T 0,2 m 8. 8. 1995	

Helga Sedlmayer

1.6 DIE FUNDMÜNZEN

Das Niederlegen von Münzen an gefährlichen oder ausgesetzten Passagen als Opfer an Götter und/oder Genien war in der Welt der Antike in unseren Breiten durchaus gebräuchlich. Nicht nur gefährliche Flusspassagen, wie sie etwa der Strudengau für die Schifffahrt darstellte[1], sondern auch hohe Bergpässe waren Orte, wo man als Bitte und Dank an die Schutzgeister ein Münzopfer darbrachte. Ein schönes Zeugnis davon haben archäologische Grabungen auf zwei österreichischen Alpenübergängen gegeben, die allein schon wegen ihrer geografischen Nähe und der ähnlichen Begehbarkeit zu Vergleichen herausfordern: Die Fundmünzen aus den Grabungen auf dem Mallnitzer Tauern sind bereits publiziert[2], und nun besteht die Chance, die Fundmünzen des Hochtors in ihrer Gesamtheit daneben zu stellen.

Insgesamt wurden bei den Grabungen und den Nachuntersuchungen am Hochtor 335 Münzen gefunden, die sich auf fünf Zeithorizonte aufteilen lassen:

- Römische Republik 7 Stück
- Kelten 159 Stück
- Römische Kaiserzeit 61 Stück
- Mittelalter 41 Stück
- Neuzeit 67 Stück

Auf dem Hochtor stellen also die Prägungen der Kelten das Gros der Fundmünzen: Es sind – von einer Ausnahme abgesehen – ›Kleinsilbermünzen‹, die wir als Obole bezeichnen. Sie lassen sich den Tauriskern zuordnen, die im Gebiet des heutigen Slowenien, also südlich der Karawanken, siedelten, den Norikern, die im Bereich des heutigen Kärnten und Friaul lebten, und den Ambisonten, die zu den Norikern gehörten und im Pinzgau, also nördlich des Alpenhauptkammes, nachgewiesen sind.

Robert Göbl hat seinerzeit die Münzprägung der Noriker und Taurisker eingehend erforscht und in einer ausführlichen Publikation präsentiert[3]. Über Vergleiche der Münzbilder kommt er zu einer Prägeabfolge, die sich vor allem anhand von Stempelausbesserungen und Stempelumschnitten verfolgen lässt. Die von ihm entdeckte interne Prägeabfolge ist heute noch in großen Zügen gültig[4]. Seine absolutchronologischen Datierungen dagegen sind inzwischen stark zu korrigieren. Göbl hatte sowohl die norische als auch die tauriskische Prägung – beide kennen sowohl Großsilbermünzen (Tetradrachmen) als auch dazugehörige Kleinsilbermünzen (Obole) – in zwei zeitlich voneinander getrennte Abschnitte eingeteilt: Auf ihren frühesten Tetradrachmen bilden die Noriker vorn einen Apollokopf ab, hinten einen Reiter mit Helm. Wegen der Kugeln, mit denen der Helm verziert ist, werden diese Stücke ›Kugelreiter-Tetradrachmen‹ genannt. Die dazugehörigen, aber sehr seltenen Kleinstücke zeigen ähnliche Bilder. Parallel dazu wurden in der ersten Serie weitere Tetradrachmentypen geprägt, die auf der Rückseite Aufschriften in venetischer Schrift zeigen: BOIO, CAVA, COPO, TINCO, VOCCO.

---

[1] Vgl. Dembski 1986, 14–22.

[2] Vgl. Dembski 2001, 33–52.

[3] Göbl 1973; in dieser Publikation unterscheidet er zwischen westnorischen und ostnorischen Prägungen. Später korrigiert er seine Zuweisung insoweit, als er die Westnoriker als Noriker, die Ostnoriker als Taurisker benennt: vgl. Göbl 1994, 47 f.

[4] Allerdings ist in letzter Zeit über die Herstellung von Prägestempeln bei den Kelten eine Diskussion in Gang gekommen, die immer mehr davon ausgeht, dass dabei Punzen verwendet wurden, womit sich dann eine durch Umschnitte erkennbare Stempelabfolge kaum noch verfolgen ließe.

Nach einer längeren Prägepause, die zumindest die Großstücke betraf, setzte eine zweite Serie ein: Sie zeigt in ihrem Verlauf auf den Vorder- wie auf den Rückseiten Bilder, die immer ›römischer‹ werden, und weist auf der Rückseite vor allem eine Reihe von Fürstennamen auf. Göbl hatte den Prägebeginn der ersten Serie, also den Kugelreiter-Typ und seine Derivate, auf etwa 80 v. Chr. und den Prägebeginn der zweiten Serie um 60 v. Chr. angesetzt[5].

Neue Erkenntnisse konnten vor Kurzem aus der Zusammensetzung eines Münzhorts gewonnen werden, der im Jahr 1999e im Gebiet des friaulischen Enemonzo zutage gekommen war. Der Hort lässt alle bisherigen Datierungen der ersten norischen Tetradrachmen als ungültig erscheinen. Der Münzschatz aus Enemonzo setzt sich aus 40 Kugelreiter-Tetradrachmen der Noriker und 259 Victoriaten der römischen Republik zusammen, von denen die jüngsten Prägungen aus den Jahren 179–170 v. Chr. stammen. Giovanni Gorini hat in der Publikation dieses Horts aufgrund beweisbarer historischer Hintergründe festgestellt[6], dass der Schatz spätestens in den 30er Jahren des 2. Jahrhunderts v. Chr. in die Erde gelangt sein musste, dass also die Kugelreiter-Tetradrachmen bereits um 130 v. Chr. im Umlauf gewesen sein mussten.

Nach der schon erwähnten Prägepause, die zumindest die Tetradrachmen betroffen hatte, wurde vermutlich in den frühen 80er Jahren des 1. Jahrhunderts v. Chr. eine ›jüngere Schicht‹ ausgeprägt. Der Grund für eine neuerliche Emission von Münzen lag wohl in der abermaligen Aufstellung eines Söldnerheeres, das wegen Spannungen mit den Tauriskern ausgehoben werden musste. Sie hatten, wie aus der Literatur hervorgeht, gemeinsam mit den verbündenden Boiern Noreia belagert. Auf der Gegenseite, bei den Tauriskern also, geschah genau dasselbe: Auch sie nahmen die Prägung von Münzen wieder auf, offensichtlich in der Absicht, ein Heer aufzustellen und auszurüsten. Nachdem die Boier erfolglos Noreia belagert hatten, zogen sie nach Osten ab, ließen sich im Gebiet der heutigen Südwestslowakei nieder und stellen dort ihre Münzprägung von Gold auf Silber um. An den Schrötlingen lässt sich erkennen, dass die Boier – zumindest in den technischen Belangen der Münzenprägung – von den Tauriskern beeinflusst, wenn nicht sogar betreut wurden[7].

Die Münzen der Noriker aus der jüngeren Serie sind in einer aufeinander abgestimmten Aktion von mehreren *reguli* (Stammesvorderen [?]) ausgegeben worden[8]. Ihre Namen kennen wir von den Münzrückseiten mit ihren lateinischen Aufschriften: CONGESTLVS, ELVIOMAR, ESCINGO, ADNAMATI, NEMET, ATTA, SVICCA und ECCAIO. Wie schon in der ersten Ausbringungsphase gab es auch in der zweiten für jeden Großsilbertyp eine Prägung im Obolwert, die ein Gewicht von unter 1 g hatte.

Die Prägung von Tetradrachmen lief wohl bis in das letzte Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr., wurde aber noch vor oder spätestens mit der Besetzung Noricums durch die Römer im Jahre 15 v. Chr. eingestellt[9]. Mit dem Ende der norischen und tauriskischen Freiheit sind die Tetradrachmen aus dem Geldumlauf verschwunden. Die Kleinwerte dagegen blieben bis zur Gründung der Provinz Noricum unter Claudius (41–54) zumindest im lokalen Umlauf erhalten. Offensichtlich dienten sie in den ersten Jahrzehnten der römischen ›Besetzung‹ als Ersatz für das römische Kleingeld (Sesterzen, Dupondien und Asse), das vermutlich nicht sofort in jenen Quantitäten hergestellt werden konnte, wie es die neuen Nordprovinzen des Römischen Reiches benötigten.

---

[5] Vgl. Göbl 1973, 59.

[6] Gorini 2005.

[7] Die Münzränder der sog. Großboier weisen an zahlreichen Stellen kleine ›Warzen‹ auf. Nur in der jüngeren Reihe der tauriskischen Tetradrachmen findet sich ein ähnliches Phänomen.

[8] Göbl 1987/1988, 63–81.

[9] Der Grund für das Ende der Tetradrachmenprägung könnte der Umstand gewesen sein, dass die Römer für eine Tetradrachme lediglich drei Denare berechneten. Dadurch waren einem Ausverkauf der Keltenprägungen Tür und Tor geöffnet. Die Noriker reagierten darauf offenbar mit einer Verschlechterung des Silbergehalts, die dazu führte, dass letztendlich die spätesten Tetradrachmen in unedlem Metall ausgebracht wurden.

Wie eingangs erwähnt, stellen die keltischen Obole den Hauptanteil der Fundmünzen vom Hochtor. Der größte Teil von ihnen sind norische Prägungen (124 Stück). Aus der frühen Serie gibt es nur ein einziges, dafür aber gut erhaltenes Stück, das den Kugelreiter-Typ repräsentiert. Wenn man von der Potin-Münze vom Grosse-tête-Typ absieht, sind die Obole das einzige größere Nominale, denn die Tetradrachmen fehlen auf dem Hochtor wie auch auf dem Mallnitzer Tauern. Das Gros bilden die Münzen der ›zweiten Serie‹, die ein sehr breites Münzspektrum aufweisen. Karl Pink[10] und Robert Göbl[11] haben die norischen und tauriskischen Obole nach ihren Fundorten bzw. ihren Charakteristiken geordnet und benannt:

Bei den Norikern gibt es:
- den Eis-Typ: Er zeigt im Avers einen Kopf (nach links oder rechts) und im Revers das Linienkreuz mit oder ohne Punkte;
- den Gurina- oder Magdalensberg-Typ: Der Kopf des Averses ist zu einem bloßen Buckel verkommen, der Revers zeigt das bekannte Kreuz;
- einen frontalen Rinderkopf im Avers (bei Göbl ein Stierkopf), dem im Revers das obligate Linienkreuz gegenübersteht;
- einen Widderschädel auf der Vorderseite, der mitunter dem eines Steinbocks ähnelt, und im Revers das Kreuz. Er gehört zum Großsilberstück des SVICCA, das vorn einen springenden Widder zeigt.

Bei den Tauriskern gibt es:
- den ›Häduer‹-Typ[12]: er bildet vorn einen Männerkopf und hinten ein Pferd ab;
- den Karlstein-Typ[13]: der Kopf der Vorderseite ist zu einem Buckel geworden, hinten findet sich immer noch das Pferd;
- ein Pferdchen auf beiden Seiten[14].

Bei der Bearbeitung der Fundmünzen vom Hochtor mit einer noch nie da gewesenen Anzahl von norischen Obolen musste festgestellt werden, dass die von Göbl aufgestellte Klassifizierung vor allem der Kreuzreverse nicht immer ausreichend ist.

Unsere norischen Fundmünzen (142 Stück) gehören, wie schon erwähnt, bis auf eine Ausnahme der zweiten, zwischen 90 und 80 v. Chr. beginnenden Prägeserie an. Die erste Reihe der norischen Eigenprägungen setzt mit dem ›Kugelreiter-Typ‹ ein, dessen Großsilberprägung im Tetradrachmenwert ohne Nennung eines Namens ausgebracht wird. Die Kleinstücke, Obole also, halten sich sowohl im Avers als auch im Revers an das große Vorbild, wie unsere Prägung (Abb. 65, 1) zeigt. Es ist aber auch der einzige Beleg von den Hochtor-Fundmünzen für diese frühe, wohl um 140/130 v. Chr. anzusetzende Prägeserie. Das Gros bilden die Obole der zweiten Prägegruppe.

Beginnen wir mit den beiden Avers-Ausnahmen: Dem ›Fürsten‹ Suicca wird die Serie mit dem Widder- oder Steinbockkopf im Avers (Abb. 65, 2) deshalb zugeschrieben, weil er auch auf seinen Tetradrachmen, auf denen im Revers sein Name genannt wird, vorn einen Widder abbildet. Der zweite Tierkopf, ein frontal dargestelltes Rinderhaupt (bei Göbl: »Stierkopf«) (Abb. 65, 3), kann allerdings keiner Großsilberserie zugeordnet werden. Die eigentliche Hauptreihe der norischen Obole setzt mit dem sog. Eis-Typ ein: Im Avers ist ein Männerkopf entweder nach links (Abb. 65, 4) oder nach rechts (Abb. 65, 5) abgebildet, im Revers findet sich stets das Linienkreuz mit oder ohne Punkt(en) in den Winkelansätzen. Der Kopf des Averses verschwindet im Verlauf der offenbar sehr intensiven Prägung und wird zu einem fast bildlosen Buckel (Abb. 65, 6), in

[10] Pink 1937, 42–46.
[11] Vgl. zuletzt Göbl 1992, 14 f.
[12] Vgl. Göbl 1973, 47.
[13] Vgl. Dembski 1998, Nr. 945–950.
[14] Vgl. Dembski 1998, Nr. 944.

dem bei intensiven Untersuchungen bisweilen noch Kopfreste zu erkennen sind. Manchmal hebt sich vom Buckel ein Ansatz zu einem sog. Linsenbuckel ab (Abb. 65, 7) oder steigt ein solcher von der flachen Bildseite auf (Abb. 65, 8). Auffallend und von der Reihe abweichend ist ein stark stilisierter Kopf mit Igelhaaren (Abb. 65, 9) sowie Prägungen aus zerstörten Stempeln (Abb. 65, 10. 11). Im Revers werden durch Neu- und Nachschnitte der Stempel die Linienkreuze entweder komplizierter oder auch einfacher aufgebaut[15]. Bis auf ein Exemplar sind alle Obole aus relativ gutem Silber. Es kommt lediglich eine subärate Fälschung aus dieser Zeit vor, das bedeutet, dass über einen aus einer Kupferlegierung hergestellten Kern eine Silberhaut gelegt und das Stück dann mit Prägestempeln zu einer Münze geprägt wurde (Abb. 65, 12).

Neben den eben erwähnten norischen Obolen gibt es, wie schon angesprochen, solche der Taurisker, die ebenfalls – und hier alle – der jüngeren Serie angehören. Auch von diesen, südlich der Karawanken beheimatet gewesenen Kelten sind Kleinsilberstücke (Obole) auf die Passhöhe des Hochtors gelangt und dort geopfert worden. Allerdings liegt ihre Zahl (16 Belege) weit hinter den norischen Geprägen. Bei den Tauriskerobolen fehlen die Prägungen der ersten Serie. Einen Beleg gibt es für die Pferd/Pferd (Avers/Revers) Serie (Abb. 65, 13), sechs Stück bilden vorn ein Köpfchen und hinten ein Pferd ab (Abb. 65, 14), bei weiteren acht Prägungen ist aufgrund der Beschädigung des Aversstempels an die Stelle des Kopfs ein Buckel gesetzt (Abb. 65, 15).

Bei einem Sondertyp (Abb. 65, 16) ist der Kopf der Vorderseite aus Linien geformt und bei einem weiteren (Abb. 65, 17) könnten die drei Kugeln mit einem Haarkranz darüber ein ehemaliges Frontalgesicht (?) andeuten.

Bei den keltischen Fundmünzen des Hochtorbereiches gibt es einen Beleg, der nicht zum Einzugsbereich der Noriker und Taurisker gehört: eine Potinmünze des Grosse-tête-Typs (Abb. 65, 18), der aus dem Gebiet der Sequaner kommt, einem Keltenstamm, der nördlich des Genfer Sees ansässig war.

Die zweite große Gruppe an Fundmünzen vom Fundort Hochtor bilden die Prägungen Roms. Einerseits sind es Münzen der frühen Republik (7 Stück), andererseits Prägungen der römischen Kaiserzeit (61 Stück). Sie sind alle gut datierbar und bringen deutliche Zeithorizonte, die weiter unten angesprochen sind.

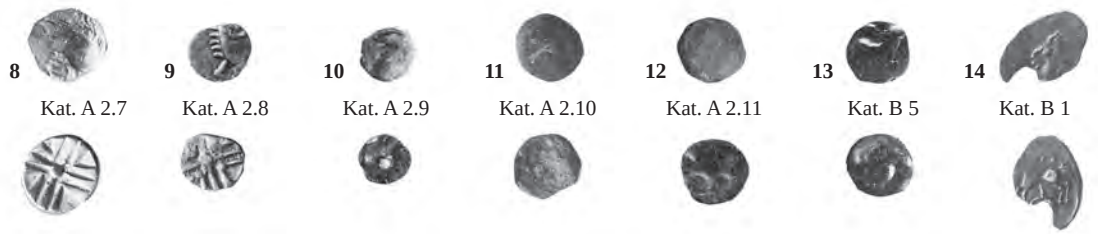
Dass es mit mittelalterlichen (41) und frühneuzeitlichen Münzen (67 Belege) erst nach einer großen Zeitspanne wieder Münzfunde gibt, erklärt sich dadurch, dass nach dem Untergang des Imperium Romanum in der nachrömischen Epoche zumindest in unserer Gegend der Geldverkehr und damit der Münzgebrauch zum Erliegen gekommen und nach mehr als sechs Jahrhunderten mit der Ausbringung erster Obole erst langsam wieder einigermaßen zu einer Normalität gelangt war. Dann gab es allerdings zahlreiche Prägeberechtigte und viele kleine Prägestätten. Das Münzmaterial aus dieser Zeit weist deutlich darauf hin, dass die meisten Münzen in Münzstätten hergestellt worden waren, die in Gebieten südlich der Hohen Tauern lagen. Freilich waren in der Zeit des frühen Christentums die Niederlegungen weniger aus christlich religiösen Überlegungen, sondern eher dem Aberglauben entspringend durchgeführt worden. Erst im Laufe der Zeit kommen erstmals mit den Tiroler, Salzburger und bayerischen Prägungen auch im Norden hergestellte Münzen in den Funden am Hochtor vor.

CHRONOLOGISCHE ERGEBNISSE

Vorweg sei festgehalten, dass bei datierbaren Münzen allenfalls der Zeitpunkt ihrer Herstellung festzulegen ist, dieser also nur als *terminus post quem* gelten kann. In jedem Fall muss auch der Zeitraum berücksichtigt werden, der von der Ausgabe der jeweiligen Münze, ihrem meist über mehrere Stationen erfolgten Transport bis zur letztendlichen Niederlegung an diesem abgelege-

[15] Die von Göbl 1992, Abb. 9 festgehaltenen Reverstypen bilden zwar eine Grundlage, müssen aber überprüft und neu angesetzt werden.

1 Kat. A. 1.1 **2** Kat. A 2.1 **3** Kat. A 2.2 **4** Kat. A 2.3 **5** Kat. A 2.4 **6** Kat. A 2.5 **7** Kat. A 2.6



8 Kat. A 2.7 **9** Kat. A 2.8 **10** Kat. A 2.9 **11** Kat. A 2.10 **12** Kat. A 2.11 **13** Kat. B 5 **14** Kat. B 1

15 Kat. B 4 **16** Kat. C.1 **17** Kat. C 2.3

18 Kat. D 1

19 As, römische Republik

20 As, römische Republik

21 As des Augustus

22 Denar des Septimius Severus

23 Antoninian des Gallienus

24 Antoninian des Aurelianus

25 Antoninian des Diocletianus

26 Halbcentenionalis Theodosius' I.

nen Ort vergangen war. Das konnte im günstigsten Fall innerhalb weniger Wochen geschehen sein, aber auch Monate oder Jahre gedauert haben.

Unter Beachtung dieser Kriterien steht fest, dass unsere Fundmünzen aus der römischen Republik in der Stadt Rom hergestellt worden waren und damit einen zeitaufwendigeren ›Anmarschweg‹ zum Hochtor gehabt hatten als später die kaiserzeitlichen Prägungen. Die frühen Republiksmünzen mussten ja durch Gebiete ihren Weg nehmen, die noch nicht zum Römischen Reich gehörten, womit es zu einer verzögerten Weitergabe der Geldstücke und damit zu einem eher langsamen Geldumlauf gekommen ist.

Von den keltischen Prägungen konnten manche vielleicht bald nach ihrer Ausprägung auf dem Passübergang geopfert worden sein. Allerdings befinden wir uns bei diesen aufgrund der schlechten Datierungsmöglichkeiten in einer ungünstigen Ausgangsituation: Gerade der größte Münzanteil im Fundmaterial, die keltischen Obole also, lassen sich zeitlich nur schwer einordnen: Wir kennen zwar den ungefähren Zeitraum ihrer Ausbringung: für die erste Serie – das betrifft nur ein Stück – ab etwa 140/130 v. Chr. bis etwa knapp vor 100 v. Chr., für die zweite wohl ab etwa 80 v. Chr. bis um die Zeitenwende. Allerdings bleiben die Obole bis in die Zeit der Provinzreform unter Claudius (41–54) gültig und im Umlauf.

Der im Jahr 212 v. Chr. ausgegebene As der römischen Republik (Abb. 65, 19) ist die älteste Münze, die in unserem Fundensemble vorkommt, zeitlich direkt gefolgt von einem weiteren um 208 v. Chr. einzureihenden As (Abb. 65, 20), der in den Jahren zwischen 206 und 198 hergestellt worden war und dem drei Prägungen folgen, die in die Jahre 206–190 v. Chr. datieren. Wir haben es hier also mit der Gruppe der ältesten numismatischen Belege für die Begehung des Hochtors zu tun. Sie weist uns in die Zeit zwischen dem ausgehenden 3. Jahrhundert v. Chr. und dem ersten Viertel des 2. Jahrhunderts v. Chr. Stellt man noch einen Verzögerungseffekt bis zum Eintreffen der Stücke auf dem Hochtor in Rechnung, dann wird man für eine Deponierung die Jahre von 175–150 v. Chr. annehmen dürfen.

Zwei weitere Münzen der römischen Republik wurden um 135 v. Chr. ausgeprägt – liegen also zeitlich zu weit von den eben erwähnten entfernt, als dass wir vom bisherigen Fundmaterial ausgehend an eine ununterbrochene ›Begehung‹ und damit Münzopferung denken können. Diese jüngsten Republikprägungen können durchaus noch vor 100 v. Chr. aufs Hochtor gelangt sein, womit sie zwar mit dem keltischen Obol des Kugelreiter-Typs zeitgleich wären, aber zu den übrigen Keltenobolen der zweiten Prägeperiode einen deutlichen Zeitabstand aufweisen.

In zeitlicher Parallele zu den späten Keltenmünzen stehen in unserem Fundmaterial auch die Prägungen des frühen Imperium Romanum, die einen Zeitblock bilden, der mit einem As des Augustus (15 v. Chr.; Abb. 65, 21) einsetzt und bis Claudius (also längstens 54 n. Chr.) reicht. Mit fünf Stück bleiben sie allerdings weit hinter den keltischen Belegen. Sie gehen zeitlich noch parallel mit den letzten Keltenobolen.

Für das ausgehende 1. und beginnende 2. Jahrhundert bezeugen vier Münzen des Traianus immerhin eine Begehung des Passes. Der in die Jahre 196/197 n. Chr. datierte, nur in Bruchstücken vorgefundene Denar des Septimius Severus (Abb. 65, 22) ist in zweifacher Hinsicht bemerkenswert: Er ist der einzige Beleg für das ausgehende 2. und beginnende 3. Jahrhundert und die einzige römische Münze aus Silber.

Auf eine häufigere Begehung – oder größere Opferbereitschaft (?) – verweisen die Fundmünzen aus der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts, die mit Gallienus (etwa 260 n. Chr.; Abb. 65, 23) einsetzen und über Quintillus, Aurelianus (Abb. 65, 24), Tacitus, Probus (2 Stück) bis Diocletianus (Abb. 65, 25; 293 n. Chr.) reichen. Die folgenden knapp 50 Jahre sind nicht belegt. Erst um 330/335 n. Chr. setzt eine ziemlich kompakte Fundmünzenreihe ein, die rund ein halbes Jahrhundert abdeckt. Die jüngste Prägung ist − wie im Münzfundmaterial am Mallnitzer Tauern − ein Halbcentenionalis des Theodosius I. aus den Jahren 378–383 n. Chr. (Abb. 65, 26). Mit ihm sind die Belege aus der Römerzeit zu Ende. Von da an fehlen für einige Jahrhunderte numismatische Belege, was weiter nicht verwundert, da es zumindest in unseren Gegenden keinen richtigen Geldumlauf mehr gegeben hatte – die byzantinischen Münzen, die noch entlang der Donau mitunter eine Rolle spielten, kommen in den Passregionen der Gebirge nicht zum Tragen.

Für das Mittelalter gibt es zwei numismatische Nachweise für eine Benützung des Passes im 13. Jahrhundert. In der Neuzeit wird das 15. Jahrhundert mit 22 Münzen belegt, das 16. Jahrhundert mit 10 Stück. Auffallend ist, dass nur die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts mit Münzen belegt ist; Begehungen im 18. Jahrhundert sind numismatisch fünfmal belegt und die beiden rezentesten Fundstücke − ein Österreich 50 Groschen von 1946 und USA 1 Cent von 1987 − sind sicher keine Opfergaben, sondern gewöhnliche Verluste.

HERKUNFT DER MÜNZEN

Bei der Behandlung der Münzen vom Hochtor, über das eine kurze und geradlinige, aber nicht bequeme Süd-Nord-Verkehrsverbindung bestand, drängt sich die Frage auf, von wo diese Münzen stammen, wo sie also erzeugt wurden und im Umlauf waren. Damit ist die Frage nach den Leuten, die auf dieser Route ihre Transporte abwickelten, verknüpft.

Die keltischen Obole wurden allesamt südlich des Tauernhauptkammes geprägt und waren fast nur dort im Umlauf[16]. Die südwestlich davon im Trentino zutage gekommenen Münzfunde könnten eine Fortsetzung unseres Handelswegs in Richtung Süden durch eben dieses Gebiet anzeigen. Auch die aus dem heutigen Slowenien stammenden tauriskischen Kleinmünzen weisen auf den Kontakt zum Süden hin; diese Stücke hatten freilich einen etwas längeren ›Anmarschweg‹ zum Hochtor als ihre norischen Parallelen. In diesem Zusammenhang sei festgehalten, dass die tauriskischen Obolen wohl aufgrund der geringen Gewichtsunterschiede bei ihrer Ausbringung nur selten im Münzfundmaterial Noricums aufscheinen.

Eine auffallende Ausnahme stellt die Potin-Münze des Grosse-tête-Typs aus der Schweiz dar. Sie ist in Österreich bisher noch nicht gefunden worden und war aufgrund ihres eher geringen Metallwerts (Potin ist ein Metall, das überwiegend aus Kupferlegierungen besteht und wenig Silber enthält) sicher nur für den lokalen Geldverkehr im heute schweizerisch-französischen Grenzgebiet bestimmt; von dort ist sie aus einem nicht erkennbaren Grund auf das Hochtor gelangt.

Die Münzen der römischen Kaiserzeit, die mit einer frühen Münze des Augustus einsetzen, sind im gesamten Imperium Romanum – und dazu gehörte auch Noricum – im Umlauf gewesen. Über Jahrhunderte in Rom geprägt, wurden sie in späterer Zeit (erste Ansätze gibt es um die Mitte des 3. Jhs.), vor allem ab Constantinus I., in Münzstätten hergestellt, die auf das gesamte Reich verteilt waren. Am Hochtor lässt sich feststellen, dass es hier eine andere Aufteilung der Münzen auf Münzstätten gibt als etwa bei den Funden der Steiermark, des Burgenlandes sowie Nieder- und Oberösterreichs. Hier am Hochtor treten die Produkte der sonst hauptsächlich belegten Münzstätte Siscia nicht so deutlich hervor, dafür ist Aquileia, die unserem Passübergang ja nächst gelegene Präge und direkter Ausgangspunkt der Handelsroute nach dem Norden, sehr deutlich belegt. Auch Rom und die sonst im österreichischen Fundmaterial seltener vorkommenden Prägungen der Westmünzstätten Arelate und Lugudunum sind fassbar. Es gibt sogar vereinzelte Nachweise für Produkte aus den östlichen Prägen wie Sirmium und Kyzikus.

Die mittelalterlichen und neuzeitlichen Gepräge vom Hochtor stammen alle mehr oder weniger aus dem Umkreis der antiken Handelsroute; aus besonderer Nähe freilich sind die Vierer (Grafen von Görz), die Leonhard an der Schwelle zur Neuzeit in Lienz hatte prägen lassen. Auch die Produkte der Münzstätten Hall in Tirol, Meran, vor allem Salzburg, aber auch München und aus dem Bistum Augsburg zeigen einen zu erwartenden Geldzulauf, bei dem dann die weiter entfernt gelegenen Münzstätten Nürnberg und Kempten sowie das ungarische Nagybanya nicht zu große Außenseiter sind. Jedenfalls halten sich die nördlich des Alpenhauptkammes umgelaufenen Münzen mit denen im Süden gültig gewesenen die Waage.

---

[16] Von einem keltischen Geldumlauf im Salzachtal, also bei den im Norden des Hochtors lebenden Ambisonten, die ebenfalls zu den Norikern zählen, waren bisher nur vereinzelte Fundstücke vom Saalfeldener Piberg und aus Rauris (dort nur zum ostkeltischen Bereich gehörende) Münzen bekannt.

MÜNZWERTE

Bei Betrachtung der Münzwerte kann man feststellen, dass es zu allen Zeiten eher kleine Werte waren, die auf der Passhöhe deponiert, also geopfert wurden. Nur in den seltensten Fällen dürfte es sich dagegen um einen Verlustfund handeln.

Die Münzen der römischen Republik und auch die der Kaiserzeit bestehen bis auf eine Ausnahme (Denar des Septimius Severus in Silber) aus Kupfer oder Kupferlegierungen in eher geringen Werten. So gibt es etwa aus der römischen Kaiserzeit im Fundmaterial keinen einzigen Sesterz und nur wenige Dupondien, sondern fast nur Asse. Das gilt auch für die Keltenmünzen, von denen nur die kleinsten Nominalien auf dem Pass geopfert wurden. Nach einer durchaus glaubwürdigen Umrechnung der Werte von Obol-Großsilber und römischem Denar ergaben 16 Kleinsilberstücke (Obole) = 1 keltisches Großsilber (Tetradrachme) und 1 römischer Denar = 6 keltische Kleinsilberstücke[17]. Der Gesamtbestand unserer keltischen Obole würde demnach knapp 27 römische Denare ausmachen. Verteilt auf rund 100 Jahre kein wirklich großartiges Opfer, das man jeweils den Göttern überlassen hatte. Aber ehrlich waren die Spender durchaus, denn von den 158 Silberstücken war nur ein einziges subärat, also mit einem Kupferkern versehen.

Als Besonderheit ist ein Raitpfennig aus der Zeit Ferdinands I. (1521–1564) zu erwähnen, der in Hall in Tirol geprägt wurde. Rait- oder Rechenpfennige sind münzähnliche Stücke ohne Geldcharakter, die für das Rechnen auf und zwischen den Zeilen gebraucht wurden. Unser Stück ist der zweite Fundbeleg auf einem Alpenübergang in Österreich, denn auch auf dem Mallnitzer Tauern wurde ein Rechenpfennig gefunden, der unter Maximilian I. (1490/1493–1519) für Tirol geprägt worden war[18]. Unser aus der Münzstätte Hall kommender amtlicher Raitpfennig bringt offenbar einen deutlichen Hinweis auf einen Händler, der diese Route begangen hatte.

Ein Vergleich der Münzen vom Hochtor mit jenen vom Mallnitzer Tauern zeigt einige Parallelen, aber auch deutliche Unterschiede. So fehlen auf dem Mallnitzer Tauern – dort macht die Gesamtzahl der Fundmünzen ›nur‹ 99 Stück aus, davon sind 65 Obole der Noriker und 3 Obole der Taurisker – die römischen Republikmünzen. Auch das 1. Jahrhundert n. Chr. weist keine römischen Münzen auf. Die früheste Prägung des Imperium Romanum ist ein As des Antoninus Pius (138–161), einen Beleg gibt es für Gallienus (253–268), zwei für die Zeit der Constantinsfamilie (306–331), elf aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts. Wie auf dem Hochtor stammt auch auf dem Mallnitzer Tauern die letzte Münze von Theodosius I. Bei den spätmittelalterlichen und neuzeitlichen Fundmünzen fällt auf, dass alle aus Münzstätten stammen, die nördlich des Alpenhauptkammes liegen[19].

[17] Vgl. Grassl 1968, 11–13.
[18] Vgl. Dembski 2001, 45.
[19] Vgl. Dembski 2001, 36–46.

KATALOG

Vorbemerkungen: Der hier als Katalog bezeichnete Teil stellt nur eine Übersicht über das Münzmaterial dar, das bei den Grabungen am Hochtor gefunden wurde. Es werden die Münztypen und die Stückzahl angegeben. Bei den Keltenmünzen kommt das Gewicht der schwersten und der leichtesten Münze, die auch fragmentiert sein kann, hinzu.

I. Kelten

A. Noriker

A 1. Ältere Gruppe

A 1.1 Abb. 65, 1
Kugelkopfreiter-Obol
VS: Kopf l. mit Lorbeerkranz; Punktrand
RS: ›Kugelkopf‹ Reiter auf Pferd nach links
1 Stück; Gewicht 0,81 g

A 2. Jüngere Gruppe

A 2.1 Abb. 65, 2
Widderkopf-Kreuz
VS: Widderkopf nach links
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
6 Stück; Gewicht 0,77–0,43 g

A 2.2 Abb. 65, 3
Rinderkopf-Kreuz
VS: Kopf eines Rindes frontal
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
7 Stück; Gewicht 0,76–0,63 g

A 2.3 Abb. 65, 4
Kopf links/Kreuz
VS: Männerkopf nach links
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
6 Stück; Gewicht 0,82–0,62 g

A 2.4 Abb. 65, 5
Kopf rechts/Kreuz
VS: Männerkopf nach rechts
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
23 Stück; Gewicht 0,78–0,23 g

A 2.5 Abb. 65, 6
Buckel/Kreuz
VS: Kopfförmiger Buckel
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
47 Stück; Gewicht 0,82–0,18 g

A 2.6 Abb. 65, 7
Flacher Buckel mit Ansatz zu einem Linsenbuckel/Kreuz
VS: Flacher Buckel zeitweilig Ansatz zu einer linsenartigen Erhöhung
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
11 Stück; Gewicht 0,71–0,56 g

A 2.7 Abb. 65, 8
Linsenbuckel/Kreuz
VS: Zentrierter Linsenbuckel
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
31 Stück; Gewicht 0,80–0,28 g

A 2.8 Abb. 65, 9
Stilisierter Kopf mit Igelhaaren/Kreuz
VS: stark stilisierter Kopf mit igelartigem Haar und hohlem Hals
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
1 Stück; Gewicht 0,79 g

A 2.9 Abb. 65, 10
Buckel mit Delle/Kreuz
VS: Flacher Buckel mit Delle
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
1 Stück; Gewicht 0,62 g

A 2.10 Abb. 65, 11
Beschädigter Stempel
VS: Bild kaum erkennbar
RS: Linienkreuz mit Winkelpunkten
3 Stück; Gewicht 0,83–0,70 g

A 2. 11 Abb. 65, 12
Subärat
VS: flacher Buckel
RS: verkrustet
1 Stück; Gewicht 0,24 g

B. Taurisker

B 1 Sog. Karlstein-Typ Abb. 65, 14
Kopf links/Pferd
VS: Männerkopf nach links
RS: Pferdchen springt nach links
5 Stück; Gewicht 0,44–0,28 g

B 3 Kopf rechts/Pferd rechts
VS: Männerkopf nach rechts
RS: Pferdchen springt nach rechts
1 Stück; Gewicht 0,46 g

B 4 Abb. 65, 15
Buckel/Pferd
VS: Linsenbuckel
RS: Pferdchen springt nach links
8 Stück; Gewicht 0,70–0,45 g

B 5 Abb. 65, 13
Pferd auf beiden Seiten
VS: Pferd springt nach links
RS: Pferd springt nach rechts
2 Stück; Gewicht 0,43–0,40 g

C. SONDERTYPEN

C 1 Abb. 65, 16
Kopf Pferd (mit Reiter [?])
VS: Aus Linien geformter Kopf links (?)
RS: Pferd nach links (mit Reiter [?])
1 Stück; Gewicht 0,20 g

C 2.3 Abb. 65, 17
Kugeln, Haarkranz
RS: Pferdchen nach links
1 Stück; Gewicht 0,81 g

D. SCHWEIZ

D 1 Abb. 65, 18
Grosse-Tête-Typ = Dembski 1998, 383–388
VS: Kopf nach links mit Doppelhaarband
RS: Stier springt nach links
1 Stück; Gewicht 3,34 g

II. Römische Republik

As: 2 Stück, nach 212–208 v. Chr.; 206–195 v. Chr. (Abb. 65, 19. 20)
Semis: 3 Stück, 206–195 v. Chr.; 194–190 v. Chr.; 135 v. Chr.
Quadrans: 1 Stück, 206–195 v. Chr.
Sextans: 1 Stück, 135 v. Chr.

III. Römische Kaiserzeit

1 As Augustus (27 v.–14 n. Chr.) (Abb. 65, 21)

1 As Tiberius (14–37) für Divus Augustus

2 Asse Claudius I. (41–54)

1 Sesterz, 1 As des frühen 1. Jhs. (Kaiser [?])

1 Sesterz, 1 Dupondius, 1 As Traianus (98–117)

1 Dupondius Traianus (98–117) oder Hadrianus (117–138)

1 Denar Septimius Severus (193–211) (Abb. 65, 22)

1 Antoninian Gallienus (253–268) (Abb. 65, 23)

1 Antoninian Quintillus (270 n. Chr.)

1 Antoninian Aurelianus (270–275) (Abb. 65, 24)

1 Antoninian Tacitus (275–276)

2 Antoniniane Probus (276–282)

1 Antoninian Diocletianus (284–305) (Abb. 65, 25)

1 Follis Constantinus I. (306–337) für Constantinus II.

13 Folles bzw. Centenionales Constantinssöhne (337–361)

1 Centenionalis Iulianus II. (361–363)

22 Centenionales Haus des Valentinianus I. (364–378)

1 Halbcentenionalis Theodosius I. (379–395) (Abb. 65, 26)

5 nicht zuweisbare Münzen des 4. und 5. Jahrhunderts

IV. Mittelalter

41 Stück

V. Neuzeit

67 Stück

Günther Dembski

1.7 VERSUCH EINER QUANTIFIZIERUNG DES FUNDMATERIALS

DER ANTIKE FUNDHORIZONT

Wie im Kapitel über die Entdeckung und Erforschung beschrieben, sind alle baulichen Reste des Heiligtums der Witterung zum Opfer gefallen. Da archäologische Erkenntnisse somit nicht möglich sind, kann der Versuch, wenigstens eine rudimentäre Vorstellung von der Bedeutung zu gewinnen, nur von den Funden selbst und ihrer Quantifizierung ausgehen.

Fassen wir zuerst die republikanischen und keltischen Münzen ins Auge. Zunächst ist klarzustellen, ab wann am Hochtor überhaupt Münzen deponiert wurden. Hier muss ich auf die Erkenntnis verweisen, dass die Taurisker im zentralen Ostalpenraum der führende Keltenstamm waren, dass Noreia ihre Hauptstadt war, die älter, wahrscheinlich sogar wesentlich älter war als Aquileia, und dass der Ausgangspunkt für den Handel mit dem Ostalpenraum das auf venetischem Gebiet liegende Concordia war[1]. Das spiegelt sich insofern auch auf dem Hochtor, als dessen Münzreihe mit 6 Münzen beginnt, deren Prägedatum vor der Gründung von Aquileia liegt[2], und von denen die älteste um 210 v. Chr. geprägt wurde. Daher möchte ich meine Kalkulation mit diesem Jahr beginnen und die Zeitspanne der Deponierung republikanischer und keltischer Münzen mit dem Ende des Umlaufes der Obole um 50 n. Chr. zu Ende gehen lassen, was einen Zeitraum von 260 Jahren ergibt. Für diesen liegen 157 keltische und 7 republikanische Münzen vor, zu denen noch die 4 Münzen iulisch-claudischer Zeit zu zählen sind, also insgesamt 168 Münzen. Das heißt, dass die vorhandenen Münzen nicht einmal ausreichen, um für diese 260 Jahre eine einzige Alpenüberquerung pro Jahr zu belegen.

Es lässt sich aber noch eine zweite Kalkulation erstellen: Nehmen wir als Minimalvariante an, dass die Glocknerroute nur vier Monate pro Jahr für den Transport genutzt werden konnte[3], und nehmen wir des Weiteren an, dass in diesen vier Monaten nur eine einzige Münze pro Tag niedergelegt worden wäre, kämen wir auf 122 Alpenüberquerungen, d. h. auf 122 Münzen pro Jahr. Wenn wir davon ausgehen, dass die Glocknerroute zwischen 210 v. Chr. und 400 n. Chr. begangen wurde[4], dann wären das 610 Jahre. Bei einer jährlichen Niederlegungsquote von 122 Münzen ergäbe sich eine Gesamtsumme von 74 420 Münzen – eine stolze Zahl, und doch nur von der Minimalvariante hochgerechnet.

An dieser Stelle müssen auch die Unsicherheitsfaktoren erwähnt werden, die in dieser Kalkulation enthalten sind. Allem voran steht natürlich das Faktum, dass wir nicht wissen, wie der Verkehr über das Hochtor ablief, ob er über die Jahrhunderte gleich blieb, oder – was ich eher annehmen würde – ob er von geringen Anfängen stetig zunahm und den Schwankung der Blüten- und Krisenzeiten ausgesetzt war, bis er zu einem unbekannten Zeitpunkt hinter bequemeren Übergängen zurücktreten musste. Damit verknüpft ist die Unsicherheit, ob die Sitte, für eine erfolgreiche Überquerung des Alpenhauptkammes mit einer Opfergabe zu danken, stets gleich blieb. Dass dieser Brauch mit dem Vormarsch der Geldwirtschaft prinzipiell eine Wandlung durchgemacht hat, belegte Ludwig Pauli an Hand einer Fülle von Fundmaterial und Fundbeobachtungen[5].

---

[1] s. vorliegender Band Kap. 3.1 (O. Harl).
[2] s. vorliegender Band Kap. 1.6 (G. Dembski).
[3] s. vorliegender Band Kap. 1.8 (O. Harl) und Kap. 2.5 (C. Rohr).
[4] s. vorliegender Band Kap. 1.6 (G. Dembski).
[5] Pauli 1986.

Geografisch erstreckt sich Paulis Untersuchung auf den gesamten Alpenraum und auf die Gebiete zwischen Rhône, Donau und Po sowie zeitlich auf die Jahrhunderte zwischen Hallstattzeit und römischer Kaiserzeit. Jene Erkenntnis, die für die vorliegende Fragestellung am wichtigsten ist, hat er in die prägnante Formel »Ersatz des Dings durch seinen Wert« gegossen[6] und meint damit, dass mit dem Vordringen der Geldwirtschaft die prähistorische Sitte, konkrete Gegenstände in Heiligtümern niederzulegen, durch die Opferung von Münzen abgelöst worden sei. Das sei auch der Grund, warum in den Heiligtümern der römischen Kaiserzeit bei Weitem nicht mehr die Massen von Waffen, Gefäßen, Barren etc. gefunden werden wie aus prähistorischen Phasen. Da Münzen außerdem kleine Objekte sind, entziehen sie sich besonders leicht ihrer Entdeckung.

Die Analyse der Statuetten ergab, dass spätestens mit dem Beginn der römischen Kaiserzeit die Tradition, Bronzestatuetten in die Felsen zu vergießen, zu Ende ging[7]. Wenn gerade in diese Zeit das Gros des keltischen Kleinsilbers gehört, dann mutet es an, als hätte Paulis »Ersatz des Dings durch seinen Wert« gerade damals im Heiligtum am Hochtor die größte Wirkung entfaltet. Wie aber ein Blick auf den Poeninus zeigt[8], fehlen dort die an den Gusszapfen erkennbaren republikanischen Statuetten völlig, während die kaiserzeitlichen, auf Sockel aufgelöteten in großer Zahl vorhanden sind. Für das Hochtor sollte man daher annehmen, dass bei einer Metallsammlung gerade die mobileren Statuetten der Kaiserzeit als erste beseitigt worden wären, was im Umkehrschluss bedeuten würde, dass es hier auch in der Kaiserzeit einen nennenswerten Statuettenhorizont gegeben haben könnte. Die an der Glocknerroute liegenden Talsiedlungen der römischen Kaiserzeit zeigen eine breite Fächerung der sozialen Schichten, weshalb auf dem Hochtor unterschiedliche Opferbräuche zur selben Zeit praktiziert worden sein dürften: ein zu vermutendes Fortführen von Statuettenweihungen sowie eine von der Intensivierung der Geldwirtschaft begünstigte Zunahme von Münzniederlegungen. Bei den Münzen verlor der Realwert an Bedeutung, weil die Opfergeste an sich immer wichtiger wurde. Unter diesem Aspekt könnte auch die Miniaturisierung einiger Fibeln, die Helga Sedlmayer für das Hochtor konstatiert, verstanden werden. Bei den Fibeln kommt hinzu, dass sie ab iulisch-claudischer Zeit von der Bevölkerung Italiens nicht mehr getragen wurden[9].

Die Niederlegung von Münzen ist natürlich an deren Verfügbarkeit gebunden, die sicher in der frühen Phase weitaus geringer war als z. B. am Ende des Umlaufs des keltischen Münzgeldes. Dass dies eine Rolle gespielt haben dürfte, lässt sich an der Chronologisierung der Obole erkennen, wo es nur einen einzigen Obol der in das 2. vorchristliche Jahrhundert gehörenden Emissionsserie gibt, während alle anderen der späteren, um 80 v. Chr. einsetzenden zweiten Serie angehören. Wäre die frühe Phase nicht durch republikanische Bronzemünzen vertreten, würde man ihre Existenz zu Recht in Zweifel ziehen. Daher dürfte die Vorstellung von einer geringen Zahl an Münzweihungen zu Beginn und von deren stetiger Zunahme wohl nicht verfehlt sein.

Ein genereller Unsicherheitsfaktor muss gerade für dieses extrem exponierte Heiligtum in Rechnung gestellt werden, es ist die Frage nach Plünderungen in der Antike und nach seiner bewussten Zerstörung an deren Ende, also die Frage nach einer ein- oder gar mehrmaligen Beseitigung von Opfergaben. Relative Klarheit haben wir leider nur beim antiken Ende. Die letzten offiziellen Hemmnisse, die paganen Heiligtümer des Ostalpenraumes zu plündern und zerstören, sind mit dem Sieg des Theodosius am 6. September 394 am Fluvius Frigidus (heute Frigido/Vipava/Wippach [SLO]) gefallen. Danach forderte Theodosius auf, die Iupiterstatuen in den Alpen umzustürzen und schenkte seinen Boten, die sich rühmten, vor den goldenen Blitzen der Iupiterstatuen keine Angst zu haben, eben diese Blitze[10]. Die Stelle bringt zum Ausdruck, dass Zeus seine Macht durch den Blitz ausübte

---

[6] Pauli 1986, 836.

[7] s. vorliegender Band Kap. 1.4 (K. Gschwantler).

[8] s. vorliegender Band Kap. 1.8 (O. Harl).

[9] s. vorliegender Band Kap. 1.5 (H. Sedlmayer).

[10] Augustin. 5, 26: *Victor autem, sicut crediderat et praedixerat, Iovis simulacra, quae adversus eum fuerant nescio quibus ritibus velut consecrata et in Alpibus constituta, deposuit, eorumque fulmina, quod aurea fuissent iocantibus (quod illa laetitia permittebat) cursoribus et se ab eis fulminari velle dicentibus hilariter benigneque donavit.*

und auch noch zu Zeiten des Theodosius die Blitze des Zeus gefürchtet wurden[11]: Wer es wagte, den Blitz einer Zeusstatue abzubrechen und ihr damit die Macht zu nehmen, der durfte ihn behalten. Diese Mutprobe konnte natürlich nur dann ihre propagandistische Wirkung voll entfalten, wenn es sich um einen dreidimensionalen Blitz aus einem einschmelzbaren und daher wertvollen Metall handelte, *quod aurea fuissent*. Das bedeutet, dass mit den *Iovis simulacra* wirklich Iupiterstatuen gemeint waren, deren Blitze abgebrochen und zur privaten Weiterverwendung freigegeben wurden.

Wie soll man sich aber erklären, dass diese Iupiterstatuen *in Alpibus* standen? Wenn Augustinus an die Kapitolstempel der römischen Alpensiedlungen gedacht haben sollte, dann hätte er es wohl gesagt. Dem steht außerdem das *nescio, quibus ritis … consecrata … et … constituta* entgegen, das vielmehr an die in den Bergen frei, sozusagen ›wild‹ aufgestellten Iupiterstatuen denken lässt. Genau das ist die Situation auf dem Plöckenpass, wo eine in den Felsen gemeißelte Inschrift angibt, dass die Trassenführung der Glocknerroute verbessert und daher dem Iupiter Optimus Maximus (und anderen Göttern) ein Altar geweiht sowie eine Statue (des Iupiter wohl) aufgestellt wurde[12]. Dass neben dem Plöckenpass, der von Venantius Fortunatus *Iuliae Alpes* genannt wurde[13], auch etliche andere Alpenpässe in antiken Quellen als *in Alpe* begegnen, verstärkt die Vermutung, dass Augustinus Iupiterstatuen gemeint haben könnte, die auf den Passhöhen standen[14]. Daher trifft der Vorschlag Kurt Gschwantlers, den am Hochtor gefundenen Bronzefuß Kat. 1 (Abb. 21 a. b) einer rund 35 cm großen Iupiterstatuette zuzuweisen, wohl das Richtige.

Die Vorstellung braucht also nicht viel Fantasie, dass mit der Aufforderung des Theodosius, die Statuen (und Heiligtümer) des obersten Reichsgottes zu plündern, auch auf dem Hochtor die in den Felsen eingezapften Bronzestatuetten abgebrochen und zum Einschmelzen eingesammelt wurden. Das betraf natürlich auch die übrigen metallenen Weihgaben, seien es Münzen, figürliche Votive und andere Objekte jeder Größe (z. B. Fibeln, Waffen [?], Geräte [?], Schmuck [?]). Auf dem Hochtor ist dies wohl der Zeitpunkt, an dem gezielt Hand angelegt wurde an die Zerstörung der Bauten, soweit sie religiösen und nicht rein praktischen Zwecken dienten.

Soweit das abrupte Ende. Ruhig und gleichmäßig werden die Zeitläufe während der vielhundertjährigen Begehung des Hochtors auch vor dessen Ende nicht gewesen sein. Man braucht nicht gleich an die historisch überlieferten Ereignisse wie Alpenfeldzug, Vierkaiserjahr, Markomannensturm, Krise unter der Soldatenkaisern etc. zu denken, sondern an die rein witterungs- und altersbedingten Sanierungen vor Ort. Wenn die Vorstellung, über die ich weiter unten ausführlicher sprechen werde[15], einigermaßen zutrifft, dann müssten die aus Baumstämmen errichteten ›Schatzhäuser‹ immer wieder erneuert worden sein, und wenn meine Vorstellung von einer firmenmäßigen Abwicklung des Transportes über das Hochtor zutrifft, dann könnte mit jedem Verschwinden oder jedem Hinzukommen einer ›Firma‹ ebenfalls eine Neuaufstellung der Weihgaben verbunden gewesen sein. Damit sind wir bei jener Unbekannten, die wir am allerliebsten aufgeklärt hätten, nämlich der Frage, wie die Weihgaben, also die Münzen und die figürlichen und nichtfigürlichen Objekte, deponiert waren. Wenn meine Vorstellung von Kästchen, Kassen oder Behältern zutrifft, in denen die Opfergroschen und Kleinobjekte der Alpenüberquerer gesammelt wurden, dann wären dies hervorragende Sammelbüchsen, die, von gelegentlichen Plünderungen abgesehen, relativ unbehelligt dem Ende der Antike entgegensteuerten. Nicht quantifizieren lassen sich die figürlichen

---

[11] Zu diesem Thema bietet das Archäologische Nationalmuseum Aquileia zwei interessante Denkmäler: Das Inschriftmal, mit dem der Einschlag eines Blitzes *fulgur conditum* geheiligt wird (lupa 14095), und das Relief, auf dem Iupiter seinen Blitz auf einen Mann schleudert, der an einer verbotenen Stelle defäkiert (lupa 14308).

[12] lupa 11293; CIL V 1863; Egger 1962, 200; G. Bandelli, Le iscrizioni rupestri del passo di Monte Croce Carnico. Aspetti generali e problemi testuali, in: Gasperini 1992; Gietl 2006, 416 Abb. 7; Mainardis 2008, 99 Nr. 10: *[I(ovi) O(ptimo)] M(aximo) [Triviis Quadri]viis ceterisque dibu[s] [a]ram c[u]m [signo] sollemne votum di[c(avit)] Hermias succeptor operis aeterni titulum immanem montem Alpinum ingentem litteris inscripsit quot saipe (!) invium commiantium periclitante populo ad pontem transitum non placuit curiae et Attio Braetiano q(uaestore) eorum viro ornato viam nov(am) demonstrante Hermia mult(um) animis fide(n)s operisque paratus unanimes omnes hanc viam explicuit*. 2. Hälfte 3. Jh. n. Chr.

[13] Vita S. Martini 4, 645–659.

[14] Zur Bedeutung von *Alpis, mons, oros*, Berg etc. s. vorliegender Band, Kap. 3.1 (O. Harl).

[15] s. hier S. 121–124.

Weihgaben. Wenn auf dem Poeninus die kaiserzeitlichen, auf Sockel aufgelöteten Bronzestatuetten in großer Zahl vorhanden sind, auf dem Hochtor aber fehlen, dann heißt dies nicht unbedingt, dass es dort keine gab. Da sie in den Blockhäusern auf Kultbänken standen und leicht in eine Tasche gesteckt werden konnten, sind sie wahrscheinlich auch als Erste den Materialsammlungen zum Opfer gefallen. Weitere Materialsammlungen führten zum Abbrechen, Abschlagen und Ausmeißeln der in den Fels eingegossenen Statuetten. Die dabei zu Bruch gegangenen Extremitäten wurden übersehen, und das traf wohl auch auf den ›Herkules vom Hochtor‹ zu .

Fassen wir zusammen: Es ist natürlich unmöglich, für die Antike auch nur annähernd realistisch die Zahl der auf dem Hochtor hinterlegten Votivgaben zu schätzen. Zwar ist die für den Zeitraum von 210 v. Chr. bis 400 n. Chr. errechnete Gesamtzahl von 74 420 Münzen absolut fiktiv, doch bietet sie eine Vorstellung: Sozusagen als Minimalvariante liegt ihr die Annahme zugrunde, dass innerhalb von vier Transportmonaten jeweils nur eine einzige Münze pro Tag niedergelegt wurde. Wenn man die Zahl der Transportmonate ebenso höher ansetzt wie die der täglichen Alpenüberquerungen, wenn man davon ausgeht, dass nicht nur Einzelpersonen, sondern auch Gruppen über die Alpen gingen, dann ahnt man, dass die Zahl der Votive beträchtlich höher gewesen sein dürfte.

Auf den ersten Blick wirken die Zahlen absurd. Bedenkt man jedoch, dass seit mittelrepublikanischer Zeit ein gesamtes Siedlungssystem auf die Glocknerroute ausgerichtet war, angefangen von Concordia und Aquileia, Iulium Carnicum, dessen abseitige Lage sonst nicht zu erklären ist, über die Missoria-Alm, die keltischen Höhensitze im Pongau und Pinzgau bis hinauf in den Reichenhallisch-Salzburger Raum, dann wird die Vitalität sichtbar, die auf diesem Verkehrsweg geherrscht und auf dem Hochtor ihren religiösen Höhepunkt erreicht hat. Daher möchte ich diesen Quantifizierungsversuch mit der Warnung abschließen, aus der Zusammensetzung des vorliegenden Fundspektrums weitreichende chronologische oder inhaltliche Schlüsse zu ziehen[16].

DER MITTELALTERLICH-NEUZEITLICHE MÜNZHORIZONT

An erster Stelle muss bedauert werden, dass es nicht gelungen ist, für die nachantiken Münzen zu einer Auswertung zu gelangen, die jener der antiken entspricht. Übrig bleibt daher nur die Frage nach der Art und Weise, wie diese Münzen deponiert wurden oder in die Münzhalde gelangten.

Sucht man nach einer Lösung, muss man bedenken, dass der nachantike Fundhorizont nur aus Münzen besteht, aber sonst keine Votive umfasst. Wichtig ist außerdem, dass auch für die nachantiken Zeitperioden keinerlei bauliche Reste nachweisbar sind, weder durch die Ausgrabungen in der Hochtorscharte noch durch die archivalischen Forschungen von Christian Rohr. Beides schränkt die Interpretationsmöglichkeiten sehr ein und erlaubt eigentlich nur eine einzige Erklärung. Diese beruht auf der Tatsache, dass auf Alpenpässen ein Kreuz zu einer Andacht auffordert, was u. a. dazu führt, dass es im Ostalpenraum nicht wenige Kreuz›berge‹ gibt. Wie weiter unten dargestellt, sind diese eigentlich nicht Berge, sondern Pässe, von denen einer sogar in dieser Studie eine wichtige Rolle spielt, der ›Monte‹ Croce Carnico[17].

Diesem religiös motivierten Brauch entsprechend, steht auch heute in der Hochtorscharte ein Kreuz aus Holz, das natürlich im Laufe der Jahrhunderte immer wieder erneuert wurde. Es gehört nicht viel Fantasie zur Annahme, dass neben seinen Vorgängern ein Opferstock stand, der ebenfalls aus Holz gewesen sein wird. So liegt es nahe, dass auch dieser immer wieder der Witterung zum Opfer gefallen ist und seinen Inhalt freigegeben hat. Wir hätten also die gleiche Situation vor uns, die für die Antike und das Ende des antiken Heiligtums erschließbar wurde, nämlich dass auch die mittelalterlichen und neuzeitlichen Münzen in die Münzhalde gerieten und mit dieser, je nach Lage, in unterschiedlicher Geschwindigkeit zu Tal wanderten.

Ortolf Harl

[16] Dies gilt im Übrigen auch für den Großen St. Bernhard, s. Kap. 1.8 (O. Harl).
[17] s. u. S. 137–141.

1.8 POENINUS UND HOCHTOR: ZWEI HOCHALPINE PASSHEILIGTÜMER IM VERGLEICH

Auf dem heute Hochtor genannten Übergang erreichte die Glocknerroute mit einer Meereshöhe von 2 576 m ihren höchsten Punkt. Ein Heiligtum an einer so exponierten Stelle ist natürlich nicht das Ziel einer Reise, sondern eine nicht vermeidbare Durchgangsstation, in der man sich so kurz wie möglich aufhalten wollte. In diesem Sinne vereint das Heiligtum auf dem Hochtor den profanen Zweck der Reise mit einem Dank an die Gottheit, den man fast als erzwungen bezeichnen könnte. Wie im Kapitel über die Ausgrabung beschrieben[1], ist das Heiligtum der Erosion und der Hangbewegung so vollständig zum Opfer gefallen, dass an der Stelle, wo es vermutet werden muss, nur wenige Zufallsfunde übrig geblieben sind. Alles andere ist nach Süden abgerutscht und liegt dort in den Halden. Dementsprechend schwierig ist es, eine Vorstellung von seinem Aussehen, seiner Ausdehnung und von etwa vorhanden gewesenen Einrichtungen oder Bauten zu erhalten. Daher scheint es mir gerechtfertigt, alles zu versuchen, um wenigstens eine Ahnung vom Aussehen und von der Bedeutung des Heiligtums zu gewinnen.

Im gesamten Alpenraum gibt es nur einen einzigen Übergang, der mit dem Hochtor in Bezug auf die Verkehrsstränge, die damals über die Alpen führten, aber auch in Bezug auf den Forschungsstand vergleichbar ist: der Große St. Bernhard. In der römischen Kaiserzeit war er der wichtigste Übergang aus der westlichen Cisalpina nach Rätien und Germanien. Dieser durch zwei Jahrtausende hindurch berühmteste und zugleich gefürchtetste Übergang galt bis zur Entdeckung des Heiligtums auf dem Hochtor als der höchste römische Alpenpass[2], liegt aber mit seinen 2 469 Meereshöhe um 100 m niedriger als das Hochtor. Daher soll er diesem in einem ausführlichen Vergleich gegenübergestellt werden (im Folgenden: Poeninus – Hochtor), durch den sich wichtige Aspekte zum Verständnis des Hochtors gewinnen lassen[3]. Vorab sei erwähnt, dass über beide Pässe eine wichtige Territorialgrenze verläuft, über den Großen St. Bernhard die zwischen Schweiz und Italien und über das Hochtor jene zwischen Salzburg und Kärnten. Den Großen St. Bernhard zeichnet ferner aus, dass er bis in das 20. Jahrhundert der höchstgelegene ganzjährig besiedelte Punkt Europas war[4].

FORSCHUNGSGESCHICHTE

Poeninus

Das Zentrum des heiligen Bezirks liegt nicht auf dem höchsten Punkt des Überganges, sondern etwas westlich davon. Glücklicherweise war das Hospiz um das Jahr 1050 auf der höchsten Stelle des Überganges errichtet worden, sodass die keltisch-römischen Überreste der Überbauung entgangen sind (Abb. 66). Diese wurden erstmals vom Canonicus des Bernhardiner-Hospizes Laurent Joseph Murith (1742–1816), einem Pionier in der mineralogischen, botanischen und eben auch archäologischen Erforschung dieses Hochtals, untersucht (1760–1764). Murith verfasste über die vorhandenen Funde einen Katalog, der eine wichtige Grundlage für die Forschung ist. Weitere

[1] s. vorliegender Band Kap. 1.1 (O. Harl).

[2] Walser 1994, 101. Wie fraglich solche Rekorde sind, hat sich inzwischen durch Münzen, die auf dem Theodulpass gefunden wurden, herausgestellt. Dieser 3 290 m hohe und östlich des Matterhorns liegende Übergang vermittelt zwischen dem Mattertal mit seinem modernen Hauptort Zermatt über die Val Tournanche ins Tal des Dora Baltea.

[3] Für das Folgende s. Walser 1984, 23 f. und zusammenfassend Wiblé 1989, 191–204.

[4] NSc 1890, 297 (E. Ferrero).

Grabungen folgten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dann zwischen 1890 und 1894, Letztere im Tempelbereich und durchgeführt von italienischen Archäologen, weil der Tempel bereits auf italienischem Gebiet liegt[5]. Die Prähistorie fasste Marc R. Sauter zusammen[6], die Inschriften wurden von Pietro Barocelli[7] und die Bronzen von Annalies Leibundgut veröffentlicht[8], über die Münzen liegt eine summarische Übersicht vor[9], und mit der Frage einer Benefiziarierstation hat sich Helmuth Bender kursorisch beschäftigt[10]. Der bei Weitem wichtigste Beitrag stammt von Gerold Walser, der sich mit den bronzenen Inschriftvotiven auseinandersetzte und in diesem Zusammenhang eine historische Bewertung des Passüberganges vorgenommen hat[11]. Alle genannten Arbeiten, vor allem aber jene von Gerold Walser, liegen dem nun folgenden Vergleich zwischen den beiden Alpenpässen zugrunde[12].

Soweit ich informiert bin, wurden am Poeninus nie Metallsuchgeräte eingesetzt und dementsprechend präsentiert sich auch das Spektrum der Bronzefunde: Fragmente, die kleiner sind als Münzen in Tetradrachmengröße, sind kaum bekannt[13]. Für besonders kleine Bronzefragmente und vor allem für Keramik waren die Erhaltungsbedingungen auf dem Boden des Hochtals mit seinem zerklüfteten Kalkfels sicher besser als auf dem Hochtor mit seiner geringen ebenen Fläche, seiner starken Erosion und seiner steilen, abrutschenden Südflanke. Vor allem mag der Boden des jetzt ausgetrockneten Teiches noch manches Fundstück bereit halten.

Hochtor

Abgesehen von der Diskussion um die Glaubwürdigkeit des Fundortes der Herkulesstatuette sind in der wissenschaftlichen Literatur nur verstreute Vermutungen über die Möglichkeit eines Alpenüberganges vorhanden, die zu keinerlei Schlussfolgerungen geführt haben[14]. Während des Surveys wurde praktisch kein Objekt mit freiem Auge gefunden, sondern nur mithilfe von Spezialsonden. Daher sind hier sogar kleinste Metallfunde wie Bleitropfen aufgetaucht.

---

[5] NSc 1890, 294–306 (E. Ferrero); NSc 1891, 75–81 (P. Castelfranco); NSc 1892, 63–77 sowie 440–45 (E. Ferrero); NSc 1894/2, 33–47 (E. Ferrero).

[6] Sauter, 1950, 72.

[7] InscrIt XI 1. Zu den von Walser ausführlichst behandelten Bronzeblechen kommen noch das Fragment einer Marmorinschrift aus der *mansio AVGV* (Nr. 49), die bronzene Statuettenbasis aus dem Tempel *Ti Babullus Latinus Poenino vslm* (Nr. 50), das Fragment einer Marmorinschrift *(Iun)oni (Aug) sign(num) (Sa)lassus* (Nr. 51) und drei weitere nicht signifikante Fragmente von Steininschriften.

[8] Leibundgut 1980.

[9] Geiser 1989. Claudio Gallo verdanke ich den einzigen Überblick über das gesamte Münzmaterial, den ich kenne: Gallo 2001, 155–162.

Kelten gesamt	492	Veragri	105
Römer gesamt	1625	Republik	157
iulisch-claudisch	547	Galba – Domitian	85
1.–2. Jh.	37	Nerva – Commodus	152
Pertinax – Valerian	147	Gallien – Carinus	160
Diokletian – Iovian	265	Valentinian I – Theodosiussöhne	75
Mittelalter gesamt	22		

Ein mengenmäßiger und chronologischer Vergleich zwischen Poeninus und Hochtor ist insofern schwer, als zwischen dem Canonicus Murith 1770 und dem Ablauf des jüngsten Projektes auf dem Pian di Giove (s. u. Anm. 12) zwar viele Grabungskampagnen stattgefunden haben, aber ohne den Einsatz von Metallsuchgeräten (für die Grabungen seit 1997 nicht bekannt).

[10] Bender 1979, 7–9 mit der Vermutung einer Benefiziarierstation auf dem Gelände des Heiligtums. Dazu auch Degen 1981, 244–259.

[11] Walser 1984 und zum Tempel Walser 1994.

[12] In einer Presseaussendung des Informationschefs des Staates Wallis vom 5. Oktober 2007 wurde über den Abschluss eines seit 1994 laufenden zwischenstaatlichen Forschungsprogrammes informiert. In dessen Zug sind im Bereich der Anstiegsrouten Ausgrabungen durchgeführt, die im Hospiz verwahrten Funde ausgewertet und ein chronologisches Gerüst erarbeitet worden. Eine Publikation dieser Ergebnisse ist zu erwarten.

[13] Eine gezielte Suche in den Depots der beiden Museen wäre vielleicht Erfolg versprechend.

[14] s. o. S. 13 Anm. 5.

66 Luftaufnahme des Heiligtums auf dem Großen St. Bernhardpass. In der Bildmitte die Statue des hl. Bernhard, die auf dem hl. Felsen steht.

DAUER DER BENUTZUNG

Poeninus

In prähistorischer Zeit gehörte der Südanstieg des Passes zum Territorium der Salasser[15], die an den Mautgebühren gut verdienten[16]. Auch wenn mir keine direkten Beweise über eine Benutzung des Passes vor dieser Zeit auffindbar waren, so ist doch spätestens mit der Arbeit von René Wyss[17] das Ausmaß immer klarer geworden, in dem der Mensch seit der frühen Bronzezeit in die Hochlagen der Alpen ebenso wie in ihre hintersten Winkel vorgedrungen ist[18]. Mit großer Wahrscheinlichkeit ist daher anzunehmen, dass der Große St. Bernhard keine Ausnahme darstellte. Einen greifbaren Niederschlag des vorrömischen Alpentransits über diesen Pass bilden jedenfalls die vielen keltischen Münzen, die im Museum des Hospizes und von Lausanne verwahrt werden. Obwohl die Münzkollektion des Museums auch Schenkungen von Besuchern enthält und deshalb Vorsicht geboten ist[19], kann man gerade im Hinblick auf die älteste Auflistung der Münzfunde durch Murith sagen, dass ein breites Spektrum gallischer Emissionen vorhanden ist. Es muss also schon vor der Niederwerfung der Salasser durch Varro Murena im Jahr 25 v. Chr.

---

[15] Zur Zeit Strabos war der Übergang nur zu Fuß oder mit Saumtier möglich, Strab. 4, 6, 7. Die antiken Quellen dazu sind zusammengefasst von Walser 1984, 14 f. Dazu F. Landucci Gattinoni, I Salassi e il culto di Iuppiter Poeninus, Caesarodunum (Institut d'études latines de la Faculté des lettres et sciences humaines d'Orléans-Tours, Centre de recherches A. Piganiol – Tours) 25, 1991, 127–136 *(non vidi)*.

[16] Für das Jahr 43 v. Chr. durch Strab. 4, 6, 7 gesichert, wo die Salasser nach der Schlacht von Mutina für den Übergang der Truppen des Decimus Brutus eine Drachme pro Mann verlangten.

[17] Wyss 1971 1971, 130–145.

[18] Besonders eindrucksvoll dargestellt von Renate Ebersbach (Archäologischer Dienst des Kantons Bern) in einem Vortrag am 25. März 2009 im Naturhistorischen Museum in Wien.

[19] Geiser 1989, 8.

einen lebhaften Alpentransit zwischen den verschiedenen keltischen Stämmen gegeben haben, dessen Auswirkungen bis nach Britannien reichten[20]. Der Passverkehr ist ohne Unterbrechung bis auf den heutigen Tag aufrecht geblieben.

Hochtor

Wann in prähistorischer Zeit das Hochtor erstmals genutzt wurde, ist höchstens aus den Funden entlang seiner Anstiegsrouten zu erschließen. Hier spielen der Dolch der Stufe Bronzezeit B vom Ostfuß des Brennkogels[21], das derselben Zeit angehörende Randleistenbeil vom Nordeingang des Hochtortunnels[22] und die mittelbronzezeitliche Lanzenspitze von der Bärenschlucht eine wichtige Rolle, weil sie nicht nur eine frühe Begehung des Hochtors belegen, sondern gleichzeitig auch auf die Sicherheitskomponente, die mit diesem Übergang verbunden ist, aufmerksam machen. Da es in dieser Phase vor allem Steinsalz und Kupfer gewesen sein werden, die über das Hochtor gegen Süden transportiert wurden, wird man die Nutzung dieses Passes mit der Chronologie der alpinen Salz- und Kupfergewinnung verknüpfen dürfen.

Die Münzreihe vom Hochtor beginnt mit Prägungen um das Jahr 210 v. Chr., also mit jener Phase, in der die römische Republik daran gehen konnte, mit den keltischen Verbündeten Hannibals abzurechnen und ihre Herrschaft in Oberitalien abzusichern. Mit kleinen Unterbrechungen, die am ehesten mit der Zufälligkeit der Fundaufsammlung zusammenhängen und daher nur scheinbar sein dürften, läuft die Münzreihe durch die gesamte römische Kaiserzeit und endet um 400 n. Chr.[23]. Ob damit die Begehung des Passes ihr Ende gefunden hat, ist fraglich. Möglich ist genauso, dass der Passverkehr auf ein regionales System schrumpfte, das von Einheimischen getragen wurde und keine Spuren hinterlassen hat. In deren Lebensbereich war der Übergang über das Hochtor gleichsam eine alltägliche Aufgabe, die eine Niederlegung von Opfergaben, wie sie bei ortsfremden Reisenden verständlich ist, nicht erforderte. Mit dem ausklingenden Hochmittelalter beginnt auf dem Hochtor von Neuem die Niederlegung von Münzen. Wiederum sind es Votive von Fernreisenden, diesmal Münzen aus Städten nördlich des Ostalpenraumes, deren Handelsgüter über das Hochtor transportiert wurden. Die Münzreihe endet mit dem frühen 17. Jahrhundert und dem entspricht auch die Feststellung von Christian Rohr, dass mit dem 17. Jahrhundert das Hochtor an Bedeutung verlor[24].

FUNKTION IM EUROPÄISCHEN VERKEHRSSYSTEM

Poeninus

Als Caesar versuchte, den für ihn wichtigen Übergang nach Gallien von Norden her aufzubrechen, erlitt er im Jahr 57 v. Chr. im Unterwallis eine schwere Niederlage durch die Veragrer, die – wie die Salasser im Süden – den Nordanstieg des Poeninus beherrschten[25]. Erst Aulus Terentius Varro Murena, einem General des Augustus, gelang es, im Sommer 25 v. Chr. die Salasser zu unterwerfen, die ihre Widerborstigkeit gegen die Römer mit der Versklavung bezahlten und de facto ausgerottet wurden. Als Symbol des Sieges wurde am Südanstieg zum Poeninus die Kolonie Augusta Praetoria (Aosta) gegründet. Das Interesse an einer Öffnung des Passes lag

[20] Verteilungskarte bei Geiser 1989, 13.

[21] Gefunden am 18. Juni 1946 vom Heimatpfleger Richard Treuer im Rahmen der Pinzgauer Wallfahrt, die durch Jahrhunderte hindurch von Zell am See nach Heiligenblut geführt wird. Traditionell halten die Wallfahrer im 150 m südlich des Mitteltörls gelegenen ›Boankarl‹ Rast, und bei dieser Gelegenheit entdeckte Treuer den im Gras steckenden 13,2 cm langen Dolch. Die Fundstelle liegt in einer Höhe von 2 350 m. Hell 1952, 41–44.

[22] Gefunden wahrscheinlich 1936 bei den Arbeiten an der Großglockner Hochalpenstraße, Pittioni 1963, 108–110.

[23] Vgl. den Beitrag G. Dembski (Kap. 1.6) mit dem Zusammenbruch des Geldumlaufs um 400 n. Chr.

[24] s. vorliegender Band Kap. 2.5 (C. Rohr).

[25] Caes. Gall. 3, 1–6.

67 Großer St. Bernhardpass. Die steilen Felsabstürze zur italienischen Seite hin machen eine mit Wagen befahrbare Straße unwahrscheinlich.

aufseiten der Römer, d. h., dass der Aufbau eines Verkehrssystems von Süden aus vorangetrieben wurde. Unter Claudius boten die Römer ihre gesamten technischen Möglichkeiten auf, um die Route zu einer Fahrstraße auszubauen (Abb. 67)[26]. Seit der Gründung von Aosta wurde über diesen Pass der gesamte Verkehr zwischen Italien und den Nordwestprovinzen des Römischen Reiches abgewickelt. Mochten sich auch die historischen Rahmenbedingungen geändert haben, mochte aus dem Römischen Reich ein Heiliges Römisches Reich und aus diesem ein geeintes Europa geworden und mochte die Passstraße im Jahr 1964 durch einen Tunnel ersetzt worden sein, hat dieser Alpenübergang bis zum heutigen Tag seine Bedeutung für den transeuropäischen Verkehr behalten.

Hochtor

Seit prähistorischer Zeit sind auf der Glocknerroute Salz und Kupfer nach Süden transportiert worden, d. h., dass das Interesse am Aufbau eines Verkehrssystems im Norden lag. Da hier die wirtschaftlichen Interessen immer vor den militärischen rangierten und da die Last des Transportes auf den Schultern der Einheimischen lag[27], bestand ein geringeres Interesse an einem besseren Ausbau, noch dazu, wo das Salz und auch die Metalle, die sich als Transportgüter anbieten, ohne Schwierigkeiten von Trägern geschultert oder auf Saumtiere aufgeladen werden konnten. Als wegen der Germanengefahr die Provinz Noricum vom späteren 1. Jahrhundert n. Chr. an unter militärischem Aspekt wichtiger wurde, hat die Provinzverwaltung die tiefer gelegenen und mehr nach Nordosten, d. h. zum Limes führenden Übergänge (Saifnitzer Sattel, Katschberg–Radstädter Tauern, Neumarkter Sattel–Hohentauern–Pyhrnpass) ausgebaut. Es mag daher in der Tendenz

[26] Walser 1984, 41.

[27] Damit soll nicht gesagt sein, dass diese auch die Transportunternehmer geschweige denn die Handelsherren waren.

richtig sein, wenn man den Unterschied zwischen den beiden Passübergängen auf die überspitzte Formel bringt: Poeninus = Reiseverkehr – Hochtor = Güterverkehr.

Als die junge Republik Österreich in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts der enormen Arbeitslosigkeit entgegentreten wollte, ließ man sich von den Zukunftsperspektiven der zunehmenden Automobilisierung zu einem groß angelegten Straßenbauprogramm inspirieren. Unter anderem wurde eine Touristenstraße geplant, die gleichzeitig als sommerliche Süd-Nord-Verbindung über die Alpen nutzbar war und einer verkehrsgeografischen Logik folgend die Route des alten keltisch-römischen Handelsweges aufnahm. Zwar ahnte man damals nichts von der antiken Tradition, die der neu zu schaffende Alpenübergang wiederbeleben sollte, aber dennoch wurde dieses Bauprojekt auch für die archäologische Forschung wichtig, weil der Bau am Debantbach die Ausgrabung der ›Römersiedlung Stribach‹ nach sich zog[28] und auf dem Hochtor bei den Sprengungen für den Scheiteltunnel die berühmte Herkulesstatuette (Abb. 49 a–e) gefunden wurde.

DER NAME DES ÜBERGANGES

Poeninus

Durch die Weihungen, die die Reisenden auf dem Pass hinterlassen haben, ist der Name des verehrten Gottes bekannt: Iupiter Poeninus, deutlich erkennbar als Name eines romanisierten Berggottes mit dem einheimischen Namen *Penn*, der nach Aussage des Livius von den *montani* das Appellativ *Poeninus* erhalten hatte[29]. Daher ist der Name des Passes in die Tabula Peutingeriana und das Itinerarium Antonini als *Summus Poeninus* oder *(in) Summo Poenino* eingegangen. Auch die meisten der dort gefundenen Statuetten stellen Iupiter dar. Der römische Name des Passes hat das Ende der Römerherrschaft überlebt, er lautet im Mittelalter »Col du Mont-Joux« oder »Jupitersberg«[30] und das Hochtal, in dem sich das Passheiligtum und das Hospiz befinden, heißt »Plan de Jupiter« oder »Pian di Giove«. Erst als das Hospiz, das um das Jahr 1050 n. Chr. von Bernhard von Menthon gegründet worden war, an Bedeutung gewonnen hatte, verdrängte der Name seines Gründers[31] den des Iupiter Poeninus.

Hochtor

Sein antiker Name ist nicht erhalten. Gerade der Vergleich mit dem Poeninus ermutigt zur Annahme, dass auch das Hochtor nach einem einheimischen Berg- oder Wettergott benannt gewesen sein könnte, den die Römer mit Iupiter gleichgesetzt haben. Daher scheint es nicht unberechtigt, den Fuß mit der Halbsandale Kat. 1 (Abb. 21 a. b) und den unbeschuhten Fuß Kat. 2 (Abb. 22 a–d) Iupiterstatuetten zuzuordnen. Dass daneben auch Herkules am Hochtor verehrt wurde, würde dem nicht widersprechen, wie auch am Poeninus ein Hinweis auf eine Verehrung des Herkules (und weiterer Gottheiten) vorhanden ist[32]. Im Mittelalter und in der Neuzeit wurde die Passhöhe je nach der Sicht des Betrachters »Heiligenbluter (Bluter, Kirchheimer) Tauern«, »Fuscher Tauern« oder »Rauriser Tauern« genannt. Der Name »Hochtor« ist jung und dürfte erst mit dem Bau der Großglockner Hochalpenstraße aufgekommen sein[33].

---

[28] Dass die in Dölsach am Übergang über den Debantbach freigelegte ›Römersiedlung Stribach‹ nicht das claudische Munizipium Aguntum gewesen ist, wird in Kap. 3.2 (O. Harl) begründet.

[29] Liv. 21, 38, 7–9, wo er u. a. auch der damals anscheinend weit verbreiteten Ansicht entgegentrat, der Name stamme von der Alpenüberquerung Hannibals mit seinen Puniern.

[30] Walser 1984, 51.

[31] Der Legende nach soll Bernhard als Archidiakon des Bischofs von Aosta gegen den Götzendienst gepredigt und viele Bewohner der Westalpen dem christlichen Glauben zugeführt haben. Er wurde schon im 12. Jh. im Piemont als Heiliger verehrt, 1123 von Bischof Richard von Novara als heilig erklärt, aber erst 1681 durch Papst Innozenz XI. offiziell heiliggesprochen. Papst Pius XI. ernannte ihn 1923 zum Patron der Alpenbewohner und Bergsteiger.

[32] Leibundgut 1980, Nr. 149 (Löwenkopfprotome).

[33] s. den Beitrag C. Rohr im vorliegenden Band Kap. 2.5.

GEOGRAFISCHE UND KLIMATISCHE BEDINGUNGEN

Poeninus

Der Vorteil der Route über den Poeninus war neben der fast gradlinigen Querung der Westalpen die Möglichkeit, die Gebirgsschranke in je einem einzigen Auf- und Abstieg und ohne besondere Geländeschwierigkeiten zu überwinden. Problematisch war allerdings, dass der Pass ein grimmiges Hochgebirgsklima aufweist, in dem der Reisende extremer Kälte, großen Schneefällen und heftigen Winden ausgesetzt ist. Die seit 1818 systematisch geführten meteorologischen Aufzeichnungen zeigen fast arktische Verhältnisse mit nur 127 Tagen des Jahres ohne Frost und einer festen Schneedecke von 4–6 m zwischen Herbst und Frühjahr. Auch wenn die Klimaverhältnisse der vergangenen beiden Jahrhunderte nicht linear auf die Römerzeit übertragbar sind, so bleibt doch die Tatsache bestehen, dass der Poeninus wegen seiner Lage innerhalb der Westalpen dem Wetter besonders ausgesetzt gewesen sein muss. Unter hochwinterlichen Bedingungen führte Vitellius im März 69, also zur Zeit der größten Schneehöhe, von Norden kommend drei Legionen der Rheinarmee samt ihren Hilfstruppen über den Poeninus[34]. Die modernen Kommentatoren sind einhellig der Ansicht, dass dies eine ungeheure Leistung war, die nur trainierte Berufssoldaten erbringen und ertragen konnten, und die – so sollte man hinzufügen – einen enormen organisatorischen Aufwand voraussetzt.

Hochtor

Auch auf der Glocknerroute überquerte man die Ostalpen fast gradlinig, wobei man fast auf der gesamten Strecke in den tiefen und daher geschützten Lagen der Flusstäler und Talböden blieb und unter guten Wetterbedingungen den Alpenhauptkamm in einem einzigen Tag überschreiten konnte. Das Hochtor war nicht nur im Wortsinn Höhepunkt der Reise, sondern auch eine sehr wahrnehmbare Wetterscheide. Da die meisten Störungen den Alpenraum von Nordwesten erreichen und sich am Hauptkamm festsetzen, kommt es oft vor, dass südlich des Hochtors Schönwetter herrscht, während im Norden Wolken dräuen oder Regen und Schnee fallen. Bei den wesentlich selteneren Tiefdrucklagen im Adriaraum (›Adriatief‹) ist die Situation am Hochtor genau umgekehrt, von Süden her Schlechtwetter mit Aufklarung im Norden. Das Hochtor war (und ist) also ein markanter Punkt, bei dem die landschaftlichen, klimatischen und religiösen Voraussetzungen für ein intensiv verehrtes Heiligtum gegeben waren[35].

DER PASSVERKEHR: EINE FRAGE VON JAHRESZEIT UND ORGANISATIONSFORM

Poeninus

Gerold Walser, der sich auch mit der Streckenführung über den Poeninus und mit den Distanzangaben in den antiken Itinerarien auseinandergesetzt hat, errechnet für den Aufstieg aus Aosta und den Abstieg nach Martigny je 25 Meilen, zusammen also rund 74 km[36]. Dazu kommt der Höhenunterschied von Aosta auf den Pass mit 1 890 m und von Martigny mit sogar 2 010 m – jeweils ohne Gefällestrecken und Gegenanstiege. Das war an einem einzigen Tag nicht zu schaffen, unter ungünstigen Bedingungen reichten dafür nicht einmal zwei Tage. Daher ist es nicht unbegründet, wenn Walser auf den beiden Anstiegsstrecken mit Zwischenstützpunkten rechnet, von denen es tatsächlich auch Spuren gibt.

---

[34] Tac. hist. 1, 67: *Poenino itinere … hibernis adhuc Alpibus.* Walser 1984, 43.

[35] Leider liegen keine Wetteraufzeichnung vor, die denen des Poeninus vergleichbar wären. Über die Forschungen zur Pasterze des Instituts für Geographie und Raumforschung der Universität Graz sind demnächst interessante Ergebnisse auch zu den klimatischen Bedingungen am Hochtor in historischer Zeit zu erwarten (Mitteilung Karl Georg Lieb).

[36] Walser 1984, 60.

Für den Passverkehr gab es weder eine Unterbrechung zwischen Winter und Sommer noch zwischen Antike und Mittelalter. Welche Schwierigkeiten und Gefahren ein Übergang über den Großen St. Bernhard im Hochwinter mit sich brachte, ist für die Römerzeit aus dem schon erwähnten Feldzug des Vitellius im Jahre 69 v. Chr. zu rekonstruieren und für das Mittelalter in einem Bericht hoher kirchlicher Würdenträger nachzulesen[37]: Auf der Rückkehr von Piacenza in ihre belgisch-holländische Heimat entgingen diese im Jahre 1128 mit knapper Not einer Lawine und verloren noch vor Erreichen der Passhöhe durch eine weitere Lawine zehn ihrer Führer[38]. Zur Unterstützung eines Überganges, der durchaus mit jenem des Vitellius vergleichbar ist, hat im Jahre 1800 Napoleon 6 000 Walliser Bauern aufgeboten, aber das war zu einer günstigeren Jahreszeit, nämlich Mitte Mai.

Während des Winters dürfte der Poeninus auch in der Römerzeit meterhoch verschneit gewesen sein. Sollte er trotzdem begehbar bleiben, musste der Stützpunkt auf der Passhöhe besetzt gewesen sein. Unter den winterlichen Reise- und Transportbedingungen waren dort oben geländekundige Führer nötig sowie zusätzliches Hilfspersonal, das bei Gefährdung eingreifen konnte. Wegen der schlechten Sichtverhältnisse (kurze Tage, Nebel, Schneefall) war die Kennzeichnung der Trasse ebenso wichtig wie die Markierung gefährlicher Stellen (Lawinenstriche, überhängende Wächten, Eispassagen etc.). Für diesen Zweck werden heute Stangen verwendet, und in der Antike dürfte es nicht anders gewesen sein. Diese mussten nach jedem Schneefall, Wintersturm etc. überprüft und oft auch neu aufgestellt werden.

Hochtor

Die folgende Auflistung der Meereshöhen, die beim Übergang über das Hochtor erklommen werden mussten, zeigt zweierlei: Erstens, dass man bis zum letzten Augenblick relativ tief im Tal bleiben konnte und daher möglichst lange von den Unbilden des Wetters in den Hochlagen geschützt war, und zweitens, dass man den Übergang ganz gut in einem Zug bewältigen konnte. Zwar waren vom Talboden des Ferleitentals durch das Futtererkar bis auf den 2 400 m hohen namenlosen Sattel südlich des Törlkopfes, wo der niedrigste Übergang zwischen Ferleiten- und Seidlwinkltal besteht (Abb. 67 a), rund 1 140 Höhenmeter zu überwinden, zu denen man für die Abstieg zur Fuscher Lacke noch weitere 130 Höhenmeter hinzurechnen muss, aber dafür war man bei der Fuscher Lacke an einer relativ geschützten Stelle mit einer Tränke für die Saumtiere angelangt. War man an der Fuscher Lacke und das Wetter erlaubte kein Weiterkommen in Richtung Hochtor, so konnte man sich von dort über die aus dem Seidlwinkltal heraufkommende Trasse talwärts in Sicherheit bringen, wo tiefer unten mit einer auf den Pongau hin orientierten Talstation zu rechnen ist. Insofern ist die Fuscher Lacke ein geeigneter Standortkandidat für eine Zwischenstation[39].

Da das Geländerelief keine andere Möglichkeit zulässt, verläuft die Großglockner Hochalpenstraße im Allgemeinen wie die keltisch-römisch-mittelalterliche Glocknerroute, sucht sich jedoch zwischen Kasereck und Heiligenblut sowie im Ferleitental eine bequemere Trasse: Im Ferleitental steigt sie von der Mautstation Ferleiten in mäßiger Steigung auf das Fuscher Törl, ein

---

[37] Walser 1984, 51.

[38] Walser 1984, 53 f.

[39] Am 25. März 2009 hat Renate Ebersbach (Archäologischer Dienst des Kantons Bern) im Naturhistorischen Museum in Wien einen Vortrag über die Erschließung Schweizer Hochgebirgsregion durch den Menschen gehalten und mit dem 2 756 m hohen Schnidejoch im Kanton Bern einen bisher unbekannten Passübergang von höchstens regionaler Bedeutung vorgestellt. Dieser führt vom Obersimmental nach Süden ins Wallis. Auf ihm sind neben etlichen römischen Objekten 120 römische Schuhnägel gefunden worden, die nun den größten Bestand dieser Fundgattung in der Schweiz darstellen. Die für unseren Zusammenhang wichtigste Entdeckung war eine durch Dachziegel und Steinmauern kenntliche *mansio* am Ufer des kleinen, in 2 065 m Meereshöhe liegenden Iffigsees. Sie bildete eine Rast- und Übernachtungsstätte an der relativ langen Aufstiegsroute von Norden. Zu diesem Fundplatz jetzt: Hafner 2009, 20–27.

67 a Blick von der Edelweißspitze über den Parkplatz Fuscher Törl zum Hochtor mit dem ›Temenosfelsen‹ (2 590 m, senkrechter Pfeil). Rechts im Bild der Brennkogel (3 018 m), davor der namenlose Sattel südlich des Fuscher Törls (2 400 m, schräger Pfeil), über den die Glocknerroute aus dem Futtererkar heraufkommend den Kamm zum Seidlwinkltal wahrscheinlich überschritten hat, in der Bildmitte die Fuscher Lacke (2 275 m), schräg darüber das Mitteltörl (2 391 m, horizontaler Pfeil) und nach links der bogenförmige Talschluss des Seidlwinkltals

67 b Blick vom Hochtor über das Tauernbachkar nach Süden. Im Vordergrund der Viehbichl (2 400 m), der den antiken Stützpunkt getragen haben dürfte, in der Bildmitte die Wallackhütte (2 304 m), links darüber das Kasereck (1 910 m), wo die Glocknerroute geländebedingt von links heraufkommend das Kar erreicht haben muss

geradezu theatralischer Höhepunkt der Hochalpenstraße. Die Glocknerroute bleibt dagegen für noch ungefähr 5 km auf dem Talboden, um nahe dem unteren Ende des Futtererkars zu der sicher vorhandenen, aber noch nicht entdeckten nördlichen Talstation zu gelangen und danach steil auf den 2 400 m hohen, unbenannten Sattel südlich des Fuschertörls auf- und zur Fuscher Lacke steil abzusteigen. Dadurch berührt die Glocknerroute das Fuschertörl nicht und spart gegenüber der Autostraße etliche Kilometer ein[40].

Zwischen der Fuscher Lacke und dem Hochtor musste die sog. Alpenquerung gemeistert werden, das sind die Osthänge des Brennkogels, der seinen Namen nach dem mittelalterlichen Ausbrennen von heute noch sichtbaren Bergbaustollen (Gold, Kupfer) trägt. Auf der heute leicht ansteigenden Asphaltstraße, die das Mittertörl in einem kurzen Tunnel durchstößt, betragen die Entfernung zwischen Fuscher Törl und Hochtor 5,6 km und der Höhenunterschied zwischen Fuscher Lacke und Hochtorscharte 300 m.

Vom Hochtor ging es über den 2 400 m hohen Viehbichl, wo die Betreuungsstation für das Passheiligtum und eine Unterkunft bei einem Wettersturz denkbar wären, über die sonnenbeschienen und daher auch schnell ausapernden Südhänge entlang des Tauernbaches zum Kasereck (1 910 m; Abb. 67 b) und von dort steil hinunter nach Pockhorn (1 200 m), wo die südliche Talstation durch ein Gräberfeld mit Funden aus der Latènezeit und der römischen Kaiserzeit belegt wird[41]. Die Strecke überwindet zwar einen beträchtlichen Höhenunterschied und ist relativ lang, dafür ist sie aber angenehm, weil sie nach Süden offen ist, keine schwierigen Stellen hat und eher bald in die damals noch höher hinaufsteigende Baumgrenze eintauchte.

Aus dem Jahr 1493 gibt der Bericht des schlesischen Junkers Heinrich von Zedlitz einen guten Eindruck über die Schwierigkeit seiner Fahrt[42]: Zedlitz kehrte von einer Pilgerfahrt nach Jerusalem zurück, überschritt zwischen 10. und 14. Oktober den Plöckenpass und das Hochtor und stieg durch das Seidlwinkltal nach Rauris ab. Ein Wintereinbruch hatte eine so hohe Schneedecke hinterlassen, dass die Pferde mitunter bis zum Bauch einsanken und von eigens angemieteten Helfern, wohl einheimischen Säumern, ausgeschaufelt werden mussten. In dem herrschenden Schneetreiben hatten sich die vorhandenen Orientierungsstangen sehr bewährt, weil nur durch sie der Verlauf des Saumpfades zu erkennen war. Die Eintragungen in den Rauriser Pfarrmatriken berichten fast jährlich von Erfrorenen, die von Schneestürmen im Frühling und sogar im Sommer überrascht worden waren. Dies betraf nicht nur Pilger, die vermutlich auch über ungenügende Ortskenntnis verfügten, sondern auch Säumer, wie etwa vier Heiligenbluter Bauern, die am 9. März 1768 bei der Salzsäumerei umkamen[43].

Gerade dieses Beispiel wirft die Frage auf, welche Jahreszeit die günstigste für den Saumverkehr über das Hochtor war. Christian Rohr weist darauf hin[44], dass im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit der Saumhandel bevorzugt im Winter abgewickelt wurde, und zwar von Säumern, die diese Tätigkeit meist als Nebenerwerb neben der Land- und Almwirtschaft

---

[40] Nicht rekonstruieren lässt sich der Abstieg vom Kasereck nach Pockhorn. Die tabellarische Auflistung der Straßenkilometer vermittelt eine gute Vorstellung von den Höhenunterschieden und Entfernungen:

Ort	**Meereshöhe**	**Straßenkilometer**
Bruck an der Glocknerstraße	756 m	0
Mautstelle Ferleiten	1 266 m	14,5
Fuscher Törl	2 455 m	27,4
Fuscher Lacke	2 275 m	29,3
Hochtorscharte	2 575 m	33,0
Pockhorn = südlicher Talort	1 200 m	49,8

[41] Fundberichte zu Pockhorn: Carinthia 125, 1935, 268; FÖ 8, 1961/1965, 77; FÖ 17, 1978, 447.

[42] s. dazu den Beitrag von C. Rohr, vorliegender Band Kap. 2.5.

[43] Koller 1991, 72.

[44] s. Kap. 2.5.

ausübten. Hier werden sicher noch Diskussionen nötig sein, weil diese Art des Saumverkehrs von einer Organisationsform abhängt, die wir für die Antike nicht kennen. Wenn die hier immer wieder angesprochenen Indizien[45] richtig verstanden werden, dann lag der transalpine Handel in Hand italischer Großunternehmer, die eine überregionale Struktur aufgebaut und die Einheimischen – in welcher Art des Arbeitsverhältnisses auch immer – dienstbar gemacht hatten. Das spräche eher für Saumverkehr in der warmen Jahreszeit. Befand sich der Saumverkehr dagegen auch organisatorisch in den Händen Einheimischer, dann konnte dieser nur dann abgewickelt werden, wenn es die landwirtschaftliche Tätigkeit zuließ, und das war die kalte Jahreszeit.

Liegt in den Bergen Schnee, bedeutet das nicht automatisch, dass die Pässe unpassierbar sind – im Gegenteil, unter günstigen Bedingungen sind die Routen sogar besser zu begehen. Dazu kommt, dass bei Schnee das gesäumte Gut in einer Art Sackzug oder improvisiertem Schlitten nachgezogen werden kann[46]. Dies ist eine beträchtliche Erleichterung bei ebenen Geländepartien, im Fall der Glocknerroute wäre es die Strecke zwischen Fuscher Törl und dem Hochtor, vor allem aber beim Abstieg. Möglicherweise bestanden beide Organisationsformen nebeneinander, unter Umständen auch geografisch getrennt – d. h., die leichten Routen hatten die Handelshäuser monopolartig in ihren Händen und die schwierigen blieben den Einheimischen –, oder die Organisationsformen lösten einander ab, je nach dem, ob die Wirtschaft blühte oder darniederlag.

Wie das Säumen im Hochgebirge organisiert war, wirkte sich auch auf die Siedlungsstruktur aus. Denn Winterzeit bedeutet kürzere Tage und dies wiederum erfordert fast zwingend, dass die Talstationen so eng wie möglich an den Berg herangerückt sind. Für die Archäologie bedeutet dies die reizvolle Aufgabe, die in Pockhorn identifizierte südliche Talstation genauer zu untersuchen und im hintersten Ende des Ferleitentals die nördliche zu entdecken.

EXKURS 1: EINE ALPENÜBERSCHREITUNG IM HOCHWINTER ALS WAHRE BEGEBENHEIT ODER HEILIGENLEGENDE

Der einzige Beleg, der sich in der antiken Literatur für eine Überquerung der Ostalpen während des Winters erhalten hat, ist zwar nur begrenzt aussagekräftig, spricht aber eindeutig für die warme Jahreszeit[47]. Es ist der bei Eugippius überlieferte Transport von Kleidern aus Binnennoricum an die notleidende Bevölkerung im nördlichen Alpenvorland. Obwohl man mehr über den Wunderglauben des Autors und über dessen Furcht vor dem winterlichen Hochgebirge erfährt als von den eigentlichen Gegebenheiten, so berichtet er immerhin, dass die benötigten Kleider nicht von Saumtieren, sondern auf den Schultern von Trägern *collo* transportiert wurden. Durch einen Schneesturm geriet die Gruppe auf dem höchstgelegenen Punkt ihrer Reise in tiefste Not und war schon am Verzweifeln, als sie von einem Traumgesicht des hl. Severin zum Weitermarsch aufgefordert wurde. Davon ermutigt brach sie auf und »auf göttliches Geheiß erschien plötzlich von der Seite her ein Bär …, um ihnen den Weg zu weisen. Dann machte er ihnen die erhoffte Bahn frei und zeigte ihnen ungefähr zweihundert Meilen weit, wobei er weder links noch rechts abwich, den erwünschten Weg« (Übersetzung Rudolf Noll).

Die wunderbare Geschichte endet mit der Ankunft der Gruppe beim hl. Severin, der natürlich schon vorweg um ihre Rettung durch den Bären wusste. Sollte die Geschichte auf eine wahre Begebenheit zurückgehen und auch in ihren Einzelheiten ernst zu nehmen sein, dann darf man den großen Baum nicht übersehen, der der Gruppe auf dem höchsten Punkt der Überschreitung Schutz bot[48]. Er spricht dafür, dass die Gruppe, die sicher aus dem norischen Zentralraum kam, über einen der östlich vom Hochtor gelegenen, wesentlich niedrigeren Pässe gestapft sein muss.

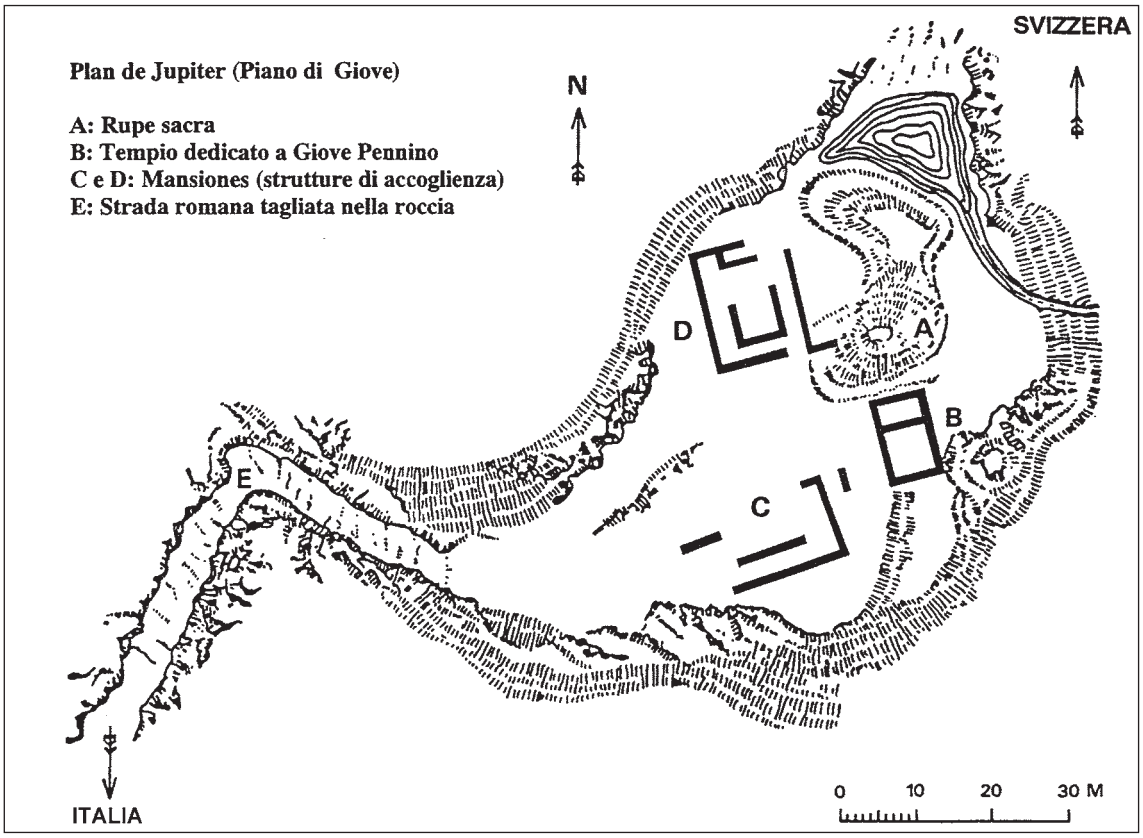
---

[45] Es sind die von F. Harl in vorliegendem Band Kap. 4.2 sichtbar gemachte Verteilung der Steindenkmäler, die italische Familien nennen, und die von mir in Kap. 3.2 für das Atriumhaus der ›Römersiedlung Stribach‹ vorgeschlagene Deutung als Sitz eines italischen Großunternehmers.

[46] Belege für Schlitten bietet der Beitrag von C. Rohr, vorliegender Band Kap. 2.5.

[47] Eugippius, Vit. Sev. 29, 1–3.

[48] Eugippius, Vit. Sev. 29, 1: *protectione magnae arboris.*



68 Großer St. Bernhardpass. Plan des Iupiterheiligtums

Am ehesten käme der ›Norican Highway‹ (Geza Alföldy) über Neumarkter Sattel und Pyhrnpass in Frage, der sicher auch in der beginnenden ›Völkerwanderungszeit‹ begangen wurde. Wenn schon bei einem Pass, der kaum 1 000 m hoch gewesen ist, ein Heiliger Wunder wirken musste, wie groß muss dann erst die Furcht vor dem 2 576 m hohen Hochtor gewesen sein? Da es keine Parallelüberlieferung zu der Geschichte gibt, wird man nicht erfahren, ob sie nicht einfach die Figur des Heiligen in die übernatürliche Sphäre heben soll: Auch wilde Tiere gehorchen ihm und helfen auf sein Geheiß sogar Menschen, die in Lebensgefahr geraten sind.

STÜTZPUNKT AUF DER PASSHÖHE

Poeninus

Der Pass ist ein Ost-West gerichtetes Hochtal, das in der Luftlinie und bezogen auf die 2 440 m Isohypse rund 1,2 km lang ist[49]. Auf seinem höchsten Punkt, der gleichzeitig die engste Stelle bildet und wie eine Winddüse wirkt, steht einem Sperrriegel gleich das Hospiz. Nach Westen zu weitet sich das Tal, schafft Platz für einen Karsee als Zeugen einstiger Vergletscherung und setzt sich westlich des Sees noch ein kurzes Stück fort, bevor es nach Italien abstürzt. Hier ist sein Talboden abgehobelt und hat die charakteristischen Erhebungen und Schrunden, die nach dem Rückzug der Gletscher zurückbleiben. Auf dieser rund 1 800 m² großen und einigermaßen ebenen Fläche, die nicht zufällig den Namen »Plan de Jupiter« trägt, liegen die antiken Reste (Abb. 68)[50].

[49] Dieses und die folgenden Maße sind Google Earth entnommen.

[50] E. Ferrero hat in den NSc 1890, 295 das Gelände kurz aber präzise beschrieben. In Google Earth, wo die Situation wegen des starken Auflichtes kaum zu beurteilen ist, erkennt man eine nördlich der heutigen Straße verlaufende und in den Fels eingehauene Trasse, die an einem Schneefleck vorbeiführt, der sich nordwestlich der Zollstation

Es ist gut möglich, dass der Platz bewusst gewählt wurde, zumal er mindestens um 25 m tiefer liegt und durch die Weitung des Talkessels sowie durch seine Exposition nach Süden etwas angenehmer gewesen sein dürfte als die eigentliche Passhöhe. Mit Sicherheit hat auch der See als Tränke für die Tiere eine wichtige Rolle gespielt. Durch die noch im 19. Jahrhundert durchgeführten Grabungen, die nie eine wirkliche Auswertung erfahren haben[51], sind neben dem ›Tempel‹ zwei mit Dachziegeln gedeckte Steinbauten nachgewiesen, der eine wohl eine ca. 225 m² große Herberge *(mansio)*, der andere wohl eine 300 m² große Pferdewechselstelle *(mutatio)*[52]. Dass Holzbauten vorhanden gewesen waren, was wahrscheinlich ist, wurde nicht beobachtet.

Hochtor

Zuerst muss wiederholt werden, dass es unter günstigen Voraussetzung durchaus möglich war, den Alpenhauptkamm zwischen dem nördlichen und dem südlichen Talort in einem Zug zu überwinden. Damit waren natürlich Stützpunkte nicht überflüssig, hatten aber sicher nicht die Bedeutung der Station(en) auf dem Poeninus. Als Stützpunkt kommt die Hochtorscharte selbst am wenigsten in Frage, weil neben dem anzunehmenden und sicher ausgedehnten heiligen Bezirk relativ wenig Nutzfläche blieb, sie den Witterungsunbilden besonders ausgesetzt ist und weil sie zudem kein Wasser für Saumtiere bietet. Sucht man nach einer geeigneten Stelle, dann bieten sich gleich zwei an, die vielleicht beide genutzt wurden.

- Die Fuscher Lacke liegt um 185 Höhenmeter unterhalb des Fuscher Törls (2 455 m) und ist ein Überrest einstiger Vergletscherung, ein Karsee. Als solcher ist sie mindestens 12 000 Jahre alt und seither höchstens von Firnfeldern bedeckt gewesen[53]. Eine Raststation an dieser Stelle könnte für sich geltend machen, dass sie auch vom Seidlwinkltal aus erreichbar war, was ihre Versorgung erleichterte und im Notfall eine Rückzugsmöglichkeit bot, und dass sie zudem als Tränke für Saumtierkolonnen nutzbar gewesen wäre. Leider hatten wir keine Gelegenheit, dort zu suchen. Funde sind nicht bekannt.
- Bei der Mulde südlich des Hochtors handelt es sich ebenfalls um ein Kar, eine eiszeitlich überformte Zone also, die relativ steil nach Süden abfällt und einige kleine Lacken aufweist. Es ist das oberste Einzugsgebiet des Tauernbaches, das wegen seiner Öffnung nach Süden und des Schutzes von Norden her als Rastplatz besonders geeignet scheint. Hier käme vor allem der sog. Viehbichl in Frage, ein Geländekopf, der ziemlich genau auf der Isohypse von 2 400 m liegt. Im Zuge des Surveys haben wir den Hängen südlich des Hochtors einige Aufmerksamkeit gewidmet, die mit der Erkenntnis endete, dass auch abseits der Straße das Gelände durch den Straßenbau stark verändert worden war. Dennoch bestehen hier realistische Chancen auf Auffindung eines hochalpinen Stützpunktes.

DAS HEILIGTUM

Vorbemerkungen

Im Folgenden bezeichnet der Begriff »Reisende« nicht die Träger, Säumer oder die sonst mit der Route verbundenen Einheimischen, die in der näheren oder weiteren Umgebung lebten und sozusagen berufsmäßig die beiden Pässe zu überqueren hatten. Diese Menschengruppe, zu deren

befindet. Bei diesem Schneefleck dürfte es sich um den »ausgetrockneten Teich« handeln, der als Fundort wichtiger Votive genannt wird. In der Skizze von Ferrero ist in der Verlängerung der Tempelachse ein kleines Gewässer eingezeichnet, das vom Ablauf eines kleines Gletschers gespeist wurde (Ferrero a. O. 308), einen Ausfluss zum Karsee hat und der bewusste Teich war.

[51] Aus archäologischer Sicht kurz zusammengefasst in Drack – Fellmann 1988, 372–374 s. v. Bourg-St-Pierre.

[52] Bender 1979, 2 f.

[53] Für diese Auskunft danke ich dem Gletscherforscher Heinz Slupetzky vom Institut für Geographie und Geologie der Universität Salzburg

unmittelbarem Lebensbereich auch die Hochgebirgszone gehörte, war mit der Strecke, ihren unterschiedlichen Anforderungen und den verschiedensten Wettersituationen vertraut und hatte ihr eigenes Verhältnis zum göttlichen Herren der Berge. Unter »Reisende« wird daher der aus dem weiteren Umkreis oder sogar von weit her Kommende verstanden, zu dessen Lebensbereich nicht die Hochalpenzone gehörte und der in eigenen oder fremden Geschäften oder in fremdem Auftrag die Reise über die Alpen antrat: im direkten wie übertragenen Sinne Fernreisende also, auf die das Numinose, das ihnen im Hochgebirge begegnete, eine besondere Wirkung ausübte. Als einzigartiges Beispiel für diese Wirkung kann das bronzene Votivtäfelchen mit einer Weihung an den Iupiter Poeninus in Gedichtform angeführt werden[54], und für die Glocknerroute wären es z. B. jene Leute mit ›ausländischen‹ Namen, die sich auf den ›Merkfelsen‹ von Missoria-Alm und Findenig-Thörl in venetischer Schrift verewigt haben[55].

Auf beiden Alpenüberquerungen standen die Reisenden den Mächten der Natur, vor allem aber ihren eigenen Fantasien gegenüber. Drastisch schildert Ammianus Marcellinus die Schwierigkeiten und Gefahren eines Überganges über den Mont Genévre, der aus der Poebene ins mittlere Rhônetal führt[56]. Stellt man in Rechnung, dass sich dieses Schreckensszenario auf einen Pass bezieht, der mit seinen 1 854 Höhenmetern nicht einmal die dortige Waldgrenze erreicht, kann man sich vorstellen, um wie viel größer die Angst vor den vielen Phänomenen des Hochgebirges gewesen war, die den Flachlandbewohnern unbekannt sein mussten[57]. An dieser Stelle lohnt es sich, nochmals an den hl. Augustinus als Zeitzeugen erinnern, der über Theodosius' Umgang mit den in den Alpen aufgestellten Iupiterstatuen berichtet[58].

Poeninus

Unter den Bedingungen des Übergangs, die vor allem von Ortsfremden und Bergunerfahrenen zu fürchten waren, durfte nach erfolgreichem Aufstieg der Dank an den Iupiter Poeninus als dem Herren dieser Berge nicht zu kurz kommen. Was dazu mit den Fragestellungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts zu gewinnen war, ist durch Ermanno Ferrero, seine Ausgrabungen und seine für die damalige Zeit vortrefflichen Berichte auf uns gekommen. Demnach spielt ein flacher Felsen, der am Ostrand des »Plan de Jupiter« liegt, für das Verständnis des Passheiligtums die entscheidende Rolle (Abb. 69). Er erhebt sich um knapp 1,5 m über seine Umgebung, dehnt sich in Nord-Süd-Richtung ungefähr 10 m aus, war sichtlich der Mittelpunkt des vorrömischen Heiligtums, ist aber leider um 1900 durch den Unterbau für die riesige Statue des hl. Bernhard stark verändert worden. An seiner Südseite zog die Passroute vorbei und an seiner Nordseite befindet sich eine Mulde, der sog. Teich, der heute ausgetrocknet ist. Um 1890 hatte dieser noch eine durchschnittliche Wasserfläche von 140 m², die von einem darüberliegenden Gletscher gespeist wurde. Auf diesem Felsen und in seinen Spalten fanden sich die allermeisten der keltischen und republikanischen Münzen, aber keine aus der römischen Kaiserzeit. Vor allem aber: Auf diesen

---

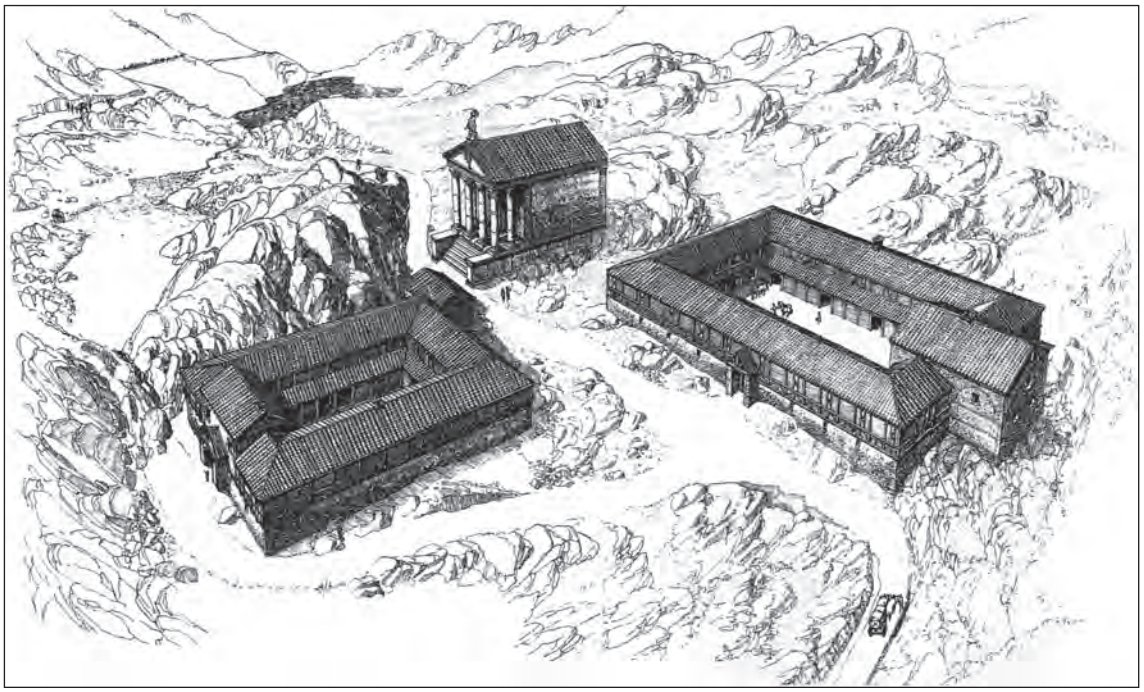
[54] Walser 1984, 102 Nr. 20. CIL V 6876 = InscrIt XI 1, 74 = AE 1991, 878, vom Großen St. Bernhard:
C(aius) Iul(ius) Rufus Poenino v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)
at tua templa lubens vota suscepta peregi
accepta ut tibi sint numen adoro tuum
inpensis(!) non magna quidem te sancte precamur
maiorem sa(e)culo nostrum animum accipias

[55] s. u. S. 141–142.

[56] Amm. 15, 10, 4–5 (355 n. Chr.).

[57] Die Schutzlosigkeit des Individuums in der völlig kahlen Landschaft, die von peitschenden Winden einher getriebenen eiskalten Regenfluten, die mitunter eruptionsartig vom Himmel fallenden Massen an Schnee, das Entstehen von Klareis auf den Pfaden bei spontanem Wechsel von Tauwetter zu Kälte, die ungewohnte Echowirkung bei Nebel, die donnernde Wucht von Lawinenabgängen, die Angst einflößende elektrostatische Aufladung der Atmosphäre, die Gewitter mit ihrer Panik erregenden Wirkung von Blitz und Donner und vor allem der Halo als seltenes, aber ganz besonders wirksames Naturereignis.

[58] s. o. S. 101 mit Anm. 10. 11.



69 Großer St. Bernhardpass. Rekonstruktion des Iupiterheiligtums

Felsen orientierte sich ein 11,30 × 7,40 m kleiner (Anten-[?])Tempel, dem gestempelte Dachziegel, Antefixe, Bodenplatten und profilierte Gesimse, Letztere aus Marmor, zugewiesen werden können; sogar Hinweise auf eine marmorne Bauinschrift gibt es[59]. Da sich der Tempel zum Felsen hin öffnete, liegt die Vermutung auf der Hand, dass das Verhältnis der beiden umgedreht wurde, d. h., dass der Tempel seit seiner Errichtung die Hauptrolle spielte und seither der Felsen als Altar für diesen fungierte. Wegen der schon seit Jahrhunderten andauernden ›Wühlereien‹ und Sondagen im Heiligtum besteht die Sorge, dass dieses Problem in Zukunft genauso wenig zu klären sein wird wie die Frage nach einer Einfriedung des Heiligtums und der Existenz von Holzbauten in seinem Inneren. Dennoch müssen die beiden letzten Aspekte kurz berührt werden.

Gerold Walser meint, dass das Heiligtum keine Umfassung hatte, dass also der dem Gott Penn geweihte Raum von der profanen Welt nicht getrennt gewesen wäre. Das ist gerade in dieser Höhe schwer nachzuvollziehen, wo jeder antike Mensch sicher ehrfürchtige Schauder vor dem Wettergott spürte. Daher meine ich, dass auch dort oben ein Temenos ohne Einfriedung undenkbar ist: Der Situation entsprechend war sie vermutlich einfach und ist entweder nicht erhalten geblieben oder während der frühen Grabungen nicht erkannt und zerstört worden. Am wahrscheinlichsten wäre eine Trockenmauer, aufgeschichtet aus Klaub- und Ausbruchsteinen. Natürlich benötigte eine solche Einfassung Durchlässe für den Verkehr.

Was Walser, soweit ich sehe, überhaupt ausgespart hat, sind Art und Weise, wie oder wo die von ihm so intensiv studierten bronzenen Votivbleche befestigt gewesen waren. Eine Durchsicht seiner Fotos zeigt, dass praktisch jedes Blech, soweit es einigermaßen erhalten ist, gelocht ist, also mit einem Stift oder Nagel auf/an etwas befestigt war. Als die einfachste Lösung kommt das

[59] Im Keller und Untergeschoss des Hospizes, das zum Großteil aus Spolien des Poeninusheiligtums besteht, sind viele Marmorblöcke verarbeitet (Blondel 1947, 19–23). Zwei von diesen tragen beschädigte Buchstaben, deren Höhe auf ca. 14 cm zu ergänzen ist, deren Lesung aber unsicher ist. Wenn sie sich wirklich auf *(Poe)nin(o)* und *trib(unicia)* ergänzen lassen sollten, dürften sie zur Bauinschrift des Tempels gehört haben (NSc 1892, 79 [E. Ferrero]).

Aufnageln auf einem Träger aus Holz in Frage, d. h., dass man sich im Heiligtum nach hölzernen Vorrichtungen umsehen muss. Hier gibt es drei Möglichkeiten, die einander nicht ausschließen:

- Die beiden Gebäude, die durch ihre steinernen Grundmauern nachgewiesen sind, trugen einen Aufbau, der aus zurecht gehackten Baumstämmen bestand.
- Die Durchgänge durch die Einfriedung wurden von einer Art Holzarchitektur gebildet, die an die Propyla der Heiligtümer im Tal angeglichen war.
- Im Inneren des Heiligtums bestand eine Art von Flugdächern, die zur Sonnenseite hin offen und zur Passenge geschlossen waren, um Tiere und Güter vor pfeifenden Winden und heranpeitschenden Regenfluten geschützt unterzustellen.

Eine Holzarchitektur dieser rustikalen Art war sicher nicht schwierig zu bauen, denn Stämme von unterhalb der Waldgrenze heraufzubringen, war auf jeden Fall weniger aufwendig als der Antransport des Marmors aus dem Aostatal für den Bau des Tempels. An derlei Vorrichtungen aus Holz dürften die Votivplaketten angenagelt gewesen sein, die den Namen jener verewigten, die dem Poeninus für erfolgreichen Anstieg schriftlich dankten. Ihre Zahl muss in die Tausende gegangen sein, und die vielen Plaketten benötigten ihren Platz.

Wegen der Länge von Auf- und Abstieg zum und vom Poeninus mussten die Reisenden eine Nacht im Heiligtum zubringen und gerade der Zwang zur Übernachtung war es, der die Fantasien der Menschen anstachelte und ihr Gefühl, den göttlichen Mächten ausgesetzt zu sein, steigerte. War endlich das Heiligtum erreicht, konnte der Reisende dem Gott danken und sich für die bevorstehende Nacht dessen persönlichem Schutz anvertrauen. Für die Versorgung der Begüterten und der Personen von Stand verfügte das Heiligtum über zwei solide Bauten, über eine Herberge *(mansio)* und eine Stallung *(mutatio)*, während sich die einfachen Leute vermutlich mit den von mir angenommenen Flugdächern begnügen mussten. Daher ist bei der Beurteilung von Votiven, die den Namen ihres Spenders tragen, zusätzlich noch an den Aspekt ›Schlaf im Heiligtum‹ zu denken.

Weil das Jahr 1892 besonders warm und somit der Wasserspiegel des Teichs niedrig war, konnte dessen damals sumpfige Randzone untersucht werden. Zu dem Teich ein erklärendes Wort: Das Alter des Gewässers, das zu Ende des 19. Jahrhunderts wegen seiner Ausdehnung als »laghetto« (= kleiner See, Teich) bezeichnet werden konnte, ist unbekannt. Die Mulde hingegen, in der sich das Wasser gesammelt hatte, ist ein Relikt der Eiszeit und war von einem Arm des Gletschers, der das Hochtal bedeckte, ausgehobelt worden. Ob sie in der Römerzeit mit Wasser gefüllt war, ist leider nicht bekannt und somit ist auch nicht klar, ob die Funde aus dem Teich als Gewässerweihungen oder als entsorgter Abfall zu bewerten sind; vor allem dann, wenn es galt, die Holzbauten zu erneuern, an denen Votive befestigt waren. Es sind jedenfalls die wertvollsten Votivobjekte vom Poeninus, die aus dem Randbereich des Teiches geholt wurden, darunter die bronzene Iupiterstatuette (Abb. 55). Nach der Datierung von Annalies Leibundgut, die von Kurt Gschwantler mündlich bestätigt wird, befinden sich unter den bronzenen Kleinplastiken vom Großen St. Bernhard keine republikanischen Exemplare, weil es entweder wirklich keine gab oder, sollte es sie gegeben haben, weil sie mit dem Sieg über die Salasser beseitigt worden wären. Einen abgeräumten salassischen Votivhorizont im Teich zu vermuten, wäre wohl übertrieben, ein archäologisches Hoffnungsgebiet erster Ordnung war der Teich aber auf jeden Fall. Ob er es heute immer noch ist, steht auf einem anderen Blatt.

Fassen wir zusammen: Auf dem Poeninus sind alle Merkmale vorhanden, die man von einem hochalpinen Passheiligtum erwarten würde: einigermaßen geschützte Lage, Straße, *mutatio, mansio,* Benefiziarierstation (?), Deponierung von Votiven[60], Altar, Kaisertempel oder Schatzhaus. Dass das Temenos eine Begrenzung, Eingangsbauwerke und hölzerne Innenbauten hatte, ist zu

[60] Der Canonicus Lugon, der mit seinen ›wilden‹ Grabungen die Forschungsgrabungen des Ministero della Pubblica Istruzione auf dem Plan de Jupiter provozierte, hatte auch zwei Inschriftfragmente gefunden, die hernach wieder verloren gegangen sind (NSc 1890, 297 [E. Ferrero]).

erwarten, aber nicht nachweisbar. Für die Votivbleche wird eine Befestigungsmöglichkeit gesucht. Soweit die Unterteile von Bronzestatuetten erhalten sind, ist zu sehen, dass alle gesockelt waren, also nicht die eigenartigen und anscheinend vorrömischen Montagezapfen aufweisen wie die Statuetten vom Hochtor. Sie sind daher nicht in den Felsboden eingelassen gewesen, sondern mögen im Schatzhaus/Tempel (und weiteren hölzernen Schatzhäusern [?]) auf Regalen gestanden haben. Nach den von Kurt Gschwantler dargestellten Kriterien gehören sie in ihrer Gesamtheit in die römische Kaiserzeit. Durch Kleinbronzen ist die Verehrung von Iupiter, Merkur, Fortuna, Tutela (?), Viktoria, Minerva, Herkules, Sabazios und durch eine Inschrift die der Iuno (Augusta [?]) nachgewiesen. Bemerkenswert sind eine 40 cm lange Votivlanze mit einer Aufhängevorrichtung und Hinweise auf vier weitere solcher Lanzen sowie drei Hundefigürchen.

EXKURS 2: POENINUS ALS BILDCHIFFRE AUF DER IGELER SÄULE?

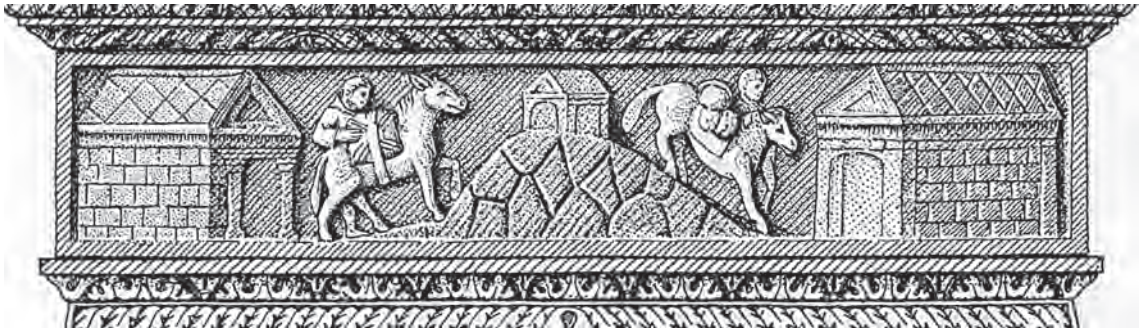
Ein richtiges Kaleisdoskop von Bildern zu Mythos und Jenseitsvorstellungen, zu Gewerbe und Alltag sowie zu Handel und Transport findet sich auf dem rund 23 m hohen Pfeilergrabmal der Secundinii, einer reichen treverischen Unternehmerfamilie, landläufig bekannt als ›Igeler Säule‹[61]. In einer eingehenden Studie zu den Alltagsdarstellungen hat Andreas Mehl vor allem für die Reliefs auf dem Sockel, dem Fries über dem Hauptgeschoss und der Attika eine stringente »Handlungslogik« herausgearbeitet[62]. Dadurch wird klar, dass die Secundinii ihre Lebenswelt in einem Bilderzyklus darstellten, der nicht nur inhaltlich, sondern, wie sich zeigen wird, auch topografisch belastbar ist.

Für die folgende Argumentation möchte ich aus der umfangreichen Bilderfolge zwei reizvolle Bilder herausheben: Das erste befindet sich auf der Westseite der Attika, also hoch über den Kronen der Bäume, die im Grabbezirk der Secundinii anzunehmen sind. Auf ihm fährt ein Secundinius mit einem zweirädrigen Wagen aus einem Torbogen heraus und passiert einen Leugenstein, auf dem *L IIII* zu lesen ist. Da Igel von Trier etwas mehr als 7 km, also ziemlich genau vier Leugen zu 2,2 km, entfernt ist, wird der Sinn des Leugensteins klar: Er soll die Entfernung zwischen der Produktionsstätte auf dem Land und dem Geschäft in der Stadt angeben[63]. Damit erhält das Bild die Aussage »Unternehmer fährt zu Geschäften in die Stadt«.

Das zweite und entscheidende Bildchen befindet sich auf der Nordseite des Pfeilers unterhalb des weit vorkragenden Gesimses, das das ädikulaartige Hauptgeschoss von der darüberliegenden Attika trennt (Abb. 69 a): Die kleine, langrechteckige Szene wird von zwei Tempeln mit Quadermauern und Marmor(?)-Dach eingerahmt, zwischen denen je ein Tragtier von einem Treiber einen steilen Berg hinauf- bzw. hinuntergeführt wird. Die Treiber sind unterschiedlich gekleidet und die Lasten unterschiedlich charakterisiert. Weil man davon ausgehen muss, dass auf den Tragtieren Stoffe oder Kleidungsstücke in großen Quantitäten transportiert wurden, ist anzunehmen, dass die Treiber nicht einzeln, sondern in Karawanen unterwegs waren.

Wie Andreas Mehl dieses Bildchen deutet, ist so überzeugend, dass ich ihn wörtlich zitieren möchte[64]: »… zeigt einen Warentransport von einem Ort zu einem anderen über ein Gebirge hinweg, zugleich das Verlassen des Ausgangsortes und das Eintreffen am Zielort.« Es waren in erster Linie Wolle und Tuche, die im Trierer Land erzeugt und – darin ist sich Mehl mit den übrigen Forschern einig – über weite Teile Galliens bis nach Italien verhandelt wurden[65]. Nicht auseinandergesetzt hat sich Mehl mit der Frage, ob die Secundinii das Bildmotiv wählten, um ganz allgemein den Transport ihrer Produkte zu illustrieren oder um auf eine konkrete Situation anzuspielen. Da Mehl den Nachweis erbringt, dass die Alltags- und Gewerbeszenen der Igeler

[61] Beste Wiedergabe bei E. Zahn, Die neue Rekonstruktionszeichnung der Igeler Säule, TrZ 31, 1968, 227–234 mit einer Strichzeichnung aller vier Pfeilerseiten am Endes des Bandes.
[62] Mehl 1997 mit ausführlicher Literaturübersicht. Zur »Handlungslogik« Mehl 1997, 67–69.
[63] H. Dragendorff – E. Krüger, Das Grabmal von Igel (Trier 1924) 80.
[64] Mehl 1997, 71.
[65] Mehl 1997, 76 f. bes. mit Anm. 38.



69 a Warentransport über ein Gebirge. Fries auf der Nordseite der Igeler Säule (Umzeichnung E. Zahn)

Säule im Sinne einer ›Handlungslogik‹ ganz realistisch zu lesen sind, wird man wie im Bild »Unternehmer fährt zu Geschäften in die vier Leugen entfernte Stadt« auch in »Warentransport über ein Gebirge« nach topografisch relevanten Details suchen dürften. Das ist nicht schwer, da sich auf der höchsten Stelle des Berges ein kleiner Tempel befindet, der mit Giebel, Eckpilastern und einem bogenförmigen Eingang in der Vorderfront sogar wirkt, als wäre er aus Stein. Folgt man der *communis opinio* der Forscher, dass die treverischen Secundinii ihre Produkte bis nach Italien geliefert haben, dann würde die kürzeste Verbindung über den Großen St. Bernhard führen. Angesichts der absolut realistischen ›Bildberichte‹ auf der Igeler Säule ist also die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass es sich bei dem angedeuteten Gebirge um die Westalpen und bei dem Tempelchen auf deren höchstem Punkt um das Passheiligtum auf dem Poeninus handelt.

Sollte diese Deutung zutreffen, dann würde sie unsere Vorstellung vom Verkehr über den Poeninus um wesentliche Farben bereichern. Dazu wäre sie ein bildgewordener Beleg für das ambivalente Wortfeld von ὄρος, *mons* bzw. -berg, das ich weiter unten beschrieben habe: Das Tempelchen ist zwar so dargestellt, als stünde es auf dem höchsten Punkt eines Berges – in Wirklichkeit steht es zwischen hohen Bergen und auf dem niedrigsten Punkt, auf dem man die Westalpen überschreiten konnte. Daher wären auch in diesem Bild ὄρος, *mons*, -berg als »Übergang zwischen Bergen« zu verstehen. Den treverischen Secundinii würde diese Deutung eine geradezu imperiale Wirtschaftsmacht attestieren und die Alltagsbilder ihres Grabmals auf die Aussage komprimieren: Wir liefern unsere Produkte überall hin – zu Wasser, zu Lande und über die höchsten Pässe. Das allerdings darf nicht als Werbung im modernen Sinne verstanden werden, sondern als Ausdruck des Selbstbewusstseins erfolgreicher Unternehmer.

Hochtor

Bevor ich mich diesem Abschnitt widme, der innerhalb der gesamten Publikation wohl die meisten Fragezeichen enthält, soll aufgezählt werden, was *nicht* bekannt ist:

- Die Scharte, der Rücken und der Felskopf, auf denen sich aus Gründen der Topografie und der Fundverteilung das Heiligtum ausgedehnt haben muss, sind durch die Erosion so vollständig abrasiert, dass nicht einmal die Andeutung einer von Menschenhand geschaffenen antiken Struktur erhalten geblieben ist.
- Bis auf einige wenige Objekte, die anscheinend noch seit der Antike auf dem Rücken des Hochtors liegen, sind die geborgenen Funde zur Gänze in die Halden nach Süden abgerutscht und somit aus ihrem ursprünglichen Kontext gerissen.

Dem sei gegenüber gestellt, wie *wenig* bekannt ist:

- Es gibt nur Funde aus Metall, also aus Silber, Bronze, Eisen, Blei und in deren Verbindung.
- Der Erhaltungszustand der Funde könnte unterschiedlicher nicht sein. Er reicht von der ganz erhaltenen Herkulesstatuette (Abb. 49 a–e) über Fragmente von Statuetten und Zubehör zur Kleidung und Ausrüstung bis zu Verdübelungen aus Blei mit den Abdrücken von Felsenstrukturen und bis zu Gusstropfen.

- Es gibt einen Holzpfosten mit einer ^{14}C-Datierung, die in die Jahrzehnte um Christi Geburt weist[66].
- Die Mikrotopografie erlaubt nur spärlichste Erkenntnisse: Man muss annehmen, dass die Wegtrasse von Norden her, wo das Gelände flach ist, geradlinig auf die Hochtorscharte verlief und auf der Südseite, die sehr steil in das Kar des Tauernbaches abfällt, in Serpentinen abgestiegen sein dürfte. Geht man davon aus, dass der heilige Bezirk ein von der profanen Welt durch eine Umschließung – ein Wall aus Klaubsteinen, eine Palisade aus Holz o. Ä. – abgetrennter Bereich war, dann muss sich dieser östlich der Wegtrasse befunden haben. Der Suchgraben, den Max Silber nach Auffindung der Statuette des Herkules vom Hochtor zog[67], lag daher so, dass er die vermutete Wegtrasse kreuzte. Auf keinen Fall hätte er aber damals etwa noch vorhandene Reste einer Umschließung des heiligen Bezirks berühren können.

Und dennoch ist es nicht hoffnungslos, weil man dem Material trotz seiner Spärlichkeit einiges abringen kann. Ausgehen muss man von den Erkenntnissen, die an den Resten der Bronzestatuetten ablesbar sind, und von der Frage, wie es möglich sein konnte, dass so viele keltische, römische und mittelalterliche Münzen so gleichmäßig verteilt in der Halde gefunden wurden.

Beginnen möchte ich bei den antiken Münzen[68]. Die einfachste Erklärung wäre, dass sie über die Jahrhunderte hinweg gleichmäßig in Verlust geraten sind, vergleichbar den römischen Siedlungen, bei deren Ausgrabung man den Eindruck hat, dass die Römer ihr Geld mit vollen Händen verloren haben. Dazu passt allerdings nicht, dass sich die Münzen nur auf die Münzhalde konzentrierten, wenn man von einigen Oberflächenfunden in der Hochtorscharte und auf dem ›Temenosfelsen‹ absieht. Warum fand sich keine einzige Münze beim Ausstieg aus dem Seidlwinkltal, warum nicht im Tauernkar? Die Deutung als Verlustfunde überzeugt also nicht. Ist die Konzentration der Münzen auf die Münzhalde etwa damit zu erklären, dass Träger, Säumer und Reisende ihre Opfergroschen von der Hochtorscharte in die Halde hinunter geworfen haben wie heutzutage die Romtouristen eine Münze in den Trevibrunnen? Diese Vorstellung passt aber nicht zur Antike, zu Römern und Kelten. Denkbar wäre natürlich, dass der/die Opfergroschen in der Hektik des Vorbeistürmens hineingeworfen wurden, in die angenommene Umschließung des angenommenen Temenos. Dann hätte sich im Laufe der Jahre und mit der zunehmenden Zahl von Alpenüberschreitungen auf dem Boden des Temenos ein Münzstratum bilden müssen, das mit der Erosion nach Süden abgerutscht wäre. Das würde den Fundumständen der Münzen einigermaßen gerecht, entspräche aber nicht dem extremen Ordnungsbedürfnis, das in der antiken Welt gerade im Umgang mit den göttlichen Mächten festzustellen ist.

Es muss also ein System gegeben haben, das den Charakter der Darbringung oder Opferung an die Gottheit bei den Münzen ebenso beibehielt wie bei den Statuetten und den übrigen Weihgaben und zudem die Votive in ihrer Gesamtheit vor der Witterung schützte. Ein eigenes Bewachungspersonal für das Temenos und seine Schätze zu erschließen, scheint angesichts des eher rustikalen Charakters, den das Hochtor im Verhältnis zum Poeninus erkennen lässt, nicht überzeugend, noch dazu wo Gerold Walser sogar für den Poeninus ein Wachpersonal aus Mangel an Beweisen ablehnt. Um auf die richtige Spur zu kommen, muss man sich nur im archäologisch gesicherten Bestand nach Verwahrungsmöglichkeiten für Objekte umsehen: Wir kennen die metallenen Überreste von armierten Kästchen und kennen Kisten mit Schlössern, in denen private Besitztümer und öffentliche Gelder verwahrt wurden. Man stelle sich nur einmal die Behältnisse vor, die für einen Transport des Jahressoldes der Donauarmee benötigt wurden, oder jene, in denen die auf dem Magdalensberg frisch gegossenen Goldbarren[69] ihre Reise in die

---

[66] s. vorliegender Band Kap. 1.2 (R. Kastler).

[67] Silber 1939, 15.

[68] Zu den mittelalterlichen Münzen s. Kap. 1.7 (S. 102). Ich glaube, dass das – hypothetische – Ergebnis, das sich für die antiken Funde erzielen lässt, *mutatis mutandis* auch auf jene anwendbar ist.

[69] Piccottini 2001. Gussform I lässt ein Barrengewicht von 5,6 kg errechnen, das nach G. Piccottini 729 Aurei der Zeit entspricht, Gussform II sogar 14,5 kg und mit einem Äquivalent von 1 888 Aurei: Piccottini 1994.

Münze nach Rom antraten. Die bildliche Darstellung eines derartigen Opferstockes gibt es in San Apollinare Nuovo zu Ravenna, wo das im Markusevangelium überlieferte Gleichnis vom Opfer der Witwe[70] in ein Mosaik umgesetzt ist[71]: Mittelpunkt der Szene ist ein hölzerner Kasten mit Einwurfschlitz, der auf vier Beinen mit Querstreben steht. Warum also sollen auf dem Hochtor nicht solche Geldbehälter zur Verwahrung göttlichen Eigentums gestanden haben?

Damit ist unsere Vorstellung bereits einen Schritt weiter: Die Existenz von Kästen mit Einwurfschlitz auf der Hochtorscharte scheint zu überzeugen, jedoch hätten sie einer Art architektonischer Hülle bedurft, die dem Ganzen die schützende Repräsentation verlieh. Auch hiefür ist alles vorhanden im antiken Architekturrepertoire: Seit Walser auf dem Poeninus den prostyl offenen Kaisertempel vollständig zugemauert und seine Funktion zum Schatzhaus erweitert hat, kann man in dieser Richtung weiter denken, denn Gebäude, die als Tempel und Schatzhäuser zugleich verwendet werden konnten, sozusagen bifunktional, machen mehr Sinn als ein Tempel allein. Es stellt sich die Frage, ob solche Gebäude unbedingt aus Stein gewesen sein mussten. Sieht man von den landwirtschaftlichen oder technischen Bauwerken ab, reicht die architektonische Spannweite, die in der Römerzeit von Holzbauten abgedeckt wurde, von Holz-Erde-Kastellen und Wachttürmen über Brücken und Knüppelwege bis zu dem jüngst entdeckten hölzernen Tempelchen, das die Benefiziarier von Osterburken (Obergermanien) ihrem obersten Herrn, dem Reichsgott IOM, errichtet hatten[72].

Meines Erachtens wäre also im Bereich der Hochtorscharte eine kleine Ansammlung von Blockhäusern durchaus denkbar. Dass sie relativ bald der Witterung zum Opfer gefallen wären, ist als Einwand natürlich ernst zu nehmen, wird aber durch die Existenz von Schutzhütten, Biwakschachteln etc. relativiert, die auch heutzutage an Stellen errichtet werden, wo man sie benötigt. In solchen Blockhäusern hätten die Gottheit verehrt sowie hölzerne Geldkassen und Devotionalien aller Art aufbewahrt werden können. Wie viele man annimmt, hängt u. a. auch davon ab, wie man sich die Handels-, Transport- und Verkehrsstruktur über den Pass vorstellt, und da sind zwei wesentliche Umstände zu berücksichtigen: 1. Unmittelbar nördlich des Hochtors vereinigen sich zwei aus verschiedenen Richtungen und verschiedenen Wirtschaftsräumen heraufkommende Routen, und 2. neben Salz, das aus den verschiedenen Lagerstätten des Ostalpenraumes stammen konnte, wurden sicher auch Bodenschätze unterschiedlichster Art und Herkunft sowie Naturprodukte nach Süden transportiert. Daher ist nicht anzunehmen, dass der Transport einer derart breiten Palette von Gütern in der Hand eines einzigen Familienunternehmens gelegen wäre.

Sollte der Gedanke Zustimmung finden, dass nicht ein einziges Unternehmen den Transport über das Hochtor monopolisiert hatte, sondern es deren etliche gab, die miteinander, nebeneinander oder gar in Konkurrenz zueinander transportierten, dann ist der Schritt zu der Annahme nicht weit, dass auf dem Hochtor jedes dieser Unternehmen ein eigenes Schatz/Tempel-Blockhaus

---

[70] Marcus 12, 41–44. – Ich danke dem mir nicht bekannten Gutachter für diesen wertvollen Hinweis.

[71] Abgebildet bei F. W. Deichmann, Frühchristliche Bauten und Mosaiken von Ravenna (Baden-Baden 1958) 169. Bei einem zweiten Denkmal, auf das mich ebenfalls ein Gutachter aufmerksam macht, möchte ich Geza Alföldy folgen, der es überzeugend als Statuenbasis gedeutet hat: G. Alföldy, Römische Statuen in Venetia et Histria. Epigraphische Quellen (Heidelberg 1984) 105 Nr. 112. Für die Identifizierung des im Museum von Cividale befindlichen 19 × 19 × 17 cm großen Weihedenkmals und für die Übermittlung einer aussagekräftigen Abbildung danke ich Claudio Zaccaria. Der Schlitz auf der Oberseite dürfte eher für die Verdübelung einer Votivstatuette des Herkules gedient haben, für den die Weihung inschriftlich bestimmt ist. Nicht folgen kann ich der jüngst von Andreas Mehl (Mehl 1997, 78) wiederholten Ansicht, dass der ravennatische Schiffbauer P. Longidienus P.f. (CIL XI 139) auf einer Geldtruhe stehen soll. Das in EDH unter F004813 leicht abrufbare Bild ist absolut handlungslogisch zu verstehen: In der Inschrift ist zu lesen, dass Publius *ad onus properat,* und abgebildet ist er, wie er mit einer Ascia und einem Spant in Händen vor dem gedockten Schiff steht. Wir befinden uns also in seiner Werkstatt auf dem Trockendock, und da liegt nichts näher, als dass er auf eine Werkzeugtruhe steigt, um den Spant passgenau zuzuarbeiten. Nur weil die Kiste ein Schloss aufweist, ist sie noch keine Geldtruhe gewesen, denn sicher musste auch Werkzeug vor Diebstahl geschützt werden.

[72] Schallmayer 1986, 256–261. Dazu die eindrucksvolle Rekonstruktionszeichnung in: Wamser 2000, 262 Abb. 218.

unterhielt. Dieses war sicher dem Ostalpengott geweiht, der natürlich mit Iupiter geglichen worden ist, konnte aber auch andere Gottheiten beherbergen, z. B. solche, die der jeweiligen Familie besonders nahestanden.

Eine Holzarchitektur dieser rustikalen Art war sicher nicht aufwendig zu errichten, denn dass Stämme von unterhalb der Waldgrenze heraufgebracht wurden, belegt das Brett aus der Münzhalde, dessen ^{14}C-Untersuchung ein spätrepublikanisch-frühkaiserzeitliches Fällungsdatum ergeben hat[73]. Holz auf das Hochtor zu bringen, war auf jeden Fall ein geringeres Unterfangen, als Marmor und Dachziegel aus dem Aostatal auf den Poeninus oder vom Obersimmental zum Iffigsee[74] zu transportieren. Auch war die Erhaltung keine besondere Mehrbelastung, da für den Betrieb des Heiligtums ohnedies Brennholz benötigt wurde. Daher könnte das Holz einen kleinen Kreislauf absolviert haben: Es wurde zur Errichtung oder Reparatur von Gebäuden antransportiert, und wenn es schadhaft war, ließ es sich in Ofen, Herd und Esse des auf dem Viehbichl anzunehmenden Stützpunktes verheizen.

Aus archäologischer Sicht hat die Argumentation für Holzkisten zur Aufbewahrung der Opfergroschen und für Blockhäuser zur Aufbewahrung der Holzkisten den unschätzbaren Vorteil, dass beide – Holzkisten wie Holzhäuser – das Fundmaterial bis zum Ende der Antike zusammenhielten. Erst als die Betreuung des Heiligtums abbrach und die nötigen Reparaturen an den hölzernen Einrichtungen nicht mehr vorgenommen wurden, wurden die Votive nach und nach dem Zahn der Zeit freigegeben. Die vergänglichen Devotionalien fielen der Verwitterung anheim und die unvergänglichen – Statuetten, Fibeln und Münzen – wurden von der Erosion talwärts bewegt und haben sich mit dem abgewitterten Grus vermischt. Da in der Hochtorscharte die Funde nur nahe der Geländekante gemacht wurden und die Masse der Funde aus der Münzhalde stammt, dürften die Blockhäuser entlang der Geländekante, das ist in West-Ost-Richtung und nicht entlang des von Norden heraufkommenden Pfades, also nicht in Nord-Süd-Richtung aufgereiht gewesen sein.

Noch etwas näher an die einstige Situation bringen uns die Statuetten, genauer gesagt, deren eigenartige Einlasszapfen, die auf dem Poeninus nicht begegnen. Unter diesen ist Kat. 8 (Abb. 28 a. b) besonders aussagekräftig, weil auf dem Blei, mit dem die Statuette in ihre Unterlage eingezapft wurde, Schieferkerben abgedrückt sind. Da Schiefer viel zu plattig und brüchig ist, um einen frei stehenden Sockel herzustellen und in diesen eine Bronzestatuette einzuzapfen, fällt diese Art der Sockelung weg. Man muss also davon ausgehen, dass die Bronzestatuette Kat. 8 im anstehenden Schiefer, d. h. in Bodenhöhe, eingezapft war. Bleivergüsse mit einer glatteren Oberfläche deuten darauf hin, dass die jeweiligen Statuetten in die Gneise und Granite eingezapft waren, die ebenfalls im Hochtor anstehen. Bei den zylindrischen Bleivergüssen Kat. 12 und 13 (Abb. 32 a–33 c) und bei den zapfenförmigen Fortsätzen der Vergüsse Kat. 4 und 9 (Abb. 24 a–29 b) sieht man, dass ihre Löcher mit einem Bohrer ausgebohrt waren. Kleine Statuetten wie Kat. 6 (Abb. 26 a. b) waren ohne Gusszapfen im Stein eingelassen. In diesem Zusammenhang sind die Bleikügelchen zu sehen, die im Schiefergrus der Münzhalde aufgespürt werden konnten. Es handelt sich dabei um Tropfen, die nach dem Erhitzen von Blei zu Boden gefallen waren[75].

Man muss sich also nach einer Art der Aufstellung umsehen, bei der Bronzestatuetten in den Felsen verdübelt, aber dennoch vor den Unbilden der Witterung geschützt gewesen waren. Auch in dieser Hinsicht bieten die vorgeschlagenen Blockhütten eine praktikable Lösung. Es genügt, sich diese als ein Gesprenge aus Wänden und Dach vorzustellen, das ohne Boden auf dem nackten Fels aufsaß. Auf dem Felsboden oder auf einem Regalbrett könnte man sich eine Kiste mit Schlitz, eine opferstockartige Kasse, vorstellen. Die Kultbänke, auf denen Kurt Gschwantler aufgenagelte Votive und Postamente mit aufgelöteten Statuetten vermutet, wä-

[73] s. vorliegender Band Kap. 1.2 (R. Kastler).

[74] s. Anm. 39.

[75] Hier sei daran erinnert, dass auf dem Mallnitzer Tauern an weit auseinander liegenden Stellen je ein kleines Bronzekügelchen gefunden wurde, das wohl zu einem ähnlichen Vorgang gehörte; s. u. S. 127.

ren ohne Problem an den Wänden unterzubringen. Chronologisch haben die Blockhäuser den Vorzug, dass die Weihgaben durch Jahrhunderte hindurch geschützt blieben und von Jahr zu Jahr vermehrt werden konnten. Als mit dem Ende der Antike das Ende ihrer Betreuung kam, brachen die frühesten Münzen *gleichzeitig und gemeinsam* mit den spätesten auf, um vermischt mit anderen unvergänglichen Devotionalien und dem abgewitterten Schiefergrus langsam, aber konsequent zu Tal zu gleiten.

DIE REISENDEN UND IHRE BETREUER

Poeninus

Hier gibt es zwei Gruppen von Reisenden, die anonymen und jene 51 Personen, die beschriftete Bronzebleche hinterlassen haben. Diese Menschengruppe, die durch die Nennung ihres Namens aus der Anonymität heraustritt und um deren Auswertung sich Gerold Walser verdient gemacht hat[76], setzt sich aus Militärpersonen, privatem Dienstpersonal, das z. T. sogar im Auftrag der Kaiser unterwegs war, privaten Händlern und Leuten ohne erkennbare Funktion zusammen. Die Zusammensetzung der Weihungen entspricht dem religiösen Spektrum der römischen Kaiserzeit, unter den verehrten Gottheiten sticht die inschriftliche Weihung an Iuno insofern heraus, als sie das weibliche Element vertritt und wohl von einer Frau, und zwar aus der höheren Gesellschaftsschicht, gewidmet wurde. Will man nicht annehmen, dass eine Frau den Poeninus auf einem Reittier bewältigt hat oder gar zu Fuß, dann blieben als Transportmittel nur die Sänfte und während der wenigen Sommermonate ein Wagen.

Dichte und Stetigkeit des Reiseverkehrs über den Poeninus werden m. E. unterschätzt und sind am Wohlstand des Forum Claudium Vallensium (Martigny) sicher besser abzulesen als am Poeninus selbst[77]. Dass an der »Acaunus« genannten Talenge bei St. Maurice, ca. 35 km die Rhône abwärts, eine Zollstation der *quadragesima Galliarum* existiert hat[78], ist Beweis genug für die Bedeutung des Passverkehrs über den Poeninus. Daher möchte ich zumindest während der Reisezeit im Heiligtum auf dem Poeninus und hier vor allem in der *mansio* und der *mutatio* einen durchgehenden Beherbergungsbetrieb annehmen, der durchaus unseren Tourismusgebieten vergleichbar wäre. Das würde den saisonalen Aufenthalt von Dienstpersonal erfordern, dessen Bandbreite vom Koch bis zum Stallburschen reicht, und zur Versorgung der Beherbergungsbetriebe im Heiligtum auf der Passhöhe und in den Raststationen unterwegs ein eigenes Transportsystem von Nahrungsmitteln, Brennholz und vielleicht sogar von Votivobjekten voraussetzen.

Hochtor

So unmittelbar wie auf dem Poeninus sprechen leider die über das Hochtor Reisenden nicht zu uns. Aber dennoch geben das Material und die allgemeinen Umstände einige Auskünfte. Wie Helga Sedlmayer bei der Auswertung der Kleinfunde darstellt[79], haben zumindest in der römischen Kaiserzeit neben den Zivilpersonen auch Militärs das Hochtor überschritten. Der Radius ihrer Herkunft reicht, soweit das Material eine Aussage erlaubt, auf jeden Fall bis Oberitalien und bis ins rätische Alpenvorland. Zu den überregionalen Verbindungen ist ferner die Zusammenstellung der Inschriftdenkmäler von Leuten, die vor allem im Einzugsgebiet der Glocknerroute als Ortsfremde oder Fernhändler zu betrachten sind, durch Friederike Harl heranzuziehen[80]. Ich

---

[76] Walser 1984, 74–80.

[77] Zum Forum Claudium Vallensium jetzt Wiblé 2009. Man braucht sich nur vorzustellen, wie das Forum Claudium Vallensium aussähe, gäbe es den Poeninus nicht: Es wäre ein von der Welt abgeschnittenes Dorf mit hinterwäldlerischem Charakter.

[78] lupa 8624 = AE 1897, 4.

[79] s. vorliegender Band Kap. 4.1 (H. Seldmayer).

[80] s. vorliegender Band Kap. 1.5 (F. Harl).

möchte sogar so weit gehen und die venetischen Inschriften von Missoria-Alm und Findenig-Thörl in Beziehung zum Hochtor sehen[81]. Damit ist nicht gemeint, dass die 8+1 Herren, die sich auf dem ›Merkfelsen‹ nördlich des Plöckenpasses und auf dem Findenig-Thörl verewigten, wirklich das Hochtor überschritten hätten, sondern dass sie oder ihre Berufsgruppe der privaten Fernhändler als potenzielle Votivdarbringer auf dem Hochtor in Frage kommen.

Damit sind wir bei einem bemerkenswerten Unterschied zwischen beiden Passübergängen angelangt, bei der Tatsache nämlich, dass allein wegen der Zielgebiete, in die das Hochtor vermittelte, die Zahl jener wesentlich geringer gewesen sein dürfte, die in offizieller Mission reisten. Mit dem Poeninus haben die Funde vom Hochtor hingegen gemeinsam, dass sie über die Bedeutung des Passes weniger aussagen als die Talsiedlungen, die vom Verkehr auf den Routen geprägt wurden. Bei der Glocknerroute sind es auf jeden Fall die ›Römersiedlung Stribach‹ mit ihrer deutlich auf den Passverkehr ausgerichteten Struktur und das zwischen Italien und Noricum liegende Iulium Carnicum[82], dessen Forum nur durch den Handelsverkehr auf der Glocknerroute verständlich ist.

Wegen der Verdübelung der Bronzestatuetten im Felsboden ist auf dem Hochtor zumindest bis zum Auslaufen dieser etruskisch-italischen Montagetechnik in der beginnenden Kaiserzeit mit der Anwesenheit von Leuten zu rechnen, die mit Bohrer und Blei soweit umgehen konnten, dass sie in der Lage waren, Votive von Reisenden in den Felsen einzusetzen. Das Entscheidende an dieser Aktion dürfte gewesen sein, dass sie vor den Augen der Weihenden stattfand, denn erst dann erreichte sie ihren religiösen Sinn. Für diese Art von Tätigkeit war keine besondere Qualifikation erforderlich, sodass sie durchaus im Rahmen der allgemeinen Betreuung von Reisenden durch ein Stützpunktpersonal durchgeführt werden konnte. Weil die Hochtorscharte den Unbilden des Wetters besonders ausgesetzt ist, möchte ich einen hochalpinen Stützpunkt nicht dort, sondern auf dem 2 400 m hohen Viehbichl suchen. Dort könnte man eine Herberge und eventuell weitere Facilitys erwarten.

Auch hinsichtlich der Verkehrsinfrastruktur dürften die beiden Passrouten einander geähnelt haben. Auf beiden Routen mussten die Reisenden und ihre Güter transportiert werden und so hat es wohl Transport-, Saum- und Spanndienste gegeben, die etappenweise organisiert waren. Dazu kam die Ernährungsfrage, weshalb in den von den Passrouten durchzogenen Tälern und den zugehörigen Seitentälern eine eigene Landwirtschaft anzunehmen ist, die höher oben in Almwirtschaft überging. Dazu gehörte vielleicht auch ein organisierter Jagdbetrieb, der die Reisenden mit Fleisch versorgte, das den Vorteil seiner lokalen Verfügbarkeit hatte. So war in beiden Fällen quer über die Alpen gleichsam ein transport- und versorgungstechnisch strukturierter Korridor entstanden, der ausschließlich dem Passverkehr, d. h. der Ernährung und dem Transport der Reisenden sowie ihrer Güter diente. Da sicher ein großer Teil des Transportvolumens auf dem Rücken von Tragtieren bewältigt wurde und da sich die Individualreisenden vor allem im Talbereich auf Reittieren fortbewegt haben dürften, muss man entlang der Routen auch mit einer Zucht von Reit- und Saumtieren rechnen.

EXKURS 3: AGUNTUM ALS ZENTRUM FÜR DIE ZUCHT VON SAUMTIEREN

Was die Zucht von Reit- und Saumtieren betrifft, ist es ein glücklicher Zufall, dass uns für den Südabschnitt der Glocknerroute die Onomastik zu Hilfe kommt. Denn nach Peter Anreiters Untersuchung besteht der Ortsname Aguntum aus dem Verb **agu-*, das z. B. in lat. *agere* enthalten ist, und dem Kollektivsuffix **-nt-*, das in Ortsnamen wie Carnuntum enthalten ist[83]. Aguntum bezeichnet eine »Vielzahl von Weideflächen«, was allerdings eine Allerweltsbezeichnung war und praktisch auf jeden Talgrund zutraf, der unter normal günstigen Bedingungen landwirt-

[81] s. vorliegender Band Kap. 2.1 (O. Harl).
[82] Ptol. 2, 13, 3.
[83] Anreiter 2001, 13.

schaftlich nutzbar war. Wenn wir aber nur dieses eine Aguntum kennen und kein weiteres, so muss sich dieses durch Eigenschaften ausgezeichnet haben, die den anderen landwirtschaftlich nutzbaren Gebieten fehlten. Es ist, so meine ich, der Nachschub an Nutztieren für die alpinen Transitrouten, der diesem Aguntum gleich mehrere Qualitäten verlieh, die es aus dem sonst Gewohnten heraushoben.

Daher seien den Nutztieren noch einige Gedanken gewidmet, für die ein Blick in die Stammesgeschichte der Equiden nötig ist. Die eingesetzten Reit- und Saumtiere gehören in die Gruppe der Unpaarhufer, sind Nachkommen von Savannen- und Steppentieren und benötigen daher trockene Böden. Deshalb sind sie besonders anfällig für Hufkrankheiten und gerade deshalb sind feuchte Böden für solche Tiere ungeeignet[84]. Ihre Haltung ist daher in sumpfigen Niederungen, wie sie z. B. das Gailtal, das obere Salzach- und Saalachtal bis zu den Trockenlegungen der Neuzeit gewesen sind, undenkbar, von ihrer Zucht in einer solchen Zone gar nicht zu reden[85]. Vorteilhaft sind dagegen trockene, fruchtbare, gut entwässerte und sonnenbegünstigte Böden, wie sie die sanft nach Süden und Westen abfallenden Nord- und Nordosthänge von Iseltal und Osttiroler Drautal aufweisen. Die Osttiroler Siedlungskammer hat des Weiteren den Vorteil, dass sie im Einzugsbereich jener sechs Pässe zwischen Felbertauern und Arlscharte liegt[86], über die man die Zentralalpen in einem Zuge überschreiten konnte.

Deswegen möchte ich einen großen Schritt über Peter Anreiter hinaus wagen und vorschlagen, die Wurzel **agu-* auf die Tiere anzuwenden, die auf die »Vielzahl von Weideflächen« eben deshalb »getrieben« wurden, um sie dort zu züchten. Es könnte also die Konzentration auf die Zucht von Reit- und Saumtieren gewesen sein, die der Osttiroler Siedlungskammer den Namen Aguntum verliehen hat, der unter diesem Aspekt soviel bedeuten dürfte wie »Vielzahl von eingezäunten Weideflächen für die Tierzucht«. Nach Anreiter ist der Name vorrömisch und vorkeltisch, was gut in den archäologisch-historischen Befund passen würde[87]. Aguntum war also, so könnte man Peter Anreiters Etymologie verstehen, jener Teil Osttirols, in dem die Reit- und vor allem die Saumtiere gezüchtet wurden, die auf den Routen des Ostalpenraumes zum Einsatz kamen.

EXKURS 4: HOCHTOR UND MALLNITZER TAUERN

In fast zehnjährigen Forschungen hat sich Andreas Lippert den Übergängen über die Zentralalpen gewidmet und ist auf dem 2 448 m hohen Mallnitzer, oder wie er gelegentlich auch bezeichnet wird, dem Niederen Tauern besonders fündig geworden. Im Jahr 2000 hat er gemeinsam mit Günther Dembski einen informativen Bericht vorgelegt, der eine gute Grundlage für einen Vergleich mit dem Hochtor bietet[88].

---

[84] Eine der häufigsten Hufkrankheiten ist die Strahlfäule, die durch Bewegung der Unpaarhufer auf weichem und vor allem feuchtem Boden hervorgerufen wird. Dabei setzen sich in den Strahlfurchen des Hufes Bakterien an und erregen Fäulnis. Bei der Bewegung eines unbeschlagenen Pferdes auf hartem Boden berührt das Strahlhorn den Boden und drückt gegen die Huflederhaut. Dies regt den Blutkreislauf in der Huflederhaut an und fördert die Bildung neuen Horns. ›http://de.wikipedia.org/wiki/Strahlfäule‹ (17. 12. 2013).

[85] Kurz, aber gut dargestellt ist die Problematik versumpfter Talböden von Jablonka 2001, 14 unter Berufung auf Paschinger 1976, 72–95 und 1979, 68–71: Demnach war der Talboden des Gailtals in der Neuzeit kaum besiedelt, weil die Gail in einem ständig wechselnden Schotterbett floss, das den Torrenten Oberitaliens ähnelte und in dem die Schwemmkegel der Seitentäler wie Staudämme wirkten. Daher waren die begleitenden Wiesenflächen sumpfig und vermoort. Die Hochwässer führten zu Krankheiten unter der Bevölkerung wie Typhus und Leberegelseuche.

[86] s. u. S. 148.

[87] Hier sei daran erinnert, dass seit Kurzem für Osttirol ein vorkeltischer Siedlungshorizont und ein venetischer Namenshorizont ins Gespräch gekommen sind: Zur ›Burg‹ von Obermauern bei Virgen in Osttirol, wo durch die Ausgrabungen von Andreas Lippert offensichtlich eine Siedlungskontinuität zwischen Hallstatt- und Römerzeit nachweisbar ist, Lippert 1985, 493; zur venetischen Wurzel des Ortsnamens Matrei s. Schürr 2005, 440.

[88] Lippert – Dembski 2000, 251–268. Die Münzen, die dort nur überblicksmäßig behandelt wurden, sind gesondert veröffentlicht worden: Dembski 2001, 33–52.

Obwohl auch der Mallnitzer Tauern ein Hochgebirgspass ist und beträchtlich oberhalb der Waldgrenze liegt, ist das Gelände wesentlich flacher und weiträumiger als auf dem Hochtor, was allein schon dadurch zum Ausdruck kommt, dass es im unmittelbaren Passbereich einen »See« gibt. Soweit man dem Bericht Lipperts und der hervorragenden Abbildung bei Google Earth entnehmen kann, ist das Gelände auch wesentlich fester, sodass Hangneigung wie Hangrutschung eine wesentlich geringere Rolle spielen dürften. Daher war es Lippert auch möglich, in dem »teilweise humus- und wiesenbedeckten Terrain« eine reguläre Ausgrabung durchzuführen, die flächenmäßig beachtlich gewesen sein muss, wie man den Lageskizzen entnehmen kann.

Wie Lippert schreibt, hat der Mallnitzer Tauern nie die überregionale, ja »internationale« Bedeutung erreicht wie das Hochtor, weshalb man nicht zu große Erwartungen in ihn legen darf. Dennoch sind die Befunde und das, was zu vermuten wäre, aber nicht gefunden wurde, mit dem Hochtor vergleichbar. Es sind auch hier die Münzen, die dem Passübergang ein interessantes Profil verleihen, während trotz der großen Grabungsfläche bauliche Substanz völlig ausblieb. Was leider auch ausgeblieben ist, sind andere Fundgattungen, die am Hochtor doch signifikant vertreten sind, also Reste bronzener Kleinfiguren, von Fibeln, Ausrüstungsgegenständen etc. Das einzige, was über die Münzen hinausgeht, sind ein bronzener Nadelkopf, ein Eisenstift und zwei gelochte Platten aus Schieferbruch. Nur in den Kartenlegenden erscheinen zwei bronzene Gusstropfen, die weit voneinander und sicher mit dem Metalldetektor aufgespürt wurden. Auf die Existenz des »Sees«, den man besser als Lacke bezeichnen sollte, möchte ich ausdrücklich hinweisen, weil er wie auf dem Hochtor und dem Poeninus das Tränken von Saumtieren ermöglichte.

Insgesamt wurden 99 Münzen gefunden, 2 römisch-kaiserzeitliche, 13 spätantike, 3 fraglich antike und 12 neuzeitliche, aber nicht weniger als 68 keltische Kleinsilberstücke. In großen Zügen entspricht das der zeitlichen Zusammensetzung der Hochtormünzen. Wie beim Hochtor hat es keinen Sinn, über Details zu streiten, weil auch hier nur ein mikroskopisch kleiner Teil der niedergelegten Münzen gefunden worden sein dürfte. Damit bleibt natürlich die Möglichkeit bestehen, dass auch Bronzestatuetten geweiht gewesen sein mögen, obwohl keine Reste davon gefunden wurden. Gerne wüsste man, welche Rolle die zwei bronzenen (!) Gusstropfen spielten.

Eine weitere Parallele zwischen den Funden der beiden Pässe liegt in der breiten Streuung der Fundmünzen, an denen Andreas Lippert ein interessantes Detail vermerkt[89]: Von den dreizehn spätantiken Münzen sollen sechs, die im Südsattel gefunden wurden, verschmolzen sein, wobei fünf einigermaßen beieinander lagen und die sechste weiter weg zutage kam. Lippert schloss aus diesem Erhaltungszustand, dass die Münzen in einem »Gebäude, wohl aus Steinmauern, aber mit Holzdach und hölzernem Mobiliar« aufbewahrt gewesen und bei dessen Brand beschädigt worden seien. Das kann allein deshalb nicht überzeugen, weil es keinen Hinweis auf die Existenz von Steinhäusern gibt. Zudem scheint auch nicht klar, warum für fast wertlose Kleinstmünzen Steinhäuser mit Holzdächern und hölzernem Mobiliar vorhanden gewesen sein sollten, während die wertvollen Bronzestatuetten, eine für die Zeit der Republik und die Kaiserzeit charakteristische Votivgattung, in kleinen Häuschen aus Schieferplatten untergebracht gewesen wären. Es ist vor allem das Fundmaterial, das seine These nicht unterstützt: Denn um so ein Bauwerk herzustellen, wie Lippert in seiner Abbildung 5 vorschlägt, benötigt man drei rechtwinklig zugearbeitete Platten für die Seitenwände, je eine weitere für Decke und Boden und, um alles unter hochalpinen Bedingungen zusammenzuhalten, etliche Klammern aus Bronze oder Eisen[90]. Auf dem Mallnitzer Tauern sind aber weder Bronzestatuetten oder Fragmente von solchen noch rechtwinklig zugearbeitete Platten oder gar Klammern gefunden worden. Daher reichen zwei allseits verbrochene Schieferplatten mit Loch noch nicht aus, um je ein standfestes Tempelchen

[89] Lippert – Dembski 2000, 253.

[90] Aus architektonischer und kunstgeschichtlicher Sicht müssten die vorgeschlagenen Tempelchen einen Giebel haben, durch den nach antiker Anschauung erst ein Gebäude zum Heiligtum wird. Ob dieser Kanon auch im Hochgebirge gegolten hat, sei allerdings dahingestellt.

zu rekonstruieren, geschweige denn, dieses als bisher unbekannten Sakraltypus für Heiligtümer des Hochgebirges zu etablieren[91].

Gerade weil Lippert keinen Hinweis gefunden hat, wie die Votivgaben deponiert gewesen sein könnten, scheint mein Vorschlag vom Hochtor auf den Mallnitzer Tauern übertragbar: Auch dort könnten hölzerne Schatzhäuser existiert haben, die gleichzeitig als Tempel fungierten, und in diesen könnten ebenfalls hölzerne Truhen für die Münzen gestanden haben. Auch dort wären mit dem Sturz der heidnischen Götter alle Münzen gemeinsam freigekommen, entweder durch Brand, wie Lippert meint, oder durch den Zahn der Zeit[92]. Da alles aus Holz anzunehmen ist, erhielt sich auch auf dem Mallnitzer Tauern keine Spur, und die freigesetzten Münzen waren auch hier von der Erosion über die Passfläche verteilt worden.

SCHLUSSBETRACHTUNG

Mit diesem Beitrag habe ich mich um Verständnis dafür bemüht, dass die Entdeckung des Heiligtums auf dem Hochtor mehr ist als die Erweiterung der archäologischen Landkarte um einen Fundpunkt und mehr als die Vermehrung des archäologischen Fundmaterials um ein paar ungewöhnliche Objekte. Leider sind die meisten Argumente, mit denen ich operieren musste, geisteswissenschaftlicher Natur. Das heißt, dass es nur wenige Beweise gibt, die sich im naturwissenschaftlichen Sinn überprüfen lassen und dass sich der Bogen der Indizien vom Wahrscheinlichen über das Mögliche bis zum rein Hypothetischen spannt. Dennoch bin ich zuversichtlich, den Rahmen des Argumentierbaren nicht verlassen zu haben, weil die verwendeten Annahmen und Vorstellungen einander gegenseitig stützen und eine sinnvolle Einheit ergeben.

Was wir auf diese Weise gewonnen haben, ist die Kenntnis einer transalpinen Verkehrsverbindung, die den antiken Menschen an die Grenzen seines Lebensraumes führte und daher auf das Exakteste organisiert sein musste. So stellten die Route über den Poeninus und eben auch die über das Hochtor (einschließlich seiner Nebenübergänge) ein geschlossenes System dar, das nur funktionieren konnte, wenn alle seine Teilbereiche funktionierten. Bildlich gesprochen, kommt dem die Vorstellung von einem Korridor, der quer über die Alpen führte, am nächsten. Es war ein Korridor mit einer eindeutigen Verkehrsrichtung, der aber von Seiteneingängen her versorgt und betreut wurde, ein Korridor, der seine festen Installationen hatte wie Straßen, Pfade, Brücken, Furten sowie Siedlungen, Stützpunkte und Unterstände für Mensch, Tier und Handelsgut. Es war aber auch eine Zone der speziellen Dienstleistungen, angefangen von der Zucht besonders widerstandsfähiger Nutztiere, über Transport, Unterbringung und Ernährung der Reisenden bis zur Betreuung der Heiligtümer unterwegs und auf den Passhöhen. Über allem aber stand die Religion, die besonders intensiv in den Passheiligtümern zum Ausdruck kam, die den funktionellen, organisatorischen und vor allem emotionellen Höhepunkt des gesamten Reiseunternehmens bildeten.

Ortolf Harl

---

[91] A. Lippert meint, dass die beiden gelochten Schieferplatten verschleppt worden seien, weil sie relativ weit weg von den Fundorten der Münzen gefunden wurden. Dies muss aber nicht unbedingt sein, weil ja praktisch alle Münzen im Zuge der Ausgrabung gefunden wurden. Da beide Schieferplatten Oberflächenfunde sind, wäre es durchaus möglich, auch an ihren Fundstellen noch Münzen zu ergraben.

[92] Laut Dembski 2001, 43 f. sind die Kat. 79–85 und 87 lediglich verwittert, und nur 86 ist geschmolzen.

2. Die Glocknerroute von der Antike bis zur frühen Neuzeit

2.1 DER VERLAUF DER GLOCKNERROUTE ZWISCHEN OBERITALIEN UND BÖHMEN

Für die Suche nach der frühesten Begehung der hochalpinen Zone muss man bis in die offensichtlich klimatisch günstige Bronzezeit zurückgehen und auf die Zusammenstellung alpiner Passfunde und Passopfer hinweisen, die bereits für diese Zeit die Eroberung der Alpenpässe durch den prähistorischen Menschen belegen[1]. Für den engeren Bereich der Glocknerroute ist die Zusammenstellung von Wolfgang Neubauer und Thomas Stöllner wichtig, auf die kurz eingegangen sei, weil aus ihr ersichtlich wird, dass das Hochtor erstmals in der Bronzezeit Stufe B genutzt worden sein dürfte[2]. Leider kann man meist nicht unterscheiden, ob ein Fund, der an der Glocknerroute oder in ihrer Nähe gemacht wurde, ihrer Begehung zuzuordnen ist oder ›nur‹ der Prospektion des alpinen Geländes im Hinblick auf die Gewinnung von Mineralien oder Metallen.

Wohl eindeutig zur Glocknerroute gehören dürften der Dolch der Stufe Bronzezeit B vom Ostfuß des Brennkogels[3], das der Bronzezeit angehörende Randleistenbeil vom Nordeingang des Hochtortunnels[4] und die mittelbronzezeitliche Lanzenspitze von der Bärenschlucht[5]. An diesen drei Funden werden nicht nur die frühe Begehung der Route, sondern auch die Sicherheitskomponente sichtbar, die mit diesem Übergang verbunden war. Ob das 37 cm lange Griffplattenschwert der mittleren Bronzezeit aus dem Krummbachgraben auf einen Zustieg zum Hochtor aus dem Rauriser Tal hinweist oder der inneralpinen Prospektion zuzurechnen ist[6], lässt sich schon nicht mehr entscheiden. Und noch fraglicher ist, was hinter dem Skarabäus mit dem Namen des Pharao Ramses II. (ca. 1300–1250 v. Chr.) steht, der im Sommer 1954 in der Nähe der Rojacherhütte, also im hintersten Rauriser Tal in rund 2 700 m Meereshöhe gefunden wurde[7]. Ist es wirklich nur ein Zufall, dass dort die Bergnamen mit »Gold-« beginnen, z. B. Goldbergspitze, Goldzechkopf, Goldbergtauernkopf? Für das Rauriser Tal muss natürlich auch der goldene Torques erwähnt werden, der 1874 auf der Maschlalm im Seidlwinkltal beim Roden gefunden wurde und als Weihung zu deuten ist[8].

Interessant sind in diesem Zusammenhang auch die bronzezeitlichen Funde, die mit einer Begehung des Kalser Tauern verbunden werden können: Es sind das ein nicht genauer datierbares Bronzeschwert, das wegen der Höhe seines Fundortes von 2 512 m wohl unmittelbar auf der Passhöhe gefunden worden sein dürfte[9], und ein mittelständiges Lappenbeil von der Limbergalpe im

---

[1] Eibner 1975, 4–5; Mayer 1978/1979, 179 f. Tab. 1; Wyss 1971, 138 f.

[2] Neubauer – Stöllner 1994, 131.

[3] Gefunden am 18. Juni 1946 vom Heimatpfleger Richard Treuer im Rahmen der Pinzgauer Wallfahrt, die durch Jahrhunderte hindurch von Zell am See nach Heiligenblut geführt wird. Traditionell halten die Wallfahrer im 150 m südlich des Mitteltörls gelegenen ›Boankarl‹ Rast und bei dieser Gelegenheit entdeckte Treuer den im Gras steckenden 13,2 cm langen Dolch. Die Fundstelle liegt in einer Höhe von 2 350 m, Hell 1952, 41–44 = Neubauer – Stöllner 1994, 131 Nr. 104 Abb. 12.

[4] Gefunden wahrscheinlich 1936 bei den Arbeiten an der Großglockner Hochalpenstraße, Pittioni 1963, 108–110 Abb. 1 = Neubauer – Stöllner 1994, 131 Nr. 103.

[5] Harl 1996b, 442.

[6] Der Krummbachgraben ist ein Seitental des Rauriser Tals. Das Schwert wurde unterhalb der Felswände des Ritterkopfes gefunden, Hell 1957, 6 Abb. 3 = Neubauer – Stöllner 1994, 131 Nr. 109 Abb. 13. Wie aus der ÖK 1 : 50 000 ersichtlich, dürfte seine Fundstelle auf rund 2 000 m Meereshöhe liegen,

[7] Per E-Mail hat mir Günther Dembski mitgeteilt, dass er diese Fundnotiz »als nicht überprüfbare Feststellung ablegen« würde, was auch ich hiermit tun möchte – ohne sie allerdings zu übergehen.

[8] Moosleitner 1991b, 17–50; Moosleitner 2002.

[9] Hell 1952, 41 = Neubauer – Stöllner 1994, 131 Nr. 105.

Tal der Kapruner Ache[10], das vielleicht von einer Prospektion stammt und der mittleren bis späten Bronzezeit angehört. Da es in dieser Phase vor allem Salz und Kupfer gewesen sein werden, die man über das Hochtor gegen Süden transportierte, wird man die Nutzung dieses Passes mit der Chronologie der alpinen Salz- und Kupfergewinnung verknüpfen dürfen. Von der italienischen Forschung wurde jedenfalls schon im Jahre 1969 an eine ›Via del Sale‹ gedacht, auf der Salz aus dem Ostalpenraum nach Italien gebracht worden sei[11]. In diesem Zusammenhang sei auf die Karte der Fundstellen zwischen Neolithikum und Eisenzeit in Oberfriaul hingewiesen, die eine Konzentration von Fundstellen von Zuglio bis auf den Kamm der Karnischen Alpen ausweist[12]. Wohl wegen einer Klimaverschlechterung haben die jüngere Urnenfelderkultur und die frühe Eisenzeit weniger Spuren in den Höhenlagen des Ostalpenraumes hinterlassen[13].

DIE GLOCKNERROUTE SÜDLICH DER ALPEN

Im Folgenden werden der Verlauf der Glocknerroute und die Stationen, die ihr zuzuordnen sind, beschrieben (Abb. 20. 70). Dies geschieht von Süden nach Norden, weil dies die Richtung war, in der sich der kulturelle Einfluss aus Venetien bzw. der Regio X in den Ostalpenraum ausgebreitet hat. Wie mehrmals angeklungen ist, muss man annehmen, dass der Export von Bodenschätzen nach Süden und Norden, vor allem von Salz und Kupfer, schon in der Bronzezeit begonnen hatte. Da mit der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. die schriftlichen Quellen – Inschriften wie Nachrichten von Geografen und Historikern – einsetzen, steht hier die Frühphase der Glocknerroute im Vordergrund. Denn ist einmal durch die vorhandenen archäologischen *und* literarischen Quellen das Bewusstsein für Entstehung, Bedeutung und Verlauf geschaffen, schärft sich auch der Blick für die weitere Entwicklung.

Der größte Erkenntniszuwachs aus meiner Neubewertung der antiken Nachrichten betrifft den südlichen Teil der Glocknerroute bis zum Plöckenpass, für den sich durch die neu gewonnene Reisebeschreibung des Polybios, so fragmentiert sie auch sein mag, ein wesentlich klareres Bild gewinnen lässt[14]. Polybios reist aus der westlichen Cisalpina an, berührt einige venetische Siedlungen, die er als »Städtchen« bezeichnet und erreicht mit Concordia die östlichste Stadt Venetiens. Da er seinen Abstecher nach Noreia in Concordia begann, soll dieses die Beschreibung der Glocknerroute eröffnen.

Von Concordia bis Iulium Carnicum

Von Concordia aus ließ sich Polybios 200 Stadien flussaufwärts ziehen[15]. Der Fluss, den er aufwärts fuhr, war der Tagliamento, der bald nach seinem Austritt aus den Alpen schon so langsam floss, dass man Schiffe, Flöße, Barken und Ähnliches aufwärts treideln konnte. Welchen Verlauf der Tagliamento in der Antike nahm, ist umstritten. Einigermaßen sicher scheint zu sein, dass

---

[10] Hell 1959, 58 = Neubauer – Stöllner 1994, 131 Nr. 106. Der Fundort sollte von einem Kenner der örtlichen Situation überprüft werden, weil die Limbergalpe nicht auf 2 000 m Meereshöhe liegt, wie bei Neubauer – Stöllner 1994 angegeben. Da die Alm wahrscheinlich der Limbergsperre ihren Namen gegeben hat, hinter der nach 1945 der Stausee Wasserfallboden aufgestaut wurde, ist anzunehmen, dass dabei die auf der ÖK 1 : 50 000 nicht mehr aufscheinende Limbergalpe überflutet worden war. Der Wasserspiegel des Stausees liegt auf 1 672 m; da die Staumauer 126 m hoch ist, müsste die Limbergalm noch unterhalb dieser Höhenkote gelegen sein.

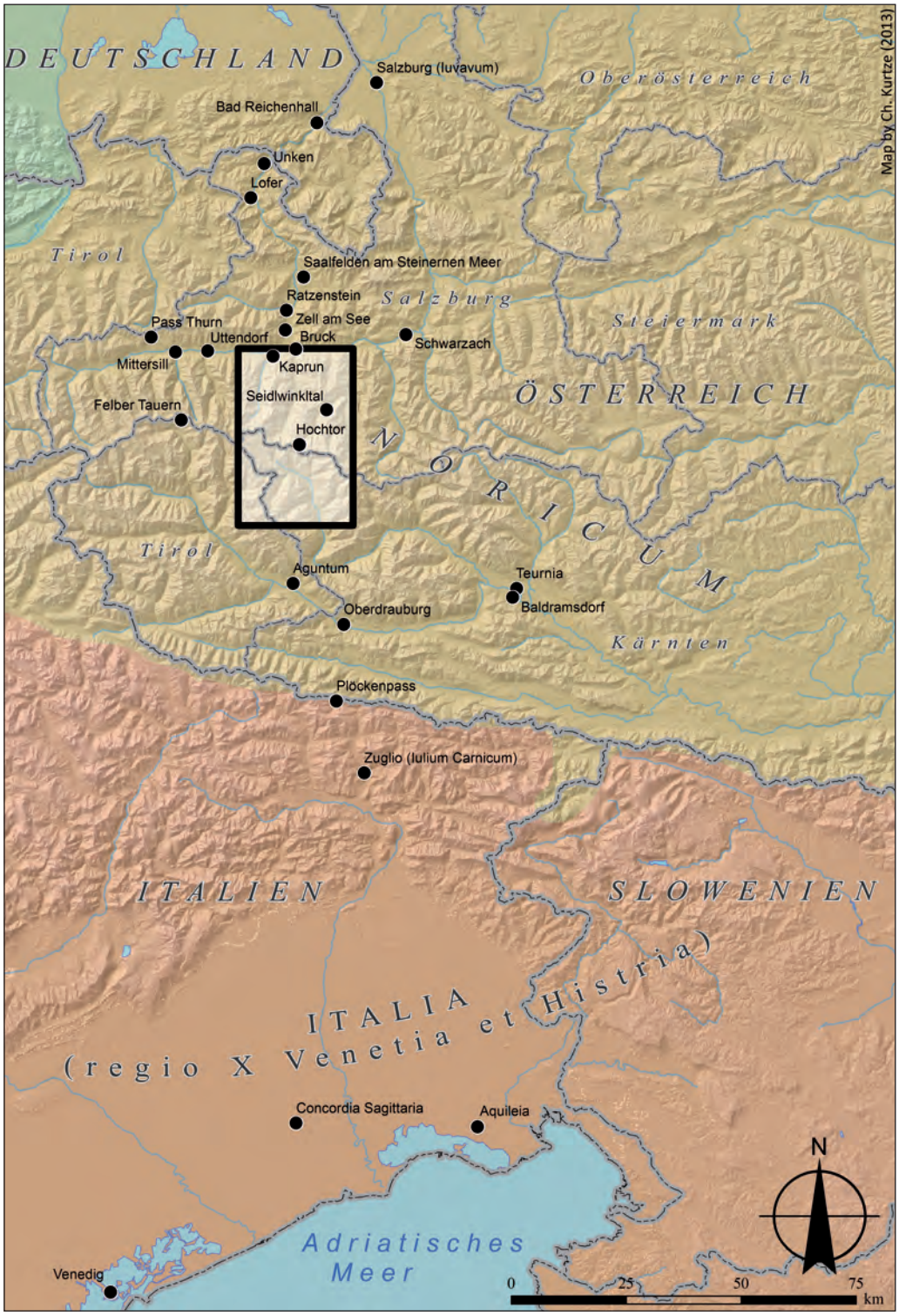
[11] Angeli 1969, 45 f. Zur Straßenverbindung von Concordia nach Noricum s. ferner Bosio 1997, 185–191. Die diesbezügliche Literatur ist zusammengestellt von Buora 1987, 15 Anm. 1.

[12] E. Concina, Contributo alla carta archeologica della Carnia: Ritrovamenti dal neolitico all'età dell ferro, in: Vitri – Oriolo 2001, 78 f. Abb. 1.

[13] Lippert – Dembski 2000, 262.

[14] Um die Darstellung nicht zu stark aufzublähen und um Wiederholungen zu vermeiden, sei auf meinen diesbezüglicher Beitrag Harl 2011 und hier auf Kap. 2.2 verwiesen.

[15] s. auch A. Lippert, Zur vorrömischen Binnenschiffahrt im Ostalpengebiet, in: Heftner – Tomaschitz 2004, 653–662.



70 Stationen und Orte an der Glocknerroute

das heutige Flussbett ein östlicher und kleinerer Ast mit dem Namen Tiliaventum minus war[16], was implizieren würde, dass der westliche Ast größer war und wohl deshalb für den Flussverkehr vorgezogen wurde. Sicher ist der Tagliamento nicht allein für den Personen- und Warenverkehr zu den Siedlungen am Südfuß der Ostalpen genutzt worden, sondern für den gesamten inner- und transalpinen Raum. Man kann sich gut vorstellen, dass der Kahn, in dem Polybios flussaufwärts gezogen wurde, auch venetische oder italische Exportgüter transportierte[17]. Daher wird schon von alters her an der Stelle, wo die von Patavium/Padua durch die östliche Cisalpina führende Verkehrsader den Tagliamento querte, eine wichtige Furt, wenn nicht gar eine Lände mit Warenumschlag bestanden haben, die vor allem mit der Gründung Aquileias (181 v. Chr.) und dem damit verbundenen Aufschwung des Handelsverkehrs an Bedeutung zugenommen haben muss.

Wann Concordia entstanden ist, lässt sich aus der literarischen Überlieferung nicht erkennen, da fast nur spätantike Daten vorliegen, sieht man von der Erwähnung der Stadt durch Strabo ab[18]. Die Reise des Polybios verlegt die Erstnennung der Stadt und ihres Namens aus der beginnenden Kaiserzeit auf die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zurück. Das ist zwar eine willkommene Information, die nun erst recht dazu auffordert, den rein lateinischen und überdies programmatischen Namen Concordia zu erklären. Möglicherweise steht diese *concordia* in Zusammenhang mit der Gründung von Aquileia, das ja jenseits des Gebietes der Veneter liegt und für seine Verkehrsverbindung nach Ariminum und von dort über die Via Flaminia nach Rom auf gute Beziehungen mit den Venetern angewiesen war. Eine venetisch-römische *concordia* wäre daher sinnvoll, auch wenn die Veneter seit ihrer Unterstützung der Römer gegen Hannibal ohnehin als römische Vasallen zu betrachten sind. Damit würde sich für Concordia, ähnlich wie auch für Noreia, ein Entstehungsdatum erschließen lassen, das noch vor die Gründung von Aquileia zurückreicht. Im Gegensatz zur Νωρηία πόλις wird Concordia, wie übrigens auch Opitergium, Adria, Vicetia und »die übrigen« von Polybios in die Kategorie der πολισμάτια, der Städtchen, eingestuft.

Nachdem Polybios von Concordia auf dem Tagliamento 200 Stadien (rund 37 km) flussaufwärts gefahren war, folgten 1 000 Stadien bis Noreia, die ihn nach der genialen Ergänzung durch Geza Alföldy über einen Pass führen[19]. Trägt man von Concordia Sagittaria die 37 km nach Norden auf, so erreicht man nach den Routenplanern des Internet am Westufer des Tagliamento in einer Entfernung von 40 Straßenkilometern den Ort Gradisca, wo in der Tat eine venetische Siedlung nachgewiesen ist[20]. Gradisca wäre somit jener Punkt, wo Polybios ein Pferd bestieg[21], wahrscheinlich, weil von dort an der Tagliamento zu schnell floss, um auf ihn aufwärts treideln zu können[22]. Daher wären von Gradisca auch die 1 000 Stadien bis Noreia zu bemessen, die noch vor Polybios lagen und ihn über einen Alpenpass führten, über den noch zu sprechen sein wird.

Der Hinweis auf die Bergfahrt zu Wasser ist erst zu verstehen, wenn man das gesamte Kapitel von Strabo 5, 1, 8 berücksichtigt. Dort erfährt man, dass der Handelsplatz Aquileia über den Fluss Natiso versorgt wurde, und zwar durch ὁλκά, das sind von Tieren und/oder Menschen gezogene

---

[16] Vedaldi Iasbez 1994, 158.

[17] Mit einer intensiven Nutzung der friulanischen Flüsse für den vorrömischen Handelsverkehr rechnet Buora 1990, 41–57.

[18] Vedaldi Iasbez 1994, 302.

[19] Nach Strab. 7, 7, 4 = Polyb. 32, 12, 4 rechnet Polybios auf eine römische Meile acht Stadien und drei Plethren (1 Plethron = ⅓ Stadion). Deshalb hat sich in der Wissenschaft der Terminus ›Achtelmeilenstadion‹ eingebürgert, das 185 m lang (Stückelberger – Graßhoff 2006, I, 47) und hier den Umrechnungen zugrunde gelegt ist.

[20] Das Folgende nach Vedaldi Iasbez 1994, 290 s. v. Caelina; 301 f. s. v. Concordia; 396 f. s. v. Reunia. Zu Concordia jetzt auch Harl 2011, 129 f.

[21] Wie Polybios selbst sagt (Polyb. 28, 6, 9), war er im Jahre 1701/169 Hipparch des Achäischen Bundes. Er muss also ein passionierter Reiter gewesen sein, was ihm letztlich sein Leben kostete, das er im 82. Lebensjahr durch einen Sturz vom Pferd verlor (Ps.-Lucian, Macrob. 23).

[22] Das heißt aber noch nicht, dass der Tagliamento nicht flussabwärts schiffbar gewesen wäre. Ob der Name des Ortes aus dieser Funktion für den Flussverkehr abgeleitet ist, wäre zu hinterfragen.

Kähne oder Plätten[23]. Da der auf 60 Stadien (11 km) schiffbare Unterlauf des Natiso zur Hauptverbindung zwischen der Cisalpina und den Balkanländern über die Ocra, der sog. Argonautenroute, zu rechnen ist[24], muss dort ein beträchtliches Transportaufkommen erwartet werden. Die gleiche Art des Waren- und Personentransports gab es also auch auf dem Tagliamento, wobei gerade dort klar wird, dass ein solches Verkehrssystem kaum nur den Siedlungen am Südfuß der Ostalpen, sondern dem gesamten inner- und transalpinen Raum gedient hat[25]. Auch aus dieser Perspektive ist es logisch, dass Detlev Ellmers jene Schiffsmodelle, die in drei der österreichischen Höhensiedlungen (!) gefunden wurden, mit dem Transport auf den Alpenflüssen in Verbindung bringt. Ellmers geht sogar noch einen Schritt weiter und äußert den »dringenden Verdacht, dass die meisten, nahe bei schiffbaren Gewässern gelegenen vorgeschichtlichen Höhenburgen oder -siedlungen jeweils über einen Hafen am Flussufer verfügten«[26]. Dem wäre der naheliegende Gedanke hinzuzufügen, dass die Schiffchen berufsbezogene Devotionalien waren, die von Flussschiffern der jeweiligen Gottheit geweiht wurden. Für den südlichsten Teil der Glocknerroute muss man daher mit einer intensiven Nutzung der Alpenflüsse rechnen, des Tagliamento und des But[27].

Weiter flussaufwärts muss Polybios beim heutigen Pinzano an einen wichtigen Kreuzungspunkt gelangt sein, wo jene Altstraße den Tagliamento und somit den Südstrang der Glocknerroute erreichte, die von Opitergium kommend über Montereale di Valcellina am Südfuß der Alpen entlangzog. Montereale di Valcellina gilt als das paläovenetische Zentrum Oberfriauls und wird mit dem bei Plinius als abgekommen genannten Caelina identifiziert[28]. Bei Pinzano hat wahrscheinlich eine Furt über den Tagliamento bestanden, die zumindest in der Spätanike vom *castrum Reunia*, dem heutigen Ragogna, geschützt wurde. Am weiteren Verlauf der Reise liegt noch die venetische Siedlung von Sezza. Nach mündlicher Information durch den Linguisten Diether Schürr sind an der Route bis zum Plöcken noch die Ortsnamen von Sutrio und Fielis venetisch.

Mit dem Aufstieg von Aquileia zum Handelszentrum der Cisalpina und der oberen Adria spaltete sich auf der Höhe von Glemona/Gemona der südlichste Teil der Glocknerroute in zwei Äste auf: Von dem älteren, nach Concordia führenden Ast zweigte ein jüngerer ab, der direkt nach Aquileia verlief (s. Abb. 20). Daher ist anzunehmen, dass Polybios von Noreia auf der Rückreise den östlichen Ast benutzte und direkt nach Aquileia und weiter an das Timavon reiste[29].

---

[23] Zum Treideln generell F. Miltner in: RE VI A2 (1937) 2286 s. v. Treideln und neuerdings Carnap-Bornheim – Friesinger 2005. In diesem Zusammenhang sei ein Frachtschiff erwähnt, das im Laibacher Moor gefunden wurde: Gaspari 1998, 527–550. Sklaven, die zum Treideln eingesetzt wurden, waren *helciarii* (Mart. 4, 64, 22), ihre Tätigkeit hieß ῥυμουλκεῖν (= mit einem Tau [ῥυμα] ziehen [ἕλκειν]), z. B. Polyb. 1, 27, 9 (ναῦν), lat. *remulcare*. Eine amüsante Schilderung dieser Fortbewegung bietet Hor. sat. 1, 5, und eine Nachtreise auf einem Treidelschiff beschreibt Strab. 5, 3, 6. Aus der römischen Kaiserzeit existieren zwei Darstellungen von Lastkähnen, die von Sklaven gezogen werden und als eindeutiges Detail einen Treidelsporn aufweisen: Relief aus Cabières-d'Aigue, Musée Calvet, Avignon (Reinach 1912, 531, 14; Pekáry 1999, 72, F–10) sowie Sockelrelief der Igeler Säule (Pekáry 1999, 24, D–41; Cüppers 1994, 89–94 Abb. 1–6).

[24] Zu den Testimonia über den Natiso und zur Diskussion, ob er die Mauern von Aquileia bespült hat oder nicht, Vedaldi Iasbez 1994, 145–148, die aufgrund hydrologischer Forschungen zur Ansicht neigt, dass dieser in nachantiker Zeit seinen Lauf geändert hat und dass seine Einmündung in den Isonzo jüngeren Datums ist. Zum Natiso als Verbindung nach Zentralnoricum, zur Bernsteintraße und in den Balkan jetzt Magnani 2007, 129–151.

[25] Die drei Höhensiedlungen, die sich jede auf ihre Weise mit dem Flusstransport von Handelsgütern verbinden lassen, sind: Rainberg, Stadt Salzburg (Hell – Kobitz 1918, 33 f.), Magdalensberg (G. Moßler in: C. Praschniker, Die Versuchsgrabung 1948 auf dem Magdalensberg, Car I 139, 1949, 166 f. mit Abb. 10) und Dürrnberg bei Hallein (Penninger 1960, 357–363).

[26] Ellmers 1989, 299 f.

[27] s. auch A. Lippert, Zur vorrömischen Binnenschiffahrt im Ostalpengebiet, in: Heftner – Tomaschitz 2004, 653–662 und vor allem Buora 1990, 41–57.

[28] Plin. nat. 3, 131: *in hoc situ interiere … ex Venetis Atina et Caelina, Carnis Segesta et Ocra, Tauriscis Noreia*. Zu Montereale di Valcellina, Vitri – Oriolo 2001, 44–47.

[29] Harl 2011, 130–138

Iulium Carnicum als Ausgangspunkt der Flussschifffahrt nach Süden

Auf seinem Ritt nach Noreia bog Polybios auf der Höhe des heutigen Tolmezzo in das Tal des But ab und berührte am Fuße des Colle di San Pietro einen Ort mit dem späteren Namen Iulium Carnicum. Da diesem Ort ein eigenes Kapitel gewidmet ist[30], genügt hier der Hinweis, dass sein vorcaesarischer Name venetisch gewesen sein muss und aus der Geografie des Ptolemaios in der griechischen Transskription als Καρουσάδιον erschlossen werden kann. Dieses Karousadion/ Iulium Carnicum liegt an einer Engstelle des But, wo die Glocknerroute auf das andere Flussufer wechseln muss. Von hier bis nach Timau hinauf verläuft das Tal geradlinig in Nord-Süd-Richtung, sodass ein von Norden Kommender auf der gesamten Strecke den Colle di San Pietro vor sich aufragen sieht. Daraus kann der Schluss gezogen werden, dass der nachantike Name »Canale di San Pietro«, den dieser Talabschnitt trägt, von Norden nach Süden vergeben wurde und die Engstelle am Fuß des Colle di San Pietro eine Zäsur bedeutet. Der Eindruck einer Zäsur entsteht auch von Süden kommend, denn angesichts der naturräumlichen Voraussetzungen kann man sagen, dass die Schotterebenen der Cisalpina erst an der Engstelle bei Iulium Carnicum enden (Abb. 20).

Diese Engstelle musste von allen drei Delegationen des römischen Senats passiert werden, die nach Livius zu den Galli transalpini reisten, und es wird diese Engstelle gewesen sein, die den Tauriskern als Grenze ihres Machtbereiches diktiert wurde. Das Landschaftsrelief macht also klar, dass genau hier der gesamte Warenverkehr durchgegangen sein muss, der auf der Glocknerroute zwischen dem Mittelmeerraum und dem Ostalpenraum bis hinauf ins nördliche Voralpenland, ja sogar bis in die Gebiete jenseits der Donau, wie uns Polybios vage informiert, verlief. Wenn Iulium Carnicum nach Ptolemaios zwischen »Italien und Noricum« liegt, dann trifft das zwar nicht im chronologischen, wohl aber im geografischen Sinne punktgenau zu[31]. Für das friedliche Zusammenleben der Alpenvölker mit den Bewohnern der Cisalpina gibt es keinen besseren Beweis, als die Tatsache, dass trotz jahrelanger Ausgrabungstätigkeit in Iulium Carnicum keine Verteidigungsanlagen gefunden wurden.

Auch wenn wir durch Polybios den Eindruck gewinnen, dass man von Gradisca an *bergwärts* nicht mehr treideln konnte, so ließen sich von dem 429 m hoch liegenden Iulium Carnicum *flussabwärts* durchaus Flöße oder für den Einmalverkehr zusammengezimmerte Plätten einsetzen. Das heißt, dass in Iulium Carnicum die aus dem Alpenraum kommenden Güter auf Schiffe/Plätten/Flöße verladen und auf dem Wasserweg in Richtung oberer Adria weiter transportiert worden wären[32]. Damit wird eine Funktion als Stapel- und Umschlagplatz sichtbar, die eine plausible

[30] s. vorliegender Band Kap. 3.1 (O. Harl).

[31] Ptol. 2, 13, 3. Zum Machtwechsel von Tauriskern zu Norikern s. vorliegender Band Kap. 2.2 (O. Harl).

[32] Betrachtet man das Gefälle der in Frage kommenden Gewässer, so ergibt sich folgende Rechnung: Nach den Routenplanern des Internets beträgt die Entfernung zwischen Tolmezzo (Meereshöhe 323 m) und Concordia Sagittaria (Meereshöhe 0 m) über Spilimbergo rund 90 Straßenkilometer, was für den Tagliamento ein durchschnittliches Gefälle von rund 2,8 m/km ergibt. Dazu der Vergleich mit einer neuzeitlichen, bei Goffriller 2009, 73–80 beschriebenen Flussreise: Im Jahre 1825 fuhr Joseph Kyselak mit einem Floß auf der Mur von Bruck an der Mur (Meereshöhe 508 m) nach Graz (Meereshöhe 350 m). Das Floß war mit Brettern und einigen Gipsfässern geladen und beförderte neben Kyselak und der von einem Schiffsmeister geführten Mannschaft 20 zahlende Passagiere, darunter einige Mädchen. Vor der Abfahrt hielt die Mannschaft eine Andacht, die Fahrt dauerte fünf Stunden und verlief so ruhig, dass sich Kyselak voll der Betrachtung der Landschaft hingeben konnte. Nur einmal brach unter den unerfahrenen Passagieren eine leichte Panik aus, als nämlich das Floß kurz vor der Ankunft in Graz über zwei Wehre mit einer Höhe von jeweils 5 Schuh (= ca. 1,5 m) hinwegfahren musste und rund einen Fuß tief ins Wasser eintauchte. Die Passagiere wurden nass, blieben aber sonst unverletzt. Die Entfernung zwischen Bruck und Graz beträgt rund 50 km und daher lag die durchschnittliche Geschwindigkeit bei rund 10 km/h. Bei einem Höhenunterschied zwischen den beiden Orten von rund 150 m ergibt sich ein Gefälle von 3 m/km, das mit dem Unterlauf des Tagliamento identisch ist. Anders dagegen die Situation auf dem 7,5 km langen Stück des But zwischen Zuglio (Meereshöhe 429 m) und seiner Mündung in den Tagliamento bei Tolmezzo (Meereshöhe 323 m), wo sich ein Gefälle von 13 m/km ergibt. Wie man sich vor Ort überzeugen kann, fließt der But in diesem Bereich nur noch über Schotterflächen, sodass die Gefahr von Verklausungen wegfällt. Ronald Bockius, Leiter des Museums für Antike Schiffahrt Mainz, mit dem ich die Gefällefrage diskutierte, hielt diesen Höhenunterschied für problemlos,

Erklärung wäre für das eindrucksvolle Forum und für die neuerdings ergrabenen Magazine und Geschäfte darunter[33]. Wie an den vielen Bauphasen im Bereich des Forums abzulesen ist, muss am Ort eine beträchtliche Dynamik geherrscht haben, und so würde es nicht wundern, wenn östlich des Forums weitere Magazine, Werftanlagen für die Erzeugung von Flussfahrzeugen oder gar eine Lände gefunden werden.

Mit Sicherheit hat Iulium Carnicum alle Schwankungen, denen der Handelsverkehr auf der Glocknerroute unterworfen war, miterlebt. Von der späteren Kaiserzeit an sehen wir an den Felsinschriften von Plöckenpass[34], dass es für die Erhaltung der Passroute aufkommen musste, und an seiner Erwähnung durch Venantius Fortunatus sehen wir, dass es noch im 6. Jahrhundert als Übernachtungsstation an der Glocknerroute wichtig war. Die von Hartmuth Wolff zusammengestellte Liste von Bischöfen, die in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts wegen des Dreikapitelstreits zu Synoden reisten, bestätigt für die im Südabschnitt der Glocknerroute liegenden Orte ein blühendes Christentum[35]: Iulium Carnicum entsendet seinen Bischof Maxentius, aus Teurnia kommt Bischof Leonianus und aus Aguntum Bischof Aaron.

DIE ÜBERQUERUNG DER ALPEN

Von Iulium Carnicum auf den Plöckenpass (Abb. 71–74)

Von Iulium Carnicum führte die Glocknerroute durch den Canale di San Pietro senkrecht nach Norden bis Timau, wo seit Rudolf Egger eine römische Zollstation vermutet wird. Die Quelle dafür ist eine etwa in die Zeit des Mark Aurel gehörende Felsinschrift von der italienischen Seite des Plöckenpasses, die man unmittelbar vom Parkplatz aus erreicht (Abb. 73)[36]. Leider ist sie von der Verwitterung schon arg mitgenommen, vor allem ist der Name der *statio* bis auf ein paar Buchstaben beschädigt. Rudolf Egger ergänzt das Ortsadjektiv *Timavensis* und identifiziert die *statio Timavensis* mit dem unmittelbar südlich des Plöckenpasses gelegenen Timau. Auch wenn aus Timau bislang noch keine römischen Funde bekannt sind, ist die Lesung Eggers ebenso allgemein akzeptiert worden wie die vermutete Zollstation[37].

In Timau (816 m Meereshöhe) beginnt der Südanstieg auf den Plöckenpass (1 357 m Meereshöhe), dessen alte Trasse Rudolf Egger im Jahre 1918 noch beging (Abb. 71)[38]. Seither ist sie dem Straßenbau großteils zum Opfer gefallen, der Rest ist zugewachsen: Nach dem Ersten Weltkrieg war es der Bau einer Militärstraße und nach dem Zweiten deren Ausbau zu einer Autostraße[39]. Etwa eine Wegstunde oberhalb von Timau erreichte, so Egger, die Trasse ein kleines Plateau

---

vor allem unter dem Aspekt, dass Flussfahrzeuge bei der Passage von eventuell riskanten Stellen vom Ufer aus zurückgehalten worden sein könnten – Treideln im umgekehrten Sinne also.

[33] Mainardis 2008, 34.

[34] s. u. S. 141.

[35] Die Bischofslisten der Aquileienser Kirchenprovinz vom Ende des 6. Jhs. sind abgedruckt bei Wolff 1994, 26.

[36] lupa 11294; CIL V 1864; Egger 1962, 197; Bandelli 1992, 151–205; Gietl 2006, 416 Abb. 6; Mainardis 2008, 153 Nr. 53: *Respectus T(iti) Iul(i) Pers[e]i c(onductoris) p(ublici) p(ortorii) vectigal[is] Illyr(ici) ser(vus) vil(icus) stat(ionis) [T]im[au]ien[sis] [it]er in[vium ubi iugi] ter comme[antes pe]riclitabant[ur ad ius]tam stabi[litatem redd(idit)] [Sex(to) E]rbo[nio? -- cur(ante)].* 2. Hälfte 2. Jh. n. Chr.

[37] Zuletzt von Mainardis 2008, 155.

[38] Egger 1962, 197. Was an Zeitgeschichte hinter der Begehung der römischen Route durch Rudolf Egger stand, brauchte er in dem 1936 veröffentlichen Aufsatz nicht zu erwähnen, weil es – im Gegensatz zu heute – allgemein bekannt war: Nämlich, dass nach der katastrophalen Niederlage der italienischen Armee im Oktober 1917 im Flitsch/Tolmeinener Talkessel und nach dem darauf folgenden Vorstoß der österreichisch-ungarischen und kaiserlich-deutschen Truppen bis an den Piave die karnische Hochgebirgsfront zusammengebrochen war. Diese Gelegenheit konnte Egger auf der italienischen Seite des Plöckenpasses, die für einen Österreicher nun zugänglich war, für Geländeforschungen ausnutzen.

[39] Der Südanstieg ist in jüngster Zeit öfters behandelt worden: Faleschini 2001, 37–50. Die Diskussion über den Verlauf des offensichtlich mehrmals verlegten Südanstieges zuletzt bei Mainardis 2008, 129 f. mit der italienischen Sekundärliteratur.

71 … *mons in nubila pergit* (Ven. Fort. 652). Der Anstieg zum Plöckenpass/Monte Croce Carnico von der italienischen Seite. Die lupa-Nummer 11292 markiert den Mercato Vecchio mit der sog. Munifizentia-Inschrift des Jahres 373.

72 Blick auf den Plöckenpass/Monte Croce Carnico von der italienischen Seite. Die Felsinschriften lupa 11293 und 11294 befinden sich knapp südlich der Passhöhe.

73 Felsabbruch unmittelbar südlich der Passhöhe des Plöckenpasses/Monte Croce Carnico. Die sog. Respectus-Inschrift lupa 11294 befindet sich in der Bildmitte unmittelbar oberhalb des Fahrrads.

mit dem Namen Mercato Vecchio/Altenmarkt, wo eine Inschrift des Jahres 373 n. Chr. in den Felsen eingemeißelt ist, die den Neubau eines *iter* für *homines et animalia*, eines Saumpfades für Träger und Lasttiere also (und nicht einer Straße für den Wagenverkehr!), aus der kaiserlichen Kasse verkündet, *munificentia dominorum nostrorum*[40]. Auf der italienischen Seite der Passhöhe befindet sich neben der schon erwähnten Felsinschrift des Sklaven Respectus[41] noch eine weitere, die ein gewisser Hermias für Iupiter Optimus Maximus, die Triviae, Quadriviae und alle anderen Göttern einmeißeln ließ (Abb. 72)[42].

Die am höchsten gelegene der drei Inschriften, die Hermia-Inschrift, befindet sich auf einer Felswand der Südostabstürze des für den Gebirgskrieg 1915/1917 ausgehöhlten Cellon/Frischenkofel (2 241 m; Abb. 74). Der Anstieg ist insofern interessant, als man einen guten Eindruck von den Veränderungen gewinnt, die die Passhöhe seit der Römerzeit erfahren hat: Den ersten Eingriff in die Geländestruktur bewirkten die ausgedehnten, für den Gebirgskrieg angelegten italienischen Festungsbauten, und den zweiten die Aussprengungen für Straße, Parkplätze und viele Gebäude. Dies alles hat nicht nur zu einer beträchtlichen Absenkung des Passniveaus geführt, sondern die Geländesituation insgesamt wesentlich verändert. In römischer Zeit musste daher der Passübergang höher gelegen sein, sodass Reste aus Antike und Mittelalter, die vor dem Ersten Weltkrieg noch vorhanden gewesen sein könnten, den Baumaßnahmen des 20. Jahr-

---

[40] lupa 11292; CIL V 1862; Egger 1962, 203; Bandelli 1992, 151–205; Canali de Rossi 1999, 23–28; Gietl 2006, 418 Abb. 8; Mainardis 2008, 127 f. Nr. 34: *Munificentia ddd(ominorum) Auggg(ustorum)que nnn(ostrorum) hoc iter ubi homines et animalia cum periculo commeabant apertum est curante Apinio proc<u>ran[te] Matio cur(atore) r(ei) p(ublicae) Iul(iensium) Kar(norum) ddd(ominis) nnn(ostris) Valentinia[no] et Valente Augg(ustis) IIII co(n) [s(ulibus)].* 373 n. Chr.

[41] s. o. Anm. 36.

[42] lupa 11293; CIL V 1863; Egger 1962, 200; Bandelli 1992, 151–205; Gietl 2006, 416 Abb. 7; Mainardis 2008, 99 Nr. 10: *[I(ovi) O(ptimo)] M(aximo) [Triviis Quadri]viis ceterisque dibu[s] [a]ram c[u]m [signo] sollemne votum di[c(avit)] Hermias succeptor operis aeterni titulum immanem montem Alpinum ingentem litteris inscripsit quot saipe(!) invium commiantium periclitante populo ad pontem transitum non placuit curiae et Attio Braetiano q(uaestore) eorum viro ornato viam nov(am) demonstrante Hermia mult(um) animis fide(n)s operisque paratus unanimes omnes hanc viam explicuit.* 2. Hälfte 3. Jh. n. Chr.

74 Felswand am Fuß des Frischenkofels/Cellon unmittelbar unterhalb der Passhöhe des Plöckenpasses/Monte Croce Carnico. Die sog. Hermias-Inschrift (lupa 11293) ist in der linken unteren Bildecke unter einem Schutzdach verborgen.

hunderts zum Opfer gefallen sein dürften. Für die Hermia-Inschrift bedeutet dies, dass sie nicht zu dem auf der Passhöhe anzunehmenden Heiligtum gehört haben dürfte – im Gegenteil: Der Text deutet an, dass die Trassenreparatur, die dem Reisenden in hochoffiziellem Stil verkündet wird, wohl direkt an der felsigen Stelle vorgenommen wurde, an der die Inschrift eingemeißelt ist. Es sei betont, dass sich in keiner der drei Inschriften ein Hinweis auf einen Wagentransport findet, vielmehr spricht die Munifizentia-Inschrift sogar ausdrücklich von *homines* und *animalia*, also von Reit- und Saumverkehr, und dem entspricht auch die Geländesituation bei der Respectus-Inschrift mit ihrer schmalen, allenfalls für Saumtiere geeigneten Trasse[43].

Diese insgesamt drei Wegebauinschriften sind lange bekannt und oft behandelt worden[44]. Rudolf Egger hat aus ihnen herausgeholt, was noch zu gewinnen war, sodass ihre Aussagen relativ konkret und ihre Entstehungsdaten nachvollziehbar sind. Wenn ich von Meilensteinen absehe, ist mir keine vergleichbare Stelle bekannt, an der so nahe beieinander gleich drei Inschriften

[43] Das beste Gegenbeispiel dazu ist die zwischen 165 und 190 datierbare Felsinschrift von Gradhiste in Albanien CIL III 600 = EDH 49794 = lupa 20677, die ausdrücklich davon spricht, dass die von Byllis nach Astacia führende Straße für Wagenverkehr adaptiert worden war: *Marcus Valerius M. f. …. viam pub(licam) quae a col(onia) Byllid(ensium) per Astacias XXX ducit angustam fragosam [pe]riculosam ita munit ut vehiculis commeetur item [pon]tes in Argya flumine et rivis d(e) s(uo) p(osuit) et inscr[ip]sit d(ecreto) d(ecurionum).*

[44] Klose 1910, 124–137; Cartellieri 1926, 23 f.; Egger 1962, 197–204; Piccottini – Wedenig 1986, 119–142.

existieren, die sich auf den Wegebau beziehen[45]. Was die Inschriften bemerkenswert macht, sind die munizipalen Initiativen von Iulium Carnicum zu Erhaltung und Verbesserung der Trasse, die nicht etwa durchreisenden Kaisern und ihrem Gefolge, sondern der ungefährdeten Passage von Mensch und Tier zugute kommen sollen, dem täglichen Verkehr also. Daher ist es logisch, dass sie auf der italienischen Seite in die Felswand des Passes, der wie ein großes Tor wirkte und die Grenze zwischen den Munizipien Iulium Carnicum und Teurnia bildet, eingemeißelt sind. Wenn es je eines Beweises bedurft hätte, dass eine der Hauptaufgaben der Munizipien oder, wie im Fall des spätantiken Iulium Carnicum, einer *res publica* die Erhaltung der Straßen war, so liegt er auf dem Plöckenpass vor. Ob sich auf der Nordseite des Passes, die von Teurnia aus betreut wurde, auch solche Inschriften befunden haben, ist unbekannt. Leider ist auch nicht mehr zu erfahren, ob es auf der Passhöhe eine Raststation gab. Durch die Hermia-Inschrift ist zumindest gesichert, dass irgendwo dort eine *[a]ra c[u]m [signo] sollemne* stand, die neben dem Iupiter allen erdenkbaren Göttern geweiht war. Dass das *signum* nur eine Statue des Iupiter gewesen sein wird, ist anzunehmen.

Da über den Namen des Passes alles Nötige gesagt ist[46], darf zum Abschluss dieses Routenteils als Kuriosum vermutet werden, dass Polybios den Steinböcken, die als rätselhaftes Alpentier bei Strabo Eingang in den Alpenexkurs gefunden haben, wahrscheinlich auf dem Plöckenpass begegnete[47].

Vom Plöckenpass über den Gailtaler Sattel bis Oberdrauburg

Mit dem Plöckenpass verlässt die Glocknerroute jene Übergangszone zwischen der Cisalpina und den eigentlichen Alpen, für die es literarische Quellen gibt, auch wenn diese nur sehr spärlich fließen. Ab hier kann man nur noch auf die dürftigen Mitteilungen der Meilensteine, der Itinerarien und einiger Inschriften mit ausgefallenen Personennamen zurückgreifen. Vieles wird aber wettgemacht durch eine intensive archäologische Betreuung der durchquerten Gebiete, die mitunter schon auf ein ganzes Jahrhundert zurückblicken kann.

Durch Geländebegehungen ist bekannt, dass die Glocknerroute auf ihrem Abstieg vom Plöckenpass auf der Ostseite des Valentinbachs verlief, wo sie die Mauthner Klamm umging und bis auf eine Terrasse knapp oberhalb des Gailtals zu verfolgen ist. In der wissenschaftlichen Literatur ist diese Terrasse als »Würmlacher Wiesen« oder »Missoria-Alm« zu gewisser Berühmtheit gelangt[48], weil Theodor Mommsen dort im Jahr 1857 auf einem Felsen Inschriften im venetischen Alphabet entdeckt hatte[49]. Der erste Ausgräber der Gurina, der Dresdner Anthropologe Adolph B. Meyer, hat sie aus Sorge vor Vandalismus ausmeißeln und nach Dresden bringen lassen, musste sie aber später dem Landesmuseum Kärnten zurückgeben, zu dessen Beständen sie heute gehören (Abb. 75)[50]. Seither werden sie gern zitiert, um die kulturelle Exotik der Zone um die Gurina zu betonen. Dass mit ihnen selbst auch etwas anzufangen ist, haben bisher nur die Linguisten bewiesen[51]. Ihnen verdanken wir die Erkenntnis, dass die Inschriftzeichen einem nordetruskischen Alphabet angehören und erst nach der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. datiert werden können. Es handelt sich um die Namen von Männern, die ungefähr so zu lesen sind: Gavirro, Voktses, Bogios, Koretso, Proscos, Psychosaso, Harto (Farto [?])[52]. Alles Weitere bleibt

---

[45] Eine diesbezügliche Erkundigung unter Epigrafikern blieb ebenfalls erfolglos.

[46] s. u. S. 230.

[47] Strab. 4, 6, 10 = Polyb. 34, 10, 8 f.;

[48] Marktgemeinde Kötschach-Mauthen, Bezirkshauptmannschaft Hermagor.

[49] Mommsen 1858, 453 f. Der nicht leicht zu findende Fundort ist von Bulle 1948, H. 2, Taf. 20. 20 a; 22–24 beschrieben.

[50] Jablonka 2001, 10. In ‹lupa› sind alle acht Inschriften mit Foto und Umzeichnung abrufbar unter ‹Einfache Suche_Fundort: Würmlach›.

[51] Vetter 1950, 130–140; Vetter 1953, 628–632; Pellegrini – Prosdocimi 1967, 608 f.

[52] Pellegrini – Prosdocimi 1967, 621 f.

75 Die venetischen Felsinschriften von der Missoria-Alm. Sie wurden 1884 von A. B. Meyer aus dem Felsen herausgeschnitten, nach Dresden verbracht, bald danach dem Landesmuseum Kärnten übergeben, in ein Gipsbett verlegt und sind seither dort ausgestellt.

Spekulationen überlassen, da aus unverständlichen Gründen der Felsen und seine Umgebung von der Archäologie vergessen wurden, weil der Anthropologe Meyer im Jahre 1884 beim Felsen eine erfolglose ›Grabung‹ unternommen hatte[53]. Dennoch möchte ich den Versuch wagen, aus den dürftigen Fakten ein paar vorsichtige Schlüsse zu ziehen.

Jede Erklärung hat von der Tatsache auszugehen, dass der Felsen an der Abstiegsroute vom Plöckenpass[54] und somit an der Glocknerroute liegt. Das bestätigt die schon immer vorgebrachte Vermutung, dass es Reisende waren, die sich nach einer erfolgreichen Passüberquerung auf dem Felsen verewigten[55]. Klar ist ferner, dass fast alle Namen mit dem im Alpenraum später gebräuchlichen Namensmaterial nichts zu tun haben, was ihre Träger sofort als Fremde kennzeichnet, für deren Anreise auf der Glocknerroute ein Motiv gesucht werden muss. Seit wir gesehen haben, dass Noreia, die Hauptstadt der Taurisker, mit ihren metallverarbeitenden Betrieben so interessant war, dass sogar Polybios selbst die Stadt aufsuchte, dürfte die Frage nach dem Reisegrund geklärt sein: Es waren Geschäfte, denen diese Reisenden im Ostalpenraum nachgingen, und das erklärt

[53] Meyer 1885, 94.
[54] Piccottini – Wedenig 1986, 130.
[55] Zuletzt wieder Urban 2000, 325.

den inhomogenen Charakter des Namensmaterials. Eine Autopsie der ausgemeißelten Inschriften im Landesmuseum Kärnten ergibt die auffallende Tatsache, dass die Buchstaben *auf* die Bruchkanten, z. T. sogar über die Lagerfugen hinweg, also *quer* zu den Schichtflächen eingemeißelt sind. Durch die holprige und wenig zügige Führung des Schreibinstruments entstanden weniger klare Buchstabenfolgen, doch hatte die Anbringung durch die Lagerfugen den Vorteil, dass die Buchstaben auf einer Linie ausgerichtet werden konnten.

Eine geologische Beurteilung der Inschriften wäre wünschenswert, vor allem aber sollte ein an antiken Denkmälern geschulter Steinmetz zu Rate gezogen werden, um die Art des Werkzeuges festzustellen, das für die Anfertigung derartiger Meißelungen benötigt wurde. Sollte sich herausstellen, dass derlei Meißelungen nicht mit Instrumenten anzufertigen sind, die ein Geschäftsreisender an sich oder an der Schirrung seines Reit- oder Saumtieres mitführte, dann muss es bei beiden Felsen eine Institution gegeben haben, die den Reisenden zumindest Schlägel und Meißel bereitstellte, wenn sie nicht selbst die Verewigungsarbeit ausführte.

Die Reisenden waren auf jeden Fall des Lesens und Schreibens soweit kundig, dass sie ihren Namen auf dem Felsen einritzen (lassen [?]) konnten. Sie vertraten eine Branche, in der Geld eine große Rolle spielte für die Bezahlung von Salz, Bergkristall, Gold, Edelmetallen, Eisen etc., wofür Grundkenntnis des Lesens und Schreibens nötig waren[56]. Sie durften ferner davon ausgehen, dass auch andere, die hier vorbeikamen, die Inschriften lesen konnten. Das heißt, dass in dieser Zeit das venetische Alphabet zumindest im südlichen Kärnten nicht ungebräuchlich gewesen sein kann. Hier muss an Giovanni Gorini erinnert werden, der die Kugelreiter-Tetradrachmen mit der venetisch-nordetruskischen X-Marke auf die Taurisker bezog und damit von numismatischer Seite die Erkenntnis untermauerte, dass diese im 2. Jahrhundert v. Chr. die Herren im Ostalpenraum waren, sowie an Theodor Mommsen, der dem vorrömischen Alpenraum überhaupt die etruskische Schrift zuwies[57]. Damit ist geklärt, warum die Namen auf dem ›Merkfelsen‹ nicht lateinisch geschrieben sind, denn die Schrift der Taurisker war venetisch.

Warum aber hatten diese Reisenden den Wunsch, gerade auf diesem Felsen ihre Namen einzumeißeln? Viel näher läge es, wenn sie dies auf dem Plöckenpass getan hätten, wo, wie man an den beiden anderen Felsinschriften sieht, genug Felsen mit glatter Fläche für eine repräsentative Verewigung bestand, und wo die Ara mit der Iupiterstatue sicher nicht die einzige Weihung war. So machten es die drei Reisenden auf der Inschriftplatte, die 1968 auf dem Findenig-Thörl gefunden worden war[58], und in leicht abgewandelter Form auch jene, die im Heiligtum auf dem Poeninus

---

[56] Die bis 1989 vorhandene Literatur zu den spärlichen Zeugnissen einer Schriftlichkeit bei den nordalpinen Kelten ist zusammengestellt von Pauli 1997, 1–23.

[57] Hierzu s. auch S. 90. 184–186.

[58] lupa 15051. Fundbericht von Johann Viertler in Carinthia 159, 1969, 564 s. v. Grafendorf: Auf dem Findenig-Thörl im Weidegebiet der Waidegger-Alm, unmittelbar neben dem »Alten Weg«, etwa 100 Schritte nördlich der österreichisch-italienischen Grenze, »graue Schieferplatte mit eingemeißelten venetischen Schriftzeichen«; Pellegrini 1970, 7 f. Aufbewahrungsort Stadtmuseum Villach. Nach persönlicher Mitteilung vom Januar 2010 war Johann Viertler nach 1945 Almhalter auf der Straningeralm, die unmittelbar östlich des Findenig-Thörl liegt. Er erzählte, dass noch zu seiner Zeit in dieser Zone viele Relikte aus dem Ersten Weltkrieg herumlagen, da zwischen der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn (23. Mai 1915) und dem Beginn der bis an den Piave vorstoßenden Offensive (Beginn 24. Oktober 1917) auch dort oben gekämpft wurde. Dazu ein kurzer Exkurs in den Ersten Weltkrieg: Beim Findenig-Thörl/Passo Lodin erreichte die bis 1918 zwischen der Habsburgermonarchie und dem Königreich Italien verlaufende Grenzlinie von Pontebba/Pontafel durch das Tal des Torrente Pontebbana heraufkommend und den Passo Cason di Lanza überquerend den Hauptkamm der Karnischen Alpen. Für das italienische Militär, das nach dem Kriegseintritt Italiens sofort in die Offensive ging, war gerade dieser Frontabschnitt besonders wichtig, weil man von dort den gerade laufenden Bau der Gailtalbahn behindern konnte. Hauptaufgabe der 12. k.u.k. Gebirgsbrigade war daher, die italienischen Streitkräfte von diesem Höhenzug zu verdrängen, dazu Schaumann 1978, 374 f. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die Vermutung von Johann Viertler, dass die fragmentierte Inschriftplatte durch Artilleriebeschuss von einem größeren Felsblock abgesprengt wurde, an Wahrscheinlichkeit. Daher ist nicht auszuschließen, dass dort oben noch weiter Inschriften zu finden sind, wenn nicht sogar weitere Bruchstücke der Inschriftplatte.

übernachteten und aufgenagelte Bronzebleche mit ihren Namen hinterließen[59]. Wahrscheinlich gab es solche Inschriften auch auf der Passhöhe des Plöcken, doch dürften sie an dieser spannungsgeladenen Stelle den Militärbauten zum Opfer gefallen sein, bevor sie erkannt wurden.

Was aber hat den auf den ersten Blick unscheinbaren ›Merkfelsen‹ auf der Missoria-Alm ausgezeichnet? Hatte bei ihm einmal ein Blitz eingeschlagen, war er ein Symbol für den ostalpinen Bergsegen, gab es eine heilige Quelle, zweigte hier eine Route ab oder befand sich hier eine Raststation? Fehlt der Name einer Gottheit, etwa weil er gar nicht vorhanden war, oder ist er nur noch nicht entdeckt worden, weil er von Laub und Humus bedeckt ist? Derlei Fragen zeigen, dass der Felsen auf der Missoria-Alm nicht irgendein Punkt gewesen sein kann, an dem sich aus Langeweile Hirten zu schaffen machten, sondern Teil einer Infrastruktur, die mit der Glocknerroute zusammenhing.

Von der Missoria-Alm muss die Glocknerroute auf die Sohle des Gailtals abgestiegen sein und dieses in Richtung Gailbergsattel überquert haben. Dass sie die Gurina berührt hat, ist nicht wahrscheinlich, weil diese in rund 6 km Luftlinie westlich von Kötschach liegt (Abb. 76. 77). Über das Verhältnis der Glocknerroute zur Gurina lässt sich jedoch einiges aussagen, seit das alte Fundmaterial von der Gurina mustergültig aufgearbeitet und vorgelegt wurde[60]. Nach Peter Jablonka beginnt die Dauerbesiedlung der Gurina etwa im 9. Jahrhundert v. Chr. und läuft durch bis an das Ende der Römerzeit, mit der Einschränkung, dass in die Zeit zwischen dem 5. und 3. Jahrhundert v. Chr. nur wenige Funde gesetzt werden können, während in der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts v. Chr. ein regelrechter Boom zu verzeichnen ist[61]. Liest man die Zusammenfassung Jablonkas, gewinnt man den Eindruck, dass die Gurina eine Siedlung ist, die sich von anderen gleichzeitigen nur durch ihr venetisches Heiligtum unterscheidet. Was die Gurina vor allem bezüglich der Datierung mit dem Heiligtum auf dem Hochtor verbindet, sind folgende sechs Münzen, deren Prägezeit vor der Gründung von Aquileia liegt[62]:

- 1 AE des Ptolemaios III. (Prägezeit 246–221 v. Chr.)
- 4 AE des Ptolemaios IV. (Prägezeit 221–205 v. Chr.)
- 1 AE des Ptolemaios V. (Prägezeit 205–180 v. Chr.)

Weil man den ›Merkfelsen‹ auf der Missoria-Alm ebenso vergessen hat wie das Findenig-Thörl und überhaupt auf österreichischem Boden bisher nicht gezielt nach Venetischem gesucht hat, ist nur das Heiligtum auf der Gurina bekannt – und überschätzt. Dies geht schon auf Adolph B. Meyer zurück, dessen Buch damals zwar die jahrelange Schatzsucherei und den Handel mit prähistorischen Funden dubioser Provenienz beendete[63], aber zu hohe Erwartungen weckte, die auch 1885 und 1887 durch die Nachgrabungen von Moritz Hoernes nicht erfüllt wurden. Die Publikation der von Meyer und Hoernes gemachten Funde erfolgte erst über einhundert Jahre später durch Peter Jablonka.

Vergleicht man den venetischen Horizont der Gurina mit den ›Merkfelsen‹ von Missoria-Alm und Findenig-Thörl, stellt man fest, dass es sich um zwei vollkommen verschiedene Bereiche handelt: Auf der Gurina sind es das nicht wirklich greifbare Heiligtum einer Siedlung und Kleinfunde teilweise dubioser Provenienz[64]. Gesichert sind aber immerhin einige Statuetten von Adoranten, figürlich verzierte Kästchenbeschläge aus Bronzeblech, Votivwaffen, Tongefäße mit venetischen Aufschriften. Sie erlauben es, die Funde von der Gurina neben jene aus Heiligtümern des venetischen Gebiets zu stellen, die regional verankert sind. Die Inschriften von der Missoria-Alm und dem Findenig-Thörl gehören dagegen auf ein ›internationales‹ Niveau, auf

[59] s. o. S. 124.
[60] Jablonka 2001.
[61] Jablonka 2001, 190.
[62] Jablonka 2001, 182.
[63] Jablonka 2001, 9–13.
[64] Für das Folgende Jablonka 2001, 207.

76 Blick aus dem Gailtal über die Gail auf den Jauken. In der Bildmitte die Anhöhe der Gurina mit dem einem kelto-römischen Umgangstempel nachempfundenen Bauwerk

77 Blick von der Anhöhe der Gurina nach Südwesten zum Abstieg der Glocknerroute vom Plöckenpass ins Gailtal. Die Missoria-Alm ist als Wiese in der Lücke zwischen den Fichten sichtbar.

78 Abstieg der Glocknerroute vom Gailbergsattel über den Silbergraben ins Drautal. In der Bildmitte das Kärntner Tor, in der Antike die Grenze zwischen den Munizipien Teurnia und Aguntum, heute die Landesgrenze zwischen den Bundesländern Kärnten und Tirol. Im Vordergrund die Pfarrkirche von Ötting. Der Pfeil markiert den Fundort des Meilensteins Nr. 1 (s. Kap. 3.3).

dem wirtschaftlich führende Persönlichkeiten agierten, die auf Geschäftsreise unterwegs waren und im Ostalpenraum, besonders aber in Noreia, ihre Handelspartner aufsuchten. Für solche Leute waren das später entstandene Forum von Iulium Carnicum ebenso konzipiert wie die noch immer unerforschten Stationen auf der Missoria-Alm und dem Findenig-Thörl sowie das später entstandene Atriumhaus in der ›Römersiedlung Stribach‹.

Wurde die Gurina von der Glocknerroute auch nicht direkt berührt, bringen die neuen Ausgrabungen von Peter Gamper doch einiges an Wissenszuwachs. Gamper fand *pila*, Geschossspitzen, Nägel von Militärschuhen und einen Dolch, die der augusteischen Zeit angehören[65]. Damit wird ein militärischer Horizont dokumentiert, der interessante Fragen aufwirft. Man wird den Fortgang der Grabungen abwarten und bei der Interpretation der Ergebnisse die Lage der Gurina in der Mitte zwischen den Abstiegen von Plöckenpass und Findenig-Thörl berücksichtigen müssen. Vorläufig wurden auf der nicht besonders großen Hügelkuppe kasernenähnliche Bauten aufgedeckt, deren Umfang aber nicht ausreicht, um einen Militärstützpunkt während der Okkupation des norischen Königreiches zu begründen. Man könnte jedoch an eine Garnison denken, die die beiden Übergänge über die Karawanken kontrollierte und deswegen nicht groß zu sein brauchte.

Wo und wie die Glocknerroute das Gailtal überquerte, ist nicht bekannt. Auf dem Hügel von Maria Schnee südwestlich von Mauthen soll sich ein spätantikes Kastell befunden haben, von dem Hans Dolenz noch einen Wachtturm sah[66], während die übrigen Anlagen den Barackenbauten des Ersten Weltkrieges zum Opfer gefallen sind. Beide Beobachtungen sind archäologisch nicht befundet, und es ist überhaupt fraglich, ob sie mit der Glocknerroute zu verbinden sind, weil diese von der Missoria-Alm herunterkommend auf der Ostseite des Valentinbaches den Talboden der Gail erreichte, um auf der gegenüberliegenden Talseite den Gailbergsattel anzusteuern. Irgendwo in diesem Bereich muss das antike Loncium gelegen haben, das im Itinerarium Antonini auf der Strecke zwischen Iulium Carnicum und Aguntum genannt wird.

[65] Gamper 2007, 435.
[66] Dolenz 1940, 35 f.

79 Der Blick aus dem Lienzer Talkessel auf das Kärntner Tor. Am völlig ebenen Talboden erkennt man, wie die Drau durch die Engstelle zwischen den Bergen zur Ablagerung von Geschiebe gezwungen wurde und eine Aulandschaft schuf, die für die moderne Landwirtschaft erst entwässert werden musste.

Der Anstieg auf den 981 m hohen Gailbergsattel mit seinen sanften und lang gestreckten Geländeformen stellt kein Problem dar. Zwischen Kötschach und der Passhöhe fand sich der leider unbeschriftete Meilenstein[67], der den Beweis erbringt, dass dieser Teil der Glocknerroute mit Meilensteinen versehen war. Beim Abstieg nach Oberdrauburg hatte die Glocknerroute die klammartige Steilstufe des Silbergrabens zum Drautal zu überwinden, die sie anscheinend westlich umging[68], um bei Oberdrauburg mit seinem von Gerhard Winkler behandelten Meilenstein 1[69] in die Drautalroute zu münden.

Glocknerroute und Drautalroute: Das inneralpine Routenkreuz-Süd

Gemeinsam mit der Drautalroute passierte die Glocknerroute beim Kärntner Tor die Grenze zwischen den Munizipien Teurnia und Aguntum (Abb. 78. 79). Sie verläuft somit in einer Ost-West gerichteten Talfurche, die innerhalb des Ostalpenraumes eine herausragende Bedeutung hat. Was damit gemeint ist, soll durch einen Blick auf das Geländerelief der Zentralalpen verdeutlicht werden.

Die Auffaltung des Alpenhauptkammes ergab zwei parallele Talfurchen, die zu allen Zeiten als Verkehrswege genutzt wurden, im Süden das Drautal und im Norden das Salzachtal. Diese Täler werden außerdem dadurch ausgezeichnet, dass der Alpenhauptkamm aus ihnen auf dem kürzesten Weg überschritten werden kann. Wie ein Blick auf die Karten zeigt (Abb. 20. 70), gilt das aber nur für jene Abschnitte, in denen sie parallel zueinander verlaufen, das sind gegen Osten die obere Salzach bis St. Veit im Pongau und die obere Drau bis Möllbrücke. Im Westen ist die Grenze der günstigen Überschreitbarkeit dadurch vorgegeben, dass im obersten Pinzgau das Salzachtal stumpf endet, dass westlich des Felbertauern keine verkehrsgünstigen Pässe mehr vorhanden sind und das Drautal bei Lienz nach Süden abbiegt.

---

[67] M in Kap. 3.3 (G. Winkler).
[68] Piccottini – Wedenig 1986, 130–132.
[69] s. Kap. 3.3 (G. Winkler).

Tabelle 2:
Pässe im östlichen Bereich der Zentralalpen, die die kürzeste Überschreitung des Alpenhauptkammes ermöglichen

Pass	**Funde**	**Meereshöhe**	**nördliches Zugangstal**	**südliches Zugangstal**	**südlicher Zentralort**
Felber Tauern	Münze[70]	2 481 m	Felbertal	Tauerntal	Aguntum
Kalser Tauern	bronzezeitliches Schwert[71]	2 518 m	Stubachtal	Dorfer Tal/ Iseltal	Aguntum
Hochtor	Münzen etc.	2 576 m	Fuschertal/ Seidlwinkl- und Rauristal	Mölltal	›Römersiedlung Stribach‹
Mallnitzer Tauern = Niederer Tauern	Münzen[72]	2 448 m	Gasteinertal	Mölltal	Teurnia
Korntauern = Hoher Tauern	Kupferguss-kuchen[73]	2 459 m	Gasteinertal	Mölltal	Teurnia
Arlscharte	–	2 252 m	Großarltal	Maltatal	Teurnia

Die günstigste Zone für den alpenquerenden Transitverkehr befand sich daher, wie aus Tabelle 2 ersichtlich, zwischen Felbertauern und Arlscharte. Daher sind für die archäologische Forschung neben den eigentlichen Passübergängen auch die jeweiligen Anstiegs- und Abstiegstäler wichtig – und vor allem die am südlichen Ausgang dieser Täler liegenden Orte Teurnia, die ›Römersiedlung Stribach‹ und Aguntum (= Lienz-Patriasdorf). In ihnen kam alles zusammen, was die Alpen von Norden nach Süden überquert hatte, und in ihnen wurde alles bereitgestellt, was nach Norden transportiert werden sollte. Die Routen über diese sechs Alpenpässe steuern auf direktestem Wege die Cisalpina an, d. h., dass sie sich lange vor der Blütezeit des norischen Zentralraumes mit Magdalensberg und Virunum entwickelt haben. Angesichts dieser Situation möchte ich für einen Augenblick von dem Konzept, die Glocknerroute von Süden nach Norden zu beschreiben, abgehen und mich der Drautalroute zwischen Teurnia und Aguntum widmen, noch dazu, wo auf dieser Strecke in letzter Zeit auffallend viele vorrömische Fundstellen bekannt geworden sind.

Teurnia

Die südliche Talstation für den Transit über Mallnitzer und Korntauern sowie (in sicher weit geringerem Maße) über die Arlscharte, fällt dadurch auf, dass sie als einziges der von Claudius in Noricum gegründeten Munizipien nicht im Tal, sondern auf einem Hügel liegt. Während ihre zentralen Anlagen wie Forum und Hauptheiligtum auf dem Berg blieben, stiegen die Wohnhäuser im Verlauf der Kaiserzeit immer weiter ins Tal hinab. Über den gesamten Holzer Berg streuen latènezeitliche Funde[74], unter denen zehn absichtlich deformierte Schildbuckel aus der späten Latènezeit besonders erwähnt seien, weil sie auf ein spätkeltisches Heiligtum schließen lassen[75].

---

[70] Mündliche Mitteilung Ludwig Graupner.

[71] Hell 1952, 41 (Bronzezeit). Aus Kals am Großglockner stammt eine Statuette der Victoria, Fleischer 1967, 99 Nr. 120.

[72] Lippert – Dembski 2000, 251–268. Insgesamt wurden auf dem Mallnitzer Tauern 99 Münzen gefunden, 72 davon sind keltisch und 20 sicher oder wahrscheinlich kaiserzeitlich. Diese Münzen bestätigen, dass der vielfach angezweifelte Fundort (1904 auf dem Mallnitzer Tauern in der Nähe der Hagener Hütte) der ›boischen‹ Tetradrachme des GESATORIX RE und die Münze selbst echt sind. In diesem Sinne schon Dembski 1972, 45.

[73] Lippert –Dembski 2000, 252. Dazu kommt noch ein Dupondius des Commodus vom Stappitzsee, der am südlichen Anstieg zum Korntauern liegt, A. Lippert, Das archäologische Umfeld seit dem Neolithikum, in: Lippert 1993, 163 mit älterer Literatur; A. Lippert, Zwei römische Passstraßen über die Hohen Tauern, in: Friesinger –Tejral – Stuppner 1994, 407–429.

[74] Gugl 2000, 129 f.

[75] Gugl 2000, 122 f. Ergänzungen dazu durch F. Glaser, Teurnia, in: Šašel Kos – Scherrer 2002, 138.

Es sprechen daher alle Indizien dafür, dass auf dem Holzer Berg eine Siedlungskontinuität von der Latènezeit in die römische Kaiserzeit vorliegt. Auch wenn noch keine keltische Befestigungsanlage nachgewiesen ist, was nur eine Frage der Zeit sein dürfte, würde man Teurnia gerne zu den *castella in tumulis* rechnen, deren Erwähnung auf Polybios zurückgehen dürfte[76].

Baldramsdorf

Etwas westlich von Teurnia, aber noch auf dem Lurnfeld, wurde 1965 im Ort Baldramsdorf ein Hort von 56 Denaren gefunden, die zwischen 173/152 und 29/27 v. Chr. geprägt worden waren[77].

Oberdrauburg

Die nächste römische Siedlung flussaufwärts ist das 45 km (= 30 römische Meilen) von Teurnia entfernte Oberdrauburg. Dass dort die Drautalroute nördlich des Flusses verlaufen ist, wird durch die Reste einer Straßenstation bewiesen, die auf dem Schröttelhofer Feld, einer nördlich der Drau liegenden Terrasse ausgegraben wurde. Ihre ältesten Bauten reichen in die spätrepublikanische Zeit zurück und enthalten Funde aus der Spätlatènezeit[78]. Die Station ist sicher deshalb entstanden, weil hier die Glocknerroute vom Gailbergsattel herabsteigend das Drautal erreicht und die Drau überquert hat. Ihr Drauübergang muss nahe der Stelle gesucht werden, wo 1870 der Meilenstein Winkler Nr. 1 beim Abbau von Schotter 150 Klafter von der Tiroler-Kärntner Grenze in Richtung Oberdrauburg ans Tageslicht kam und dessen acht Meilen von Loncium, also von Süden nach Norden, gemessen sind. Trägt man die 150 Klafter (= 280 m) in eine Karte ein[79], gelangt man an den Punkt, der rund 2,7 km westlich der spätrepublikanischen Siedlung auf dem Schröttelhofer Feld liegt (Abb. 78). Das lässt vermuten, dass der Meilenstein an der Grenze der Munizipien Teurnia und Aguntum stand. Ob die Glocknerroute den Draufluss auf einer Brücke oder einer Furt überquerte, ist nicht bekannt. Dass in Oberdrauburg schon um 1300 eine wichtige Draubrücke bestand, geht aus einem Güterverzeichnis der Grafen von Görz hervor[80].

›Römersiedlung Stribach‹

Für die folgenden Ausführung muss ich auf das Kapitel über die ›Römersiedlung Stribach‹ verweisen, in dem ich die topografische Neuordnung im Lienzer Becken behandle, die m. E. durch die Entdeckung der Glocknerroute erforderlich wurde[81]. Von Oberdrauburg verliefen Drautalroute und Glocknerroute gemeinsam, um sich in der ›Römersiedlung Stribach‹ unmittelbar vor dem Übergang über den Debantbach wieder zu trennen. An der Gabelung, wo sich die öffentliche Therme befand, stand der Meilenstein Winkler Nr. 2, der die vierte Meile von Aguntum angab. Die Drautalroute zog entlang des Bergfußes nach Aguntum, die Glocknerroute passierte den Grabbezirk der *cultores* und stieg auf den Iselsberg an.

Lavanter Kirchbichl

Durch Kammstrichware des 3.–2. Jahrhunderts v. Chr., Auerbergkeramik, spätrepublikanische (?) Brandgräber, ein As des Münzmeisters Opeimius (155–120 v. Chr.) und mittel- und spätrepublikanische Importstücke aus Oberitalien wird für den Lavanter Kirchbichl eine vorrömische Vergan-

---

[76] s. u. S. 180 mit Anm. 29.
[77] F. Glaser, Teurnia, in: Šašel Kos – Scherrer 2002, 151; FMRÖ II/3, 5/2(2) s. v. Lampersdorf.
[78] Stadler – Franke – Ortisi 1997, 53–62; Gostenčnik 2001, 112–115.
[79] Im Artikel 4 des Reichsgesetzblattes 16 vom 2. März 1872 wurde auf S. 30 der Wiener Klafter mit 1,896 m festgelegt.
[80] Jaksch 1925, 5.
[81] s. vorliegender Band Kap. 3.2 (O. Harl).

80 Blick in den Lienzer Talkessel von Norden. In der Bildmitte die Stadt Lienz mit der Altstadt auf dem rechten Ufer der Isel und der Kirche von Patriasdorf (Bildmitte) auf dem linken. Das Schloss Bruck, das die Stelle des spätantiken Kastells Aguntus einnimmt, liegt am Fuße des von rechts ins Bild kommenden Berghanges mit der Skipiste. Von rechts oben kommt das Pustertal, von rechts unten die Isel, und nach links fließt die Drau ab.

genheit belegt[82]. Bedenkt man, dass der Kirchbichl gegenüber dem Iselsberg liegt, über den die Glocknerroute ins Drautal herunterkam, dann wird sofort klar, dass er in vorrömischer Zeit eine nicht unwichtige Kontrollfunktion für den Verkehr auf der Glocknerroute gehabt haben muss. Dass dies durch die eben erwähnten archäologischen Funde zumindest von der Datierung her gestützt wird, ist jedenfalls eine willkommene Erkenntnis. Wegen seiner Lage könnte auch der Lavanter Kirchbichl als eines der *castella in tumulis* des Polybios oder eines der *castella supinantia* des Venantius Fortunatus sein, die die norische Landschaft akzentuierten[83]. In Bezug auf Chronologie und Topografie bietet er sich als Vorgänger und wehrhafter Nachfolger der ›Römersiedlung Stribach‹ geradezu an.

Aguntum (= Lienz-Patriasdorf)

Nach Überquerung des Debantbaches kann die Drautalroute nur in gerader Linie bis Patriasdorf verlaufen sein. Der Name Patriasdorf (= Dorf des Patriarchen) geht auf den Schiedsspruch Karls d. Gr. vom 14. Juni 811 zurück, mit dem es den Patriarchen von Aquileia gelang, ihre Ansprüche auf das alte Aguntiner Bischofsgut durchzusetzen. Das führte zu einer äußerst merkwürdigen Pfarrgrenze und der Tatsache, dass sich bis auf den heutigen Tag die Lienzer Stadtpfarrkirche St. Andreas nicht im gräflich-görzischen Lienz, sondern in Patriasdorf befindet, vor allem aber dokumentiert es aktenmäßig die Kontinuität des Ortes aus der Antike (Abb. 80)[84]. Daher

[82] Alle Fundstellen zitiert bei Stadler 1995, 68 f.
[83] Zu Venantius Fortunatus s. im Folgenden, zu Polybios Harl 2011, 97–101. 124–126.
[84] s. vorliegender Band Kap. 3.4 (H. Wolfram).

war es eigentlich nur eine Bestätigung der historischen Quellen, als unter St. Andreas 1967 die Reste einer frühchristlichen Apsidenkirche mit Klerusbank und Teilen einer Reliquienkammer gefunden wurden[85], die nach Franz Glaser in das 5.–6. Jahrhundert gesetzt werden können[86]. Archäologisch ist die Kontinuität aus der römischen Kaiserzeit durch die Reliquienkammer bewiesen, die aus Spolien eines kaiserzeitlichen Grabbaus zusammengesetzt war. Als weitere Hinweise auf die antike Besiedlung von Patriasdorf sind Streufunde von Auerbergkeramik[87] und das verschollene Relief eines Grabbaus aus der Umgebung von St. Andreas zu nennen[88]. Aguntum (= Patriasdorf) liegt auf 678 m Meereshöhe, und zwar auf einer Terrasse rund 15 m über der Isel. Wie immer wieder dargestellt, ist es der südliche Endpunkt jenes Alpentransits, der den Kalser und den Felber Tauern benutzte. Daher ist es nicht nur der Zentralort der Osttiroler Siedlungskammer, sondern auch ein wichtiger Umschlagplatz für den transalpinen Handel gewesen, zu dem die Funktion als Brückenkopfsiedlung kommt.

Fasst man die römerzeitlichen Fundstellen rund um Lienz ins Auge (s. auch Abb. 70), gewinnt man den Eindruck, als hätten auf den sonnenexponierten Terrassen am Fuße der Schobergruppe bereits die Römer mit der Rodungsarbeit begonnen. In der Blütezeit scheint Aguntum von einem Kranz von Villen umgeben gewesen zu sein, unter denen der Ort Grafendorf durch den 29 cm langen Fuß einer bronzenen Kaiserstatue (?) hervorsticht, der dort im Jahre 1935 gefunden wurde[89]. Umso mehr ist zu bedauern, dass das Stadtgebiet von Lienz durch Jahrzehnte von der Archäologie vergessen wurde. Erst mit den Fundbeobachtungen und Ausgrabungen von Wilhelm von Sydow und Harald Stadler sowie den erfolgreichen Georadarmessungen durch die Universität Innsbruck besserte sich die Situation.

Wie passt das alles zu der Nachricht des Venantius Fortunatus, dass Aguntum, das er in spätantiker Diktion Aguntus nennt, ein Bergstädtchen sei? Von den Anhängern der Theorie, dass der Kirchbichl von Lavant nicht nur die Nachfolge von Aguntum angetreten, sondern sogar dessen Namen übernommen habe, wurde die Schilderung des Fortunatus als Beweis herangezogen. Seit die Kranzmayer'sche Ableitung des Namens »Lavant« aus »Aguntum« von Fritz Lochner von Hüttenbach zu Grabe getragen wurde[90], bedarf die Verbindung des Fortunatustextes mit dem Kirchbichl einer Überprüfung. Die folgende Interpretation, die auf die dichterischen Aspekte des Textes eingeht und die Beziehung zu den archäologischen Forschungsergebnissen herstellt, führt zu der überraschenden Erkenntnis, dass sich mit Fortunatus nicht nur die Lokalisierung von Aguntus bei Lienz begründen lässt, sondern dass auch der Kirchbichl zu literarischen Ehren kommt. Da die Reise durch die Ostalpen, die Venantius Fortunatus um 565 in dichterischer Bildsprache beschreibt (Abb. 81), auch für den Plöckenpass und Iulium Carnicum wichtig ist, sei sie hier soweit zitiert, als sie den norischen Bereich abdeckt und der Glocknerroute in die Cisalpina folgt[91]:

[645] Qua vicina sedent Breonum loca, perge per Alpem,
Ingrediens rapido qua gurgite volvitur Oenus.
Inde Valentini benedicti templa require;
Norica rura petens, ubi Byrrus vertitur undis;
Per Drauum itur iter, qua se castella supinant[92].

---

[85] Walde-Psenner 1973, 393 f.; Zemmer-Plank 1974, 251 f. Von diesem Fundort stammen die Seitenwange einer Grabädikula (lupa 611) und die Arkade (?) eines Grabbaus (lupa 615).

[86] Glaser 1997, 146

[87] Unpubliziert. Stadler 1995, 67.

[88] Fundort Gösselfeld, Heger 1987, Nr. 15.

[89] Heger 1987, Nr. 3; Walde – Grabherr 2007, 28 Kat. 4. – Zu P. Anreiters etymologischer Deutung des Namens Aguntum, von der ich überzeugt bin und die ich sogar erweitern möchte, s. o. S. 125–126.

[90] Lochner von Hüttenbach 1968, 369–371.

[91] Ven. Fort. 4, 645–659.

[92] *supinare*: an Bergrücken anlehnen.

[650] Hic montana sedens in colle superbit[93] *Aguntus,*
Hinc pete rapte[94] *vias, ubi Julia tenditur alpes,*
Altius assurgens, et mons in nubila pergit.
Inde Foro Juli de nomine principis exi,
Per rupes, Osope, tuas, qua labitur undis,
[655] Et super instat aquis Reunia Tiliamenti,
Hinc Venetum saltus, campestria perge per arva,
Sub montana quidem castella per ardua tendens.
Aut Aquilejensem si fortasse accesseris urbem,
Cantianos Domini nimium venereris amicos,

Es ist eine emphatische Aufreihung seiner Eindrücke von Siedlungen, Flüssen und dem Pass, die erst bei näherem Hinsehen topografisch einiges verrät. Denn abgesehen von den Namen für Rienz und Plöcken, für die andere Quellen fehlen, nennt Fortunatus als Fluss nur die Drau und als Siedlung nur Aguntus. Nicht einmal mit den *castella*, die er an der Drau oberhalb von Aguntum gesehen haben will, ist auf den ersten Blick etwas anzufangen, da für die kurze Flusstrecke zwischen Innichen und Lienz bis heute nur Streufunde bekannt sind, die sich zu keiner einzigen Siedlung verdichten lassen. Flussabwärts von Aguntus erwähnt er hingegen keine *castella* mehr, obwohl er auf seiner Weiterreise über die ›Römersiedlung Stribach‹ nach Oberdrauburg auf jeden Fall den Lavanter Kirchbichl gesehen haben muss. Damit ist klar, wie Venantius Fortunatus verstanden werden will: Es sind die Reize der südnorischen Landschaft, die seine Verse zum Fließen bringen, das Rauschen der Flüsse, die Siedlungen auf den Bergrücken, ihr Anblick vom Tal und der in die Wolken reichende Pass.

Trotz mehr als einhundert Jahren der Geländebeobachtung und archäologischen Forschung können wir im Drautal zwischen Innichen und Oberdrauburg nur den Kirchbichl von Lavant als *castellum* namhaft machen, auf den *supinare* (= »sich [an einen Berghang] anlehnen«) zutrifft. Nicht nur das, es entspricht wortgetreu dem Eindruck, den man von der gegenüberliegenden Talseite hat.

Es ist also verständlich, wenn das Aguntus des Fortunatus auf den Kirchbichl bei Lavant bezogen wurde. Einen weiteren Kandidaten hat man solange nicht wahrgenommen, als Aguntum am Debantbach gesucht wurde. Jetzt, da Aguntum m. E. in Lienz zu lokalisieren ist, wäre zu klären, ob die Schilderung des Fortunatus auch dort zutreffen kann. Da, wie vorhin ausgeführt, Aguntum eine Brückenkopfsiedlung war, darf man auch am Westufer der Isel Siedlungsreste erwarten. Dank der Aufmerksamkeit von Harald Stadler kennen wir auch von dort Einzelfunde[95], nicht vergessen werden sollte der im 17. Jahrhundert *unterhalb* des Schlosses Bruck ausgeackerte Eckblock eines Grabaltars[96]. Da sich Schloss Bruck direkt über der Drau erhebt, kann mit *unterhalb* wohl nur die Südrichtung gemeint sein.

Das würde bestätigen, was sich schon aus der Topografie ablesen lässt, nämlich dass die Drautalroute südlich von Schloss Bruck die Isel überquert und dort sofort die ersten Anhöhen erklommen hat, um den sumpfigen Zusammenfluss von Drau und Isel über Gribelehof und Geier-

---

[93] *superbire*: vor allem spätantik im Sinne von »stolz glänzen«.

[94] *rapte*: Nach K. E. Georges, Ausführliches Lateinisch-Deutsches Handwörterbuch (Nachdruck Darmstadt 1992) »gemessen«, was m. E. nicht auf die Angst einflößende Wirkung der Alpes Iuliae zutrifft, deren Passübergang in den Wolken verschwindet. Ich würde dieses Hapaxlegomenon eher mit »eilig« oder »hastig« übersetzen.

[95] Es sind das beim Wegebau unweit von Schloss Bruck und beim südlich davon gelegenen Gasthof Gribelehof gefundene römischen Keramiken und vom Geierbichl spätkeltische und spätrepublikanische Keramik sowie eine karthagische Münze aus den Jahren 240–146 v. Chr. Alle Fundstellen zitiert bei Stadler 1995, 68 f.

[96] Auf der einen Reliefffläche ein Dioskur, auf der anderen eine Mänade: lupa 606. Nach A. Roschmann, Inscriptiones et alia diversi generis Romana per omnen Tyrolim monumenta … (Innsbruck 1756) 250 war der Reliefblock im Schloss Bruck als Teil einer Stiege eingemauert, gefunden worden sei er im Jahrhundert davor (= 17. Jh.) auf dem Robotfeld eines benachbarten Bauern *(in agro vicini areis coloni)*. Das Zitat stammt von Meyer – Unterforcher 1908, 79.

bichl zu umgehen. Der Kandidat für ein spätantikes Aguntus ist also die Bergkuppe am Westufer der Isel, wo später die Grafen von Görz ihre riesige Burg in der gleichen Defensivabsicht erbaut und das spätantike Aguntus wohl zerstört haben. Auf eine solche Lage treffen die Worte des Venantius Fortunatus, Aguntus glänze stolz von einem Bergrücken herab, topografisch und emotionell zu, da sie den Eindruck wiedergeben, den man von den Terrassen des kaiserzeitlichen Aguntum auf das gegenüberliegende Ufer hatte.

Zur Zeit, als Venantius Fortunatus durch das Drautal reiste, stand in Aguntum eine erstaunliche Zahl von Kirchen in Benutzung und somit das spätantike Christentum des Ortes, der zur Synode von Grado (zwischen 572 und 577) den Bischof Aaron entsandt hatte, in voller Blüte[97]. Man muss daher für Aguntum mit einer Dualität von Siedlungen rechnen, auf dem östlichen Ufer der Isel die Nachfolgerin des kaiserzeitlichen Aguntum (neutr.) und jenseits der Isel Aguntus (mask.), das eindrucksvolle *castellum* auf dem Burgberg zum Schutz des Iselüberganges und der Bevölkerung.

Aus dem Gesagten gewinnen wir den Eindruck, dass Fortunatus zwar seinen Gefühlen freien Lauf gelassen, die Topografie aber nicht vergessen hat. Denn seine Worte lassen sich präzise auf beide Orte beziehen: Im Fall von Lavant als dem namentlich nicht genannten *castellum* des Drautals ist es der Blick von der ›Römersiedlung Stribach‹ auf die andere Talseite und im Fall von Aguntus ist es der Blick vom Ostufer der Isel auf den späteren Burgberg. Kirchbichl und Aguntus wären also die zwei Kastelle, die Fortunatus vor Augen hat, womit der Plural von *castella* gerechtfertigt ist.

81 Der Reiseweg des Venantius Fortunatus um 565 zwischen Ravenna und Augsburg

Einziger Schönheitsfehler ist, dass Aguntus erst nach der Anspielung auf das *castellum* Lavant genannt wird. Auch er lässt sich erklären, denn Venantius ist, wie aus Abbildung 81 hervorgeht, zweimal durch das Drautal gereist, einmal entlang der Drau aufwärts zum hl. Martin und dann wieder zurück. Will man ihn wortwörtlich nehmen, dann hat er die auf der Hinreise gewonnenen Eindrücke in die Beschreibung der Rückreise eingesetzt. Das dürfte auch für Plöckenpass (= *Iulia Alpes*) gelten, weil das Bild von einem *mons*, der geradewegs in die Wolken führe, *in nubila pergit*[98], besonders dann zutrifft, wenn man von der italienischen Seite ansteigt. Inspiriert wurde er wohl von der Inschrift des Hermias mit ihrem *immanem montem Alpinum ingentem*. Trotz des dichterischen Pathos ist Venantius Fortunatus topografisch absolut präzise – man muss ihn nur richtig lesen.

Etwas weniger als einhundert Jahre vor Venantius Fortunatus hat mitten in den Wirren der Völkerwanderungszeit der hl. Severin durch unermüdlichen Einsatz nördlich der Alpen die Not der Zeit zu lindern versucht. Südlich der Alpen ist nichts von den Spannungen und Krisen der Zeit, von Dreikapitelstreit und Schisma, von Franken, Awaren und Slawen zu spüren: Fortunatus

[97] Glaser 1997, 461.

[98] *[I(ovi) O(ptimo)] M(aximo) [Triviis Quadri]viis ceterisque dibu[s] [a]ram c[u]m [signo] sollemne votum di[c(avit)] Hermias succeptor operis aeterni titulum immanem montem Alpinum ingentem litteris inscripsit* … Für den gesamten Text s. S. 139 Anm. 42.

82 Blick aus dem Tauernkar zum Kasereck (1 900 m, Bildmitte). Über diese Schulter muss auch die Glocknerroute das Tauernkar erreicht haben.

reist durch Südnoricum und kann sich an seinen landschaftlichen Reizen ergötzen. Es ist, als herrschten noch immer der Frieden und die Sicherheit, die 700 Jahre vorher dem Polybios seine Studienreise nach Noreia ermöglicht hatten.

Von der ›Römersiedlung Stribach‹ zum Hochtor

Beim vierten Meilenstein *ab Agunto*, der östlich des Debantbaches an der Südwestecke der öffentlichen Therme stand, zweigte die Glocknerroute von der Drautalstraße ab, passierte den Grabbezirk der *cultores* und etwas höher oben einen unbeschrifteten Meilenstein und erreichte zwei Meilen nach der Abzweigung bei der öffentlichen Therme ohne nennenswerte Hindernisse den Iselsberg. Dieser 1 204 m hohe Übergang ins oberste Mölltal war die Grenze zum Munizipium Teurnia und wohl dorthin gehörte der sechste Meilenzeiger *ab Agunto*, dessen Erstfassung aus Holz im Jahr 201 n. Chr. durch eine steinern Säule ersetzt werden sollte[99]. Von der Passhöhe selbst sind keine archäologischen Funde bekannt.

Ohne nennenswerte Hindernisse stieg die Glocknerroute ins oberste Mölltal ab, das sie bei Winklern betrat, wo sich im Mittelalter eine Mautstelle der Salzburger Bischöfe befand[100]. Ihr weiterer Verlauf ist durch einige Kleinfunde aus Döllach belegt, die sich dort im inzwischen aufgelassenen Heimatmuseum befinden, und von Pockhorn, dem südlichen Ortsteil von Heiligenblut, sind Reste eines Gräberfeldes bekannt (Abb. 2. 3)[101]. Was aber das oberste Mölltal

[99] s. dazu S. 278–279.

[100] In Winklern/Reintal, s. den Beitrag von C. Rohr S. 214.

[101] Fundberichte zu Pockhorn: Carinthia 125, 1935, 268; Hell 1961a, 77; Dembski 1978, 447; Auswertung des im Landesmuseum Kärnten vorhandenen Materials durch Gugl 2001, 320–322 mit Abb. 8.

83 Blick vom Hinteren Hap (2 230 m) von Süden über das oberste Mölltal in das Tauernkar mit dem Hochtor (an der Schneewächte in der Bildmitte erkennbar). Im Vordergrund der Anstieg der Großglockner Hochalpenstraße zum Kasereck (1 900 m, im Bild links unten). Über diesen Hang muss auch die Glocknerroute das Tauernkar erreicht haben.

interessant macht, sind zwei Grabsteine und deren Namensmaterial: In Pockhorn begegnen Vitorii, deren oberitalischer Name in einem scheinbar so abgelegenen Alpental aufhorchen lässt[102]. Die Vitorii sind im Munizipium Aguntum ansässig und mit den Volusii verwandt[103], die im südlichen Noricum mehrmals begegnen und ebenfalls in Oberitalien beheimatet waren[104]. Aus Döllach stammt ferner der Titulus, den ein Enobux[105] für seine Frau mit dem italischen Gentilnamen Nonia errichtet hat[106]. Die Präsenz der beiden oberitalischen Familien bestätigt, dass

[102] lupa 2090 = Carinthia 125, 1935, 268; ILLPRON 353; Glaser 1992, 135: *Sextus Mo(mmi? filius) / Vitoriae Iuliae [con(iugi)] / defunctae an(norum) L Mo(.?.) / ti(o) fratri Anniae Ann[…] / matri defunctis. Vito[riae] / Priscae et Vi[be]nae … / (fili)is vivi[s fecit].*

[103] lupa 4473 = Miltner 1950, 80 Abb. 16; Weber 1975, 280; ILLPRON 1048; Kremer 2001, Kat. I 154: *Volusiae C(ai) f(iliae) Satur / ninae ann(orum) XVI / Volusia Latina soror et / C(aius) Vitorius Cupitus / vir sibi et / Clevvoni Veitoris f(ilio) patri / Voltisemae Bussumari f(iliae) matr(i) / Vitorio Latino filio / Vitoriae Secundinae fil(iae) / v(ivi) f(ecerunt).* Weber 1982 hat auf die vier Generationen von Angehörigen beider Familien hingewiesen. Die Verbreitung der Volusii im östlichen Oberitalien ist dargestellt bei Untermann 1961, Karte 29.

[104] Ihre Verbreitung ist dargestellt bei Untermann 1961, Karte 33.

[105] Zu Enobux teilt mir H. Eichner (Universität Wien) mit, dass der zweite Teil des Namens ein *-bugius* enthält, zu dem der weibliche Personenname Bugia zu stellen ist: Lochner von Hüttenbach 1989, 38, Fundort Thal bei Graz. Zu diesem Frauennamen finde ich noch folgende Belege: Für Bucia s. CIL III 5265 (Celeia) und 11579 (Virunum) sowie für Bugia s. CIL III 3862 (Emona) und 5440 (nach OPEL I 131). Der vordere Namensteil ist dagegen auch aus anderen keltischsprachigen Gebieten bekannt: Enno s. CIL III 3861 (Emona), Ennus/Enna s. AE 1972, 237 (Merida); CIL V 4966 (Camunni) und 4975 (Camunni); Aenus s. CIL II 5609 (Hispania) und Aeno s. CIL V 5342 (Como). Die Zitate nach OPEL I 30 und II 118.

[106] lupa 2085 = CIL III 4725; ILLPRON 57; Glaser 1992, 135: *Nonia(e) Enob / ugi ux(ori) de(functae) an(norum) … / Enobux Gnauo… / et Adnami(u)s p(osuerunt.* Für Lochner von Hüttenbach 1989, 114 ist Nonius ein lateinischer

die Glocknerroute wirtschaftlich fest in den Händen Fremder war, die sich entlang der Route niedergelassen hatten[107]. Wegen dieser Familien neigt Friederike Harl zu der Annahme, dass das oberste Mölltal zum Munizipium Aguntum gehört hätte, was für die Erhaltung der Route ein gewichtiges Argument darstellt.

Die keltisch-römische Siedlung von Pockhorn liegt rund 2 km und rund 180 Höhenmeter unterhalb von Heiligenblut. Von ihr aus war nicht nur das Hochtor zu erreichen, sondern über das Große Fleißtal auch die Rossscharte. Obwohl man zwar steil auf die Rossscharte hinauf- und jenseits auch wieder steil hinuntersteigen musste, war dieser Übergang wichtig, weil er auf kürzerem Wege als über das Hochtor direkt ins Seidlwinkltal und weiter nach Rauris etc. führte. Dass die Rossscharte in der Antike begangen worden war, beweist die kräftig profilierte Fibel, die Stefan Allerbauer dort fand[108], und dass sie im Mittelalter sogar mit Saumtieren begangen wurde, drückt ihr Name ebenso aus wie die vielen Hufnägel, auf die die Metallsucher dort unentwegt stießen. Die Siedlung von Pockhorn, von der leider nur ein paar Grabfunde bekannt sind, war daher verkehrsmäßig optimal situiert und ist deshalb als südlicher Ausgangspunkt für die Tagestour über den Alpenhauptkamm zu betrachten.

Wie die Glocknerroute den Höhenunterschied zwischen Pockhorn (1 190 m) und dem Hochtor (2 576 m) überwand, bleibt verborgen. Zu kurz war im Jahr 1995 die Zeit für eine weitere Prospektion, zu schlecht das Wetter und zu intensiv vor allem unsere Konzentration auf das Heiligtum und seine nähere Umgebung. Für das Teilstück bis zum Kasereck (1 910 m) erlaubt das Gelände kaum eine Variante zur Großglockner Hochalpenstraße, die römische Trasse wird jedoch steiler verlaufen sein (Abb. 82. 83). Das gilt erst recht für die Überwindung des Tauernbachkars, wo wir anhand der Hufnägel sehen konnten, dass die Säumer, welcher Epoche auch immer sie angehörten, sehr geschickt jenen Anstieg ausgesucht hatten, der nach Schneefall am schnellsten ausaperte.

Vom Hochtor bis Bruck an der Glocknerstraße

Mit dem 2 576 m hohen Hochtor, dessen keltisch-römischen Namen wir leider nicht kennen und das in nachantiker Zeit je nach Betrachtung Heiligenbluter Tauern oder Fuscher Tauern hieß[109], erreichte die Route ihren höchsten Punkt. Im Schartel selbst stand das Passheiligtum, über dessen Aussehen wir nur spekulieren können, weil durch den Zahn der Zeit und die Wirkung der Erosion alles, was auf der Passhöhe vorhanden war, entweder zugrunde gegangen oder in die Halden nach Süden abgerutscht ist. Wie der heilige Bezirk aussah, ist zwar vollkommen unbekannt, dass das Adjektiv heilig zutrifft, ist wegen der Weihung von Bronzestatuetten aber klar. Dass es aber ein Bezirk gewesen sei, nimmt vorweg, was zu beweisen wäre. Wenn ich dort oben holzhüttenartige Sakralgebäude annehme[110], dann nur in der Hoffnung, die wenigen verfügbaren Indizien zu einer einigermaßen plausiblen Einheit zusammenzubringen.

Um die Relativität dieses Vorschlags zu betonen, möchte ich die Hauptfrage wiederholen, die sich aus dem Fundmaterial und der Fundsituation ergibt: Wie kann erklärt werden, dass in unserem kleinen Survey im oberen Drittel der Münzhalde, wo keinerlei Schichtenfolge zu erkennen war, Münzen aus der Zeit zwischen dem 2. Jahrhundert v. Chr. und dem 4. Jahrhundert n. Chr. auf engstem Raum beieinander lagen, dazu noch Fibeln und Reste der Bronzestatuetten unterschiedlicher Entstehungszeit? Daraus resultiert der Gedanke, dass sich die im Laufe der Zeit angesammelten Votive am Ende der Antike gemeinsam talwärts in Bewegung

---

Gentilname, abgeleitet von *nonus*, das jedoch mit dem keltischen Zahlwort für neun nichts zu tun hat, weil dieses anders als im lateinischen lautet. Nach G. Alföldy ist Nonius überall häufig, besonders in Italien, Alföldy 1969, 103.

[107] s. o. S. 124 f. und Kap. 4.2 (F. Harl).

[108] s. vorliegender Band Kap. 1.5 (H. Sedlmayer).

[109] s. o. S. 108.

[110] s. o. S. 121–124.

setzten, weil sie in ›Schreinen‹ – welcher Art auch immer – aufbewahrt worden waren, die aus vergänglichem Material bestanden und nicht mehr betreut/gepflegt/gewartet wurden. Aus klimatischen Gründen möchte ich annehmen, dass die für Mensch und Tier bestimmte Station nicht beim ›heiligen Bezirk‹ im Hochtorschartel, sondern unmittelbar südlich davon zu suchen ist, wo z. B. der Viehbichl günstige Bedingungen – Sonnenexposition, Windschutz etc. – bietet.

Unmittelbar beim Nordabstieg aus dem Schartel gabelte sich der von Süden kommende Verkehr in zwei Richtungen (Abb. 84): Die Glocknerroute verlief auf annähernd gleicher Höhe über den Osthang des Brennkogels. In der schlechten Jahreszeit oder auch in kühleren Klimaphasen mögen sich dort Schnee- oder Firnfelder gebildet haben, die aber wegen der relativ geringen Hangneigung kaum nennenswerte Hindernisse boten. Daher ist nicht anzunehmen, dass sich hier die Routenführung geändert haben wird, und daher ist es auch erlaubt, den erwähnten Dolch der Bronzezeit B vom Ostfuß des Brennkogels und die von Ludwig Graupner auf der 2 391 m hohen Geländerippe des Mitteltörls gefundenen Hufnägel von Saumtieren als Beweis für den Routenverlauf heranzuziehen.

Danach ist mit einem leichten Abstieg zur Fuscherlacke (2 275 m) zu rechnen, wo realistische Chancen bestehen, eine Station zu finden. Von dort musste die Glocknerroute zum 2 400 m hohen, namenlosen Sattel südlich des Fuscher Törls aufsteigen. Da der Osthang des Brennkogels den östlichen Talschluss des Seidlwinkltals bildet und durch dieses Abstiegsmöglichkeiten in Richtung Rauris und weiter hinaus ins Salzachtal bietet, gelangte man von hier in das Kupferbergbaugebiet vom Mitterberg und in die Salzbergbaugebiete von Hallstatt und Dürrnberg/Hallein, eine Route, die auch in Mittelalter und Neuzeit intensiv begangen wurde[111]. Als Möglichkeiten für Abzweigungen kommen die Fuscher Wegscheide unmittelbar beim Hochtor in Frage (flacher) und ein steiler Abstieg von der bei der Fuscher Lacke vermuteten Station (für den Fall eines Wetterumschwunges). Weiter unten im Seidlwinkltal befindet sich das Rauriser Tauernhaus (1 526 m), eines jener berühmten Tauernhäuser, die vom späten Mittelalter an den Reisenden die Überschreitung des Alpenhauptkammes erleichterten. Sein Wirt hatte die Aufgabe, im Winter den Weg zum Tauern (= Hochtor) auszuschaufeln. Rund 3,5 km talauswärts befindet sich die Maschlalm (ca. 1 300 m), wo 1874 der berühmte Goldtorques gefunden wurde[112]. Der weitere Verlauf der Seidlwinkltalroute wird durch sechs makedonische Großsilbermünzen dokumentiert, die 1880 im Ortsgebiet von Rauris (950 m) gefunden wurden[113].

Wie die Glocknerroute vom Fuscher Törl über rund 1 300 Höhenmeter in das Ferleitental abgestiegen ist (Abb. 83 a), könnte man einigen Tafeln mit der Aufschrift »Römerweg« entnehmen, die entlang der Großglockner Hochalpenstraße auf gelegentlich unter der Grasnarbe sichtbare Wegtrassen hinweisen. Leider entbehren diese gut gemeinten Informationen einer archäologisch abgesicherten Grundlage und die Trassen, an denen sie stehen, gehören wegen ihrer weiten Kurvenradien und ihrer geringen Steigungen der jüngeren bis jüngsten Vergangenheit an[114]. Der prähistorisch-keltisch-römisch-mittelalterliche Träger- und Saumverkehr ist viel direkter angestiegen, wie man an dem erwähnten extrem steilen Anstieg durch das Große Fleißtal auf die Rossscharte (sic!) sehen kann.

Im obersten Ferleitental muss sich ein Stützpunkt befunden haben, der als nördliche Talstation für die Überquerung des Alpenhauptkammes diente, das Pendant zu Pockhorn, der südlichen Talstation. Zwischen beiden war, so schätze ich, unter günstigen Bedingungen der Übergang in einem Tag möglich. Leider ist bisher keine Spur des nördlichen Stützpunktes gefunden worden. Dass eine derartige Vermutung dennoch richtig ist, geht aus Urkunden des späten Mittelalters

---

[111] s. S. 171 f.

[112] Moosleitner 1997b.

[113] Zeller 1989, 10.

[114] Nach Mayr 1994, 13–36 ist diese für Saumtiere, aber nicht für Fahrzeuge geeignete Wegtrasse jedenfalls nachantik, auf einer Karte des Jahres 1871 eingetragen (Wiedenmann 1871) und im Gelände mit Unterbrechungen von der Schupfergrundalm im hintersten Fuschergrund über das Fuscher Törl, Mitterthörl, durch das Tauernkar bis zur Fleißkapelle oberhalb von Pockhorn zu verfolgen.

83 a Der Talschluss des Ferleitentals; links dahinter der Großglockner (3 798 m), rechts darüber der Großvenediger (3 657 m). In der linken unteren Bildecke der Übergang der Glocknerroute aus dem Seidlwinkltal ins Ferleitental im Bereich des Fuscher Törls (Pfeil)

hervor, die schon um 1350 für die Schwaige Ferleiten eine landesfürstliche Getreideprovision belegen, was diese eindeutig zu einem Tauernhaus deklariert. Die Schwaige Ferleiten, zu der auch das Vögerlgut und das Altjudengut gehörten, lag im Ferleiten Tal, das durch die Fuscher Ache entwässert wird; an ihrer Stelle steht heute der Tauerngasthof Ferleiten. Das Toponym Ferleiten besteht aus germanisch **fer-*, das u. a. »hinüber gehen/tragen« bedeutet[115] und »Leite = Berghang«[116]. Weist also Ferleiten auf mittelalterlichen Trägerverkehr, so deutet das sich selbsterklärende »Futterer«-Kar auf Säumerverkehr. Dieses führt vom Ferleiten Tal entlang des Trauner Baches steil hinauf zum Fuscher Törl, an seinem Beginn dürfte die nördliche Talstation der Glocknerroute zu suchen sein. Denkbar wäre, dass die rund 1 500 m hoch gelegene Trauner Alm ihr biologischer Nachfolger ist.

Unterhalb der Schwaige Ferleiten kommt die Engstelle der Bärenschlucht, die das Ferleitental vom Fuschertal trennt. Am Westhang hat Ludwig Graupner die spätbronzezeitliche Lanzenspitze gefunden, durch die der Verlauf der Glocknerroute auf dieser Seite belegt wird. Weiter talauswärts folgt der Ort Judendorf, der für die mittelalterliche Nutzung der Glocknerroute eine wichtige Erkenntnis bringt, auf die Markus Wenninger in seinem Beitrag aufmerksam macht[117]: Beim Ortsnamen Judendorf handelt es sich um einen -dorf-Namen, der in die Zeit vor 1000 zurückreicht und ein von Juden bewohntes Einzelgehöft bezeichnet.

---

[115] F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache [22](Berlin 1989) s. v. fahren, Ferge, Fährte, Furt etc. stammverwandt mit lat. *portare*.

[116] F. Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache [22](Berlin 1989) s. v. Leite.

[117] s. hier Kap. 2.4 (M. J. Wenninger).

83 b Das inneralpine Routenkreuz-Nord (Blick von Süden). Im Vordergrund von Westen nach Osten das Salzachtal und die Mündung des Kapruner Tals mit dem Bürgkogel bei Kaprun (Pfeil 1). In der rechten Bildecke unten die Mündung des Fuscher Tals in das Salzachtal. Die Glocknerroute überquerte bei der Brückenkopfsiedlung Bruck – Schloss Fischhorn (Pfeil 2) die Salzachsümpfe, überquerte das Zeller Moos südlich des Zeller Sees, passierte Zell am See, die *cella in bisonzio* (Pfeil 3), überschritt die Saalach am Fuße des Biberges (Pfeil 4), dann die Urslau bei der Brückenkopfsiedlung Saalfelden-Magnesitwerk (Pfeil 5), verließ das Saalfeldener Becken beim römischen (?) Weiler Marzon (Pfeil 6), durchquerte, dem Tal der Saalach folgend, die nördlichen Kalkalpen zwischen den Leoganger Steinbergen und dem Steinernen Meer und erreichte das Salzburger Becken beim Karlstein bei Bad Reichenhall (vom Untersberg verdeckt, Pfeil 7)

Glocknerroute und Salzachtalroute: Das inneralpine Routenkreuz-Nord

Mit dem Verlassen des Fuschertals betritt die Glocknerroute den Pinzgau und damit eine ihrer schwierigsten Passagen. Warum gerade dies die schwierigste Passage ist und nicht die Überquerung des Alpenhauptkammes, muss anhand der naturräumlichen Situation erklärt werden (Abb. 83 b).

Der Pinzgau gehört zu den größten inneralpinen Talbecken und wird bei einer Fläche von 2 640,85 km² von nur zwei Flüssen mit einem riesigen Einzugsgebiet entwässert, der stattlichen Salzach und der kleineren Saalach[118]. Die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen liegt bei Maishofen, etwa 2 km nördlich von Zell am See und ist mit einem Höhenunterschied von rund 7 m zum Zeller See ganz flach. Dort, wo Salzach und Saalach den Pinzgau verlassen, müssen sie Gebirgsmassive durchstoßen, die von der Erdfaltung aufgetürmt wurden: Bei der Salzach ist es

[118] Erdgeschichtlich betrachtet ist die Saalach nichts anderes als der ursprüngliche Unterlauf der Salzach. Sie mündet bei Freilassing, d. h. am nördlichen Stadtrand von Salzburg, in die Salzach.

84 Blick von der Edelweißspitze auf die sog. Alpenquerung der Großglockner Hochalpenstraße an den Osthängen des Brennkogels. Im Vordergrund die Fuscher Lacke, nach links hinunter senkt sich das Seidlwinkltal, in der Bildmitte der Tunnel des Mittertörls und senkrecht darüber das Hochtor mit dem ›Temenosfelsen‹

die Embacher Blaicke[119], jene wilde Schlucht zwischen Taxenbach und Lend, wo der Nordrand des Tauernfensters mit seiner sehr komplizierten und ewig nachrutschenden Tektonik unter die Grauwackenzone abtaucht. Bei der Saalach ist es der Durchbruch durch die nördlichen Kalkalpen, der am Nordende des Saalfeldner Beckens beginnt. Die dortige Engstelle zwischen Leoganger Steinbergen und Steinernem Meer trägt den selbsterklärenden Namen »Hohlwegen«[120], die eigentliche Klause liegt flussabwärts von Lofer.

Vor allem das Embacher Nadelöhr hat dem Pinzgau den Charakter einer Sumpf-, Moor-, Insel-, Fluss- und Seenlandschaft verliehen, der erst durch die Meliorationen des 19. Jahrhunderts zum Verschwinden gebracht wurde und heute nicht einmal mehr zu ahnen ist. Was die Passage durch diese Zone so schwierig machte, muss ihre Unberechenbarkeit gewesen sein. Denn die über Mitteleuropa vorherrschenden Nordwestwetterlagen und die sog. Genuatiefs im Verein mit unvorhersehbaren Doppelregenphasen treffen auf die bis 3 800 m Meereshöhe ansteigenden Hohen Tauern und sorgen dort für extreme Wetterereignisse. Daher muss vor allem die Embacher Blaicke für einen unkalkulierbaren Rückstau der Wassermassen verantwortlich gewesen sein, der sich von Mal zu Mal anders auswirkte und alle Formen zwischen mühsam begehbarer Moorlandschaft und schiffbarem See annehmen konnte. In historischer Zeit haben im Pinzgau die Hochwässer mitunter solche Dimensionen angenommen[121], dass sich die Salzach mit dem Zeller See vereinigte und die flache Wasserscheide ins Saalfeldner Becken übersprang[122]. Die Menschen, die hier überleben wollten, mussten sich den Bedingungen ihres Lebensraumes anpassen und waren gezwungen, dem Außergewöhnlichen eine Normalität abzuringen.

---

[119] Nach H. Pohls Website, Bergnamen in Österreich ‹http://members.chello.at/heinz.pohl/Bergnamen.htm› (14. 3. 2011) ist Blaicke eine »Stelle, wo der Untergrund (der Fels) hervorblickt, eine durch Rutschung grasfreie Fläche am Berghang« (von mhd. *blecken* »entblößen, sehen lassen«).

[120] Wegen des Nadelöhrs hält Hörburger 1982, 172 die Bezeichnung »Hohlwegen« für angebracht, meint aber ohne einen Beleg dafür anzuführen, dass es eher die dialektische Umformung von »Hallwegen« sein dürfte.

[121] Zu den Überschwemmungen Rohr 2007, 201–397.

[122] Rohr 2007, 351. Ein detaillierter Bericht zählt auf, welche Gebäude, Straßen Brücken und Felder durch die katastrophale Überschwemmung, die am 29. Juli 1567 den Raum Saalbach heimsuchte, zerstört wurden (Rohr 2007, 244).

Zu den natürlichen Ursachen kamen in historischer Zeit noch die vom Menschen gemachten, die Abholzung ganzer Bergwälder für die Sudpfannen von Reichenhall und für den Bergbau. Wie bei der Behandlung der Salzversiedung von Ad Salinas/Reichenhall noch erwähnt werden wird[123], kam es zu einem Raubbau an den Wäldern, der sich Saalach aufwärts bis ins Saalfeldner Becken hinauffraß und alle Nebentäler der Saalach einbezog, soweit es die wasserbautechnischen Möglichkeiten von damals zuließen[124]. Wegen der Bedeutung, die die Reichenhaller Salinen vom Ausgang der Keltenzeit an gehabt haben, muss man bereits für die Antike mit einer Abholzung riesigen Ausmaßes rechnen.

Was die Fürsterzbischöfe von Salzburg durch Jahrhunderte hindurch nicht schafften, wurde bald nach der Angliederung Salzburgs an die Habsburgermonarchie auf Druck der Bevölkerung energisch in Angriff genommen[125]: Bereits einige Tage vor der für 12. Juni 1816 angesetzten Erbhuldigung erschien eine Salzburger Landesdeputation vor Kaiser Franz I. in Schloss Mirabell, um neben politischen Agenda auch die Trockenlegung des Pinzgauer Moores zu fordern. Auch wenn dem nicht sofort entsprochen werden konnte, so begann man doch im Jahr 1823 unter hohen Kosten das Pinzgauer Salzachtal, das Fuscher-, Rauriser- und Gasteiner Tal trockenzulegen und Bäche und Flüsse zu regulieren[126]. Mit diesen Meliorationen verschwand z. B. das graue Inselmeer, das die Salzach unterhalb von Mittersill bildete, wo die Gebirgsbäche unentwegt ihre Schotter aufschütteten, was dem Ort Mittersill den Spitznamen ›Pinzgauer Venedig‹ einbrachte. Eine weitere Erleichterung brachte zwischen 1863 und 1867 der Bau eines Entwässerungskanals für den Zeller See[127], der den Wasserspiegel des Sees um einige Meter senkte und dem Ort mehr Platz verschaffte. Da damit auch eine Entwässerung von Zeller und Brucker Moos verbunden war, konnte durch diese Feuchtgebiete erstmals eine Dammstraße gebaut werden. Die Trockenlegung der Talböden und der Schutz der Siedlungen vor Hochwässern führten zum Erlöschen des Wechselfiebers, das bis dahin im Salzachtal ebenso endemisch war wie im Gailtal[128].

Die Meliorationen, die im Pinzgau dieses Wort wirklich verdienen, haben die Landschaft so nachhaltig verändert, dass man heute viel Fantasie benötigt, um sich die einstmals vorhandene, stets wechselnde Situation vorzustellen. So sind es fast nur noch die Ortsnamen, die noch an die Zeit davor erinnern: Im Land Salzburg lassen sich rund 170 Siedlungsnamen nachweisen, die mit -moos (= Moor, Sumpf) und gar an die 190 mit mhd. -ouwe (= nhd. -au) von Wasser durchflossenes Land, Insel, Halbinsel gebildet sind[129]. Wie weit wir uns inzwischen von den Erfahrungen entfernt haben, die bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die dort lebenden und durchziehenden Menschen machen mussten, wird am Fehlen eines Wortes für diese amphibische Welt spürbar. Am nächsten kommt ihr die Vorstellung von einer inneralpinen Aulandschaft – ein Begriff, den ich im Folgenden verwenden möchte.

---

[123] s. vorliegender Band Kap. 3.5 (O. Harl).

[124] Da in Mittelalter und Neuzeit die Produktion der Wittelsbacher Saline Reichenhall immer stärker von einem Holz abhing, das über große Entfernungen herangedriftet wurde, musste schon 1527 der Holzbezug aus dem fürsterzbischöflichen Pinzgau durch ein eigenes Vertragswerk geregelt werden, dem im Jahre 1829 eine Salinenkonvention folgte. Das führte dazu, dass um die Mitte des 19. Jhs. von den 401 000 Joch Wald des Herzogtums Salzburg 22 000 Joch, über ein Fünftel also, dem bayerischen Staat als Saalforste gehörten, H. Haas, Das liberale Zeitalter, in: Dopsch – Spatzenegger 1995, 790. Zu den Saalforsten auch Lang 2009, 271–280.

[125] H. Haas, Das liberale Zeitalter, in: Dopsch – Spatzenegger 2009, 1030.

[126] Das Folgende nach H. Haas, Das liberale Zeitalter, in: Dopsch – Spatzenegger 2009, 798–800.

[127] Im Zuge dieser Arbeiten wurden zwei inzwischen verschollene römische Kandelaberfüße gefunden: Richter 1881, 92.

[128] Dazu Brockhaus Bilder-Conversations-Lexikon IV (Leipzig 1841) 675–676 s. v. Wechselfieber: Trocken und hochgelegene Gegenden sind fast völlig frei davon (d. h. dem Wechselfieber) und müssen zuweilen von langwierigen Fieberkranken aufgesucht werden, um ihre Genesung zu bewirken.

[129] Hörburger 1982, 159 (-moos) und 156 (-au). Für die hochsprachlich als Moos bezeichnete Pflanze wird dagegen mies- verwendet, z. B. Miesdorf bei Mariapfarr im Lungau oder Miesenbach, der Heimatort des niederösterreichischen Malers Friedrich Gauermann (1807–1862).

Der ›große Bruder‹ der Pinzgauer Aulandschaft ist das Laibacher Moor gewesen, zu dem uns Strabo eindeutige Informationen liefert[130]: Von Tergeste/Triest aus gelangte man auf den Ocra-Pass (heut Razdrto, Slowenien) und von dort zu einem Sumpf namens Lougeon. Bei diesem kann es sich um nichts anderes handeln als um das Laibacher Moor, das den gesamten Talkessel der Ljubljanica zwischen dem Ort Vrhnika und der Engstelle am Fuße des Laibacher Burgberg ausfüllte. Dass die Ljubljanica in der Antike schiffbar gewesen sein muss, geht aus dem von Strabo zugleich genannten Ortsnamen Nauportus hervor, der nichts anderes heißt als »Schiffshafen«. Daher kann man annehmen, dass Nauportus das *caput fluminis* für den Schiffsverkehr aus der Ljubljanica in die Save, die Donau und ins Schwarze Meer war. Sogar in die antike Sagenwelt hat Nauportus in seiner Eigenschaft als Flusshafen Eingang gefunden, denn dort sollen die Argonauten auf ihrer Flucht von Kolchis am Schwarzen Meer (!) ihre Argo geschultert und über die Alpen (= Ocra) getragen haben[131].

Der Pinzgau steht also nicht allein da in den Ostalpen. Dass aber auch vier römische Ostalpenstämme ihren Namen von inneralpinen Aulandschaften erhalten oder genommen haben, lässt sich punktgenau erklären. Es handelt sich um die Ambisontes, Ambidravi, Ambilini[132] und Ambisavi. Diese mit dem Präfix *ambi-* und dem Namen eines Flusses bestehenden Komposita bezeichnen Leute, die zu beiden Seiten der oberen Salzach (Isonta), der Drau (Dravus) und der Gail (*Linus, Name nicht gesichert) wohnten. Im Südostalpenraum kommen zu dieser Art der Namensbildung noch die Ambisavi (Savus) dazu, also Anwohner zu beiden Seiten der Save[133]. Diese vier namengebenden Flüsse sind jedoch nicht jene gradlinigen Kanäle von heute mit ihren abweisenden Ufern, an denen sich die Kraftwerke aufreihen, sondern vitale, ungestüme, ja zerstörerische, aber auch friedfertige, nährende und menschenverbindende Gewässer gewesen. Es ist klar, dass sich unter diesen naturräumlichen Umständen eine sehr spezifische Lebensform entwickeln musste. Und noch eins: Wie ein Blick in Holders »Alt-celtischer Sprachschatz« lehrt, gibt es nur in den Ostalpen (und charakteristischerweise auch in Niedergermanien) Stammesnamen, die mit dem Präfix *ambi-* gebildet sind – weil nämlich nur die Ostalpen große Tallandschaften ausgebildet hatten, an deren Ausflüssen sich die Wasser stauen konnten[134].

Vollkommen parallel zum Drautal schreibt auch im Salzachtal die Landschaftsgliederung richtiggehend ein Routenkreuz vor: Die Süd-Nord verlaufenden Glocknerroute kreuzt eine durch das Pinzgauer Salzachtal verlaufende West-Ost-Route, der Kreuzungspunkt beider ist der Ort Bruck an der Glocknerstraße. In West-Ost-Richtung lässt sich die nachfolgend beschriebene Kette keltischer und römischer Siedlungen oder Fundplätze feststellen, denen gemeinsam ist, dass sie am Ausgang von Tälern liegen, die einen direkten Übergang über den Alpenhauptkamm vermitteln (s. Abb. 70). Dass sie oberhalb der Talböden, also außerhalb des lokalen Überschwemmungsbereiches liegen, sei zur Sicherheit wiederholt. Betrachtet man den Verlauf von Saalach und Salzach unter dem Aspekt einer Überschwemmung der Talböden, lässt sich ein relativ klares Bild davon gewinnen, wie gerade hier die Ausbildung einer dauerhaft begehbaren Route in beiden Tälern von der Landschaft diktiert wurde. Dieses Bild soll im Folgenden nachgezeichnet werden.

---

130 Strab. 7, 5, 2. Dazu Harl 2011, 132–134.

131 Plin. nat. 3, 22.

132 Genannt auf den für die Familie des Augustus auf dem Magdalensberg errichteten Ehreninschriften. Dazu jetzt G. Piccottini, Zu den augusteischen Ehreninschriften vom Magdalensberg, in: Beutler – Hameter 2005, 389–402.

133 CIL III 13406, Fundort Drnovo/Neviodunum: *Titus Ambisavi f(ilius) {h}an(n)or(um) LXXX h(ic) s(itus) Uxela Griponi f(ilia) an(norum) L*. Wegen der Mobilität von Personen ist dem Fundort keine topografische Aussagekraft beizumessen.

134 Holder 1904.

Mittersill

Aus dem engeren Ortsbereich von Mittersill, das unmittelbar am Ausgang des Felbertals liegt, sind zwei römische Steindenkmäler bekannt: ein Rundmedaillon mit den Brustbildern zweier Frauen, das sich von alters her im Schloss Mittersill befand[135], nach Wien kam und dort in Verlust geriet[136], sowie ein Titulus aus Felben[137]. Beide scheinen Altfunde zu sein, denn das Rundmedaillon trug auf dem Rand die Jahreszahl 1513, wahrscheinlich das Jahr seiner Entdeckung, und der Titulus war in der Felbener Kirche eingemauert und wurde 1807 für das Kunsthistorische Museum in Wien erworben. Eine Verschleppung ist daher wenig wahrscheinlich.

Durch das Felbertal gelangte man über den Felbertauern (2 481 m), auf dem eine keltische Münze gefunden wurde[138], nach Matrei und weiter durch das Iseltal ins Lienzer Becken mit dem Zentralort Aguntum. Wie bedeutend diese Verbindung war, wird durch den Ortsnamen von Matrei bestätigt, für den jüngst eine venetische Wurzel erkannt wurde[139].

Steinbühel bei Uttendorf

Rund 500 m westlich des Ortskerns von Uttendorf hat Fritz Moosleitner zwischen 1976 und 1990 auf einem flach geneigten Hang ca. 30–50 m über dem Talboden ein hallstattzeitliches Gräberfeld mit rund 600 Brandbestattungen ausgegraben. Neben lokalen Beigaben fanden sich welche, die aus dem nördlichen Alpenvorland und – für unser Thema wichtig – aus Venetien stammen[140]. Rund 80 m höher als das Gräberfeld von Uttendorf liegt der Steinbühel oder Steinerbichl, wo bereits Martin Hell römische Funde geborgen hat. Jüngste Grabungen ergaben den Nachweis, dass sich dort oben eine bedeutende Siedlung befunden hat, die von der späten Keltenzeit bis in die Spätantike existierte[141]. Zu dieser Siedlung dürfte der Grabstein des Sex. Erbonius gehören, der im Jahre 2000 auf dem Uttendorfer Friedhof entdeckt wurde[142].

Uttendorf liegt an der Nordseite des Salzachtals gegenüber der Einmündung des Stubachtals, durch das man auf den Kalsertauern aufstieg[143] und durch das Iseltal ins Lienzer Becken mit dem Zentralort Aguntum gelangte.

Bürgkogel bei Kaprun

Der Bürgkogel (950 m, von kelt. **brig-* = Höhe) liegt südlich der Ortschaft Kaprun[144] und ist ein idealer Punkt, um den Ausgang des Kapruner Tals in den Pinzgau zu sperren. Sein Gipfelplateau scheint in der Spätlatènezeit von einem zumindest 500 m langen Stein-Erde-Wall umgeben gewesen zu sein. Republikanische Münzen vom beginnenden 1. Jahrhundert v. Chr. und Importware aus dem Süden belegen einen intensiven Handel mit dem Mediterraneum. Hervorgehoben sei

---

135 Dort noch erwähnt in Franz – Neumann 1965, 145.

136 lupa 305.

137 CIL III 5522 = lupa 4470: *Calventius Iutumari f(ilius) o(bitus) a(nnorum) LV Iantumara c(oniunx) e(t) Severinus f(ilius) e(t) Ursa f(ilia)*. Auch der Ortsname Felben deutete auf die Oberpinzgauer Sumpflandschaft: Felben ist ein abgekommenes Wort für Weide, Hörburger 1982, 144.

138 Mündliche Mitteilung Ludwig Graupner.

139 Schürr 2005, 440.

140 Moosleitner 1992/1993.

141 Höglinger 2004a, 140–142; Höglinger 2004b, 187–193; Höglinger 2006, 201–222.

142 lupa 11267. s. u. S. 304.

143 Auf dem Kalsertauern wurde nach Hell, 1952, 41 ein bronzezeitliches Schwert gefunden.

144 Dem vorhin über die inneralpine Aulandschaft Gesagten entspricht die Etymologie des Namens Kaprun, der sich von ahd. quât, kât = Kot, Schlamm und brunno = Brunnen herleiten lässt, also »trüber« oder »verschmutzer Brunnen« bedeutet, Lindner 2008, 36.

ein Eisenbarren mit exakt 20 römischen Pfund, der wohl auch mit dem transalpinen Handel in Verbindung zu bringen ist[145].

Wie weit das heute stark veränderte Kapruner Tal wirklich für einen Alpenübergang genutzt wurde, möchte ich zur Diskussion stellen, weil man hier gleich zwei hohe Pässe bewältigen muss. Dadurch verliert die Route jenen Vorzug, der oben besprochenen Pässe auszeichnet, nämlich den Alpenhauptkamm in einem Tag überschreiten zu können: Man muss zum Kapruner Törl (2 639 m) aufsteigen, dann rund 600 Höhenmeter zum heutigen Tauernmoossee (2 023 m) absteigen, um über den von der Granatspitze herunterkommenden Gegenhang erneut rund 500 Höhenmeter zum Kalser Tauern (2 515 m) aufzusteigen – eine recht mühsame und ausgesetzte Tour also. Auf dem Kalser Tauern traf der Kapruner auf den Uttendorfer Aufstieg. Danach ging es gemeinsam in den Kalser Talkessel hinab, aus dem die Statuette einer Victoria stammt[146], und in weiterer Folge in das Lienzer Becken mit dem Zentralort Aguntum (= Lienz-Patriasdorf).

Bruck an der Glocknerstrasse

Nördlich der Salzach, d. h. auf der Sonnseite des Tals, hat die Salzburger Landesarchäologie in den letzten Jahren bedeutende Funde und Befunde aus dem Boden geholt. Die Fundplätze konzentrieren sich auf eine niedere Geländestufe, die sich von der Salzachbrücke von Bruck bis zum Schloss Fischhorn hinzieht. Hier fanden sich Reste eines Brandgräberfeldes, das in der ersten Hälfte des 1. Jahrhunderts einsetzt[147], und Gebäude, die nach Aussage der keltischen und republikanischen Münzen sowie der Fibeln bereits am Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr. existierten und bis in die spätere Mittelkaiserzeit reichen[148]. Die Fundamente eines der ergrabenen Gebäude steckten in Schwemmschichten und waren durch Piloten verstärkt.

Wann die mittelkeltisch-römische Brückenkopfsiedlung von Bruck-Fischhorn ihr Ende fand, ist offen. Ihre mittelalterliche Nachfolgersiedlung scheint jedenfalls so wichtig gewesen sein, dass sie im Jahre 1200 durch die Burg Fischhorn, die die Herren von Goldegg auf dem in die Pinzgauer Auenlandschaft hineinragenden Geländesporn errichteten[149], geschützt werden musste. Dies fügt sich gut zu der Erkenntnis von Markus Wenninger, dass bereits in ottonischer, wenn nicht schon in karolingischer Zeit über die Glocknerroute vor allem von Juden getragener Handel zwischen Venedig und Salzburg sowie Regensburg betrieben wurde. Ein Indiz für eine frühe Wiederaufnahme des Transitverkehrs auf der Glocknerroute wäre der Gewässer- und Ortsname Fusch, der sich von lat. *fuscus* (= dunkel, schwärzlich) ableiten lässt und bereits um 963 belegt ist[150]. Franz Hörburger fragte sich, wie im südlichen Pinzgau, der toponomastisch vollkommen bairisch geprägt ist, ein romanischer Name erhalten bleiben konnte. Seit in Reichenhall eine Kontinuität zwischen Antike und Mittelalter nachweisbar ist, die von den romanischen Fachleuten für das Versieden von Sole getragen wurde[151], wäre nicht mehr auszuschließen, dass Romanen von Reichenhall ihr Salz auch exportierten, z. B. über die Glocknerroute nach Süden. Dazu würde die romanische Bezeichnung »Judenpalfe« für die schwierig zu passierende Engstelle an der Möll südlich von Heiligenblut gut passen[152]. Im

---

[145] Moosleitner 1996a, 247–250.
[146] Fleischer 1967, 99 Nr. 120.
[147] Hell 1972, 32–42.
[148] Höglinger 2007.
[149] Nach Hörburger 1982, 174 ist der Name Fischhorn eine Verballhornung von »Bei den Fischern«. Heinz Dopsch verdanke ich die mündliche Mitteilung, dass die Burg Fischhorn offenbar um 1200 von den Herren von Goldegg errichtet und später an den Salzburger Erzbischof Eberhard II. verkauft wurde, der sie zur Ausstattung des Bistums Chiemsee verwendete.
[150] Hörburger 1982, 45 und Lindner 2008, 25: *Uuska*, scil. *aqua* als Bezeichnung der Fuscher Ache, erst später Siedlungsname, aus onomasiologischer Sicht »Schwarzach«.
[151] s. Kap. 3.5 (O. Harl).
[152] s. dazu hier den Beitrag von M. J. Wenninger, S. 209–210. »Palfe(n)«, mask., ist die romanische Bezeichnung für einen überhängenden Stein/Fels.

Sinne der zu Beginn charakterisierten diachronen Betrachtungsweise gibt es also beträchtliche Indizien dafür, dass der Ort Bruck an der Glocknerstraße und seine keltisch-römische Vorgängersiedlung ein wichtiger Kreuzungspunkt waren und im inneralpinen Routensystem eine herausragende Stellung eingenommen haben.

Die Embacher Blaicke

Unter dieser Überschrift möchte ich den zwischen Bruck an der Glocknerstraße und Schwarzach verlaufenden und verkehrsmäßig besonders schwierigen Abschnitt der Salzachroute betrachten. Die Salzachklause zwischen Taxenbach und Lend, die durch das Rutschgelände der Embacher Blaicke gebildet wird, konnte relativ gut über die Embacher Hochebene umgangen werden[153]. Dies wurde um 1500 besonders sichtbar, als die alte Römerstraße über den Radstädter Tauern so stark verfallen war, dass sie nur noch als Saumpfad benutzt werden konnte. Deshalb wurde von Hirschfurt (Lend) über die Embacher Hochebene in die Rauris eine Fahrstraße gebaut, die nicht nur dem Rauriser Bergbau, sondern auch dem Zugang zum Hochtor über das Seidlwinkltal diente[154].

Dass der Abschnitt über die Embacher Blaicke verkehrsmäßig wichtig war, schlägt sich auch im archäologischen Befund nieder. Dieser beginnt beim Burgstall von St. Georgen im Pinzgau, der im Volksmund »Weberpalfen« genannt wird, und den dort gemachten latènezeitlichen Befunden[155], setzt sich fort mit der Bronzestatuette eines Vulcanus aus Gries[156] endet mit einer bemerkenswerten Fundstellendichte im Ortsgebiet von Taxenbach. Von dort sind bekannt:

- Ein Münzschatz vom Edtgut[157], das im Zwickel zwischen der Mündung der Rauriser Ache, die hier durch die berühmte Kitzlochklamm herunterstürzt, und der Salzach liegt.
- Der Titulus eines Freigelassenen, der im 1945 auf demselben Salzachufer ungefähr 2 km oberhalb des Edtgutes gefunden wurde[158].
- Ein Titulus mit außergewöhnlichen Personennamen aus Hasenbach, d. h. vom gegenüberliegenden Salzachufer[159].

Leider ist an den archäologischen Funden nicht abzulesen, wo die vom Hochtor herabkommenden Seidlwinkltalroute auf die Salzachroute stieß, doch ist es auch hier wieder das Gelände, das eine relativ klare Vorstellung vermittelt: Denn ein Abstieg vom Hochtor durch das Rauriser- oder Seidlwinkltal, der durch den goldenen Torques von der Maschlalm[160] und durch einen Verwahrfund von sechs makedonischen Großsilbermünzen aus dem Ortsgebiet von Rauris[161] belegt wird, war nur dann sinnvoll, wenn man durch den Pongau nach Salzburg oder ins obere Ennstal weiter zog. Deshalb ist anzunehmen, dass die Seidlwinkltalroute der Kitzlochklamm

---

153 Die Embacher Blaicke liegt rund 1 000 m hoch, der auf dem Talboden liegende Bahnhof von Taxenbach 712 m.

154 Klein 1959, 81.

155 Moosleitner 1991a.

156 Gefunden 1884 im Salzachschotter der Bahnstation Gries, Fleischer 1961, 27–28 und Taf. 3.

157 Kellner 1961, 173–182.

158 lupa 9457: *Lupius Severi{s} lib(ertus) [o]bitus annorum XX[--] [Ut]tu{s}(?) uxor eius mar[it]o et sibi et suis viva fecit.* Fundort ist der Hof Nr. 12, vulgo Rieserbauer. Nach Auskunft von Herrn Wieser, Archivar und Leiter des Bauamtes Taxenbach, liegt dieses Anwesen auf der Höhe der ersten Kehre der Rauriser Bundesstraße, das ist die erste Terrasse über der Salzach.

159 CIL III 5523 = lupa 4469: *Atitto Atevali f(ilius) ann(orum) LXXV hic s(itus) e(st). Uttu Elvissonis f(ilia) uxor, Mommus Atittonis f(ilius), Conginna Quordaionis f(ilia) fil(ius et) nu(rus) XXX par(entibus) fec(erunt).* Josef Lahnsteiner berichtet in der Festschrift 1000 Jahre Taxenbach, herausgegeben vorn Dekanatspfarramt, deren Auszug mir freundlicherweise vom Bauamt Taxenbach zur Verfügung gestellt wurde, dass der Stein bereits um 1775 beim Sommererbauer ausgeackert, 1804 an die Salzburger Universität und von dort 1837 an das damalige Landesmuseum übergeben worden war.

160 Moosleitner 1997b.

161 Zeller 1989, 10. Nach persönlicher Mitteilung von Günther Dembski dürfte es sich um den Inhalt einer antiken Geldbörse handeln.

ausgewichen ist und schon oberhalb der Klamm, etwa auf Höhe des Agerwirts, die Embacher Blaicke angesteuert hat. Auf der Hochebene von Embach dürfte sie dann auf die Salzachtalroute gestoßen sein, die von Taxenbach heraufkam.

Betrachtet man die Verteilung der römischen Steindenkmäler im Land Salzburg, dann scheint während der römischen Kaiserzeit die West-Ost verlaufende Salzachtalroute recht bedeutend gewesen zu sein. Zwar fand sie westlich der Achse Pass Thurn – Felbertauern ein allmähliches Ende, doch setzte sie sich nach Osten in den Weitungen des Pongaus fort, aus denen man nach Überwindung weiterer Engstellung in Richtung Salzburg und ins Ennstal gelangte und im Raum Liezen Anschluss an die Hauptachse der Provinz Noricum fand, die von Virunum an den Limes führte[162].

Zell am See

Von der keltisch-römischen Brückenkopfsiedlung in Bruck an der Glocknerstraße ausgehend, muss die Glocknerroute das heutige Zeller Moos irgendwie überquert, den von der Schmittenhöhe direkt in den Zeller See herabfallenden Steilhang passiert und Zell am See erreicht haben. So malerisch der in den Zellersee hineinragende Ort heute auch wirken mag, so gefährlich ist bis in die 1960er Jahre seine Lage auf dem Schuttkegel des unberechenbaren Schmittenbaches gewesen[163]. Unmittelbar nördlich des Ortsausganges fällt der Steilhang der Schmittenhöhe wiederum direkt in den See, wodurch der Ort nur schwer erreichbar war. An Funden aus der römischen Kaiserzeit wären von dort ein Grabstein[164] zu nennen, der entlang der Glocknerroute das letzte Denkmal auf der langen Strecke bis Bad Reichenhall ist, und Teile eines wertvollen Tafelservices aus Bronze, das durch einen Erzeugerstempel einer in der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Chr. in Capua tätigen Werkstatt zugewiesen werden kann[165].

Ab 740 spielte die eben beschriebene Lage des Ortes eine wichtige Rolle für die Christianisierung des Landes. Im Pinzgau sollte sich die bittere Erfahrung, die man im Pongau gemacht hatte, nicht wiederholen: Dort, wo heute Bischofshofen liegt, hatte der hl. Rupert entweder 711 oder 712 im siedlungsleeren Raum *(heremum)* eine Maximilianszelle gegründet, die von heidnischen Slawen, die ausdrücklich als Grenznachbarn *(vicini)* bezeichnet werden, bald danach zerstört worden war[166]. Nach ihrer Wiedererrichtung im Jahr 743 wurde sie 820 erneut von »gottlosen Slawen« zerstört. Da die bis in das Tal des Fritzbaches vorgedrungenen Slawen die Errichtung eines kirchlich-herrschaftlichen Stützpunktes im Pongau, also an der Grenze ihres Siedlungsgebietes offensichtlich als feindseligen Akt betrachteten, errichtet man die für den Pinzgau vorgesehene Missionsstation auf dem nur schwer zugänglichen Schuttkegel des Schmittenbaches.

743 wird diese Missionsstation erstmals als *cella in bisonzio* erwähnt. Dass sich dieses Bisonzio von den Ambisonten ableitet, hat nicht nur eine etymologische Wahrscheinlichkeit für sich[167], sondern auch eine topografische. Denn mehr als wahrscheinlich ist, dass sich im Namen der größten inneralpinen Siedlungskammer des Landes Salzburgs der Name des zu beiden Sei-

---

[162] Besonders gut sichtbar wird die Verteilung, wenn man in ‹lupa› in »Erweiterte Suche« unter »Fundort« nach Bezirkshauptmannschaften abfragt. In unserem Falle wären dies: Zell am See, St. Johann im Pongau, Hallein, Tamsweg, Liezen.

[163] Am 29. Juli 1567 richteten der Schmittenbach und der Thumersbach in der Gegend um Zell am See solche Schäden an, dass eine Hungersnot ausbrach (Rohr 2007, 244 f.), und am 12. Juni 1966 verwüstete der Schmittenbach die Ortsmitte von Zell am See derart, dass der damalige Bürgermeister den Notstand ausrufen musste. Die Schlammlawine riss sogar ein Haus weg, in dem sechs Touristen ums Leben kamen ‹http://de.wikipedia.org/wiki/Zell_am_See› (14. 3. 2011).

[164] lupa 8598, in der Stadtpfarrkirche eingemauert.

[165] Hell 1974, 185–189 Taf. 11–12; Heger 1993.

[166] Zur Gründungsgeschichte von Bischofshofen H. Wolfram, Die Zeit der Agilolfinger, in: Dopsch – Spatzenegger 1981, 131–133.

[167] So bereits Hauthaler 1898, 8. 36. 73.

ten der Salzach (= Isonta)[168] siedelnden Stammes erhalten hat. Wegen der beiden Extreme, der Aulandschaft des Mittelpinzgaus einerseits und den Schneefeldern der unmittelbar danach anschließenden Alpenquerung andererseits, nehme ich an, dass die Ambisonten auch den Transport auf der Glocknerroute in ihren Händen hatten[169]. Dazu kommt noch, dass die Formulierung *cella in bisonzio* den antiken, vor allem den griechischen Sprachgebrauch spiegelt, ich verweise nur auf die Formulierung des Polybios ἐν τοῖς Ταυρίσκοις τοῖς Νωρικοῖς: Sie nennt den Stamm, meint aber die Gegend[170] und hat auch im Deutschen zu einer parallelen Namensgebung geführt[171]. Die Nennung der *cella in bisonzio* und der Umstand, dass das Bisonzio noch nicht die Lautverschiebung zum P hin durchgemacht hat, lehren, dass sich der Name der Ambisonten in diesem Gebiet trotz dessen intensiver Durchdringung seitens der landnehmenden Bayern erhalten hat. Man darf das wohl als Indiz dafür werten, dass zur Gründungszeit der *cella in bisonzio* das aus der Antike stammende Routensystem nach wie vor in Benutzung stand.

Ratzenstein

Der nächste vom Gelände vorgegebene Fixpunkt nach Norden ist die Anhöhe des Ratzensteins bei Maishofen[172]. Dieser gut abgesetzte und gegen die Berglehne durch ein Wall-Graben-System geschützte Geländesporn springt aus der nördlichen Talflanke vor und sicherte den Zugang zu den Erzvorkommen des Glemmtals wie auch den Übergang der Glocknerroute über die Saalach und ihren weiteren Weg in Richtung Saalfeldener Becken.

Biberg bei Saalfelden

Vom Ratzenstein aus erreichte die Glocknerroute, auf selber Talseite bleibend, das fruchtbare Saalfeldner Becken, das von der Saalach durchflossen wird, die im Glemmtal noch Saalbach geheißen und ihren Namen dem dortigen Ort weitergegeben hat[173]. Der Name »Sala-« bedeutet nichts anderes als Fluss[174], dem der besonderen Nachdrücklichkeit halber noch ein »-ach« (= *aqua*) angehängt ist: Saalach, ein fließendes Wasser. Auf der ÖK 1 : 50 000[175] und auf den Satellitenbildern von Google-Earth sieht man sehr gut, dass die Saalach im Ortsgebiet von Saalfelden vor ihrer Regulierung den Fuß des Biberges auf seiner gesamten Länge bespült hatte. Damit ist klar, dass die Rückfallkuppe des Biberges eine Schutzfunktion für die Glocknerroute innehatte, die hier auf die andere Saalachseite wechseln musste.

Der Biberg trug eine befestigte Höhensiedlung der Spätlatènezeit[176], die leider einem Steinbruch völlig zum Opfer gefallen ist. Angesichts vieler Streufunde, die die ursprüngliche Bedeutung dieser Siedlung erahnen lassen, ist es umso bedauerlicher, dass der Zerstörung keinerlei

---

168 Lindner 2008, 32.

169 s. u. S. 168.

170 Anders dagegen Lindner 2008, 32: »Der Name Zell bezieht sich ursprünglich nur auf die *cella* der Ortschaft, die *(in loco) Bisontio* heißt.«

171 Aus dem Dativ Plural des Stammesnamens, z. B. »bei den Sachsen, Bayern, Preußen etc.«, hat sich der Landesname im Nominativ Singular entwickelt.

172 Moosleitner 1991a, 88.

173 Hörburger 1982, 49.

174 Die Namen (Maria) Saal und Zoll(-feld) sind Varianten ein und desselben Ausgangswortes: romanisch **sala*, aus dem Substrat, zu indogermanisch-voreinzelsprachlich **sal-* (= Fluss, wie in Saale, Saalbach usw.), das einerseits dt. Saal, andererseits altslow. **sol-* (> dt. Zoll) ergab, so Pohl 2010, 97 f. Heinz Pohl, der mich stets mit seinen Ratschlägen unterstützt hat, verdanke ich auch die Kenntnis dieser Etymologie.

175 Blatt 123, Zell am See.

176 Moosleitner 1991a, 74–75; Moosleitner 1996a, 251–253; Höglinger 2004a, 140; Höglinger 2004b, 192–196. Der Umstand, dass der Berg in den Jahren 1350 und 1498 als Burg bezeichnet wurde (Pyburch und Pyburg), obwohl er keine mittelalterliche Burg getragen hat, kann nach Hörburger 1982, 109 nur mit noch sichtbaren Resten einer spätkeltischen Befestigung erklärt werden.

archäologische Untersuchungen vorausgingen[177]. Das bedeutet, dass sich der Mythos vom Biberg als Stammeszentrum der Ambisonten hartnäckig halten wird, obwohl sich dafür keine besseren Argumente anführen lassen als seine Lage im Saalfeldner Becken, seine Funktion als Wächter des Saalachüberganges und die Bronzestatuette eines Hirsches[178]. Unter einem derartigen Blickwinkel könnte wohl jede andere Pinzgauer Höhensiedlung als Stammessitz der Ambisonten genauso in Frage kommen wie der in Bezug auf den gesamten Pinzgau absolut randlich liegende Biberg.

Die Frage nach dem Biberg ist allerdings nicht so wichtig angesichts der Tatsache, dass die Ambisonten auf dem riesigen Monument erwähnt sind, das Kaiser Augustus in La Turbie errichten ließ, um seine Siege über die Alpenvölker im Jahr 15 v. Chr. zu verherrlichen[179]. Auf der Inschrift, die glücklicherweise vom älteren Plinius im Wortlaut überliefert ist[180], begegnen die Ambisonten als einziger Stamm, den die Römer in Noricum unterworfen haben. Warum nur die Ambisonten genannt sind und warum gerade diese, konnte bisher nicht erklärt werden. Eines ist aber klar: Die Nennung der Ambisontes bei Ptolemaios als Nachbarn der Alauni[181] und die Gründung der *cella in bisonzio* im Jahr 743 mit der Herleitung ihres Namens von den Ambisonten erlauben die Lokalisierung des Stammes im Pinzgau. Die Existenz und vor allem die Bedeutung der Glocknerroute in spätkeltisch-frührömischer Zeit könnten jedoch den Hinweis liefern, warum die Ambisonten auf das Siegesmonument des Augustus geraten sind, und dazu muss ich zu den naturräumlichen Bedingungen im Pinzgau zurückkehren.

Oben habe ich darzustellen versucht, wie schwierig die Lebensverhältnisse gerade im Pinzgau gewesen sein müssen. Das jedoch verlieh den damaligen Pinzgauern (= Ambisonten), für die das Außergewöhnliche die Normalität war, eine Überlegenheit über die Ortsfremden. Daher ist davon auszugehen, dass der Transport von Salz und Bodenschätzen durch den Pinzgau fest in den Händen der Ambisonten lag. Von da wäre es nur ein kleiner Schritt zu der Vermutung, dass die Ambisonten im Transportwesen auf der Glocknerroute und/oder auf anderen Übergängen über den Alpenhauptkamm eine Monopolstellung innehatten, was natürlich nicht ausschließt, dass sie als Subunternehmer für die Handelshäuser der Cisalpina tätig waren. Auf jeden Fall hatten die Ambisonten einiges zu verlieren, als die Legionen des Augustus 15 v. Chr. im Ostalpenraum einmarschierten, um im römischen Sinne Ordnung zu machen. Dieses wirtschaftliche Motiv mag ihren militärischen Widerstand ausgelöst haben[182]. So gesehen taten sie gut daran, sich rund fünf Jahre nach ihrer Niederlage an den Ehrungen zu beteiligen, die die Stämme Noricums dem römi-

---

[177] R. Pittioni schreibt im Nachruf auf Martin Hell, ArchA 57, 1975, 2, wie er Martin Hell bei seinem letzten Besuch eindringlich ermuntert hat, die in jahrelanger Sammeltätigkeit auf dem Biberg zusammengetragenen Funde zu veröffentlichen. Leider konnte Hell den Wunsch nicht mehr erfüllen, weil er bald danach verstarb. Seine Funde, Aufzeichnungen und Fotos wurden vom Salzburg Museum übernommen und sind dort erhalten geblieben (mündliche Mitteilung Wilfried Kovacsovics).

[178] Der bekannteste Streufund ist die ca. 11 cm hohe Statuette eines Hirsches, dessen vordere Extremitäten möglicherweise nachträglich verbogen wurden, sodass nicht klar ist, ob er sich erhebt, ob er zusammenbricht oder einfach nur liegt. Das Besondere an dieser kleinen Tierfigur ist eine im Guss vorgesehene Öffnung über dem After, in der nach der Auffindung Harz steckte, wahrscheinlich zum Einkleben von Haaren eines Stummelschwanzes. Dazu Moosleitner 1994.

[179] Lamboglia 1983, 17: Rund 400 Höhenmeter oberhalb von Monaco, quadratischer Unterbau, Seitenlänge 38 m, darauf ein Rundtempel mit kegel- oder stufenförmigem Dach, geschätzte Gesamthöhe 50 m, weißer Marmor. Auf S. 19 berichtet Nino Lamboglia folgende, im 12. oder 13. Jh. angesiedelte Geschichte: Auf dem Dach des Monuments habe eine Figur gestanden, die beseitigt worden sei, weil sie die Gabe besessen habe, betrogene Ehemänner von den Seitensprüngen ihrer Frauen zu informieren. Hier kann es sich nur um die Originalstatue des Augustus gehandelt haben, die zu dieser Zeit offensichtlich noch erhalten war. Damit kommt der Sinn des Monuments zum Ausdruck: Es soll die (vergoldete) Statue des Augustus in den Himmel heben, um dessen Stellung zwischen Menschen und Göttern augenfällig zu machen.

[180] Plin. nat. 3, 136 f. = CIL V 7817 (p. 1092).

[181] Ptol. 2, 13, 2.

[182] Ob die in der Katastralgemeinde Schwarzach im Pongau angegrabene spätkeltische Festung »Passstelle bei Goldegg« Spuren dieser Kampfhandlungen erhalten hat, wie erste Untersuchungen anzudeuten scheinen (Kastler – Plötzl – Schmidl 2007, 670 und Schmidl – Kastler 2008, 556), bleibt dem Fortgang der Arbeiten vorbehalten.

schen Kaiserhaus auf dem Magdalensberg errichteten[183]. Man sieht daran, dass die militärische Niederlage der Ambisonten nicht mit ihrer physischen Vernichtung endete, sondern wohl nur den Austausch ihrer Führungsschicht gegen eine andere bedeutete, die den Römern und ihren Wirtschaftsinteressen gegenüber gefügiger war. Diejenigen aber, die sich auf den Pässen die Beine abstrampelten und unter den Lasten die Rücken verkrümmten, blieben wohl dieselben.

Nachdem die Glocknerroute am Fuße des Biberges die Saalach übersetzt hatte, steuerte sie auf einen Siedlungsplatz zu, den die Salzburger Landesarchäologie im Ortszentrum von Saalfelden gerade so weit angegraben hat, um römische Gebäude mit einer früh- bis mittellatènezeitlichen Vorgängerphase feststellen zu können[184]. Es handelt sich um den Fundplatz Saalfelden-Magnesitfeld, der unmittelbar am Übergang über die Urslau liegt, bei diachronischer Betrachtung aber durchaus anders gedeutet werden sollte. Ein Blick auf die Karte zeigt nämlich, dass das mittelalterlich-neuzeitliche Saalfelden nicht, wie man erwarten würde, am gleichnamigen Fluss, sondern als Brückenkopfsiedlung an der Urslau liegt. Daher werden auch die Römermauern von Saalfelden-Magnesitfeld nicht etwa eine *villa rustica*, sondern eine Raststation oder dergleichen gewesen sein, deren Nutzung von der frühen Latènezeit bis in die römische Kaiserzeit durchlief und vollkommen parallel mit der Begehung der Glocknerroute liegt.

Vom Übergang über die Urslau an dürfte die Glocknerroute auf der Ostseite des Saalfeldner Beckens verlaufen sein, wo sie in Pabing einen karolingisch/ottonischen Judenhof und weiter im Norden den Weiler Marzon, der das Gut eines Römers namens Marcianus gewesen sein könnte[185], passierte. Auf diese Weise umging sie die Sumpflandschaft des sog. Drei-Flüsse-Ecks bei Uttenhofen, wo praktisch an derselben Stelle die Leoganger Ache und die Urslau in die Saalach münden[186].

Der nächste Fundpunkt gegen Norden, der der Glocknerroute zugeordnet werden kann, ist das römische Brandgräberfeld von Gumping südlich von Lofer[187]. Zwar ist nicht bekannt, wo die zugehörige Siedlung lag, doch deuten zahlreiche Streufunde, vor allem Münzen, auf den Raum von St. Martin bei Lofer[188]. Vom Ende des 19. Jahrhunderts gibt es Nachrichten über die Auffindung einer römischen Bronzestatue(tte) oder sogar eines römischen Helmes im Gumpinger Moos[189]. Da die Originale leider nicht erhalten geblieben sind, haben solche Mitteilungen aber nur beschränkte Aussagekraft.

Nördlich von Unken überquerte die Glocknerroute den Steinpass, verließ bei Schneizlreuth für eine kurze Strecke die Saalach, um deren Enge kurz vor Bad Reichenhall über den Thumsee zu umgehen. Beim Karlstein, der in einem gesonderten Beitrag behandelt wird[190], betrat sie das Reichenhaller Becken und erreichte schließlich am Fuß des Burgberges von Salzburg den Flusshafen von Iuvavum und den Übergang über die Salzach.

VOM ALPENVORLAND BIS BÖHMEN

Obwohl die Fortsetzung der Glocknerroute über Reichenhall hinaus nicht mehr im Mittelpunkt der Betrachtung steht, muss sie dennoch einbezogen werden, weil sich aus der bisherigen Behandlung der literarischen, namenskundlichen und archäologischen Quellen im Verbund mit den

---

183 G. Piccottini, Zu den augusteischen Ehreninschriften vom Magdalensberg, in: Beutler – Hameter 2005, 389–402.
184 Moosleitner 1991a, 60–61.
185 Lindner 2008, 29 vom vulgärlat. Personennamen Marciānus herleitbar.
186 Nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Glocknerroute dürfte die auf dem Südhang der anderen Talseite liegende Villa von Saalfelden-Wiesersberg stehen, in der eine Deckenmalerei mit figürlicher Malerei (u. a. Tod des Aktaion, Diana beim Bad, Gigantomachie, Tierhetzen, Personifikationen der Winde) gefunden wurde, dazu Tober 2003.
187 Krauß 1997, 859; Heger 1979b, 568–569; Hell 1961c, 120. 269; Hell 1962, 31; Hell 1966b, 12.
188 Hell 1961b, 123; Hell 1966a, 9.
189 Richter 1881, 92.
190 s. u. S. 286–287.

naturräumlichen Voraussetzungen einige neue Perspektiven gewinnen lassen. Zu diskutieren wäre, wie weit es berechtigt ist, die Fortsetzung nach Norden noch als Glocknerroute zu bezeichnen. Richtet man dem Untertitel vorliegenden Bandes folgend den Blick auf den Kulturtransfer zwischen dem Mittelmeerraum und Mitteleuropa, der bis weit über den Böhmerwald nach Norden reichte, dann besteht eine – wenn auch eingeschränkte – Berechtigung dazu.

Johannes Lang hat oftmals betont, dass die Sudpfannen von Reichenhall über eine Lände verfügten, von der aus das Salz über die Saalach, die Salzach und den Inn in die Donau verschifft wurde[191]. Da diese Art des Salztransportes bereits in der Raffelstettener Zollordnung des Jahres 903 eine besondere Rolle spielt, darf man davon ausgehen, dass sie gleich mit dem Beginn der prähistorischen Salzversiedung in Reichenhall einsetzte. Daher muss die im Mündungszwickel zwischen Inn und Donau unter der Altstadt von Passau nachgewiesene spätlatènezeitliche Vorgängersiedlung von Batavis[192] eine wichtige Umschlagfunktion im prähistorischen Salzhandel gehabt haben. Es ist anzunehmen, dass ein Teil des angelandeten Salzes die Donau aufwärts oder in die Gebiete nördlich der Donau ging, der weitaus größere Teil jedoch donauabwärts transportiert wurde, um von Linz aus entweder weiter flussabwärts nach Noricum/Pannonien bzw. Niederösterreich/Ungarn oder über den Kerschbaumer Sattel zu den Boiern/Markomannen bzw. nach Böhmen zu gelangen.

Iuvavum – Tergolape – Neubau

Es liegen Indizien vor, dass es neben der langen Flussstrecke von Reichenhall über Passau nach Linz mit ihren Katarakten bei Lauffen eine kürzere Route gegeben hat, die zum Großteil über Land führte. Sie scheint im Schatten der Salzburger Stadtberge mit ihren ausgedehnten Latènesiedlungen die Salzach überschritten zu haben[193], wo bereits unter Augustus am Salzachufer die Brückenkopfsiedlung Iuvavum entstand, die von Kaiser Claudius zum damals einzigen nördlich der Alpen liegenden Munizipium erhoben wurde[194]. Bei Grabungen des Jahres 2008 wurde auf dem Residenzplatz in Salzburg ein Weihaltar gefunden, den ein Mann mit dem griechischen Namen Aniketos (= der Unbezwingbare) dem Iupiter und einem Iuvavus (oder Iuvavum) als Dank für erfolgreiche Geschäftstätigkeit errichtet hatte[195]. Wer dieser bislang unbekannte Gott war, geht aus der Inschrift nicht hervor. Christa Farka, die den Altar zuerst veröffentlichte, dachte an den Flussgott, während sich Manfred Hainzmann für den Stadtgott entschied[196]. Geht man von der naheliegenden und im Ostalpenraum tatsächlich auch belegbaren Annahme aus, dass die Siedlung nach dem Fluss benannt war, den man dort überschreiten oder auf dem man sich dort einschiffen konnte (Solva, Arrabona, Trigisamum, Immurium), hätten beide Recht.

Weiter gegen Osten nennt die Tabula Peutingeriana auf der von Ivavo (Salzburg) kommenden Strecke eine Station namens Tergolape, die wegen ihrer Entfernung von 14 Meilen bis Ouilia (Wels) in der Nähe von Schwanenstadt gesucht werden muss[197]. Zu Tergolape bereitet Diether Schürr eine onomastische Studie vor, deren Manuskript er mir freundlicherweise Verfügung gestellt hat. Nach Schürr ist das erste Glied »Terg-« mit zwei Ortsnamen des Venetergebiets zusammenzubringen, und zwar mit Opitergium (Oderzo) und Tergeste (Triest). In Tergeste sah

---

[191] s. hier Kap. 3.5 (O. Harl).

[192] Czysz u. a 1995, 494–498 mit weiterführender Literatur. Nach dem damaligen Forschungsstand klaffte zwischen dem Ende des dicht bebauten Oppidums auf dem Domhügel und dem Beginn der römischen Besetzung eine Lücke von rund 100 Jahren. In Rechnung zu stellen ist natürlich die schwierige Befundsituation innerhalb der dicht verbauten Altstadt von Passau.

[193] Höglinger 2004, 187–198.

[194] Plin. nat. 3, 146: *Raetis iunguntur Norici: Oppida eorum Virunum, Celeia, Teurnia, Aguntum, Iuvaum, omnia Claudia …*

[195] lupa 13628: *I(ovi) o(ptimo) m(aximo) / et Iuvavo / [p]ro salute / Mari Aniceti/ et negotiationi(s) eiius (!).*

[196] Hainzmann 2010, 23–32.

[197] Holder 1904, 1796, nach G. Winkler in: CIL XVII 4, 38 in Breitenschützing bei Schwanenstadt

bereits 1892 Gustav Meyer einen »Handelsplatz, Marktplatz«, eine Deutung, die sich bis heute gehalten hat[198]. Das zweite Glied von Tergolape wäre in Noricum durch Arlape vertreten[199], dessen Bedeutung zwar unklar bleibt, auch wenn Versuche, darin ein *ape* (= Wasser) zu sehen, zu einem willkommenen Ergebnis führen würden[200]. Terg-ol-ape wäre dann der »Kleine Markt am Wasser«, was insofern Sinn ergeben würde, als diese Siedlung am Zusammenfluss zweier Flüsse liegen muss, auf denen im Mittelalter Salz transportiert worden war: die Ager als Teil jener Land-/Wasserverbindung von Reichenhall und Dürrnberg her, die – wie eben dargestellt – bei Salzburg die Salzach überschritten hat, und von den hallstättischen Salzlagern her die Traun, die fast auf der gesamten Strecke schiffbar ist und seit dem Jahre 900 intensiv für den Salztransport genützt worden ist[201]. Erst auf ihren letzten Metern stürzte die Traun über den heute durch ein Kraftwerk zerstörten Traunfall herab. Dass dieser bereits 1311 durch ein Gerinne schiffbar gemacht wurde, zeigt, wie wichtig die Traun als Transportweg für den Salzhandel war. In allen Epochen davor hat man die Traun sicher knapp oberhalb des Traunfalls verlassen und ist zur Ager hinuntergestiegen, die dort fast parallel zur Traun, aber durch den niedrigen Rücken des Mitterberges getrennt rund 30 Höhenmeter tiefer als diese fließt. Von der Realprobe her ließe sich also eine Deutung von Terg-ol-ape als »Kleiner Markt am Wasser« begründen; dass die Wortwurzel venetisch ist, überrascht eigentlich nur wegen der großen Entfernung zum venetischen Sprachraum, nicht aber wegen der wirtschaftsgeschichtlichen Bedeutung des Ortes[202].

Noch weiter östlich erreichte diese Route in Hörsching, Ortsteil Neubau/Bezirk Linz-Land, eine Latènesiedlung, die als eine der größten Flachlandsiedlung Österreichs (Mindestfläche 15 ha) nur noch von Roselsdorf im Weinviertel (über 22 ha) übertroffen wird. Sie liegt genau gegenüber der Einmündung der Krems in die Traun und ist dort sicher aus handelspolitischen Gründen entstanden, weil das Kremstal eine natürliche Verbindung über den Pyhrnpass nach Süden darstellt, die sich in römischer Zeit zur Süd-Nord-Magistrale durch die Provinz Noricum entwickelte. In den Grabungen der Jahre 2006–2008 konnten auf einer knapp 1 ha großen Grabungsfläche dichte Siedlungsbefunde der mittleren und vor allem der jüngeren La-Tène-Kultur erfasst werden. Neben zahlreichen Pfosten hölzerner Ständerbauten fanden sich Dutzende von Grubenhäusern, Öfen, Brunnen und großflächige, annähernd rechtwinkelig angeordnete Gräbchensysteme, die auf eine parzellenartige Umgrenzung einzelner Haus- und Gehöftareale hinweisen[203].

Die Gesamtzahl der inzwischen aus Neubau bekannten keltischen Münzen liegt bei 530 Stück, die Masse besteht aus Kleinsilberstücken (120 Stück), die Überraschung sind aber 54 Goldmünzen, überwiegend boischer Prägung. Die zweite Überraschung scheint mir ein subärater Viktoriat zu sein, den Bernhard Prokisch mit Vorbehalt um 200 v. Chr. datiert[204]. Da dieser Menge nur 11 römischen Münzen gegenüberstehen, die überhaupt erst in flavischer Zeit einsetzen, dürfte diese Datierung wohl zutreffen. Die kaiserzeitlichen Münzen dürften keinen Zusammenhang mit der keltischen Siedlung haben und wohl als Begehungsverluste zu betrachten sein. Christine Schwanzar ist überzeugt, dass die Keltensiedlung von Neubau die Vorgängerin von Lentia/Linz war[205]. Umso mehr muss man bedauern, dass man von dieser noch so wenig weiß.

---

198 Meyer 1892, 323 f.

199 Itin. Anton. 234, 3 und 248, 5; Not. dign. occ. 34, 34. 42.

200 Krahe 1954, 108.

201 s. S. 172.

202 Schürr 2006, 145–184; Schnürr 2010, 389–403. Diether Schürr war schon recht erfolgreich im Aufspüren venetischer Ortsnamen im Ostalpenraum und so ist auch hier von ihm noch einiges zu erwarten.

203 Den beiden Autoren Heinz Gruber und Bernhard Prokisch verdanke ich das Manuskript zu einem informativen Bericht über die jüngsten Ausgrabungen mit einer Zusammenfassung der bisherigen Funde/Befunde: B. Prokisch (mit einem Beitrag von H. Gruber), Die Fundmünzen aus den im Zusammenhang mit dem Bau der Umfahrungsstraße der Ortschaft Neubau (Marktgemeinde Hörsching, Verwaltungsberzirk Linz-Land, OÖ) durchgeführten archäologischen Untersuchungen der Jahre 2005/2008 (in Druck).

204 Prokisch 2004, 27 Kat. A216.

205 Freundliche Mitteilung.

Die angeführten Indizien sprechen also dafür, dass die durch das Voralpenland verlaufende Verbindungslinie zwischen Salzburg und Linz zu einer Salzroute gehört hat, die von Reichenhall ihren Ausgang nahm und sicher in die Prähistorie zurückreicht. Ob sie sich schon vor der Besetzung des Ostalpenraumes durch die Römer im Jahr 15 v. Chr. von Salzburg auch nach Westen fortgesetzt hat, sei dahingestellt. Dieser nach Westen führende Teil erhielt seine überregionale Bedeutung wohl erst mit der Gründung von Augusta Vindelicum, das als Brückenkopfsiedlung am Lech im süddeutschen Alpenvorland eine Zentralortfunktion erlangte. Denn dort vereinigte sich die von Iuvavum und Lentia, also die vom Donaulimes kommende Straße mit jener, die aus der westlichen Cisalpina über die Bündner Pässe, über Curia, Brigantium und Cambodunum und von Verona, über Reschen- und Fernpass heraufkam.

Kerschbaumer Sattel – Závist

Für die Fortsetzung der Glocknerroute von Linz nach Böhmen lassen sich gute Anhaltspunkte gewinnen, wenn man die diachrone Betrachtungsweise anwendet, die aus dem beginnenden Hochmittelalter auch hier Rückschlüsse auf Antike und Vorgeschichte erlaubt. Als Quelle steht eine der wichtigsten Urkunden aus den Anfängen des mittelalterlichen Österreich zur Verfügung, die sog. Raffelstettener Zollordnung[206]. Sie wurde zwischen 903 und 906 durch Markgraf Aribo unter Mitarbeit der bedeutendsten Persönlichkeiten der damals fränkisch-bayerischen Ostmark abgefasst, um beim Warenverkehr entlang der Donau zwischen dem Passauer Wald und Mautern die Einhebung von Zöllen zu regeln. Allein der Ausstellungsort gibt schon einen Hinweis auf den geografischen Hintergrund dieses Regelwerkes: Raffelstetten lag damals an der Einmündung der Traun in die Donau und besaß eine bedeutende Schiffslände, aber nicht nur das, durch seine zentrale Lage war der Ort aus allen Himmelsrichtungen erreichbar. Geregelt werden die Abgaben für:

- Salz, das danach bewertet wird, ob es per Schiff von Passau auf der Donau oder von Hallstatt auf der Traun herunterkommt oder mit Salzkarren auf der Reichsstraße, d. h. der ehemaligen Limesstraße, transportiert wird;
- Sklaven, Pferde und andere Güter, die von Kaufleuten oder Juden (!) gehandelt werden;
- Lebensmittel, die von Bayern und Slawen eingekauft werden;
- Wachs, das auf Saumtieren von Böhmen herunterkommt.

In einer Zeit, in der das Ostfränkische Reich nach den Stürmen der Völkerwanderung zum ersten Mal in den Donauraum ausgreift, hören wir also von einem bereits eingespielten Verkehrs- und Vertriebsnetz für bestimmte Güter. Was die ›Raffelstettener Zollordnung‹ so wichtig macht, ist die ihr innewohnende Aussage, dass der Handel mit begehrten Produkten – in unserem Fall das Salz – praktisch unabhängig von der politischen Lage funktioniert. Mit Blick auf den Salzhandel ist es uns daher erlaubt, aus der Verkehrssituation des 9. Jahrhunderts linear auf jene der Römer und Kelten rückzuschließen.

Für unsere Frage, ob die Glocknerroute eine Fortsetzung nach Nordosten hatte, wird die bereits in der Zollordnung genannte Verbindung des Linzer Zentralraumes mit dem Norden wichtig. Sie führte über den nur 714 m hohen Kerschbaumer Sattel nach Böhmen und wurde vom späten Mittelalter an ›Goldener Steig‹ genannt. Wie leicht hier die europäische Wasserscheide von der Donau zur Moldau/Elbe zu überwinden war, sieht man an der ersten Schienenbahn, die in der Habsburger Monarchie gebaut worden war, einer Pferdeeisenbahn, die seit 1823 die Städte Linz und Budweis verband. Das lässt auch annehmen, dass bereits in prähistorischer Zeit der alpine Bergsegen – Metalle, Quarze, Salz – über diesen Sattel nach Norden ging, ganz zu schweigen von den Exportgütern des fernen Etrurien wie Bronzegefäße oder sogar Schnabelschuhe[207].

---

[206] Hildegard 1996, 174–179; Tremel 1969, 82 f.; Mitterauer 1964, 344–373.

[207] Pauli 1974, 115–139. Pauli wandte ebenfalls die diachrone Methode an, allerdings mit anderem Schwerpunkt. Die prähistorischen Importe aus dem Mittelmeerraum in den Ostalpenraum hat Ruprechtsberger 1982 zusammengestellt.

Allerdings wird die prähistorische Route knapp vor dem Kerschbaumer Sattel nach Nordwesten abgebogen sein, um in maximal 9 km Entfernung die Moldau oberhalb des heutigen Ortes Rosenberg/Rožmberk nad Vltavou zu erreichen. Von dort gelangte man auf dem Wasserweg bis in den böhmischen Zentralraum und über die Elbe in das nordöstliche Mitteleuropa.

Allein schon aus Mangel an fachlicher Kompetenz muss ich mich damit begnügen, der Moldau bis Závist zu folgen, wo wir am südlichen Stadtrand von Prag auf das größte in Europa bekannte latènezeitliche *oppidum* stoßen. Es bedeckt mit einer Fläche von rund 170 ha ein steil aufragendes Bergmassiv, sein höchster Punkt erhebt sich bis zu 150 m über der Moldau und wird von der tschechischen Forschung als Akropolis angesprochen. Zangentore, Terrassen, eine Vorburg und Wälle mit einer Gesamtlänge von 9 km, von bis zu 6 m Höhe und 25 m Breite prägen das Bild dieser gewaltigen und ausgedehnten Festungsanlage. Ihr Ende ist durch einen Brand dokumentiert, der mit der Übernahme der Macht in Böhmen durch den Markomannenkönig Marbod zusammenhängen dürfte[208].

Wie auch immer der politische, ökonomische und soziale Hintergrund von Závist ausgesehen haben mag, klar ist jedenfalls, dass hier die besten Voraussetzung für die Entstehung eines weit ausgreifenden Machtzentrums vorlagen: die riesige böhmische Pfanne mit ihren fruchtbaren Ackerflächen, ein ausgedehntes Gewässersystem, das überregionalen Handel ermöglichte, und der Schutz von Burg und Siedlung durch steile Berghöhen. Sogar die französische Forschung anerkennt, dass Závist nicht nur zu den größten, sondern vor allem auch zu den frühesten Oppida gehört und dass die Entwicklung dieses Siedlungstyps, der Mittel- und Westeuropa weitgehend erfasste, von Závist ausgegangen sein dürfte[209].

Daher seien am Schluss dieses Kapitels zwei Fragen erlaubt: Ist es wirklich nur Zufall, dass Závist an einer Verlängerung der Glocknerroute nach Norden liegt? Und: Ist es wirklich nur Zufall, dass bereits um 150 v. Chr. das nach Süden zu am nächsten gelegene Oppidum als Polis (Polybios) und sogar als Urbs (Sempronius Asellio) bezeichnet wird – nämlich Noreia?

Ortolf Harl

[208] Motyková – Drda – Rybová 1978, Památníky naší minulosti 9; Drda 2002, 287–296.
[209] Pion 2010, 44.

2.2 DIE TAURISKER ALS HERREN DES OSTALPENRAUMES

Die Erkenntnis, dass bereits vom beginnenden 2. Jahrhundert v. Chr. an mit einer Begehung der Glocknerroute durch italische Händler und durch Gesandtschaften des römischen Senats zu rechnen ist[1], erforderte eine Neubewertung der antiken Nachrichten zum Ostalpenraum, die ich bereits an anderer Stelle vorgenommen habe[2]. Ausgelöst worden war die Studie von der überraschenden Tatsache, dass der bei Strabo dokumentierte Besuch des Polybios am Timavon[3] von der Forschung übersehen worden war. Das Timavon war eine in der Antike berühmte Karstquelle mit einem ebenfalls berühmten heiligen Hain und ebensolchen Kulten. Es liegt bei Duino (TS), wo noch heute drei Karstquellen aus den Felsen sprudeln (Abb. 85). Endgültig gesichert ist damit, was man bei Polybios selbst immer lesen konnte, nämlich dass er die Cisalpina besucht hatte. Nun ist klar, dass er sogar bis an ihr östliches Ende gereist war[4].

Für den Einstieg seien stichwortartig die wesentlichen Ergebnisse der Studie wiederholt. Am wichtigsten ist die Erkenntnis, dass zwei Passagen zusammengehören, in denen der augusteisch-tiberische Geograf Strabo vom Gold berichtet, das bei den norischen Tauriskern gefunden wurde[5], und die Anreise nach Noreia beschreibt[6]. Polybios wird von Strabo als Gewährsmann immer wieder zitiert, die Beschreibung der Cisalpina und der Reise nach Noreia muss im verlorenen 34. Buch seiner Geografie niedergeschrieben gewesen sein. Neben Strabo scheinen sich auch andere Autoren der von Polybios mitgeteilten Informationen bedient zu haben, ihr Bogen spannt sich von Sempronius Asellio über Vergil, Plinius d. Ä, Ptolemaios bis zu Stephanos Byzantios. Die Rückführung einschlägiger Textpassagen auf Polybios lässt sich folgendermaßen begründen:

- inhaltliche und grammatikalische Ungereimtheiten, die sich durch die Zusammenfügung von Strab. 5, 1, 8 und 4, 6, 12 auflösen;
- präzise Informationen, die nur vor Ort eingeholt werden konnten (Tiefe der tauriskischen Goldmine, Reinheitsgrad des gewonnenen Goldes, gewinnbringender Verkauf der Verunreinigungen des Goldes etc.), Gewinnung von Bergkristallen;
- inhaltliche Erkenntnisse zur Anreise (Treideln auf dem Tagliamento, Reise über Iulium Carnicum und den Plöckenpass) und zur Glocknerroute (Entfernungen, Lokalisierung der Magistrike Chora);
- aus der Sicht späterer Autoren anachronistische Charakteristik von Orten (Aquileia, Timavon, Tergeste, die *norica castella*);
- Reihenfolge der besuchten Siedlungen von West nach Ost.

Die Vermutung, dass Polybios nach dem Besuch der Stätten von Hannibals Alpenübergang sowie nach der Befragung noch lebender Zeitzeugen in die östliche Cisalpina weitergereist war und von dort aus Noreia besucht hatte, kann sich also auf solide Argumente stützen[7]. Durch

---

[1] s. auch Kap. 2.3 (O. Harl).

[2] Harl 2011. – Leider nicht mehr berücksichtigt werden konnten hier J. Löffel, Die römische Expansion. Region im Umbruch, Historisch-archäologische Untersuchungen zur Geschichte des Alpen-Donau-Adriaraumes von der La Tène Zeit bis zu den Karolingern 7 (Berlin 2011) und die Rezension dazu von U. Lambrecht, BJb 212, 2012, 411–417.

[3] Strab. 5, 1, 8. Dazu Radt 2007, 17: »… von den Polybiosherausgebern seltsamerweise übersehen …«.

[4] Polyb. 2, 14, 7. Von einer solchen Reise durch die Cisalpina geht auch Šašel Kos 2005, 328 aus.

[5] Strabo 4, 6, 12.

[6] Strabo 5, 1, 8.

[7] Strobel 2011/2012, 153–199 kann sich meinem Vorschlag nicht anschließen, die beiden wichtigsten Strabostellen zusammenzufügen und aus dem gewonnenen Text unter sinngemäßer Einbeziehung weiterer Nachrichten zum Ostalpenraum einen Reisebericht des Polybios zu rekonstruieren, der nicht nur Strabo, sondern auch etlichen

85 Eine der heute sprudelnden Karstquellen von Duino bei Triest, dem von Polybios erwähnten und um 150 v. Chr. besuchten Heiligtum des Timavus. In der Kirche Johannes' des Täufers (!) sind drei römische Inschriftsteine eingemauert, darunter der eines *IIvir* von Aguntum (lupa 13597).

weitere Nachrichten und Indizien werden Motiv und Art seiner Reise sichtbar. So erfahren wir von ihm, dass die römische Republik an einer extrem empfindlichen Stelle getroffen worden war, weil die Goldfunde bei den norischen Tauriskern den Goldpreis in Italien um ein Drittel abstürzen ließen. Damit musste der römische Senat um ein Drittel mehr für Rüstung ausgeben, von der Aufstellung einer Flotte bis zum Bau von Straßen und Gebäuden, ganz zu schweigen von der Ablöse von Grundstücken für die Ansiedlung von Veteranen. Dem ehrgeizigen Scipio Aemilianus als dem aufsteigenden militärischen und politischen Stern konnte diese Verteuerung ebenso wenig gleichgültig sein wie die Tatsache, dass die Taurisker über den Goldpreis die römische Wirtschaft beeinflussen konnten. Daher, so scheint es, schickte er den Mann, dem er am meisten vertraute, auf Erkundungsreise zu den norischen Tauriskern.

Polybios reiste, wie man aus einem Bericht des älteren Plinius über eine vergleichbare Studienreise in Nordafrika schließen kann[8], wohl auch durch die Cisalpina mit einer Eskorte des Scipio Aemilianus[9]. Da Polybios Grieche und nicht in offizieller Mission unterwegs war, konnte er mit den Tauriskern auf gleicher Augenhöhe sprechen, was sicher zum Erfolg dieser politisch wie wirtschaftlich naheliegenden Aktion beigetragen haben mag. Ein diesbezügliches Einvernehmen war umso wahrscheinlicher, als ein hoher Goldpreis auch im Interesse der Taurisker war, was diese durch den Hinauswurf ihrer italischen Partner bewiesen hatten. Man gewinnt den Eindruck, dass der Ostalpenraum bereits um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Bestandteil wirtschafts-

anderen Autoren als Vorlage diente. Heterogen, ja erratisch bleibt auf diese Weise die Ansammlung antiker Mitteilungen zum Ostalpenraum, die oft bloß Nachrichtenfetzen sind. Nach Strobls Ansicht können diese nach wie vor nur isoliert betrachtet werden und verweigern eine konkrete Aussage ebenso wie einen Blick auf ihre Genese. Vergebens sucht man in Strobels Zitatenfülle nach einer Erklärung, wie derart konkrete Mitteilungen über die geringe Verunreinigung des tauriskischen Goldes und über den Weiterverkauf der ausgeschmolzenen Bestandteile zustande kamen, was das bei Strabo 5, 1, 8 (2. Teil) erhaltene Wort des Polybios »über die Alpen schaffe man es nicht einmal in fünf Tagen, die Entfernung beträgt 2200 Stadien, von einer Ebene zur anderen« zu bedeuten habe, dass der Unterschied zwischen Venetern und Kelten im Allgemeinen gering, die Sprache jedoch verschieden sei (Polyb. 2, 17, 5), wo die Magistrike Chora des Stephanos Byzantios zu lokalisieren sei, usw.

[8] Plin. nat. 5, 9.

[9] Zur Freundschaft zwischen Polybios und Scipio Aemilianus s. nun auch M. Sommer in: B. Gibson – T. Harrison (Hrsg.), Polybius and his World. Essays in Memory of Frank W. Walbank (New York 2013 – *non vidi*).

86 Magdalensberg, Bergkristalle aus dem Hochsicherheitstrakt

und machtpolitischer Überlegungen der Römer war. Hier baute sich ein Konfliktpotenzial auf, das durch C. Sempronius Tuditanus im Jahre 129 v. Chr. mit seinem triumphalen Sieg über die Taurisker zugunsten der Römer entschieden wurde[10]. Es sieht so aus, als wäre Scipio Aemilianus auch in die vom Senat beschlossene Aussendung des Tuditanus gegen die Taurisker involviert gewesen[11].

Die frühe Begehung der Glocknerroute und die Reise des Polybios nach Noreia werfen ein neues Licht auf die venetischen Inschriften von der Missoria-Alm (s. Abb. 75). Diese wurden 1857 von Theodor Mommsen entdeckt[12] und untermauerten seine im Jahre 1853 veröffentlichte Erkenntnis, dass der Ostalpenraum anfangs venetisches, d. h. etruskisches Schriftgebiet, war[13] und erst mit seiner Romanisierung zur lateinischen Schrift wechselte. Zu den acht Männern, die auf dem ›Merkfelsen‹ der Missoria-Alm dokumentiert sind, kommen noch drei auf einer fragmentierten Kalksteinplatte vom Findenig-Thörl (Abb. 100)[14]. Allen elf ist gemeinsam, dass sie ihrer Geschäfte wegen in den Ostalpenraum gekommen waren und dass sie für die Abwicklung dieser Geschäfte Lesen und Schreiben beherrschen mussten. Wahrscheinlich gab es solche Inschriften auch auf der Passhöhe des Plöcken, doch dürften sie dort den Militärbauten des Ersten Weltkrieges zum Opfer gefallen sein, bevor sie erkannt wurden.

In Noreia angekommen, hat Polybios alles festgehalten, was ihm bemerkenswert schien oder über das dortige Wirtschaftsleben in Erfahrung zu bringen war: Dass es eine Polis, also eine ummauerte Siedlung war, dass es auf einem Hügel lag (bei Sempronius Asellio, Ende 2. Jh. v. Chr. erhalten), dass seine Eisenerzeugung floriert habe, vor allem aber wie das Gold entdeckt, gehoben, gereinigt und verkauft wurde. Gerne möchte man dem Polybios auch die beim älteren Plinius äußerst detailreich beschriebene Gewinnung von Bergkristallen zuweisen, dass sie auf

[10] CIL V 8270.
[11] s. u. S. 195–198.
[12] Mommsen 1858, 453.
[13] T. Mommsen, Die nordetruskischen Alphabete auf Inschriften und Münzen, Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 7, H. 8, 1853, 201 *(non vidi)*. Zitat nach Schumacher 2004, 23.
[14] Pellegrini 1970, 7 f. = lupa 15051.

den Felsen der Alpen wachsen, nur durch Abseilen herausgeholt werden können und dass nur die Erfahrenen *(periti)* die Hinweise *(signa)* und Anzeichen *(indicta)* richtig zu deuten wissen[15].

Durch die Entdeckungen des Heiligtums auf dem Hochtor wird klar, in welchem Umfang Bergkristalle und alle anderen Halbedelsteine, die sich bei derartigen Prospektionen in der Tauernregion fanden, über die an der Glocknerroute liegende ›Römersiedlung Stribach‹[16] und über den Magdalensberg in den Mittelmeerraum verhandelt wurden. Die mineralogische Untersuchung der im Hochsicherheitstrakt des Magdalensberges gefundenen Bergkristalle (Abb. 86)[17] ergab Einschlüsse von Rutil. Da Rutil, ein rötliches Titanmineral, im Rauristal vorkommt, ist die Herkunft der Quarze aus dem zentralen Bereich des Tauernfensters gesichert. Hingegen konnte von den Ausgräbern nicht geklärt werden, warum dieses Depot von Bergkristallen, denn um ein solches handelte es sich, bei der Aufgabe des Magdalensberges nicht geräumt worden war. Aber auch hier finden wir bei Plinius die richtige Erklärung: Rote Färbung oder rote Einschlüsse mindern die Qualität des Bergkristalls, schreibt er[18], und man gewinnt aus dieser äußerst präzisen Information den Eindruck, dass sich Polybios nach den Fachgesprächen, die er mit den Goldschmieden von Noreia geführt hatte, von den Prospektoren erzählen ließ, was sie finden und wie sie vorgehen.

Was im Hochsicherheitstrakt des Magdalensberges zutage kam, war also Ausschussware, die wegen ihrer Trübung durch Rutil unbrauchbar war – zum Glück muss man sagen. Denn wären die Bergkristalle wertvoll gewesen, hätten auch sie ihren Weg nach Süden angetreten, und wir wüssten nichts über die wichtige Funktion des Magdalensberges als Umschlagplatz von Rohstoffen zur Erzeugung von Schmuck und Prunkgefäßen. Für unseren Zusammenhang ist ferner die Tatsache wichtig, dass im Hochsicherheitstrakt Gold und Bergkristall zusammen aufbewahrt und für den Export vorbereitet wurden. Deutlich wird damit das Ausmaß, in dem der Magdalensberg die Nachfolge von Noreia angetreten hatte.

Wenn wir sehen, dass das Tauernfenster der Lieferant für Bergkristall und Berggold war, und wenn wir auf dem Magdalensberg den handfesten Beweis für eine gemeinsame Vermarktung vorfinden, dann liegt der Schluss nahe, dass die Entdeckung beider auf eine gemeinsame Prospektion in den Alpen zurückgeht. Man möchte daher annehmen, dass vom ersten Moment an, da Prospektoren in den Hohen Tauern fündig wurden, das Edelmineral und das Edelmetall gemeinsam gewonnen und gegen Süden abtransportiert wurden. Das wird lange vor dem tauriskischen Goldrausch, wahrscheinlich schon in der Bronzezeit, geschehen sein.

DIE TAURISKER AUF DEM HÖHEPUNKT IHRER MACHT (Abb. 87)

Durch Polybios ist klar geworden, dass die, die über das Gold verfügten, Taurisker hießen und bildlich wie buchstäblich in den Alpen oberhalb von Aquileia wohnten. Sie sind auf dreifache Weise charakterisiert, als Bewohner der Gallia, als Barbaren und als »norisch«. Warum Polybios das Adjektiv Νωρικοῖς hinzusetzte, ist leicht zu verstehen. Abgesehen davon, dass er selbst in

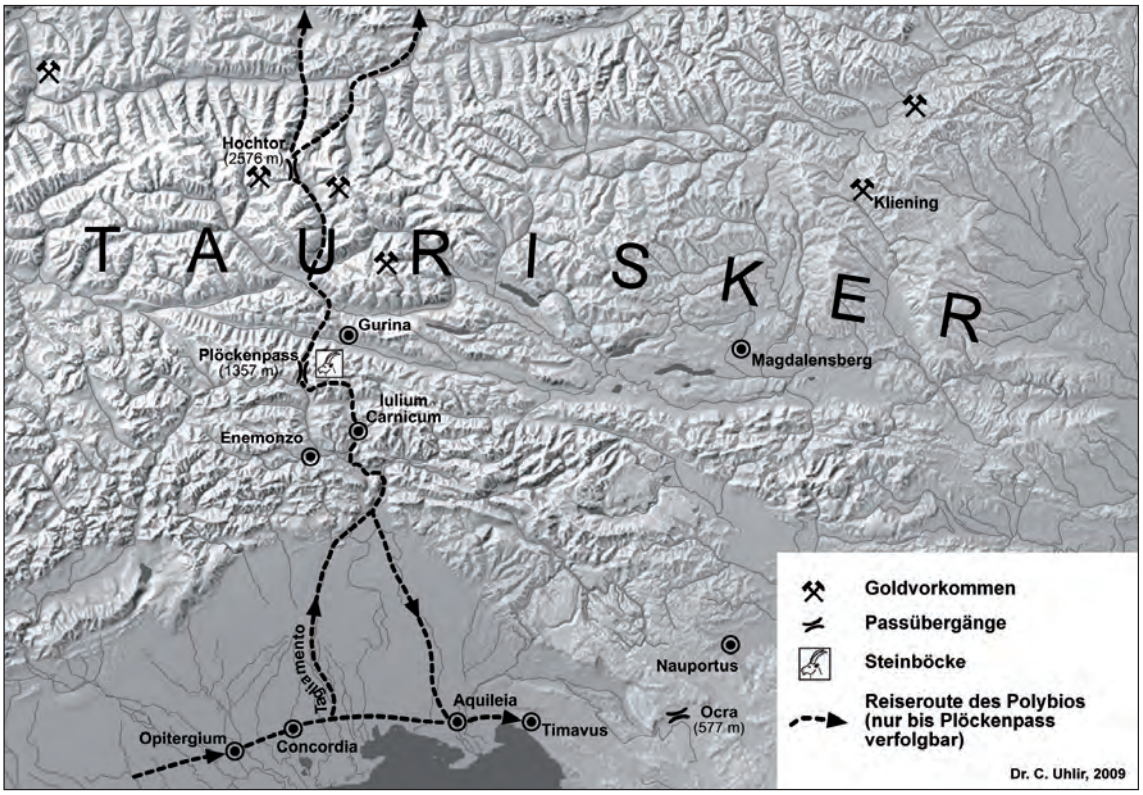
---

[15] Plin. nat. 37, 28: *(crystalla) … Nos liquido adfirmare possumus in cautibus Alpium nasci adeo inviis plerumque, ut fune pendentes eam extrahant. Peritis signa et indicta nota sunt.*

[16] Aus der ›Römersiedlung Stribach‹ sind folgende Bergkristalle bekannt: 23 Bergkristalle unterschiedlicher Größe aus dem Hof R 250 (Tschurtschenthaler 2009, 450), einer aus dem Nahbereich westlich des Atriumhauses (M. Tschurtschenthaler, FÖ 38, 1999, 873) und vier aus einem Präfurnium des Atriumhauses. Zu diesen Walde – Grabherr 2007, 100 Kat. 203–205. Abgebildet und aufgelistet sind nur drei, ohne Maße und mit dem allgemeinen Fundort »Aguntum«. Eva Wunsch, Museumspädagogin des Museum Aguntinum, war so freundlich, den S. 101 im Foto links unten abgebildeten Bergkristall abzumessen: Er ist 15 cm lang und 6,5 cm breit und demnach mit jenem Bergkristall identisch, den M. Tschurtschenthaler zusammen mit einem weiteren und mit dem Solidus des Constantius II. in FÖ 39, 2000, 873 erwähnt.

[17] Piccottini 1994a, 467–477 und Piccottini 2001, 51–68.

[18] Plin. nat. 37, 28: *Infestantur plurimi vitiis … est et rufa aliquis robigo …*



87 Die Lagerstätten von Berggold im östlichen Ostalpenraum, die Glocknerroute und die Route des Polybios durch die östliche Cisalpina und nach Noreia (nur bis zum Plöckenpass/Monte Croce Carnico verfolgbar)

der westlichen Cisalpina die Existenz von Tauriskern bezeugt[19], hat sich bei Cato d. Ä., Zeitgenosse des Polybios also, die Nachricht erhalten, dass auch Lepontier und Salasser zur *gens* der Taurisker gehörten[20]. Damit liegt der Schluss nahe, dass Polybios durch das τοῖς Νωρικοῖς die östlichen von den westlichen Tauriskern unterscheiden wollte[21], die er auf seiner Reise von West nach Ost zuerst berührt hatte[22]. Die Unterscheidung beider tauriskischer Gruppen war umso wichtiger, als auch die salassischen Taurisker über Goldvorkommen verfügten[23]. Den Erwähnungen der Taurisker bei Cato d. Ä. und Polybios ist ferner gemeinsam, dass sie nur für deren eigene Zeit gelten, weil danach Taurisker weder in der westlichen Cisalpina noch um Noreia begegnen. Vor allem aber sind Cato und Polybios die frühesten republikanischen Autoren, die einen ethnografischen Blick auf die Völker werfen, mit denen die Römer aus militärischen und machtpolitischen Gründen zu tun hatten[24].

Hauptort der norischen Taurisker ist die Νωρηία πόλις, die auf einem Hügel lag und mit einem griechischen Wort bezeichnet wurde, dessen Äquivalent im Latein der mittleren Republik *castellum* lautete. Man beachte die Charakterisierung der vier von Polybios in der östlichen

---

[19] Zum Lebensraum der westlichen Taurisker s. Polyb. 2, 15, 8; zu den westlichen Tauriskern als den Gegnern der Römer und Verbündeten der Boier Polyb. 2, 28, 4 und 2, 30, 6. Dazu Steph. Byz. s. v. Tauriskoi: Ταυρίσκοι, ἔθνος περὶ τὰ Ἄλπεια ὄρη. Λέγονται καὶ Ταυρῖνοι, ὡς Πολύβιος τρίτῳ.

[20] Plin. nat. 3, 134: *Lepontios et Salassos Tauriscae gentis idem Cato arbitratur.*

[21] Walbank 1979, 613 und Radt 2006, 489.

[22] Von den westlichen Tauriskern erfahren wir durch Polyb. 2, 28, 4 und 2, 30, 6, dass sie in der Poebene siedelten und mit den Boiern ein Bündnis gegen die Römer geschlossen hatten.

[23] Strab. 4, 6, 7. Dazu ausführlich Dobesch 1980.

[24] Zu Cato d. Ä. Schanz 1927, 187; Conte 1994, 87. Zu Polybios s. die Eigencharakteristik Polyb. 3, 48, 12 über die Pflicht des Berichterstatters zur Überprüfung seiner Erkenntnisse vor Ort und Walbank 1957, 173.

Cisalpina besuchten Siedlungen, die zu Strabos Zeiten längst *municipia* und *coloniae* gewesen waren[25]. Er nennt sie πολισμάτια (Verkleinerungsform von πόλισμα), und die *colonia Aquileia*, wie ihr offizieller Name in der Inschrift ihres Gründungstriumvirn T. Manlius Acidinus lautet (Abb. 90)[26], ist bei ihm lediglich ein »befestiges Bollwerk der Römer gegen die von oberhalb heruntergekommenen[27] Barbaren« sowie ein ἐμπόριον (Handelsplatz). Wenn in dieser Gegend die einzige πόλις das Noreia der Taurisker ist, dann spürt man den scharf differenzierenden Blick eines Griechen. Dass wir tatsächlich Differenzierungen vor uns haben, bestätigt Sempronius Asellio (Ende 2. Jh. v. Chr.), der Noreia als *urbs* bezeichnet. Ob Asellio selbst dort war oder bei Polybios abgeschrieben hat, ist weniger entscheidend, denn beides besagt, dass Noreia eine bedeutende Siedlung gewesen sein muss, die in der Gallia liegt. Auf die Tatsache, dass dies ein geografischer Begriff und kein ethnischer ist, muss ich zurückkommen.

Als geschulter Militär hat Polybios in Noreia offensichtlich auch alle Informationen zu den nördlich liegenden Gebieten und zu deren ethnischem Gefährdungspotenzial eingeholt. So hat sich bei Strabo in Ausschnitten sein Bericht über Ausdehnung, Übergänge und Höhen der Ostalpen erhalten, aus dem wir erfahren, dass man die 2 200 Stadien von der Ebene im Süden zur Ebene im Norden nicht in fünf Tagen schaffe. Das gelte, wie Polybios ausdrücklich festhält, nur für die kürzeste Verbindung – die Glocknerroute, wie wir nun wissen.

Im Anschluss an die 2 200 Stadien erscheint als weiterer Kandidat für den Reisebericht des Polybios die bei Stephanos Byzantios überlieferte Nachricht von einem Gebiet der Taurisker *bei* (und nicht *in*) den Alpen, das Magistrike heißt und an Germanen grenzt[28]. Durch Polybios kommen wir der Lösung um einen wichtigen Informationsschritt näher, weil wir hören, dass in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. die Taurisker den Ostalpenraum beherrschten und dass Noreia ihre Hauptstadt war. Es ist leider nicht zu beweisen, würde aber einer wirtschaftspolitischen Logik nicht entbehren, dass die Taurisker wegen ihrer Kompetenz im Alpen querenden Transport nicht nur die gesamte Glocknerroute, sondern auch die reich sprudelnden Salzquellen von Bad Reichenhall/Ad Salinas unter ihre Herrschaft gebracht haben. Nimmt man darüber hinaus an, dass das Reichenhaller Reinsalz auch nach Norden an die Donau und sogar noch weiter ins Böhmische verhandelt wurde, dann wird man die Magistrike Chora auf der Nordseite der Alpen suchen dürfen, denn nur dort bestand eine Grenznähe zu Germanen – was und wen auch immer jene Taurisker, die in Noreia von Polybios über den Verlauf der Glocknerroute nach Norden befragt wurden, als Germanen bezeichneten.

In der Tat gibt es bereits für das 2. Jahrhundert v. Chr. vage Hinweise auf Germanen, in unserem Zusammenhang wäre dies der Harto vom ›Merkfelsen‹ auf der Missoria-Alm (Abb. 88), vor allem aber der Harigast-Helm aus Negau in Nordostslowenien. Beiden Belegen ist gemeinsam, dass ihre Träger/Urheber zumindest den eigenen Namen schreiben konnten – eine wahrhaft verblüffende Erkenntnis über einen derart früh anzunehmenden oder belegten Germanen.

Dass Polybios die inneralpine Topografie aus dem Blickwinkel eines erfahrenen Militärs beurteilte, wird bei der Bemerkung sichtbar, die über Sempronius Asellio bei Vergil Eingang gefunden hat, nämlich dass Noreia und die norischen Kastelle auf Hügeln lägen[29]. Gleiches gilt auch für die Fortsetzung seiner Reise von Noreia ans Timavon und danach bis Tergeste/Triest, auf der er Informationen zu den dort lebenden Carni und – die Parallele zur Glocknerroute könnte nicht deutlicher sein – zur sog. Bernsteinstraße in Richtung Donau einholte. Für beide Routen werden seine Mitteilungen mit zunehmender Entfernung immer schemenhafter. In einen

---

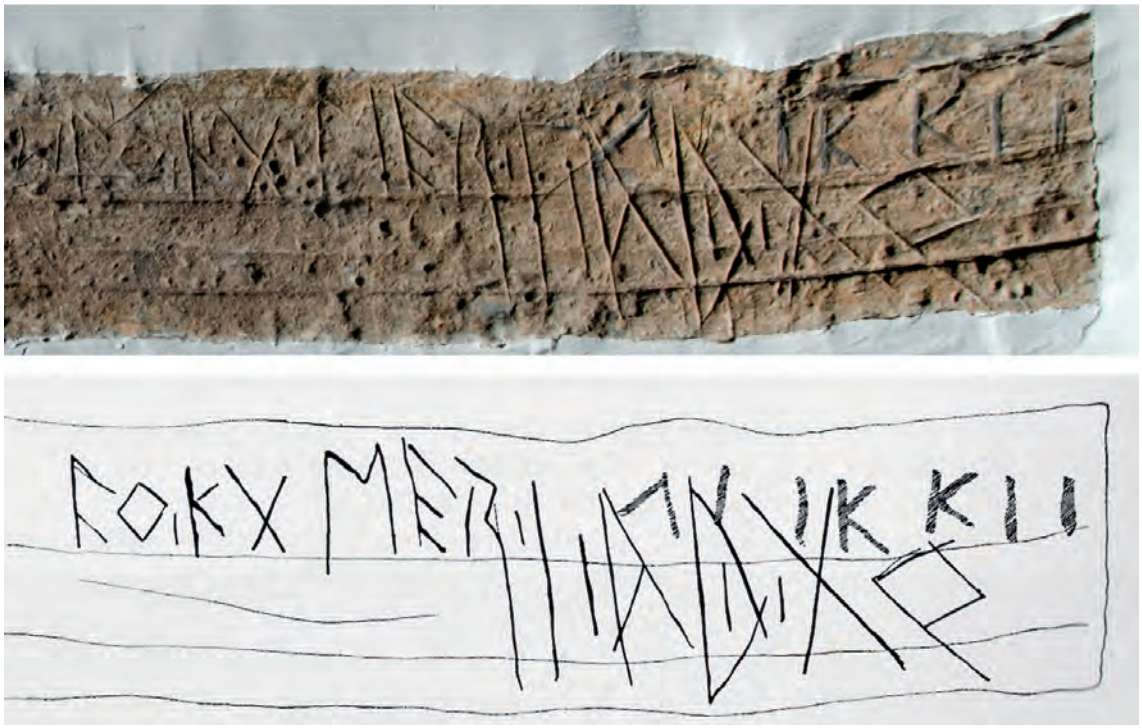
[25] Strab. 5, 1, 8

[26] s. u. S. 190. 235 Anm. 55.

[27] Von dem Kompositum ὑπερτίθεσται (= überschreiten) wird u. a. ὑπέρθεσις (= Übergang, Pass) gebildet.

[28] Steph. Byz. (ed. A. Meineke ²[Graz 1968]) p. 424, 14: Μαγιστρική, χώρα τῶν Ταυρίσκων πρὸς τὰ Ἄλπεια ὄρη. Οἱ οἰκήτορες Μαγίστρικες, οἱ τοῖς Γερμανοῖς ὁμοροῦρισιν. Dazu H. Grassl, Zur Pagus-Organisation im antiken Alpenraum, in: Beutler – Hameter 2005, 63–65.

[29] Verg. georg. 3, 474–477: *Norica … castella in tumulis* und Schol. ad Verg. georg. 3, 474 (= Sempr. Asellio, lib. 5 frg. 9): *Norica castella dixit ab urbe Noreia, quae est in Gallia …* dazu Harl 2011, 97–101 und 124–126.



88 Würmlacher Wiesen bei Kötschach-Mauthen (BH Hermagor, Kärnten). Venetische Felsinschrift mit den rechtsläufigen Namen *voktses* (links) und *harto* (rechts). Man beachte, dass das venetische X einem lateinischen T entspricht. Lesung nach Pellegrini – Prosdocimi 1967, 623 f., Gt 14+15

solchen Zusammenhang gehören auch die Nachforschungen, die Scipio Aemilianus in Corbilo an der Mündung der Loire im Beisein des Polybios über die Britannienreise des Pytheas von Massilia anstellte[30].

Neben oder nach Polybios gibt es noch einen weiteren antiken Autor mit militärischer Erfahrung, der für das Römische Reich ein Gefahrenpotenzial ausmachte, das entlang der Glocknerroute von Norden her drohte: Velleius Paterculus. Die am Alpenhauptkamm verlaufende Grenze Italiens (sic!), so schreibt er um 30 n. Chr., sei nur 200 Meilen von der Grenze der Markomannen entfernt[31]. Trägt man diese 200 Meilen (rund 300 km) von Hochtor nach Norden über Passau, Straubing, Cham und Furth am Walde auf, so gelangt man an den Rand des Böhmerwaldes, die Hercynia silva[32] – eine glaubwürdige Entfernungsangabe auf einer glaubwürdigen Route.

Nur mit einer einzigen Phrase spielt Polybios auf jene Auseinandersetzung zwischen Römern und Tauriskern an, die zur Gründung von Aquileia führte und zur Zeit des Polybios noch frisch im Gedächtnis der Zeitgenossen gewesen sein musste: Ἀκυληία … κτίσμα μέν ἐστι Ῥωμαίων ἐπιτειχισθὲν τοῖς ὑπερκειμένοις βαρβάροις (»Aquileia … Bollwerk gegen die von oberhalb

[30] Strab. 4, 2, 1. Scipio befragte die Massilioten, Narboniten und Corbiliten über Pytheas. Auch hier haben wir es mit Informationen zu tun, die direkt auf Polybios zurückgehen, denn nach Hiernard 1982, 497–578 war Narbo noch nicht die 118 v. Chr. von den Römern gegründete Kolonie, sondern das einheimische *oppidum* von Montlaurès, und das an der Mündung der Loire liegende Emporion Corbilo existierte zur Zeit Strabos nicht mehr. Man darf also davon ausgehen, dass Scipio in Begleitung des Polybios bis nach Corbilo reiste. Für die Übersendung des Sonderdrucks danke ich Jean Hiernard von der Universität Poitiers.

[31] Vell. 2, 109, 4: *… quippe cum a summis Alpium iugis, quae finem Italiae terminant initium huius finium haud multo plus CC milibus passuum abesset.*

[32] Vell. 2, 108, 2.

heruntergekommenen Barbaren«). Ob Polybios aus Rücksicht auf den vermuteten Erkundungsauftrag des Scipio weitere Informationen beiseite ließ, oder ob Strabo sie überging, weil man bei Livius ausführlich darüber nachlesen konnte[33], muss offenbleiben. Für die Gewichtung der Mission des Polybios ist entscheidend, dass sich das Machtverhältnis durch die unerwarteten Goldfunde bei den norischen Tauriskern plötzlich umdrehte: Während gegen 180 v. Chr. die in der Cisalpina eingedrungenen *Galli transalpini*, die in der Gegend des späteren Aquileia ein ›harmloses‹ *oppidum* gründen wollten, von den Römern mit Waffengewalt verjagt worden waren, sind es nun die italischen Partner (aber keine Römer!), die von den Barbaren aus der Gallia hinausgeworfen wurden. Historisch ist Polybios also umfassend informiert und setzt dieses Wissen sparsam und mit politischem Feingefühl ein[34].

Bei der Charakterisierung von Aquileia als »Bollwerk gegen die von oberhalb heruntergekommenen Barbaren« führt vom wiederhergestellten Text des Polybios eine direkte Linie zu Titus Livius, die sogar bis in die Verwendung desselben Verbs geht: das *transgressi* des Livius ist nichts anderes als die wörtliche Übersetzung des ὑπερκειμένοις des Polybios. Wieso berichtete der aus Padua, also aus nächster Nähe stammende, aber um rund vier Generationen jüngere Livius, der Polybios sehr schätzte[35], lediglich, dass Aquileia zum Schutz vor *Galli transalpini* errichtet worden sei? Bei Polybios konnte er doch nachlesen, dass diese gefährlichen Alpenbewohner die Taurisker waren und dass ihre Hauptstadt, die von nicht weniger als drei römischen Gesandtschaften aufgesucht wurde, Noreia hieß? Die Zurückhaltung, mit der Livius das Thema angreift, hat schon immer Verwunderung hervorgerufen[36], lässt sich aber verstehen, sieht man die Beziehungen der Römer zum Ostalpenraum als Entwicklungsprozess: Zu Anfang des 2. Jahrhunderts v. Chr. wussten sicher nur wenige Eingeweihte, wer aus der jenseits der Alpen liegenden Gallia in die Gegend von Aquileia eingedrungen war und wohin die Gesandtschaften gegangen waren, die der römische Senat in dieser Angelegenheit über die Alpen geschickt hatte. Denn damals gab es neben den auf die Archive der führenden Familien verstreuten Aufzeichnungen nur die summarischen Berichte der Konsuln, Prokonsuln und Gesandtschaftsleiter an den Senat[37]. Erst als sich um die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. Polybios und Cato d. Ä. für ethnografische Aspekte interessierten, begann eine Entwicklung, die zu Caesar, Livius, Strabo und Plinius d. Ä. und anderen führte und uns mit ethnischen Informationen versorgt. Gerade die Tatsache, dass Livius – trotz besseren Wissens möchte man sagen – die Taurisker nicht beim Namen nennt, sondern nur von *Galli transalpini* spricht, bekräftigt den Eindruck, dass er wirklich aus zeitgenössischen Quellen schöpft und bewusst auf Präzisierungen verzichtet, die einem späteren Informationsstand entsprochen hätten.

---

[33] Liv. 39, 22, 6–7.

[34] Den Anstoß zur Bemerkung über die Gründung von Aquileia könnte Polybios bei einem Rundgang über das Forum von Aquileia erhalten haben, wo die Erinnerung an L. Manlius Acidinus, das Mitglied der Gründungskommission der *colonia* von 183 v. Chr. und Konsul des Jahres 179 v. Chr. durch einen eigenen Gedenkbezirk wach gehalten wurde. Zu diesem gehört die Inschrift *L(ucius) Manlius L(uci) f(ilius) Acidinus triu(m)vir Aquileiae coloniae deducundae*, CIL V 873 = InscrAqu 27 = AE 1990, 388 = ILLRP 324 (p. 326); Lettich 2003, Nr. 1 = lupa 13400 (mündliche Mitteilung des Ausgräbers Paolo Casari). Wahrscheinlich stammt das Relief mit dem *sulcus primigenius* (Santa Maria Scrinari 1972, 600 = lupa 14373) von einem frühkaiserzeitlichen Umbau dieses Kultbezirkes. Allgemein zu Acidinus s. Bandelli 1988, 28–31 und zu dessen Konsulat 29 Anm. 39.

[35] Mit der Frage, wieweit Livius von Polybios abhängt, hat sich H. Tränkle, Livius und Polybios (Basel 1977) bes. 21 f. intensiv auseinandergesetzt, um u. a. zum Ergebnis zu kommen, dass sich der Römer oft indirekt auf den Griechen bezieht, weil die antiken Leser ohnedies die literarischen bzw. historischen Texte kannten. Dazu gibt es auch direktes Lob, wie z. B. Liv. 30, 45: *Polybius, haudquaquam spernendus auctor,* das an Schol. ad Verg. Georg. 3, 474 (= Sempr. Asellio, lib. 5 frg. 9) erinnert: *Norica castella dixit ab urbe Noreia, quae est in Gallia, ut Asellio historiarum non ignarus docet.* Zum Verhältnis des Livius zum Polybios kurz und präzise Conte 1994, 369: »… the great Greek historian Polybios, from whom more than anyone else Livy derived his unified vision of the Mediterranean world …«.

[36] Ausführlich dargestellt von Dobesch 1980.

[37] Nach Dobesch 1980, 169 stützte sich Livius vor allem auf die Senatsakten: »… konkretes Material von stark aktenmäßigem Charakter …«.

Lesen wir Polybios und Livius so, dass sie einander ergänzen, gewinnen wir den Eindruck, dass es nach 186 v. Chr. im Ostalpenraum nur eine Macht gab, und das waren die Taurisker. Diese sind somit der älteste Stamm, der hier namentlich belegt ist. Wie groß ihr Machtbereich war, ist völlig unbekannt. Die Annahme, dass Wirtschafts- und Machtbereich identisch waren und ungefähr den naturräumlichen Voraussetzungen entsprochen haben werden, ergäbe eine Zone, die von Gail- und oberem Drautal bis ins Lavanttal reichte, wo Wolfgang Vetters in der Kliening mit überzeugenden geologischen Gründen die von Strabo beschriebenen Goldfunde lokalisiert[38]. Die Ostgrenze des tauriskischen Machtbereiches wäre dann die Koralm. Ob auch noch die Niederen Tauern hinzuzuzählen sind, ist offen. Da dort in Mittelalter und Neuzeit z. T. recht ergiebiger Bergbau betrieben wurde (z. B. in Oberzeiring auf Silber), wäre es nicht auszuschließen.

Ähnlich vage ist das Resultat in Nord-Süd-Richtung. Wenn man von der naheliegenden, aber unbewiesenen Annahme ausgeht, dass die Taurisker die Glocknerroute auf ihrer gesamten Strecke unter Kontrolle hatten, dann hätte ihr Einflussbereich bereits bei Iulium Carnicum begonnen und südlich des Alpenhauptkammes das Gailtal, das obere und mittlere Drautal und wohl auch das gesamte Tal der Isel, also Osttirol, umfasst. Aus naturräumlicher Sicht wäre der Felbertauern der westlichste Zentralalpenpass, den die Taurisker kontrolliert hätten. Nördlich der Alpen wäre ihnen das Salzachtal und wegen der Solequellen von Reichenhall das gesamte Saalachtal bis über den Karlstein hinaus zuzuordnen, also die späteren Siedlungsgebiete von Ambisontes und Alauni, die aufgrund ihrer Lage am ehesten für die Magistrike Chora des Stephanos Byzantios in Frage kämen. Für eine solche Ausdehnung nach Norden würde nicht nur die Bedeutung der Solequellen sprechen, sondern auch die frühe Erschließung des Reichenhaller und Salzburger Raumes, die im Munizipalstatut für Iuvavum, dem einzigen, das von Kaiser Claudius nördlich der Alpen verliehen worden war, ihren Höhepunkt fand. Nach allem, was über das ober- und niederösterreichische Alpenvorland (nicht) bekannt ist, scheint es nicht zum tauriskischen Machtbereich gehört zu haben.

In den 180er Jahren v. Chr. lernen wir als tauriskische Verhandlungspartner der Römer einen Ältestenrat kennen und wenig später den machtvollen und gefinkelten Cincibilus, den einzigen König der Taurisker, dessen Namen überliefert ist. Er wurde 170 v. Chr. von einer der ranghöchsten Gesandtschaften, die der römische Senat jemals ausschickte, aufgesucht und großzügigst beschenkt[39]. Sucht man nach seiner ›Residenz‹, bietet sich als einziger Kandidat die *Noreia polis* an, deren erste Nennung aus dem Jahre 113 v. Chr. nun in die Zeit des Polybios verlegt werden müsste. Das heißt, dass die drei Gesandtschaften, die der römische Senat zu den Alpenkelten geschickt hat, nach Noreia gingen. Wenn also die osttauriskischen Häuptlinge in Noreia residierten, muss man dort die nötigen Stammeseinrichtungen erwarten, vom Sitz des Königs, über den Versammlungsplatz und die Münzstätte zum Heiligtum, in dem die Göttin Noreia die führende Rolle gespielt haben wird[40]. Und wenn, so führen wir Giovanni Gorinis Gedanken weiter[41], in Noreia bereits unter Cincibilus Münzen geprägt wurden, um Söldner zu entlohnen, dann muss die Stadt wesentlich älter sein – auf jeden Fall älter als Aquileia.

Von hier an wird die Verknüpfung mit den sprachwissenschaftlichen Erkenntnissen von Peter Anreiter besonders spannend. Anreiter hat nämlich in den Ostalpen eine Gruppe vorrömischer und indogermanischer, aber nichtkeltischer Appellativa herausgearbeitet, die aufgrund ihrer lautlichen Gegebenheiten, ihrer Benennungsmotive und ihres zugrunde liegenden appellativen Wortschatzes zusammengehören[42]. Anreiter bezeichnet diesen Namenshorizont als »Ostalpenblock«. Geografisch erstreckt sich dieser auf ein Gebiet zwischen Vorarlberg und Istrien sowie zwischen

[38] Vetters – Pohl 2012, 273–286.
[39] Ausführlichst behandelt von Dobesch 1980, 108 f.
[40] s. u. S. 318.
[41] Gorini 2005.
[42] Anreiter 2001, 10 f.

Salzburg und dem Gardasee. Dem Ostalpenblock kann u. a. der Ortsname Noreia zugeordnet werden, der nach Anreiter vorrömisch, aber nicht keltisch ist[43].

Wenn die Taurisker wirklich Kelten, nicht keltisch dagegen die Namen ihres Zentralortes sowie der dort verehrten Göttin gewesen sein sollten, dann würde sich in dieser Art der Namengebung die einigermaßen friedliche Überlagerung des Ostalpenraumes und seiner Siedlungen durch die Taurisker spiegeln[44]. Da – zumindest in Salzburg, Kärnten und Oberfriaul – auch die archäologischen Befunde in die friedliche Richtung deuten[45], darf man annehmen, dass dort der Übergang von der späten Hallstattzeit in die Latènezeit in der Tat bruchlos verlief. Das würde bedeuten, dass Noreia schon existiert hätte, bevor die Taurisker die Macht im Ostalpenraum übernahmen, und damit wäre verständlich, warum die Hauptstadt der Taurisker nicht Taurunum/Taurinum/*Taureia oder ähnlich hieß, sondern Noreia – eben weil sie keine tauriskische Gründung war. Es lassen sich also etliche Argumente dafür anführen, dass die Norici die hallstattzeitliche Bevölkerung des Ostalpenraumes waren und dass die Νωρηία πόλις schon ihr Hauptort war, bevor sie von den keltischen Taurisci überlagert wurden: Das dürfte der historische Hintergrund hinter der Formulierung ἐν τοῖς Ταυρίσκοις τοῖς Νωρικοῖς des Polybios sein.

DIE KUGELREITER-TETRADRACHMEN: DAS MÜNZGELD DER TAURISKISCHEN KÖNIGE

Welches politische, wirtschaftliche und militärische Potenzial diese frühen Taurisker darstellten, können wir seit der Auswertung des Münzschatzes von Enemonzo (UD) durch Giovanni Gorini in groben Umrissen erahnen[46]. Der Fundort Enemonzo liegt am Oberlauf des Tagliamento in unmittelbarer Nähe zur Glocknerroute. Dort wurden 1998 in einer bronzenen Situla 259 Victoriati und 40 keltische Tetradrachmen vom Typus Kugelreiter gefunden, von denen sechs mit der Marke X versehen sind. Die Victoriati wurden zwischen 211 und 170 v. Chr. geprägt, als spätestes Deponierungsdatum des Hortes kommt die Zeit um 130/125 v. Chr. in Frage. Durch die Vergesellschaftung mit den Victoriati ergibt sich für die Kugelreiter-Tetradrachmen eine Datierung, die weit vor der von Robert Göbl vertretenen liegt[47], auf die Zeit um 170 v. Chr. gesetzt und mit Cincibilus, dem König der bei Livius genannten *Galli transalpini*, verknüpft werden kann. Von besonderer Bedeutung ist jenes auf sechs Münzen aufgeprägte X, weil es nicht als Symbol, sondern als das venetische Schriftzeichen für T und als Kürzel für Ταυρίσκοι zu verstehen ist (Abb. 89). Damit offenbaren sich die Kugelreiter-Tetradrachmen als Münzen der Taurisker[48], und der Reiter mit dem venetischen T unter dem Pferd wird zum König der Taurisker.

Gestützt wird Gorinis Deutung des X als venetischer Buchstabe für das lateinische T durch die Inschriften auf dem ›Merkfelsen‹ der Missoria-Alm[49]. Von den acht Personen, die sich dort mit ihren Namen verewigt haben, weisen drei dieses venetische T auf, das sehr gut bei den Männernamen Voktses und Harto zu sehen ist (Abb. 88). Unter Berufung auf den Linguisten

---

[43] Anreiter 2001, 145: Gebildet aus dem Wortstamm **nor-* (= »Berg«) und dem ›adessiven‹ Adjektivsuffix *-eia* und bedeutet »Gebiet/Ort bei/an den Bergen«. Weitere Beispiele aus Anreiters Ostalpenblock sind Celeia (= »Gebiet/Ort bei/an einer Erhebung«) oder Aquileia (= »Gebiet/Ort beim/am Wasser«).

[44] Man denke an den Ortsnamen Matrei, für den Diether Schürr venetischen Ursprung vermutet, s. o. S.126 Anm. 87.

[45] Zu Salzburg F. Moosleitner, Die Vorgeschichte, in: Dopsch – Spatzenegger 1981, 66 und 74; zu Kärnten Gleirscher 2006, 230; zu Oberfriaul Mainardis 2008, 30–33. Nach Demetz 1999, 173 ist auch an den Fibelformen kein Bruch in der Entwicklung festzustellen.

[46] Gorini 2005. Dazu B. Ziegaus mit einer ausführlichen und äußerst positiven Rezension im JNG 57, 2007, 201–208 mit u. a. folgenden Feststellungen: »… eine fundierte Analyse, die verdeutlicht, dass die absolute Chronologie in der gesamten norischen Münzprägung einschneidender zeitlicher Korrekturen bedarf (S. 206). Mit guten Gründen gelangt er (sc. Verf.) zu einer Vorverlegung des Beginns der norischen Münzprägung um fast ein Jahrhundert! So erscheint die norische Münzgeschichte nun in einem ganz anderen Licht … (S. 208).«

[47] Göbl 1992, 10.

[48] Gorini 2005, 66: »in un territorio che oserei definire taurisco, prima che Norico Occidentale«.

[49] s. o. S. 143.

89 Kugelreiter-Tetradrachme. Auf der Rückseite ein etruskisch-venetisches X = T[aurisk--]

Heiner Eichner, der auf einem im Jahre 1894 in Unterhaidin bei Pettau (Ptuj, Spodnja Hajdina) gefundenen Töpfchen ein dem venetischen Alphabet eng verwandtes Lokalalphabet identifiziert hat[50], Eichner nennt es »Alphabet von Poetovio (Ptuj)«, sei die Vermutung erlaubt, dass die Bedeutung der nordetruskisch-venetischen Schrift für den Ostalpenraum bisher nicht erkannt wurde. Im Jahre 1853, also vier Jahre bevor er auf der Missoria-Alm die Felsinschriften entdeckte, schrieb Theodor Mommsen mit geradezu prophetischem Weitblick: »Dass in das Alpenland die Schrift von dem nächsten civilisirten Volk, also den Etruskern gebracht ward, ist sehr natürlich.«[51] Hierher passt die Feststellung des Polybios, dass der Unterschied zwischen Venetern und Kelten im Allgemeinen gering, die Sprache jedoch verschieden sei[52]. Die eigentliche Überraschung bei der Identifizierung des X auf den Kugelreiter-Tetradrachmen als tauriskisches T ist daher, dass sie zu einer Überraschung werden konnte[53].

Die Kugelreiter-Tetradrachmen darf man wiederum nicht vom Münzwesen der Kaiserzeit aus betrachten. Sie waren in erster Linie für die Entlohnung von Söldnern bestimmt, in deren Taschen sie wanderten[54]. Die politische Propaganda, die das tauriskische Königtum mit ihnen betrieb, hatte also nur begrenzte Außenwirkung. Da sich Polybios auf ethnografische und naturwissenschaftliche Aspekte konzentrierte, ist es ein Glücksfall, dass die Informationen über die Machtstruktur bei den Tauriskern, die wir bei ihm vermissen, von den Kugelreiter-Tetradrachmen kommen: Es sind also nicht *die* Taurisker und schon gar nicht irgendwelche Noriker gewesen, die ihren italischen Partnern im Goldhandel ›den Fußtritt gaben‹, sondern ein selbstbewusster Tauriskerkönig, der sich die Bezahlung von Söldnern leisten konnte. Durch die Verwendung des nordetruskischen Alphabets anstelle des lateinischen standen die tauriskischen Könige in Distanz zu den Römern, deren Macht sie in der Aquileiakrise anerkennen mussten. Venetisch war also die Schrift jener Taurisker, die Lesen und Schreiben beherrschten.

Soll man, so die daran anschließende Frage, in einer Phase, in der es auf der italischen Halbinsel noch immer um Sprachen, Schriften und Kulturen ging, im Ostalpenraum wirklich schon mit Nationalitäten argumentieren? Daher mag Tauriskoi, das einer vorindogermanischen Sprachschicht entstammt[55], bei Polybios und Cato lediglich die Bewohner der Ostalpen – oder besser die Anwohner an den Ostalpenübergängen – bezeichnet haben[56]. Es wäre sogar verständlich, wenn die tauriskischen Könige selbst ihr Münzzeichen *T[aurisk--]* noch gar nicht als Ethnikon, sondern vom Siedlungsgebiet ihres Volkes her betrachteten und damit etwa meinten: »König der Anwohner an den Ostalpenpässen«.

Als sich jedoch die Kontakte der Alpenvölker zur Mittelmeerwelt intensivierten und als sich aufseiten der expandierenden Römer der Blick auf die keltische Welt schärfte[57], reichte die aus den Kugelreiter-Tetradrachmen für das frühe 2. Jahrhundert v. Chr. zu vermutende Gleichung

---

[50] Eichner – Istenič – Lovenijak 1994, 131–142. Das Gefäß, in das der Name »Artebudz Brogdui« eingeritzt ist, stammt aus den alten Ausgrabungen und befindet sich im Steiermärkischen Landesmuseum Graz, Inv. 8202.

[51] T. Mommsen, Die nordetruskischen Alphabete auf Inschriften und Münzen, in: Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich 7, H. 8, 1853, 201 (*non vidi*). Zitat nach Schumacher 2004, 23.

[52] Polyb. 2, 17, 5.

[53] Die bis 1989 vorhandene Literatur zu den spärlichen Zeugnissen einer Schriftlichkeit bei den nordalpinen Kelten ist zusammengestellt von Pauli 1997, 1–23.

[54] Gorini 2005, 49.

[55] Anreiter 2001, 137: »Die Grundbedeutung von *tauru- war sicherlich »Gebirge« – man vergleiche die zahlreichen Tauern-Namen – sie unterlag aber (je nach Topographie der umgebenden Landschaft) gewissen Nuancierungen und Veränderungen.« Daher sind nach Strab. 7, 3, 2 die Taurisker mit den Teuriskern und Tauristen identisch.

[56] Zur Frage von Selbst- und Fremdbezeichnung einheimischer Stämme des Ostalpenraumes Anreiter 1999, 1–7.

[57] Die militärische Expansion der Römer in die Cisalpina ist gut dargestellt von Bandelli 1988.

»Taurisker = Anwohner an den Ostalpenpässen« nicht mehr aus. Es wurden aufseiten der Römer Differenzierungen nötig, die ihrerseits eine rasante Entwicklung durchmachten. Ungefähr ein halbes Jahrhundert später hieß es bei Polybios und Cato d. Ä. schon »salassische, lepontische, norische Taurisker« und spätestens in der Zeit des Augustus waren daraus »Salasser, Lepontier, Noriker *und* Taurisker« geworden[58]. Damit hätten wir eine Entwicklung rekonstruiert, die um 170 v. Chr. bei den Münzlegenden erstmals greifbar wird und vom Choronym zum Ethnonym ging. In ihr nehmen die Nachrichten des 2. Jahrhunderts v. Chr. eine wichtige Zwischenstellung ein.

Tabelle 3: Literarische, epigrafische und numismatische Testimonia lassen erkennen, wie zwischen der Schlacht von Telamon (225 v. Chr.) und der Regierungszeit des Augustus die antiken Nachrichten zu den keltischen Stämmen des Alpenraumes präziser werden.

Periode	**westliche Taurisker**		**östliche Taurisker**	
225– ca. 170 v. Chr.	Polyb. 2, 15, 8: … τοὺς βουνώδεις καὶ γεώδεις τόπους κατοικοῦσι … τοὺς δ᾽ ἐπὶ τὰ πεδία Ταυρίσκοι καὶ Ἄγωνες καὶ πλείω γένη βαρβάρων ἕτερα.		Kugelreiter-Tetradrachmen: X = *Tauriskoi*	
3. Viertel 2. Jh. v. Chr.	Plin. nat. 3, 134: *Lepontios et Salassos Tauriscae gentis idem Cato arbitratur.*		Strab. 4, 6, 12: Ἔτι φησὶ Πολύβιος ἐφ᾽ ἑαυτοῦ … ἐν τοῖς Ταυρίσκοις τοῖς Νωρικοῖς.	
129– ca. 50 v. Chr.	Strab. 4, 6, 7: ἔχει δὲ καὶ χρυσεῖα ἡ τῶν Σαλασσῶν, ἃ κατεῖχον ἰσχύοντες οἱ Σαλασσοὶ πρότερον.	Caes. Gall. 4, 10: *Rhenus autem oritur ex Lepontiis, qui Alpes incolunt,*	Caes. Gall. 1, 5, 4: *… Boiosque, qui … in agrum Noricum transierant …*	CIL V 8270: *C. Sempronius Tuditanus cos…] re et Tauriscos C[arnosque …*
Ende 1. Jh. v. Chr.	Tropaeum Alpium, CIL V 7817: *Salassi*	Tropaeum Alpium, CIL V 7817: *Leponti*	Strab. 4, 6, 10: οἱ δὲ Ὀυινδολικοὶ καὶ Νωρικοὶ τὴν ἐκτὸς παρώρειαν κατέχουσι …	Strab. 4, 6, 10: … τοὺς Παννονίους καὶ Ταυρίσκους.
ca. 10 v. Chr.			Weihinschriften vom Magdalensberg: *Norici, Ambilini, Ambidravi, Uperaci, Saevates, Laianci, Ambisontes, Elveti.*	

Ortolf Harl

[58] Strab. 4, 6, 9: τῶν δὲ Νωρικῶν εἰσι καὶ οἱ Ταυρίσκοι.

2.3 DER OSTALPENRAUM IM 2. JAHRHUNDERT V. CHR.: EINE CHRONOLOGIE DER HISTORISCHEN EREIGNISSE

Die Entdeckung des Passheiligtums auf dem Hochtor eröffnet neue Perspektiven auf die Geschichte des Ostalpenraumes zwischen Bronzezeit und früher Neuzeit. Allem voran steht die Wahrnehmung einer bisher unbekannten Handelsroute, die die Ostalpen in fast schnurgerader Linie zwischen Salzburg und Udine überquerte und die Arbeitsbezeichnung ›Glocknerroute‹ erhielt. Zu dieser archäologischen Entdeckung kommt von der Numismatik der Nachweis, dass im Ostalpenraum die Taurisker der führende Stamm waren und dass deren Könige bereits in der ersten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. eigene Münzen prägten[1]. Durch Inschriften lernen wir führende Männer der römischen Republik kennen, die in die Geschichte des Ostalpenraumes eingegriffen haben. Die Philologie steuert die Erkenntnis bei, dass um 150 v. Chr. Polybios, der große griechische Historiker und Geograf als Vertrauter des Scipio Aemilianus nach Noreia gereist war, um Details über die sensationellen Goldfunde bei den norischen Tauriskern einzuholen. Polybios hat seine Beobachtungen im 34. Buch seines Geschichtswerkes niedergelegt, das zwar verloren ist, aber von etlichen antiken Autoren, allen voran Strabo, verwendet wurde[2].

Mit diesem breiten Spektrum an neuen Informationen können wir den Bericht des Livius über die ›Auswanderungswelle‹ der transalpinen Gallier, über die Gründung von Aquileia und über die drei Gesandtschaften, die der römische Senat zu den transalpinen Galliern geschickt hatte, neu beurteilen. Damit ergibt sich eine bisher nicht erkannte Fülle von Nachrichten zum Ostalpenraum, die einander gegenseitig ergänzen und ein schlüssiges Gesamtbild der Ereignisse erlauben. Dieses soll im Folgenden in Anlehnung an die annalistische Erzählweise des Livius nachgezeichnet werden, wobei der Fokus auf dem 2. Jahrhundert v. Chr. liegt. Für das 1. Jahrhundert v. Chr. fließen die Quellen wesentlich spärlicher, weil Livius mit dem Jahr 167 v. Chr. abbricht und Polybios wie Poseidonios keine adäquaten Nachfolger gefunden haben. Die Zerschlagung des Königreiches der Taurisker bedeutete ferner, dass das ostalpine Gold als Auslöser für historische Nachrichten ausfiel, weil die Goldgruben in römische Hände übergegangen waren[3].

Bronzezeit

Prospektoren suchen im Tauernfenster Metalle und Minerale und dringen bis in die Hochgebirgszone vor.

Hallstattzeit

Bergmännische Gewinnung von Salz in Hallstatt, daneben Versieden von Sole im Briquetage-Verfahren (Verdampfen von Sole in kleinen Tongefäßen). Export des Steinsalzes in alle Richtungen, Import von Luxusgütern aus dem Mediterraneum.

Entstehung der Stadt Noreia, Verehrung der gleichnamigen Stammes- und Stadtgöttin.

---

[1] Gorini 2005, 60.

[2] Einen ersten Teil der Ergebnisse habe ich in der vorausgehenden Studie Harl 2011 behandelt, ein weiterer findet sich hier Kap. 2.2 (O. Harl).

[3] Wie intensiv die Römer im Ostalpenraum Gold gewonnen haben, wurde durch die Entdeckung einer ausgedehnten Goldwaschanlage der römischen Kaiserzeit im Raum Neunkirchen (Niederösterreich) sichtbar, über die Brigitte Czech in einem Vortrag am 17. Januar 2013 berichtete. Das von ihr nachgewiesene Verfahren entspricht jenem, das von Plin. nat. 33, 70 beschrieben und in Las Médulas angewandt wird.

Frühe Latènezeit

Überlagerung der Hallstattbevölkerung durch Kelten, die sich nach einem vorindogermanischen Appellativum **tauru-* mit der Grundbedeutung »Gebirge« nennen. Um das phylonyme Suffix -sk- erweitert, ergeben sich die Taur-i-sk-oi, also die »Leute am/im Gebirge«[4]. Noreia wird zur Hauptstadt der Taurisker, behält aber seinen vorkeltischen Namen.

Rückgang der Salzgewinnung in Hallstatt, Aufstieg des Dürrnbergs bei Hallein, Import von Luxusgütern aus dem Mediterraneum, die während der frühen und mittleren Latènezeit dem relativ gut erforschten Dürrnberg einen Hauch mediterraner Atmosphäre verleihen[5]. Aus dem Süden stammt vor allem die Bildvorlage für den Jagdfries auf der Bronzeschale aus Grab 137 vom Eislfeld, der zu den frühesten Bilddarstellungen des Ostalpenraumes gehört (um 400 v. Chr.)[6].

Erste Hälfte 2. Jahrhundert v. Chr.: Im Ostalpenraum werden von den Tauriskern Tetradrachmen geprägt

Durch den Schatzfund von Enemonzo (UD) muss die gesamte Kugelreiter-Tetradrachmenprägung um rund einhundert Jahre früher datiert werden[7]. Die ersten Serien sind anepigrafisch, spätere mit dem venetischen X markiert, das dem lateinischen T entspricht und für *T[aurisci]* steht. Münzen wie Stempel bezeugen einen hohen künstlerischen, technischen und organisatorischen Standard der tauriskischen Prägestätte. Während die Kelten der Cisalpina seit 225 v. Chr. ihre Münzprägung nach der von Massilia ausrichten[8], folgen die Taurisker der makedonischen Münzprägung und machen damit Bindungen sichtbar, die auf das Söldnerwesen zurückgehen dürften.

2. Jahrhundert v. Chr.: In Reichenhall/Ad Salinas Entwicklung des Sudverfahrens zur industriellen Gewinnung von Reinsalz[9]

Der extrem hohe Sättigungsgrad, mit dem die Sole in Reichenhall aus der Erde sprudelte, ermöglichte die Entwicklung eines neuen Sudverfahrens, bei dem die tönernen Briquetagen durch Sudpfannen aus Metall ersetzt wurden. Wegen der heute rund 12 m hohen Überschüttung der Solequellen von Bad Reichenhall gibt es dafür nur Indizienbeweise und Rückschlüsse aus Urkunden des 8. Jahrhunderts. Es scheint, dass das Sudverfahren bis in das 2. Jahrhundert v. Chr. zurückgeht und in seinen Grundzügen bis in das 19. Jahrhundert unverändert geblieben ist. Das Brennholz wurde auf der Saalach angedriftet, der enorme Holzverbrauch führte zur allmählichen Abholzung ganzer Täler.

186 v. Chr.: Tauriskische Auswanderer beginnen nahe dem späteren Aquileia mit dem Bau eines *oppidum*. Eine Senatsgesandtschaft geht nach Noreia[10]

Friedlich überschreiten transalpine Gallier die Alpen und beginnen an einer freien Stelle im Gebiet der Veneter[11] und nahe dem späteren Aquileia mit dem Bau eines *oppidum*. Um dies zu unterbinden, entsendet der römische Senat eine Delegation über die Alpen. Dieser wird

---

[4] Anreiter 2001, 137.
[5] Zeller 2002, 191–203; Urban 2000, 295.
[6] Abgebildet bei Zeller 2002, 196–197.
[7] Gorini 2005, vor allem seine Aspetti storici 80–88, die in die vorliegende Chronologie eingeflossen sind.
[8] Crawford 1987, 495–497.
[9] s. hier Kap. 3.5 (O. Harl).
[10] Liv. 39, 22, 6–7: *Eodem anno Galli Transalpini transgressi in Venetiam sine populatione aut bello haud procul inde, ubi nun Aquileia est, locum oppido condendo ceperunt. Legatis Romanis de ea re trans Alpes missis responsum est neque profectos ex auctoritate gentis eos nec quid in Italia facerent sese scire.* Text bei Dobesch 1980, 367.
[11] Nach Strab. 5, 1, 8 liegt Aquileia dagegen außerhalb des venetischen Gebietes.

mitgeteilt, die Leute seien ohne Billigung ausgewandert und es sei nicht bekannt, was sie in Italien wollten[12]. Durch Polybios lassen sich die *Galli transalpini* des Livius als Taurisker identifizieren.

Wirtschaftlich erscheint die Aktion der Taurisker sinnvoll: Die in Oberitalien steigenden Absatzchancen für Produkte des Ostalpenraumes rieten zur Gründung eines Handelsplatzes, für den an der Fortsetzung der Glocknerroute ans Caput Adriae alle Chancen zur Entwicklung eines Emporions bestanden. Das *oppidum* ist offensichtlich 12 Meilen nördlich des späteren Aquileia begonnen worden[13]. Seine Lage entspricht jener der ufernahen Siedlungen der Cisalpina, allen voran Patavium, die über Flussläufe mit dem Meer verbunden, aber vor Überfällen von der See her geschützt sind[14]. Gleichzeitig verhindert der Fluss ein Versanden des Hafens und der Lände. Dass die Wahl des Ortes mit Weitblick erfolgte, zeigt der Erfolg der Nachfolgesiedlung Aquileia.

Die tauriskische Aktion provozierte sicher einen Interessenkonflikt mit den Venetern. Dass sich diese an ihre römische Schutzmacht um Hilfe wandten, ist wahrscheinlicher, als dass sich die Römer direkt herausgefordert fühlten. Der römischen Delegation gegenüber brachten die Taurisker relativ plumpe Ausreden vor (Übervölkerung, eigenwilliges Jungvolk), die von den Römern offensichtlich anerkannt wurden.

184 v. Chr.: König Philipp V. von Makedonien versucht, Donauvölker zu einem Einfall in Italien aufzuhetzen

Philipp V., der im Jahre 215 v. Chr. auf der Seite Hannibals in den Zweiten Punischen Krieg eingetreten war, hatte an Hannibals politischer, militärischer und organisatorischer Leistung der Alpenüberquerung gesehen, welche Chancen ein Angriff auf Italien von Norden her bot. Obwohl er im Jahre 197 v. Chr. bei Kynoskephalai eine militärische Niederlage erlitten hatte, zu der im Jahre 196 v. Chr. noch eine politische kam, nämlich die Freiheitserklärung für Griechenland durch T. Quinctius Flamininus, schien er auf Vergeltung zu sinnen. Rache dürfte also der Grund gewesen sein, warum er 184 v. Chr. zu den an der Donau wohnenden Barbaren Gesandte schickte, um sie zu einem Einfall in Italien aufzuhetzen[15].

183 v. Chr.: Die tauriskischen Auswanderer ergeben sich kampflos, beschweren sich aber erfolgreich im Senat. Alpen als Grenze Italiens. Eine zweite Senatsgesandtschaft geht nach Noreia

Die transalpinen Kelten, die auf bis dahin ungekannten Wegen ins Land gekommen waren, lassen sich nicht einschüchtern und arbeiten schon das dritte Jahr am Bau ihres *oppidum*. Deshalb erhält der zuständige Prätor den Auftrag, die Bauarbeiten möglichst ohne, wenn aber nötig auch mit Waffengewalt zu beenden[16]. Da der Prätor scheitert[17], lässt der Konsul M. Claudius

---

[12] s. o. Anm. 10.

[13] Die bei Plin. nat. 3, 131 überlieferte Nachricht des L. Calpurnius Piso Frugi (Konsul 133 v. Chr. und Verfasser einer annalistisch aufgebauten Geschichte Roms), dass beim 12. Meilenstein von Aquileia M. Claudius Marcellus gegen den Willen des Senats ein *oppidum* zerstörte, ist auf dieses Bauvorhaben der *Galli transalpini* zu beziehen.

[14] Liv. 10, 2 zum fehlgeschlagenen Angriff des Spartaners Kleomenes auf Patavium 302 v. Chr.

[15] Liv. 39, 35, 4: *... missis ad accolas Histri fluminis barbaros, ut in Italiam irrumperent, sollicitandos.*

[16] Liv. 39, 45, 5–7: [Dem Prätor] *L. Iulio Gallia … evenit. L. Iulius maturare est iussus. Galli Transalpini per saltus ignotae antea viae, ut ante dictum est, in Italiam transgressi oppidum in agro, qui nunc est Aquileiensis, aedificabant. Id eos ut prohiberet, quod eius sine bello posset, praetori mandatum est. Si armis prohibendi essent, consules certiores faceret: Ex his placere alterum adversus Gallos ducere legiones.* Text bei Dobesch 1980, 36.7

[17] Liv. 39, 54: *Marcellus nuntium praemisit ad L. Porcium, ut ad novum Gallorum oppidum legiones admoveret. Advenienti consuli Galli sese dediderunt. Duodecim milia armatorum erant: plerique arma ex agris rapta habebant: Ea aegre patientibus iis adempta, quaeque alia aut populantes agros rapuerant aut secum attulerant. De his rebus qui quererentur, legatos Romam miserunt. Introducti in senatum a C. Valerio praetore exposuerunt se superante*

Marcellus Legionen anrücken. Die 12 000 tauriskischen Auswanderer ergeben sich sofort und kampflos, müssen aber ihr gesamtes Hab und Gut abliefern, ihr *oppidum* wird zerstört. Aus Protest gegen die römische Willkür senden sie eine Gesandtschaft nach Rom. Nach Anhörung durch den Senat erhalten die Taurisker ihr Eigentum zurück, müssen aber die Cisalpina verlassen und werden angewiesen, die Alpen als unüberschreitbare Scheidelinie zu betrachten. Um dies den Tauriskern vor Ort zu vermitteln, überschreitet eine zweite Senatsgesandtschaft die Alpen: In Noreia erfährt sie freundliche Aufnahme mit Entschuldigung seitens der Stammesältesten, erhält Gastgeschenke und bei der Rückkehr Ehrengeleit durch die Taurisker[18].

90 Ehreninschrift für L. Manlius Acidinus, einen der drei Gründer von Aquileia (lupa 13400). Acidinus ist 183 v. Chr. mit einer Senatsgesandtschaft nach Noreia gereist, um die Taurisker von weiteren Einfällen in die Cisalpina abzuhalten (Liv. 35, 54, 11).

An diesem ausführlichen Bericht fällt auf, dass die Argumentation vom zuvor sachlichen Niveau ins Propagandistische abgeglitten ist: Um den Militäreinsatz zu rechtfertigen, werden die tauriskischen Siedler ins Unrecht gesetzt. So ist auch der Vorwurf der »zuvor unbekannten Wege« propagandistisch zu verstehen, denn der von Generation zu Generation zunehmende Handel über die Alpen besaß natürlich seine eingespielten Verkehrsverbindungen.

Dass sogar der römische Senat die friedlichen Absichten der Taurisker anerkannte, zeigt seine ausgewogene Entscheidung, die gleichzeitig als Weichenstellung zur Gründung von Aquileia betrachtet werden muss. Denn die wichtigste Persönlichkeit der nach Noreia ausgesandten Delegation war L. Manlius Acidinus (Abb. 90)[19]. Dass dieser zwei Jahre später zu einem Triumvir für die Deduzierung der *colonia Aquileia* aufrücken sollte, macht das militärische, politische und wirtschaftliche Konzept deutlich, das hinter der Vertreibung der tauriskischen Siedler stand: Die Chancen, die diese in dem *oppidum* gesehen hatten, werden nun von den Römern zur Gründung der Kolonie Aquileia genützt.

181 v. Chr.: Philipp V. von Makedonien denkt an einen Einfall nach Italien über die Balkanroute

In diesem Jahr zog Philipp V. an der Spitze einer Armee durch das Land der Maedi (heute südwestliches Bulgarien). Um einen Angriff auf Italien zu planen, bestieg er mit seinen 57 Jahren noch den Haimos, weil er der allgemein verbreiteten Ansicht vertraute, man könne von dessen

---

in Gallia multitudine inopia coactos agri et egestate ad quaerendam sedem Alpes transgressos, quae inculta per solitudines viderent, ibi sine ullius iniuria consedisse. Oppidum quoque aedificare coepisse, quod indicium esset nec agro nec urbi ulli vim adlaturos venisse. Es folgen Einzelheiten über die unbillige Behandlung durch den Konsul. *Huic orationi senatus ita responderi iussit, neque illos recte fecisse, cum in Italiam venerint oppidumque in alieno agro, nullius Romani magistratus, qui ei provinciae praesset, permissu aedificare conati sint: Neque senatui placere deditos spoliari. Itaque se cum iis legatos ad consulem missuros, qui si redeant, unde venerint, omnia iis sua reddi iubeant, quique protinus eant trans Alpes et denuntient Gallicis populis, multitudinem suam domi contineant: Alpes prope inexsuperabilem finem in medio esse. … Legati missi L. Furius Purpurio, Q. Minucius, L. Manlius Acidinus. Galli redditis omnibus, quae sine cuiusquam iniuria habebant, Italia excesserunt. Legatis Romanis Transalpini populi benigne responderunt. Seniores eorum nimiam lenitatem populi Romani castigarunt …* es folgt Kritik an den Kolonisten … *et exceperunt et prosecuti cum donis legatos sunt.* Text bei Dobesch 1980, 368.

[18] s. o. Anm. 17.

[19] s. hier auch Kap. 3.1 (O. Harl).

Gipfel vom Schwarzen Meer bis zu den Alpen sehen[20]. Doch Philipp hatte Pech: Der Gipfel lag in dichten Wolken.

181 v. Chr.: Gründung von Aquileia und Concordia, Krieg mit den Histrern

181 v. Chr. erfolgte die Gründung Aquileias[21]. L. Manlius Acidinus, einer seiner Gründungsväter[22], hatte Noreia aufgesucht und dem tauriskischen Einflussbereich auf den Karawanken zwar eine klare Grenze gezogen, dem bilateralen Handel aber keinerlei Einschränkungen auferlegt. An der Naht zwischen Tauriskern und Venetern/Römern scheint sich schon damals Iulium Carnicum entwickelt zu haben, von dem Ptolemaios rund 300 Jahre später sagen sollte, dass es zwischen Italien und Noricum läge. Damals hatte der Ort noch einen vorcaesarischen (venetischen) Namen, denselben wie der Plöckenpass, der in der griechischen Form Καρουσάδιον ὄρος lautete und mit den Carni nichts zu tun hat. Dass der Name Aquileia von seiner Lage an einem Gewässer inspiriert wurde, ist am wahrscheinlichsten[23].

Anscheinend wurden bereits für die Gründung Aquileias von Patavium ausgehend eine Straße gebaut und am Übergang über den Tagliamento, wo das venetische Siedlungsgebiet endete, eine Siedlung errichtet, die den programmatischen Namen Concordia, »Ort des herzlichen Einvernehmens (ergänze: zwischen Römern und Venetern)«, erhielt.

Militärischer Widerstand gegen die Gründung Aquileias kam nicht etwa von den Tauriskern, die sich ihres erfolgsversprechenden Handelsplatzes am Caput Adriae beraubt sehen konnten, sondern von den Istrern[24], denen die römische Macht gefährlich näher rückte. Bereits für den Histrerkrieg des Jahres 179 v. Chr. ist eine Straße zwischen Aquileia und Istrien bezeugt[25].

171 – 168 v. Chr.: Auch König Perseus von Makedonien versucht, die Balkanvölker zu einem Angriff auf Italien aufzuhetzen

Perseus, der römerfeindliche Sohn Philipps V., versucht, die an der Donau wohnenden Bastarner gegen die Römer aufzuhetzen und die Illyrer unter ihrem König Genthius zur Teilnahme am Krieg zu gewinnen. Er soll sogar barbarische Söldner aufgenommen haben, um über die Cisalpina jenseits der adriatischen Küste in Italien einzufallen[26].

---

[20] Liv. 40, 21–22, vor allem 40, 21, 2: *…, quia vulgatae opinioni crediderat Ponticum simul et Hadriaticum mare et Histrum amnem et Alpes conspici posse: subiecta oculis ea haud parvi sibi momenti futura ad cogitationem Romani belli.*

[21] Liv. 40, 34, 2: *Aquileia colonia Latina eodem anno in agro Gallorum [sic!] est deducta …*

[22] Als solcher erhielt er in Aquileia die Ehreninschrift, die erhalten geblieben ist (s. hier Abb. 90; CIL V 873): *L(ucius) Manlius L(uci) f(ilius)/Acidinus triu(m)vir/Aquileiae coloniae/deducundae.* Was mit der Mitteilung von Brusin 1972, 82 zum Forum von Aquileia, »eine im Plattenepistyl eingetragene Inschrift«, die ebenfalls diesen Mann nennt, anzufangen ist, habe ich nicht klären können. Es wäre reizvoll, das einzigartige Relief aus Aquileia, das römische Magistrate beim *sulcus primigenius* darstellt, mit diesem Mann zu verbinden. Allerdings müsste eine vernünftige Erklärung dafür gefunden werden, warum am Beginn des 1. Jhs. n. Chr. auf diesen Gründungsakt Bezug genommen wurde: Santa Maria Scrinari 1972, 193 Nr. 600.

[23] Anreiter 2001, 145.

[24] Liv. 40, 26, 2: *… bellum cum Histris … prohibentibus coloniam Aquileiam deduci …*

[25] Liv. 41, 1, 8.

[26] Plut. Aemilius 9: … καὶ λόγος κατέσχεν ὡς τῶν βαρβάρων μισθῷ πεπεισμένων ὑπ᾽ αὐτοῦ διὰ τῆς κάτω Γαλατίας παρὰ τὸν Ἀδρίαν ἐμβαλεῖν εἰς τὴν ‹ Ἰταλίαν. Liddle – Scott – Jones besitzt leider kein Lemma Γαλατία, sodass die Bedeutung von κάτω Γαλατία unklar bleibt. Aus geografischen Gründen wird am ehesten die Cisalpina gemeint sein. Bemerkenswert unpräzise ist die Phrase παρὰ τὸν Ἀδρίαν (die Adria hat im Griechischen männliches Geschlecht), weil nach Liddle – Scott – Jones παρά + Akkusativ nicht nur »entlang«, sondern auch »nahe« oder »bei«, ja sogar »jenseits« bedeuten kann. Für μισθῷ πεπεισμένων gibt es bei Hdt. 8, 4 eine genaue Entsprechung, sodass mir die Übersetzung »… es hielt sich die Rede, dass die Barbaren von ihm in Sold genommen wurden, um durch die Cisalpina jenseits der Adria in Italien einzufallen« am nächsten zu kommen scheint.

170 v. Chr.: Die geostrategische Schlüsselposition der Taurisker – Eine dritte Senatsgesandtschaft geht nach Noreia[27]

König Cincibilus, von dem wir nun wissen, dass er über das wirtschaftlich blühende Tauriskerland herrscht, nützt das Fehlverhalten eines römischen Amtsträgers zu einem politischen Schachzug aus:

Der Prokonsul C. Cassius Longinus hatte im Vorjahr neben Carni, Istri und Japodes auch Verbündete *socii* des tauriskischen *regulus* Cincibilus geplündert. Die geplünderten Stämme sandten Leute nach Rom, um im Senat Klagen vorzubringen, von dem gar nicht direkt betroffenen Cincibilus kam dessen Bruder. Um die Plünderungsopfer bis zur Rückkehr des Longinus aus dem makedonischen Feldzug hinzuhalten, schickte der Senat Delegationen aus. Zu Cincibilus, von dem wir nun wissen, dass er in Noreia residierte, ging die höchstrangige Delegation, die von römischer Seite überhaupt ausgesendet werden konnte[28]. An ihrer Spitze standen zwei kampferprobte und keltenkundige Konsulare:

- M. Aemilius Lepidus, ein Angehöriger der Aemilii, die mit L. Aemilius Paullus den Sieger von Pydna (168 v. Chr.) stellen sollten. Gründer der Kolonien Parma und Modena, Erbauer der Via Aemilia[29], seit 180 Pontifex Maximus, 179 Censor, Erbauer der Basilica Aemilia, 175 zweites Konsulat, seit 179 sechsmal *princeps senatus*. Eine herausragende Gestalt der römischen Nobilität[30].
- C. Laelius, ein überdurchschnittlich tüchtiger Plebejer, der in der Schlacht bei Zama 202 v. Chr. die Reiterei des linken Flügels kommandiert hatte und danach bis an die Spitze des römischen Staates gelangt war[31], wo er u. a. 189 v. Chr. die Ansiedlung römischer Kolonisten in der Cisalpina und 174 v. Chr. die römische Gesandtschaft zu König Perseus von Makedonien leitete. Diesen Laelius hat Polybios persönlich kennen- und schätzengelernt und offensichtlich auch als Informationsquelle verwendet[32].

Die Delegation hatte opulente Ehrengeschenke im Gepäck. Die Einzelposten sind von Livius aus der Abrechnung an den Senat wortgetreu abgeschrieben, das Ganze wird von Gerhard Dobesch als »großes römisches Ehrengeschenk« eingestuft. Daraus sei lediglich ein Detail erwähnt, weil es für unser Thema wichtig ist und Giovanni Gorini bei der Auswertung des Münzschatzes von Enemonzo entgangen zu sein scheint[33]: Sogar für jedes einfache Mitglied der Delegation,

---

[27] Liv. 43, 5, 1–10: *Eodem tempore de C. Cassio, qui consul priore anno fuerat, tum tribunus militum in Maecedonia cum A. Hostilio erat, querellae ad senatum delati sunt, et legati regis Gallorum Cincibili venerunt. Frater eius verba in senatu fecit questus Alpinorum populorum agros, sociorum suorum, depopulatum C. Cassium esse et inde multa milia hominum in servitutem abripuisse. … responsum est … damnari absentem consularem virum iniurium esse … ubi ex Maecedonia redisset C. Cassius, tum … senatum daturum operam, uti satisfiat. Nec responderi tantum iis gentibus, sed legatos mitti, duos ad regulum trans Alpes … placuit, qui indicarent, quae patrum sententia esset. Munera mitti legatis ex binis milibus aeris censuerunt, duobus fratribus regulis haec praecipua, torques duo ex quinque pondo auri facti et vasa argentea quinque ex viginti pondo et duo equi phalerati cum agasonibus et equestria arma ac sagula, et comitibus eorum vestimenta, liberis servisque. Haec missa. Illa petentibus data, ut denorum equorum iis commercium esset educendique ex Italia potestas fieret. Legati cum Gallis missi trans Alpes: C. Laelius, M. Aemilius Lepidus* … Vollständiger Text bei Dobesch 1980, 123–124.

[28] Liv. 43, 5,7–10. Dass diese hochrangige Gesandtschaft mit ihren wertvollen Gastgeschenken diese weite Reise in ein für die Römer noch wenig bekanntes Gebiet ohne militärischen Schutz angetreten hätte, ist undenkbar. Wie eine solche Bedeckung ausgesehen und wer sie gestellt hat, ist nach persönlicher Mitteilung von Michael M. Sage, wohl einem der besten Kenner des republikanischen Militärs, unbekannt.

[29] Liv. 39, 1 f.

[30] Dobesch 1980, 136.

[31] Er ist nicht zu verwechseln mit seinem Sohn, der zum engsten Freundeskreis des jüngeren Scipio gehörte.

[32] Polyb. 10, 3, 2: … ἦν Γάιος Λαίλιος, ἀπὸ νέου μετεσχηκὼς αὐτῷ παντὸς ἔργου καὶ λόγου μέχρι τελευτῆς, ὁ ταύτην περὶ αὐτοῦ τὴν δόξαν ἡμῖν ἐνεργασάμενος διὰ τὸ δοκεῖν εἰκότα λέγειν καὶ σύμφωνα τοῖς ὑπ᾽ ἐκείνου πεπραγμένοις. Ob Polybios nur mündliche oder gar auch schriftliche Informationen des C. Laelius verwendete, wird in der Forschung diskutiert (Walbank 1957, 31 Anm. 1).

[33] Gorini 2005.

die auf Geheiß des Cincibilus nach Rom gegangen war, hatte die Senatsdelegation ein Ehrengeschenk bei sich, nämlich 2 000 Asse. Eine solche Geldsendung ins Tauriskerland konnte nur sinnvoll sein, wenn es dort zumindest rudimentär eine Geldwirtschaft gab. Da die Taurisker in erster Linie an Luxusgütern aus dem Mittelmeerraum interessiert waren, floss das Geld sicher zurück und schloss einen Handelskreislauf, der vorwiegend über die Glocknerroute und somit über Iulium Carnicum verlief.

Der Versuch des C. Cassius Longinus, auf dem Landweg nach Makedonien zu gelangen, wurde in Rom nicht ohne Grund missbilligt. Erstens handelte er eigenmächtig und zweitens konnte dies verheerende Folgen haben. Es war Gerhard Dobesch, der die Frage aufwarf, ob nicht etwa ein »innerer Zusammenhang« bestand zwischen der Gründung Aquileias und der von Livius überlieferten Idee des Makedonenkönigs Philipp V. (238–179 v. Chr.), über den Landweg in Oberitalien einzufallen[34]. Wenn ein römischer Feldherr den Beweis erbringen sollte, dass man von Aquileia aus mit einem Heer die Balkanhalbinsel durchqueren konnte, dann war dies natürlich auch in umgekehrter Richtung möglich. Nicht ohne Zufall berichtet Livius zum Jahr 181 v. Chr. von einer diesbezüglichen Absicht des Makedonenkönigs. In diesem Szenario, das bei den Römern die bittersten Erinnerungen an Hannibal wachrief, spielte das Verhalten der Stämme, die an der Einfallsroute nach Italien siedelten und sicher den makedonischen Königen immer wieder Söldner gestellt hatten, eine entscheidende Rolle. Dieses wiederum hing von der Reaktion des römischen Senats auf die Beschwerden der von Longinus ausgeplünderten Stämme ab. Dobeschs ›Frage‹ ist daher im Vorfeld der endgültigen Abrechnung mit den Makedonen alles andere als abwegig. Untermauert wird sie durch das Gefühl der Schwäche, aus dem heraus die Kolonisten Aquileias im Jahr 169 v. Chr. in Rom um Verstärkung vorstellig wurden.

In dieser aufgeheizten Stimmung, die auf eine endgültige Auseinandersetzung mit Perseus von Makedonien, dem Sohn Philipps V., zusteuerte, kam den Tauriskern mit ihrer wirtschaftlichen Macht und der Fähigkeit, Söldner zu entlohnen, eine geradezu geostrategische Rolle zu: Sollte Perseus tatsächlich über die Balkanhalbinsel nach Italien einfallen, dann konnte ein starkes Aquileia im Verein mit den Tauriskern unter ihrem mächtigen König Cincibilus einen Sperrriegel zwischen Alpen und Adria bilden und eine Wiederholung der hannibalischen Tragödie verhindern. Die Römer mussten also alles unternehmen, um die Taurisker auf ihre Seite zu bringen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die letzte der drei Senatsgesandtschaften, die nach Noreia gingen, zu betrachten: daher bestand sie aus den angesehensten Römern und daher führte sie die üppigsten Freundschaftsgeschenke mit sich.

169 v. Chr.: Verstärkung von Aquileia, Roms nordöstlichstem Außenposten[35]

Auf Antrag der Kolonisten Aquileias schickte Rom zu den 3 000 Gründungsfamilien weitere 1 500. Zuständig waren die Triumvirn M. Cornelius Cetegus und T. Annius Luscus[36], bei deren Namen sofort die damalige Tagespolitik anklingt: Cetegus betrieb die Rückberufung des C. Cassius Longinus von dessen eigenmächtigem Makedonienfeldzug, und T. Annius Luscus war einer der beiden Annii, die nach Gino Bandelli die Via Annia errichteten, um die Kolonie Aquileia aus der Cisalpina zu versorgen[37]. Alles war politisch mit allem verknüpft und zualleroberst stand ein starkes Aquileia.

---

[34] Liv. 40, 21. Dazu Dobesch 1980, 84. 109 f. und vor allem 117–121.

[35] Liv. 43, 1, 5: … *senatus ex Aquileiensium legatis cognovit, qui querentes coloniam suam novam et infirmam necdum satis munitam …*

[36] Liv. 43, 17, 1: *Eo anno postulantibus Aquileiensium legatis, ut numerus colonorum augeretur, mille et quingentae familiae ex senatus consulto scriptae.*

[37] Welcher der zwei Träger dieses Namens die Via Annia erbaut hat, ist leider nicht klar. Nach Bandelli 1988, 32 f. kommt der Triumvir des Jahres 171 v. Chr., der den Nachschub an Kolonisten für Aquileia leitete, ebenso in Frage wie der Konsul des Jahres 153 v. Chr. Im letzteren und wohl weniger wahrscheinlichen Fall hätte die Via Annia 169 v. Chr. noch nicht bestanden.

21. Juni 168 v. Chr.: Pydna und das Ende hannibalischer Albträume für die Römer

Durch die Niederlage des Perseus gegen L. Aemilius Paullus tritt das Königshaus der Antigoniden von der Weltbühne ab, das über riesige Mittel verfügte und keltische Söldner in seinen Diensten hatte[38]. Vor allem die ostkeltischen Stämme verlieren einen wichtigen Arbeitgeber und müssen sich ›außenpolitisch‹ neu orientieren. Es kommt zum Ende der makedonischen Münzprägung und dem Beginn eigener Emissionen durch die vier Nachfolgerepubliken[39]. Mit diesem Einschnitt verliert die keltische Münzprägung ihre Vorbilder. Es ist der späteste Zeitpunkt, zu dem ihre ›Verwilderung‹ beginnt.

Polybios kommt als Geisel nach Rom und lernt dort Scipio Aemilianus, den leiblichen Sohn des L. Aemilius Paullus, kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verbinden wird.

Mit dem Sieg von Pydna ist Italien für eineinhalb Jahrhunderte von allen Gefahren eines Angriffs über den Balkan befreit[40].

Gegen 150 v. Chr.: Die Taurisker auf dem Höhepunkt ihrer wirtschaftlichen Macht

Mit überzeugenden Argumenten lokalisiert Wolfgang Vetters die Entdeckung des tauriskischen Nuggetgoldes in der Kliening, südlich von St. Stefan im Lavanttal, einer von den Panzern der Eiszeit nicht überdeckten Zone des Tauernfensters[41]. Das Gold wurde nach Noreia verbracht, in den dortigen Scheidebetrieben von seinen Verunreinigungen befreit und auf den italischen Markt verhandelt. Nach den von Strabo überlieferten Worten des Polybios waren die Goldfunde so ertragreich, dass der Goldpreis in Italien um ein Drittel fiel, worauf die Taurisker ihre italischen Mitarbeiter/Partner des Landes verwiesen.

Um 150 v. Chr.: Polybios auf Informationsreise nach Noreia

Der drastische Rückgang des Goldpreises in Italien zwang auch die Römer zum Handeln. Wahrscheinlich auf Initiative und mit Unterstützung des Scipio Aemilianus, Sohn des Siegers von Pydna und Adoptivenkel des Hannibalbezwingers Scipio Africanus, reiste der Grieche Polybios zu den norischen Tauriskern. Von Hispanien kommend, führte ihn sein Weg über die Westalpen, er besichtigte die Stätten von Hannibals Alpenübergang, befragte Zeitzeugen und reiste bis Concordia, wobei er sich in der Cisalpina nach Möglichkeit per Schiff fortbewegte[42]. Von Concordia gelangte er über den Südteil der Glocknerroute, über Iulium Carnicum nach Noreia, der Hauptstadt der norischen Taurisker. Dort informierte er sich über Gewinnung und Verarbeitung von Gold und weiteren Metallen sowie Mineralien wie auch über Völker, die nach Norden zu über die Glocknerroute erreichbar waren. Von Noreia reiste er weiter an eine der berühmtesten Karstquellen der Antike, das Timavon, und zu den Carni nach Triest, wo er Informationen über das Hinterland der sog. Bernsteinroute einholte.

---

[38] Liv. 42, 12, 9 (Rede des Eumenes im römischen Senat im Jahr 172 v. Chr.): *Perseus … iam pecuniam tantam habere, ut decem milibus mercennariorum militum praeter Macedonum copias stipendium in totidem annos praeparatum habeat, praeter annuum, quod ex metallis regiis capiat, vectigal.*

[39] Friedrich Burrer von der Universität Heidelberg danke ich für eine intensive Diskussion dieses Themas. Seine schriftliche Mitteilung zum Ende des makedonischen Münzwesens halte ich für so wichtig, dass ich sie an dieser Stelle wörtlich wiedergeben möchte: »Unter Perseus war das Münzwesen hervorragend organisiert. … Im Wesentlichen dienten die Prägungen, die weitaus umfangreicher als die Philipps V. sind, der Finanzierung des Dritten Makedonischen Krieges. Als solche liefen sie bis 168 und endeten abrupt mit der makedonischen Katastrophe.«

[40] Erst als die Auseinandersetzung zwischen Octavian und Antonius auf die endgültige Entscheidung zulief, kam der Italienpforte bei Aquileia wieder geostrategische Bedeutung zu: Harl – Niederstätter 2011, 699–672.

[41] Vetters – Pohl 2012, 273–286.

[42] Charakterisierung der Poebene durch Polyb. 2, 14, 7: »… schließt Italien nach Norden ab, ist größer und fruchtbarer als alles in Europa, sei beschrieben, soweit es in den Bereich unserer Erkundung fällt.« Eine Reise des Polybios durch die Cisalpina nimmt jüngst auch Šašel Kos 2005, 328 an.

Die Informationen des Polybios, die wir aus Strabo zurückgewinnen, liefern für die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr ein interessantes Bild von der Cisalpina. Wie wir auch von Livius erfahren, ging von den *Galli transalpini* (= Taurisker) nie eine militärische Bedrohung aus, im Gegenteil, trotz ihrer nicht geringen Zahl waren die 12 000 bewaffneten Auswanderer stets friedlich und fügten sich genauso widerstandslos den römischen Entscheidungen wie die Häuptlinge in Noreia. Auch von dem reich beschenkten Cincibilus sind keine Widersetzlichkeiten bekannt. Dafür erfährt man durch Polybios viel von Verkehrsverbindungen zu Wasser und zu Lande, von Pässen, Entfernungen und Produkten, von Warenverkehr und Transportmitteln – von einer pulsierenden Wirtschaft also. Trotz Strabos Verkürzung des Originaltextes erreicht die Darstellung bei den Tauriskern eine Dramatik, die wohl auf Polybios zurückgeht: So viel Gold am Rande des römischen Einflussbereiches! So eine Auswirkung auf Italien! So ein Ende der Zusammenarbeit! Und so ein tauriskisches Selbstbewusstsein!

Sollte das wirklich ohne Folgen geblieben sein? Erstaunlicherweise hat die Forschung keine Konsequenzen aus dem tiefen Sturz des Goldpreises in Italien und der Ausweisung der Italiker aufgezeigt[43]. Dabei sagte schon Strabo deutlich, dass die weitere Entwicklung mit einem Totalschaden für die östlichen Taurisker geendet hatte: »Heutzutage gehört alles, was mit dem Golde zusammenhängt, den Römern.«[44] Wann, warum und wie gelangte es in deren Hände?

129 v. Chr.: C. Sempronius Tuditanus zerschlägt die Taurisker. Aufstieg der norischen Vorbevölkerung

Konkreter Beleg für eine militärische Niederlage der Taurisker im Jahre 129 v. Chr. ist ein aus zwei Bruchstücken bestehender, aber stark beschädigter Inschriftblock aus Aquileia (Abb. 91)[45]. Format, Zurichtung der beiden Fragmente und die Fortsetzung der Inschrift auf der rechten Nebenseite machen seine Verwendung als Basis für ein Weihgeschenk am wahrscheinlichsten. Trotz der Verstümmelung erkannten Forscher, dass die Inschrift im Saturnier abgefasst ist, einem altitalischen Versmaß[46], das ihr besondere Erhabenheit verleiht. Eindeutig zu lesen ist in Zeile 5 das Wort *triump[u*, und damit ist klar, dass die Inschrift einen Triumph verkündet. Ebenso eindeutig zu lesen sind ferner die Namen von Tuditanus, Timavus und Tauriskern: Tuditanus hat also über die Taurisker einen Triumph gefeiert.

---

[43] Ausnahme ist, soweit ich sehe, Šašel 1992, 538–540. Seiner Meinung nach hätten die Goldfunde und der Hinauswurf der Römer einen Kriegszug des Tuditanus gegen die Taurisker ausgelöst. M. Šašel Kos 2005, 321–329 widmet dem C. Sempronius Tuditanus und seinem illyrischen Feldzug breiten Raum, erwähnt auch seine Schwierigkeiten mit der Agrarreform, distanziert sich aber wohl zu Recht von dem Vorschlag ihres Vaters: »However, it is not at all excluded that the Romans punished the Taurisci in one way or another at this time.« (Šašel Kos 2005, 329).

[44] Strab. 4, 6, 12.

[45] Kalksteinblock mit Inschrift, bestehend aus zwei zusammengehörigen, aber nicht anpassenden Bruchstücken. Der linke Teil wurde im Jahr 1788 in Aquileia, località Monastero, der rechte 1906 bei Cervignano (= ca. 10 km nördlich von Aquileia) gefunden. CIL V 08270 = ILS 08885 = InscrAqu 28 = lupa 11543:
[C(aius) Sempronius C(ai) f(ilius) C(ai) n(epos) Tuditanus co(n)s(ul)
…
descende]re et Tauriscos C[arnosque et Liburnos
ex montib]us coactos m[aritimas ad oras
diebus te]r quineis qua[ter ibei super]avit
[castreis] signeis consi[lieis prorut]os Tuditanus
[ita Roma]e egit triumpu[m aedem heic] dedit Timavo
[sacra pat]ria ei restitu[it et magist]reis tradit.
An der Oberseite fehlt eine unbekannte Anzahl von Zeilen. Der vollständige Name des Weihenden mit Filiation ist von der Inschrift CIL I 2503 = lupa 14850 übernommen (s. u. Anm. 48). Der Name des Tuditanus kommt in der Inschrift zweimal vor, was den dichterischen Eindruck des Textes verstärkt. Bei Verwendung des Inschriftblockes als Statuenbasis wäre in der 5. Zeile G. Bandellis Ergänzung von *aram* (oder auch *signum, phialem* etc.) statt *aedem* vorzuziehen.

[46] ILS 8885 und Bücheler 1908, 321–328.

91 Basis eines Weihgeschenks (?) des C. Sempronius Tuditanus, errichtet 129 v. Chr. zu Ehren des Timavus anlässlich seines Triumphs über die Taurisker und andere Stämme der Cisalpina (lupa 11543)

Adressat der in mittelrepublikanischem Latein abgefassten Weihung ist der Flussgott Timavus. Diese Karstquelle war eines der bekanntesten Gewässer der Antike[47] und das wohl bedeutendste Heiligtum am Caput Adriae. Offensichtlich war es auch jene Stelle in der östlichen Cisalpina, an der individuelle Selbstdarstellung die größte Wirkung erzielen konnte. In dessen Heiligtum, dem Timavon, hat Tuditanus nämlich noch eine zweite Weihung errichtet, von deren Inschrift gerade nur sein Name erhalten ist[48].

Bei der Beschreibung Istriens erwähnt Plinius d. Ä. eine Statue des Tuditanus und zitiert von deren Sockelinschrift die Entfernungsangabe zwischen Aquileia und dem Fluss Titius – aber leider nur das[49]. Daher ist nicht zu erkennen, ob Plinius eine der beiden erhaltenen Weihungen gesehen hat oder gar noch eine dritte. Da Plinius das 129. Kapitel ausschließlich der Halbinsel Histria widmet, bestand für ihn kein Anlass, einen auf der Statuenbasis vielleicht auch erwähnten Triumph über die Taurisker zu zitieren[50].

Was sonst über C. Sempronius Tuditanus bekannt ist, stammt fast nur aus Appians römischer Geschichte[51]. Demnach bekleidete er im Jahre 129 v. Chr. den Konsulat und war auf Antrag des Scipio Aemilianus vom römischen Senat als Vermittler ernannt worden, um in der Agrarkrise einen Kompromiss zu finden, der den Ansprüchen der Bundgenossen entgegenkam. Als aber Tuditanus die Schwierigkeiten der Aufgabe erkannte, ließ er sich ein militärisches Kommando gegen die Illyrer zuweisen und »nutzte dies als Vorwand, um nicht entscheiden zu müssen« (Appian). Das wird allgemein als Flucht aus der Verantwortung gedeutet. Es könnte aber auch als ein Versuch verstanden werden, um Zeit und vor allem Mittel für die Grundablösen zu gewinnen. Es fällt nämlich auf, dass drei Römer, die in der vorliegenden Publikation in Zusammenhang mit dem Gold der Taurisker begegnen, auch in Appians Schilderung genannt werden: Scipio

[47] Vedaldi Iasbez 1994, 173; s. auch o. S. 176–177.

[48] CIL I 2503 = AE 1926, 00105 = InscrIt X 4, 317a = lupa 14850: *[C(aius)] Sempronius C(ai) f(ilius)/[Tu]ditanus co(n)s(ul)* …

[49] Plin. nat. 3, 129: *Tuditanus, qui domuit Histros, in statua sua ibi inscripsit: ab aqvileia ad titivm flvmen stadia M (MM Detlefsen).*

[50] Dass Plinius die Carni, die thematisch hierher passen würden, nicht erwähnt, spricht nicht für deren Ergänzung durch G. Bandelli in der Tuditanusinschrift; s. auch o. Anm. 45.

[51] App. civ. 1, 3, 18–19. Seine römische Geschichte muss Appian vor 166 abgeschlossen haben, da nach dem Partherkrieg, in dem Mark Aurel die Kontrolle über ganz Mesopotamien erkämpft hatte, kaum ein kaiserlicher Beamter (Appian war Prokurator, wahrscheinlich von Ägypten) den Euphrat als Reichgrenze angegeben hätte (App. civ., praef. 4).

Aemilianus als Interessenvertreter der italischen Bundesgenossen, Cn. Papirius Carbo, im Jahre 129 v. Chr. Mitglied der Agrarkommission sowie Vater (?) des gleichnamigen Konsuls, der 113 v. Chr. gegen die Kimbern bei Noreia unterlag, und vor allem C. Sempronius Tuditanus.

Die Frage, ob zwischen der gracchischen Agrarkrise und dem Triumph des Tuditanus über die Taurisker ein Zusammenhang bestand, geht weit über das vorliegende Thema hinaus und verdiente eine eigene Untersuchung. Aber sogar mehr als zweitausend Jahre danach spürt man, wie Insiderinformationen im richtigen Augenblick ›Goldes Wert‹ annehmen konnten: Dass ein staatlich organisierter Coup zur Umleitung des tauriskischen Goldes in die römische Staatskasse – denn um nichts anderes würde es sich dabei handeln – nicht in die antike Literatur eingegangen ist, braucht ebenso wenig zu verwundern wie die Tatsache, dass seine wahre Zielrichtung verschleiert werden musste: War der Konsul an der Spitze einer Heeresmacht vor Ort einmal angekommen, dann konnte mit dem Auftrag des Senats ›Krieg gegen Illyrier‹ vielerlei verknüpft werden. Die Fasti Triumphales nennen nur den Namen des Tuditanus[52], und so wäre der Feldzug unbekannt geblieben, hätte er sich nicht im wichtigsten Heiligtum des Caput Adriae seines Triumphes über Taurisker gerühmt. Auf dem Inschriftblock waren noch weitere Völkerschaften genannt, sind aber den Beschädigungen zum Opfer gefallen. Eine von ihnen beginnt mit einem *C*…, das Gino Bandelli zu Carni ergänzt.

Relativ gut sichtbar werden die Veränderungen, die der Sieg des Tuditanus gebracht hat: Von 129 v. Chr. an gibt es keinen Hinweis mehr, dass Taurisker die inneralpinen Beckenlandschaften besiedelten, ganz im Gegenteil, die Leute, die nachher dort nachweisbar sind, heißen Noriker. Was geschehen ist, lässt sich aus der oft zitierten Formulierung des älteren Plinius erschließen: *incolae Alpium multi populi … quondam Taurisci appellati, nunc Norici*[53]. Mit dem Sieg des Tuditanus traten, so dürfen wir jetzt diese knappen Worte verstehen, die Noriker an die Stelle der Taurisker.

Von den Norikern haben wir gesehen, dass sie seit jeher die einheimische Bevölkerung des Ostalpenraumes waren, was man sogar aus dem *appellati* herauslesen mag. Nach außen scheint es also kein wirklicher Bruch gewesen zu sein, sondern nur ein Austausch der Oberschicht, eine Rückkehr zum Namen der Vorbevölkerung und ein Wechsel der Schrift. Verwendeten die Taurisker, wie am X = T der Kugelreiter-Tetradrachmen erkennbar, das venetisch-etruskische Alphabet, so muss man mit dem immer stärker werdenden Einfluss der Römer und des Lateinischen auch mit dem Vordringen der lateinischen Schrift rechnen. Unterhalb der Führungsschicht blieb alles beim Alten, fast zwangsläufig, möchte man sagen, weil die vielen tauriskischen und vielleicht auch ›ausländischen‹ Spezialisten – man denke nur an die ausgewiesenen Italiker – unter der römischen Oberherrschaft erst recht für Abbau und Verarbeitung der Bodenschätze benötigt wurden.

Auch für Noreia änderte sich nichts, außer dass es wieder zur norischen Stadt wurde. Obwohl dieses Noreia ›unterging‹ – wann und wie auch immer das geschah –, blieb bei Plinius die Vorstellung von Noreia als einer tauriskischen Stadt erhalten[54]. Diesem älteren, seit Tuditanus überholten Informationshorizont entspricht auch die Lokalisierung der Taurisker bei Plinius, nämlich innerhalb der Alpen, denn nur dort konnten sie an Räter und Vindeliker angrenzen[55].

Für den Ostalpenraum war also das Jahr 129 v. Chr. eine regelrechte Zeitenwende: Was vorher Taurisker genannt wurde, ›hieß‹ nachher Noriker *quondam Taurisci appellati, nunc Norici*. Wie uns Plinius mitteilt, übten die Noriker ihre Vorherrschaft über die einzelnen Alpenvölker (*civitates)* in Form eines Stammesverbandes aus[56]. In diesem Sinne ist daher Strabo zu verstehen, der zum

---

[52] CIL I p. 341 = InscrIt XIII 1, 1a.b *(fasti triumphales)* sowie in den Fasti Oenipontani, die den Zeitraum zwischen 139 und 127 v. Chr. abdecken und aus Amiternum stammen: Kränzl – Weber 1997, 13 f. Nr. 1.

[53] Plin. nat. 3, 133.

[54] Plin. nat. 3, 131: *In hoc situ interiere … ex Carnis Segesta et Ocra* (sic!)*, Tauriscis Noreia.*

[55] Plin. nat. 3, 133*: his (sc. quondam Taurisci appellati, nunc Norici) contermini Raeti et Vindelici.*

[56] Plin. nat. 3, 133*: omnes in multas civitates divisi.*

Jahre 15 v. Chr. feststellt, dass »zu den Norikern auch die Taurisker gehören«[57]. Es sieht so aus, als hätten seit Tuditanus die Stämme, die wir innerhalb des Ostalpenraumes kennen, ein eigenständisches, vielleicht sogar ein gewisses Maß an ethnischem Profil angenommen. Die neuen – oder besser – nun reduzierten Taurisker begegnen nur noch im nordwestlichen Slowenien. Da auch dort die wesentlichen Siedlungen bereits existierten und schon seit jeher ihre Namen hatten, konnten die Taurisker wiederum keine Hauptstadt mit dem Namen ihres Stammes benennen.

115 v. Chr.: Triumph des M. Aemilius Scaurus über Karner und Taurisker

Leider ist über einen römischen Kriegszug gegen die Karner nur bekannt, dass der Konsul des Jahres 115 v. Chr., M. Aemilius Scaurus, über sie einen Triumph feierte[58]. Dazu kommt die Notiz des als nicht besonders zuverlässig geltenden Aurelius Victor (2. Hälfte 4. Jh.): *Consul Liguras Tauriscos domuit atque de his triumphavit.* Wenn Ligurer und Taurisker schon bei Poseidonios[59] und Strabo[60] in einer fast formelhaften Art gemeinsam genannt werden, könnte man hier an die westlichen Taurisker denken. Da wir durch Strabo/Polybios wissen[61], dass diese ebenso über Goldvorkommen verfügten wie ihre ostalpinen Namensvettern, lässt sich nicht entscheiden, welche Taurisker denn gemeint waren. Ein Griff des Scaurus nach tauriskischem Gold würde dem negativen Bild, das Sallust von ihm zeichnet[62] und das auch bei Cicero trotz des parteipolitisch begründeten Lobes durchscheint, nicht widersprechen: Berüchtigt war er, der Sohn eines Kohlenhändlers aus einer alten, aber verarmten Patrizierfamilie, vor allem wegen seiner Geldgier[63].

Ob Scaurus den westlichen oder östlichen Tauriskern ans Gold gegangen war oder gar beiden, ist in unserem Zusammenhang weniger wichtig als sein Triumph über die Carni. Wie ich immer wieder dargestellt habe, sprechen Indizien dafür, dass die Carni nie in Oberfriaul gesiedelt haben und es für den Namen von Iulium Carnicum eine andere Erklärung gibt[64]. So kann man der m. E. bei Strabo erhaltenen Mitteilung des Polybios ungehindert folgen, dass die Karner auf der Istrischen Halbinsel siedelten. Wie bei den norischen Tauriskern ist anzunehmen, dass auch sie ein Stammesverband waren, der durch Scaurus auf mehrere Einzelstämme aufgespalten wurde.

Die römische Geschichte des Ostalpenraumes beginnt also nicht erst mit dem Alpenfeldzug des Augustus im Jahre 15 v. Chr., sondern rund einhundert Jahre früher, und zwar mit der Einsetzung der Noriker als Vasallen Roms. Die allgemeine historische Situation spricht dafür, dass dies eher ein Werk des C. Sempronius Tuditanus war als, wie aus den Quellen ebenso begründbar wäre, des M. Aemilius Scaurus. Ein Anlass für Rom, die neue Verantwortung wahrzunehmen, ergab sich schon zwei Jahre nach dem Konsulat des Scaurus.

113 v. Chr.: Die Kimbern besiegen Cn. Papirius Carbo und plündern Noreia

Die Kimbern waren um 120 v. Chr. aus ihren Siedlungsgebieten an der Ostsee in Richtung Süden aufgebrochen. In der Gegend von Belgrad mussten sie kehrtmachen, weil sie von den Skordiskern nicht durchgelassen wurden. Dennoch kehrten sie nicht in ihre Heimat zurück, sondern steuerten den Ostalpenraum an. Ob ihnen bewusst war, dass nach den Niederlagen der Taurisker im Jahre

---

[57] Strab. 4, 6, 9: τῶν δὲ Νωρικῶν εἰσι οἱ Ταυρίσκοι.

[58] CIL I 1², p. 49; InscrIt XIII 1, 84–85 fr. 36: *M. Aemilius M. f. L. n. Scaurus cos. de Galleis Karneis V…* und Aur. Vict., De vir. ill. 72, 7.

[59] Poseid. fr. 91 in FHG III p. 291: Λιγυρίσκους καὶ Ταυρίστας.

[60] Strab. 7, 3, 2: καὶ τοὺς Ταυρίσκους δὲ Τευρίσκους καὶ Ταυρίστας φασί.

[61] Strab. 4, 6, 7.

[62] Seine Charakteristik bei Sall. Iug. 28, 4: »… hatte zwar eine Fülle guter geistiger und körperlicher Eigenschaften, doch seine Habgier überwog sie alle«, bzw. 40, 4, wo er sich von Jugurtha bestechen ließ und es trotzdem schaffte, in dem gegen ihn angestrengten Verfahren als einer von drei Richtern eingesetzt zu werden.

[63] Ausführlich und mit Literaturzitaten RE I 1 (1893) 586 s. v. Aemilius 140 (Klebs).

[64] s. hier auch Kap. 3.1 (O. Harl).

129 v. Chr. und der Karner im Jahre 115 v. Chr. dort ein Machtvakuum herrschte, ist unbekannt, auszuschließen ist es nicht. Da in diesem Zusammenhang nichts von einer Sperrfunktion von Aquileia bekannt ist, darf man annehmen, dass die Kimbern entlang der Drau in die Kärntner Beckenlandschaften vorgedrungen waren. Der Konsul des Jahres 113 v. Chr., Cn. Papirius Carbo, der offensichtlich über die Stoßrichtung des plündernden Kimbernzuges informiert war, versperrte ihnen mit einem Heer auf einem engen Alpenpass – am ehesten dem Plöckenpass – den Zugang nach Italien. Nach Verhandlungen, in denen die Kimbern friedliche Absichten erkennen ließen, wurden sie von Carbo in der Gegend von Noreia in einen Hinterhalt gelockt, der für die Römer in einer Katastrophe endete.

Es scheint, dass Strabo die Bedeutung der römischen Niederlage heruntergespielt hat[65]. Genaueres dürfte Livius geschrieben haben, der für diese Zeit jedoch nur auszugsweise erhalten ist: Nach Iulius Obsequens habe sich die entsetzliche Niederlage, die *foeda strages* des Carbo, dadurch angekündigt, dass man in der Gallia (sic!) den Himmel brennen gesehen habe[66], und die Periochae berichten, dass das Heer des Carbo von den Kimbern zersprengt worden sei[67]. Deutlicher wird Velleius Paterculus, bei dem Truppen des Carbo in die Flucht geschlagen wurden[68]. Die volle Wahrheit findet sich bei Appian, nämlich dass Carbo hinterhältig war und die Niederlage selbst provoziert hatte[69]. Was von seinem Heer überlebte, floh in die Wälder und fand erst drei Tage später wieder zueinander. Obwohl für die Kimbern der Weg nach Italien frei war, gingen sie zu den Helvetiern und ersparten den Römern zumindest für den Augenblick hannibalische Angstzustände.

Die Darstellung Appians liest sich so realistisch, als wäre sie von einem Überlebenden verfasst worden[70]. Das bemerkenswerteste an ihr ist, dass Carbo seinen Truppenaufmarsch damit begründete, dass die Noriker »Gastfreunde« der Römer seien, wozu Appian ironisch bemerkt, dass dies die Römer ohnehin nicht zu militärischem Beistand verpflichtet hätte.

Die Katastrophe von Noreia leitete eine neue Serie bedrohlicher Auseinandersetzungen mit Nordvölkern ein und war für die Römer mit vielen Rufzeichen versehen: Noriker und Gold (Reichtum), Kimbern und Teutonen (höchste Gefahr), Aquae Sextiae und Vercellae (letztlich doch Sieg der römischen Waffen). Daher eignete sie sich gut als Orientierungshilfe für die Lage von Noreia, und genau dafür wird sie von Strabo verwendet.

Die Geschichte des Kimbernzuges hat Strabo, wie er selbst schreibt[71], von Poseidonios übernommen und auch hier hat er jene Methode angewandt, die wir schon beim Umgang mit Polybios kennengelernt haben, nämlich eine Textvorlage zu zerlegen und die Einzelteile neu anzuordnen. Um seinen Lesern eine bessere Vorstellung von den sensationellen Goldfunden bei Noreia zu vermitteln, hat er die Niederlage des Carbo nicht in 7, 2, 2 belassen, sondern in 5, 1, 8 eingefügt[72].

---

[65] Strab. 5, 1, 8: »… bis in die norische Stadt, in deren Gegend Carbo mit den Kimbern zusammengeraten ist, hat aber nichts zuwege gebracht hat« (οὐδὲν ἔπραξεν). Mit fast der gleichen Formulierung umschreibt Strabo 4, 5, 3 den missglückten Ausgang beider Britannienexpeditionen des Caesar: οὐδὲν μέγα διαπραξάμενος.

[66] Iul. Obsequ. 38: *In Gallia caelum ardere visum. Cimbri Teutonique Alpes transgressi foedam stragem Romanorum sociorumque fecerunt.* Im Sinne von Ursache und Wirkung gehören das *prodigium* und die Niederlage des Carbo zusammen. Daher ist auch hier unter »Gallia« der Ostalpenraum zu verstehen.

[67] Liv. per. 63: *Cimbri … ab his Papirius Carbo consul cum exercitu fusus est.*

[68] Vell. 2, 12, 2: *… immanis vis Germanarum gentium quibus nomen Cimbris ac Teutonis erat, cum Caepionem Manliumque consules et ante Carbonem Silanumque fudissent fugassentque …*

[69] App. Celt. 13, 1–4.

[70] Klammert man die Verwechslung von Teutonen und Kimbern aus, die wohl auf den Abschreiber der Suda zurückgeht, dann ist der Text absolut realistisch: Der äußerst enge Pass, auf dem Carbo den Kimbern den Weg nach Italien verlegte, lässt sich als Plöckenpass erkennen, verständlich wird, was Carbo mit »Gastfreundschaft« zwischen Römern und Norikern bezeichnete, die respektvolle Haltung der kimbrischen Unterhändler und etliches mehr. Angesichts der beträchtlich verbesserten Quellenlage verdiente diese Stelle eine eingehende Neuinterpretation.

[71] Strab. 7, 2, 2.

[72] Hier darf auf Strab. 1, 1, 22 aufmerksam gemacht werden, wo Strabo davon spricht, dass sein Werk allgemein fasslich, auf den Politiker abgestimmt und dem Volke nützlich sein soll: Ἁπλῶς δὲ κοινὸν εἶναι τὸ σύγγραμμα τοῦτο δεῖ καὶ πολιτικὸν καὶ δημωφελὲς ὁμοίως ὥσπερ τὴν τῆς ἱστορίας γραφήν.

Für den Kimbernzug bedeutet dies, dass Strabo seinen Ablauf an einer entscheidenden Stelle auseinandergeschnitten hat. Fügt man die Niederlage des Carbo dort ein, wo sie bei Poseidonios gewesen sein muss, dann wären die Helvetier das nächste Volk gewesen, zu dem die Kimbern kamen. Dort prahlten sie mit mehr Gold, als selbst die reichen Helvetier besaßen[73]. Die Geschichte hat Strabo derart beeindruckt, dass er sie sogar ein zweites Mal verwendete, diesmal um den Untergang der Helvetier zu erklären: Der Reichtum der Kimbern hätte sie angesteckt, sie ebenfalls (!) zu Räubern gemacht und als solche hätten sie von Caesar die gerechte Strafe erfahren[74].

Wieso konnten die Kimbern nach einer Wanderung durch halb Europa und nach mehreren Niederlagen so reich sein? Der Schluss liegt nahe, dass der Reichtum, mit dem sie vor den Helvetiern protzten, aus der Plünderung von Noreia stammte. Für die Kimberngeschichte des Poseidonios, die aus seinem berühmten, um 95 v. Chr. verfassten Werk »Über den Okeanos und seine Probleme« stammt, lässt sich also folgender Ablauf rekonstruieren:

- Flucht der Kimbern vor den Wassermassen des Okeanos aus ihrer skandinavischen Heimat und Wanderung durch halb Europa (ab ca. 120 v. Chr.);
- nach Niederlagen gegen Boier und Skordisker Vorstoß in den Ostalpenraum;
- Sieg über den Konsul Cn. Papirius Carbo in den Bergen zwischen oberem Drautal und Plöckenpass, danach Plünderung von Noreia und riesige Beute (113 v. Chr.);
- Abzug in Richtung Nordwesten, bei den Helvetiern Prahlen mit der Beute;
- erneute Südwanderung und Verletzung römischer Interessen;
- bei Vercellae vollständige Vernichtung durch die Römer (101 v. Chr.).

Ausgelöst wurde dieses gerade ein Dezennium zurückliegende Drama von Flucht und Niederlagen, Höhepunkt und Hybris, das im physischen Untergang der Kimbern endete, vom Okeanos. Daher sieht sich Poseidonios berechtigt, den Untergang der Kimbern neben den von Atlantis zu stellen. Schon in Platons berühmter und weit in den mythischen Raum zurückreichender Erzählung zeige sich, so Poseidonios, die Macht des Okeanos: Mit seinen Wassermassen verschlang er die Insel, weil die Atlantiden einen Angriff auf Athen gewagt hatten[75]. Auch der mythosgläubige Strabo sah das so und meinte, man dürfe den Untergang der Kimbern mit jenem von Atlantis vergleichen[76].

Beurteilt man die Militäraktion des Cn. Papirius Carbo aus römischer Sicht, so muss man ihm vorausschauendes Verhalten attestieren. Angesichts des militärischen Vakuums, das die Nie-

---

[73] Strab. 7, 2, 2: (Poseidonios) Φησὶ δὲ καὶ Βοίους τὸν Ἑρκύνιον δρυμὸν οἰκεῖν πρότερον, τοὺς δὲ Κίμβρους ὁρμήσαντας ἐπὶ τὸν τόπον τοῦτον, ἀποκρουσθέντας ὑπὸ τῶν Βοίων ἐπὶ τὸν Ἴστρον καὶ τοὺς Σκορδίσκους Γαλάτας καταβῆναι, εἶτ᾽ ἐπὶ Τευρίστας καὶ Ταυρίσκους, καὶ τούτους Γαλάτας, … (hier würde man Strab. 5, 1, 8 mit der Niederlage des Carbo und eine eventuell erwähnte Plünderung von Noreia durch die Kimbern erwarten) … εἶτ᾽ ἐπὶ Ἑλουητττίους, πολυχρύσους μὲν ἄνδρας εἰρηναίους δέ ·ὁρῶντας δὲ τὸν ἐκ τῶν ληιστηρίων πλοῦτον ὑπερβάλλοντα τοῦ παρ᾽ ἑαυτοῖς τοὺς Ἑλουηττίους ἐπαρθῆναι, μάλιστα δ᾽ αὐτῶν Τιγυρίνους τε καὶ Τωυγένους, ὥστε καὶ συνεξορμῆσαι. Πάντες μέντοι κατελύθησαν ὑπὸ τῶν Ῥωμαίων … Und er (erg. Poseidonios) fährt damit fort, dass die Boier zuvor den Herkynischen Wald bewohnt hätten, dass die Kimbern gegen diesen gezogen seien, aber von den Boiern zurückgeschlagen worden wären, dass sie an die Donau und bis hinunter zu den Skordisken – Kelten – gegangen seien; danach seien sie zu den Teuristen und den Tauriskern – ebenfalls Kelten – gezogen … (hierher gehört Strab. 5, 1, 8 mit der Niederlage des Carbo durch die Kimbern) … danach zu den Helvetiern. Die Helvetier jedoch – selbst schon reich an Gold, aber friedlich – gerieten in Verzückung, als sie sahen, dass der aus den Räubereien (herrührende) Reichtum (der Kimbern) ihren eigenen übertraf, am stärksten von ihnen (erregten sich) aber die Tiguriner und die Toygener, sodass sie sogar (mit den Kimbern) weiterzogen. Alle diese wurden von den Römern zum Verschwinden gebracht …

[74] Strab. 4, 3, 3: φασὶ δὲ καὶ πολυχρύσους τοὺς Ἑλουητττίους, μηδὲν μέντοι ἧττον ἐπὶ ληιστείαν τραπέσθαι τὰς τῶν Κίμβρων εὐπορίας ἰδόντας · ἀφανισθῆναι δ᾽ αὐτῶν τὰ δύο φῦλα τριῶν ὄντων κατὰ στρατείας. ὅμως δ᾽ ἐκ τῶν λοιπῶν τὸ τῶν ἐπιγόνων πλῆθος ἐδήλωσεν ὁ πρὸς Καίσαρα τὸν θεὸν πόλεμος, ἐν ὧι περὶ τετταράκοντα μυριάδες σωμάτων διεφθάρησαν, τοὺς δὲ λοιποὺς σώζεσθαι μεθῆκεν εἰς ὀκτακισχιλίους, ὅπως μὴ τοῖς Γερμανοῖς ὁμόροις οὖσιν ἔρημον τὴν χώραν ἀφῆι. Dass die beiden Ereignisse zwei Generationen auseinanderliegen, scheint Strabo nicht zu stören.

[75] Plat. Tim. 25d.

[76] Strab. 2, 3, 6.

derlagen von Tauriskern und Karnern an der Nordostgrenze Italiens hinterlassen hatten, durfte er gar nicht anders handeln, um die Edelmetallschmelzen von Noreia zu schützen[77]: Mit dem Aufmarsch der Legionen bei Noreia war der Ostalpenraum endgültig zum Interventionsgebiet der Römer geworden.

Ausblick

Die norischen Taurisker wohnten dort, wo der aus dem Tauernfenster kommende Bergsegen verarbeitet und verhandelt werden konnte, das sind die Kärntner und Osttiroler Beckenlandschaften. Die Bedeutung, die die Glocknerroute von prähistorischer Zeit an besessen hat, lässt die tauriskischen Siedlungsschwerpunkte mehr im Westen vermuten. Irgendwo dort muss auch das tauriskische Macht- und Wirtschaftszentrum, griechisch die Νωρηία πόλις, lateinisch die *urbs Noreia* gesucht werden. Die Zerschlagung der tauriskischen Zentralmacht leitete eine Serie von Noreia-Krisen ein, deren erste die Plünderung durch die Kimbern war. Mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit darf man davon ausgehen, dass das alte Noreia den erhöhten Anforderungen, die der wirtschaftliche Aufschwung mit sich gebracht hatte, weder baulich noch verteidigungsmäßig gewachsen war. Dies ließ es ratsam erscheinen, die alte Hauptstadt auf eine gut zu verteidigende und zentral gelegene Höhe zu verlegen. Seit der neue Souverän in Rom oder sein Imperiumsträger in der Cisalpina ein wichtiges Wort mitzureden hatte, war eine derart einschneidende Verlegung leichter zu bewerkstelligen.

Wie die Ausgrabungen auf dem Magdalensberg eindrucksvoll beweisen, hat dieser sowohl wirtschaftlich als auch administrativ die Nachfolge von Noreia angetreten: Auch dort wurden Gold, Bergkristall und Eisen (sowie andere Metalle) verarbeitet, dort gingen Händler aus weiten Teilen des Mediterraneums ein und aus und dort wurde Recht gesprochen. Magdalensberg und Noreia verhalten sich also zueinander wie Tochter und Mutter. Das verursachte wahrscheinlich jenen ambivalenten Charakter, der nicht nur die Siedlung auf dem Magdalensberg kennzeichnet, sondern auch das Jahrhundert zwischen dem Kimbernfeldzug des Carbo und dem Alpenfeldzug des Augustus. Erst mit der Errichtung der Provinz Noricum wurde im Ostalpenraum die römische Ordnung eingeführt, die in der Ablöse der namenlosen Bergsiedlung durch die Nachfolgerin im Glantal besonders sichtbar wird[78].

Was die Geschichte des Ostalpenraumes unter anderem so faszinierend macht, ist die Entwicklungslinie, die sich für seine wichtigste Siedlung aufzeigen lässt: Sie führt von dem nicht lokalisierten Noreia der Hallstattzeit über die nun literarisch greifbare Hauptstadt von Tauriskern und Norikern auf den Magdalensberg mit seiner Industrie- und Händlersiedlung (Noreia [?]) und findet ihren Endpunkt mit der repräsentativen Provinzhauptstadt Virunum.

Ortolf Harl

[77] Damit erhalten die Ausführungen von Gerhard Dobesch zum Kimbernzug eine neue Aktualität: Dobesch 2001, 969–994, bes. 984 f.

[78] Harl 1989, 521–598.

2.4 ORTSNAMEN ALS INDIKATOREN JÜDISCHEN FERNHANDELS AUF DER GLOCKNERROUTE[1]

Im Ostalpenraum, aber auch in anderen Gegenden des mittelalterlichen Deutschen Reiches und darüber hinaus, gibt es eine größere Zahl von Siedlungen mit dem namengebenden Bestandteil »Juden«-: Judenhof, Judenburg, Judenau, Judenfurt u. a., insbesondere aber eine größere Zahl von Orten namens »Judendorf«. Quellenmäßig ist die Mehrzahl dieser Orte erst im 13. Jahrhundert oder noch später bezeugt, manche sogar erst in der Neuzeit, keiner aber vor der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts. Außerdem konnten in keinem dieser Orte zu irgendeiner Zeit dort lebende Juden nachgewiesen werden (ausgenommen in Judendorf bei Magdeburg und Halle an der Saale, die aber nicht als ländliche Siedlungen, sondern als unmittelbar vor dem Dombezirk oder vor der Burg gelegene Vorstädte, die die jeweiligen Judenviertel beherbergten, anzusprechen sind). Es war daher lange umstritten, ob der Name dieser Orte tatsächlich von Juden herzuleiten ist, und wenn ja, wie diese Verbindung zu sehen ist[2]. Wenn es eine Verbindung gab, dann konnte diese jedenfalls nur in der Zeit vor dem 12. Jahrhundert zu suchen sein.

Betrachtet man die Geschichte des abendländischen Judentums gerade für diese frühe Zeit, so bieten sich durchaus Anknüpfungspunkte, die eine Herleitung zumindest der meisten dieser Ortsnamen von Juden nicht nur plausibel, sondern sogar sehr wahrscheinlich erscheinen lassen. In der Antike hatten sich − wie andere Völker auch − die Juden im gesamten Römischen Reich ausgebreitet und siedelten auch in dessen nördlichen Grenzregionen[3]. Mit dem Ende des Römischen Reiches scheinen sie sich mit dem Großteil der romanischen Bevölkerung nach Süden zurückgezogen zu haben, und so sind in der Merowingerzeit Juden nur im Mittelmeerraum und im südlichen Frankreich eindeutig nachweisbar[4]. Von dort stammten wohl auch jene jüdischen Kaufleute, die in der Zeit Karls des Großen und Ludwigs des Frommen königliche Privilegien für ihre Handelstätigkeit erhielten. Für das 9. und 10. Jahrhundert belegt dann eine Reihe von Quellen, dass jüdische Fernhändler eine wichtige Gruppe unter den damaligen Kaufleuten bildeten und dass ihre Handelsrouten aus dem slawischen Raum quer durch das Fränkische und später durch das Deutsche Reich zum Mittelmeer, über dieses hinweg in die arabischen Länder und weiter bis nach Zentral-, Süd- und Ostasien führten[5].

Die bekannteste Quelle für diesen die gesamte damals bekannte Welt umspannenden Handel jüdischer Kaufleute ist das um die Mitte des 9. Jahrhunderts verfasste »Kitab al-masalik wa'l-mamalik« (»Buch der Straßen und Wege«) des Ibn Khordadhbeh[6], eines arabisch schreibenden Persers und höheren Beamten im staatlichen Postdienst des Arabischen Reiches. Dieser spricht

---

[1] Wesentliche Teile dieses Aufsatzes gehen auf Anregungen von und intensive Diskussionen mit Ortolf Harl zurück, dem ich dafür herzlich danke.

[2] Zur Forschungsgeschichte Wenninger 1985, 194 f. Im Rahmen der Tagung »Aschkenas – Archäologie des Judentums in Mitteleuropa von der Spätantike bis in die Neuzeit« (Brandenburg, 28.−29. Januar 2011) habe ich unter dem Titel »villa ad Judeos. Ortsnamen als Indikatoren für jüdische Händler im Osten des Karolingischen und Ottonischen Reichs« die Bedeutung der »Juden«-Orte auf der Basis der neueren Forschungsergebnisse dargestellt. Geografisch deckt diese Studie das gesamte Ostfränkische Reich sowie dessen östliche Nachbargebiete ab und konzentriert sich auch auf den diesbezüglich noch nie bearbeiteten sächsisch-böhmischen Raum. Bis zur Drucklegung der vorliegenden Publikation zum Hochtor war noch nicht entschieden, wo die umfangreichen Ergebnisse dieser Tagung publiziert werden sollen.

[3] Allgemein dazu Berger 2005.

[4] Vgl. Lotter 2003, 333–359 mit weiterer Literatur.

[5] Aronius 1970, Nr. 68. 70–72. 74–76. 79. 81–83. 97a. 100. 104. 111 u. a.

[6] Aronius 1970, Nr. 113.

u. a. von »Radhaniten« genannten jüdischen Kaufleuten, welche persisch, römisch [= griechisch], arabisch, fränkisch, spanisch und slawisch sprechen und zu Lande »hinter Rom« [= Byzantinisches Reich, also durch das heutige Osteuropa] sowie zur See zwischen Orient und Okzident verkehren. Aus dem Abendland bringen sie Eunuchen, Sklavinnen, Knaben[7], Brokat, Pelzwerk und Schwerter, mit welchen sie sich »beim Land der Franken« Richtung Ägypten einschiffen. Über das Rote Meer, Arabien und den Indischen Ozean kommen sie bis China und nehmen von dort Gewürze und anderes mit. Von Ägypten aus segeln sie dann teils nach Konstantinopel, teils wieder in das Land der Franken[8]. In den kartografischen Darstellungen der einschlägigen Literatur zur jüdischen Geschichte wird dieser Bericht meist insofern missverständlich wiedergegeben, als die Bezeichnung »Land der Franken« fälschlicherweise nur auf das Gebiet des heutigen Frankreich, anstatt auf das damalige Fränkische Reich bezogen wird, weshalb dort keine transalpinen Routen angeführt werden[9]. Das Fränkische Reich umfasste jedoch fast das gesamte christliche Abendland und damit auch einen großen Teil Mitteleuropas sowie Nord- und Mittelitalien mit der nördlichen Adriaküste, die deshalb auch als von den Juden bei ihrer Rückkehr angesteuertes Gebiet in Betracht zu ziehen ist.

Tatsächlich belegen mehrere Quellen aus dem 10. Jahrhundert, dass jüdische Kaufleute über Venedig Handel getrieben und am Südrand der Alpen Land besessen haben, was offenbar in Zusammenhang mit transalpinen Wegen zu sehen ist. Wir müssen daher davon ausgehen, dass sie im Rahmen ihrer sonstigen Handelstätigkeit auch über die Alpen Waren handelten und in Fortsetzung des in Venedig oder anderen Orten an der nördlichen Adria – konkret genannt wird Treviso und sein Hafen – endenden oder beginnenden Seewegs auch transalpine Wege benutzt haben[10]. Und schließlich gibt es Hinweise, dass die Venezianer bereits im früheren 10. Jahrhundert versuchten, ihre jüdische Konkurrenz durch Einsatz politischer Mittel aus dem Feld zu drängen[11].

Formulierungen wie *mercatores, id est Judei et ceteri mercatores*, die so oder so ähnlich in mehreren Urkunden aus dem Ostfränkischen und (ab dem 10. Jh.) aus dem Deutschen Reich vorkommen[12], sollten freilich nicht dazu verleiten, im überwiegenden oder sogar im größten Teil der damaligen Fernhändler Juden zu sehen, wie das häufig geschieht. Denn diese Formulierungen entstammen durchwegs Rechtsquellen; wir können ihnen daher entnehmen, dass offenbar in rechtlicher Hinsicht ein Unterschied zwischen jüdischen und anderen Kaufleuten bestand. Aber das allein sagt noch nichts über deren jeweilige zahlenmäßige oder wirtschaftliche Bedeutung aus[13]. Unter den Kaufleuten des 9.–11. Jahrhunderts waren die Juden also eine – wenn auch eine bedeutende – Gruppe von mehreren, nicht mehr, aber auch nicht weniger. Vor allem aber waren sie, obwohl auch sie nur in wenigen Urkunden und anderen Quellen genannt werden, jene Gruppe, die quellenmäßig noch am besten fassbar ist.

---

[7] Das wichtige Handelsgut der Sklaven – wertmäßig wohl der bedeutendste Import aus dem Westen – listet Ibn Khordadhbeh an anderer Stelle noch weiter auf und benennt dabei genauer die vielfältigen Herkunftsländer: slawische, griechische, fränkische und lombardische Sklaven, griechische und andalusische Sklavinnen (Lewis 1983, 138).

[8] Aronius 1970, Nr. 113.

[9] z. B. bei der Karte über »Die radhanitischen Kaufleute« in: Beinart 1998, 26. Dieses Missverständnis dürfte vor allem auf den Arbeiten des belgischen Mediävisten Charles Verlinden beruhen, der zahlreiche Publikationen über den mittelalterlichen Sklavenhandel verfasst hat, in dem nach ihm jüdische Kaufleute die dominierende Stellung eingenommen hätten, was so sicher nicht zutrifft.

[10] Vgl. z. B. die Urkunden der Kaiser Otto I. vom 28. Mai 972 (MGH DD O I, Nr. 452) und Otto III. vom 18. April 991, vom 5. November 992 und vom 5. August 996 (MGH DD O III, Nr. 69. 109. 225).

[11] Vgl. McCormick 2002, 177 sowie G. Mentgen, Die Judenvertreibung im mittelalterlichen Reich. Ein Forschungsbericht, Aschkenas 16, 2006, 367–403, hier 371 f.

[12] z. B. in der Raffelstettener Zollordnung von 903/906 oder in Privilegien der Kaiser Otto I. und Otto II. für die Bischöfe von Magdeburg bzw. Quedlinburg (Aronius 1970).

[13] Vgl. dazu auch M. Toch, Die Juden im mittelalterlichen Reich, in: Enzyklopädie deutscher Geschichte XLIV (München 1998) 96 f.

Auf diese Quellen wie auch auf die »Juden«-Orte (die ja aus ortsnamenkundlicher Perspektive ebenfalls Quellen sind) kann ich hier nicht im Einzelnen eingehen. Es reicht der zusammenfassende Befund, der sich ergibt, wenn man die einzelnen »Juden«-Orte auf einer Landkarte einzeichnet. Dabei zeigt sich nämlich, dass hinter der Anlage dieser Orte ein System gestanden haben muss. Denn der allergrößte Teil von ihnen lag nicht irgendwo, sondern direkt an oder in der unmittelbaren Nähe von Altstraßen, und zwar nicht an beliebigen Punkten, sondern an solchen, die zumindest eines, mehrheitlich aber zwei oder sogar alle drei der folgenden Kriterien erfüllten (Abb. 93)[14]:

1. Kreuzung wichtiger Verkehrswege;
2. neuralgische Punkte des Weges, wie größere Flussübergänge, am Fuß von Pässen usw.;
3. in der Nähe alter Zentren (Königshöfe, bedeutende Kirchen u. a.).

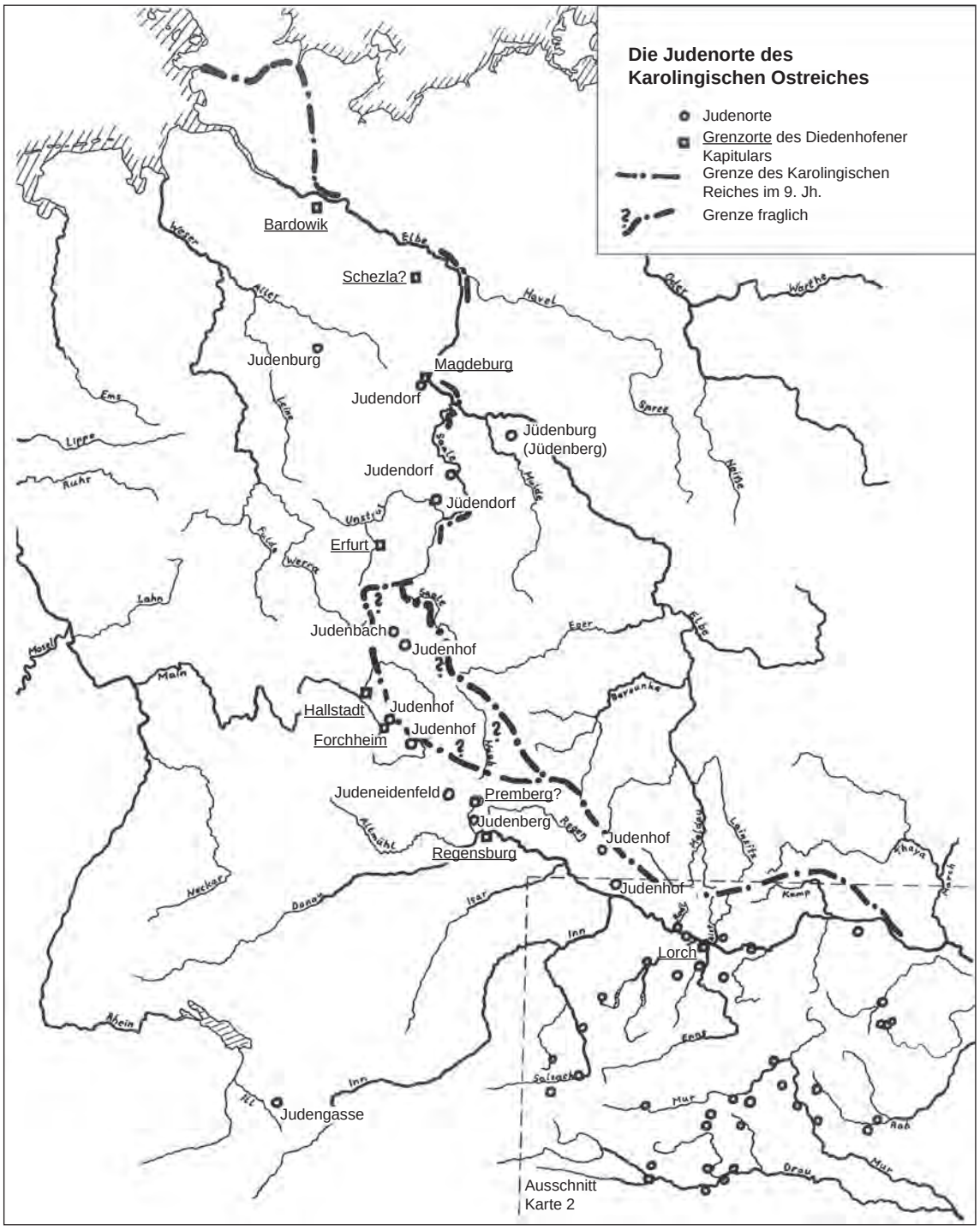
Außerdem liegen diese Orte durchwegs im östlichen Teil des Deutschen Reiches, besonders dicht im Ostalpenraum und im sächsisch-böhmischen Raum. Zwischen diesen beiden Schwerpunkten bilden sie eine Linie, die sich ziemlich genau mit jener Linie deckt, die durch die im Diedenhofener Kapitular Kaiser Karls des Großen von 805 genannten Grenzorte für den Handel mit den slawischen Ländern gebildet wird (Abb. 92). Ausgehend von dieser Tatsache habe ich bereits in einer früheren Arbeit geschlossen, dass die Anfänge des durch diese Orte sichtbar werdenden ehemaligen jüdischen Handelssystems zumindest in die späte Karolingerzeit, vielleicht sogar bis in das 8. Jahrhundert zurückreichen müssen. Aus den unterschiedlichen Namensformen kann man dabei mithilfe der Ortsnamenkunde erschließen, dass die älteste Schicht dieser Judenorte, Siedlungen namens »Judenhof«, im bayrisch-böhmischen Grenzgebiet liegt, während nördlich und südlich davon eine offenbar etwas jüngere Gruppe von Orten mit dem überwiegenden Namen »Judendorf« anschließt[15].

Wie sich aus der Lage dieser Orte ergibt, sollten sie in einem noch äußerst dünn besiedelten Gebiet (wesentlich dünner als im Altsiedelland der westlich anschließenden Gebiete des heutigen Bayern, Tirol, Franken und Sachsen oder auch des böhmischen Kernlands!) Stützpunkte für die jüdischen Kaufleute und ihre Karawanen sein. Da es bei diesem Handel überwiegend um Fernhandel und den Handel mit Luxusgütern für die Oberschicht ging, war die Nähe der Judenorte zu weltlichen und kirchlichen Zentralorten, an denen mit potenten Abnehmern zu rechnen war, von großer Bedeutung (dass daneben auch Handel mit der einheimischen Bevölkerung möglich sein sollte, versteht sich von selbst). Für diese Art des gehobenen Handelsverkehrs bedurfte es keiner eigenen Judensiedlungen, an denen Juden ständig lebten und die womöglich sogar eine größere Bevölkerungszahl aufwiesen, wie man früher annahm, sondern dafür reichten einzelne Höfe, die durchaus auch von Christen bewirtschaftet werden konnten, im Besitz der jüdischen Fernhändler.

JUDENSIEDLUNGEN AN DER GLOCKNERROUTE

Es passt daher genau ins Bild, wenn die Ortsnamenforschung schon vor längerer Zeit zum Ergebnis kam, dass es sich bei den vor die Jahrtausendwende zurückreichenden »-dorf«-Namen ursprünglich um Einzelgehöfte handelte. Aus siedlungsgenetischer Sicht wurde dies durch Hans Krawarik bestätigt, der in einer detaillierten Studie eine Reihe von »Judendörfern«, darunter auch jenes bei Fusch an der Glocknerstraße, auf einen Einzelhof zurückführen konnte[16]. Auch wenn ich seinen zeitlich sehr eng angesetzten Ansatz zur Entstehung dieser Judendörfer etwa zwischen 960 und 980 nicht nachvollziehen kann, wenn er nach wie vor davon ausgeht, dass sich in diesen Orten tatsächlich Juden angesiedelt hätten, und wenn an seiner Arbeit manches andere, was hier nicht diskutiert werden soll, fragwürdig bleibt, so bestätigt sie dennoch eine

[14] Ausführliche Erläuterungen dazu bei Wenninger 1985.
[15] Wenninger 1985.
[16] Krawarik 2004, 411–444.



92 Die Judenorte der karolingischen Ostreiches

93 Judenorte auf dem Boden des heutigen Österreich (Ausschnitt aus Karte 1)

94 J. Wagner: »Die Judenpalfe im Möllthale«, gezeichnet kurz vor 1840

meiner grundlegenden Beobachtungen zu Geschichte und Funktion der Judenorte, nämlich dass diese aus einem Einzelhof entstanden sein dürften.

Das betrifft auch Judendorf im Fuschertal. Ein Blick auf die Karte (Abb. 92. 93) macht klar, dass dieses Judendorf 2 km unterhalb des Ortes Fusch und nur 4 km oberhalb von Bruck liegt, wo die Glocknerroute den sumpfigen Auengürtel der Salzach – das Brucker Moos – durchquert und die Salzach überschritten hat. Judendorf muss also ein wichtiger Stützpunkt nahe der Kreuzung von Glockner- und Salzachtalroute gewesen sein, und es ist davon auszugehen, dass es deutlich älter ist als der Ort Bruck (Erstnennung 1227); wahrscheinlich geht es auf die ottonische, vielleicht sogar auf die karolingische Zeit zurück. Damit könnte Judendorf für den alpenquerenden Verkehr des ausgehenden Früh- und beginnenden Hochmittelalters jene Stützpunktfunktion übernommen haben, die Ortolf Harl auf der Grundlage von Peter Höglingers Grabungsergebnissen im spätkeltisch-römischen Vicus von Bruck herausgearbeitet hat[17].

Folgt man der Glocknerroute nach Norden, stößt man schon bald auf einen weiteren Ortsnamen, der mit dem Bestandteil »Juden«- gebildet ist, auf das »Judengut« in der Ortschaft Pabing bei Saalfelden. Nicht übergangen sei der Weiler Marzon nördlich von Pabing, der das Gut eines Römers namens Marcianus gewesen[18] und ebenfalls in Verbindung mit der Glocknerroute zu sehen sein könnte. Im weiteren Verlauf zielt die Glocknerroute auf Salzburg, für das eine Judensiedlung bereits im 10. Jahrhundert wahrscheinlich ist, und auf Regensburg, wo zur selben Zeit eine Judensiedlung (und eine Siedlung italienischer Kaufleute) bezeugt ist.

[17] s. S. 164.
[18] Lindner 2008, 29 vom vulgärlateinischen Personennamen *Marciānus* herleitbar.

95 J. Wagner: »Die Judenpalfe nach dem Felssturz von 1840«

Erwähnt werden muss in diesem Zusammenhang auch jener nicht namentlich genannte ›Ort‹ (*locus*; gemeint ist wohl ein Hof) *inter montana situm in terra, que vocatur Fusca*, der dem bayrischen Kloster Baumburg an der Alz (gegründet 1107/1109) im Chiemgau kurz nach seiner Gründung, spätestens im Jahr 1125, gestiftet wurde[19]. Denn der Vorteil dieser Stiftung für das Kloster lag sicher nicht so sehr in den zu diesem Besitz gehörenden Wäldern und Weiden[20], sondern vor allem darin, dass es damit einen Stützpunkt direkt am Fuß des vom Kloster aus gesehen direktesten Überganges über die Alpen nach Süden gewann – einen Stützpunkt, der in nächster Nähe von Judendorf lag und damit sozusagen die ›christliche‹ Entsprechung zu diesem bildete. Dies ist als weiterer Beleg, diesmal nicht aus ortsnamenkundlicher, sondern aus besitzgeschichtlicher Sicht, für die Bedeutung der Glocknerroute auch in der ›archäologisch toten‹ Zeit vom 5. Jahrhundert bis um 1200 zu sehen.

Die Judenpalfe bei Apriach, Gemeinde Heiligenblut

Weniger Hinweise gibt es vom Hochtor in Richtung Süden. Dort muss man jedenfalls die Judenpalfe, eine Engstelle des Mölltals südlich von Heiligenblut bei Apriach, unterhalb des Hofs mit dem bezeichnenden Namen »Klausner«, in die Überlegungen einbeziehen. Die Bezeichnung »Judenpalfe«, ein reiner Gegendname (die Palfe, auch: der Palfen, ist eine aus dem Romanischen

[19] Walko 2004, Nr. 28, 37 f. Für den Hinweis auf den Besitz des Klosters Baumburg im Fuschertal danke ich Heinz Dopsch.

[20] *silvis et pratis*.

kommende ostalpine Bezeichnung für einen großen, oft auch überhängenden Felsen)[21], ist freilich erst im 19. Jahrhundert durch zwei Lithografien[22] bezeugt (Abb. 94. 95).

Für den Versuch, diesen auffallenden Namen zu erklären, gibt es drei Möglichkeiten, zwei tendenziell judenfeindliche und eine eher verkehrstechnische. Zuerst die judenfeindlichen: Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, dass der Namensbestandteil »Jude(n)«- für negative Aspekte wovon auch immer verwendet wurde. In diesem Sinne könnte er hier für einen Felsen, der dem Weg kaum einen Platz ließ und diesen beinahe in das hier besonders reißende Wasser abdrängte, stehen. Eine negative Konnotation dieser Art – und damit die entsprechende Benennung – wäre freilich nicht vor dem ausgehenden Mittelalter, als die Juden immer mehr ins soziale Abseits gedrängt wurden, denkbar[23]. Als weiterer judenfeindlicher Aspekt wäre ein Zusammenhang mit der Heilig-Blut-Legende denkbar: Das Blut, das dem wenige Kilometer oberhalb der Judenpalfe liegenden Ort Heiligenblut seinen Namen gab, soll nämlich aus einem Kruzifix geflossen sein, das von einem Juden verletzt, d. h. geschändet worden war – wenn auch im weit entfernten Byzanz, von wo es der Legende nach der in Heiligenblut ebenfalls verehrte Briccius bis eben dorthin brachte, bevor er bei dem Versuch, den Alpenhauptkamm zu überschreiten, unter eine Lawine geriet. Eine heute nicht mehr bekannte Legende aus dem Umfeld der Bricciuslegende könnte diese einzelnen Elemente miteinander verbunden und damit zum Namen Judenpalfe geführt haben.

Was bei der pejorativen Bezeichnung schon gesagt wurde, gilt freilich auch hier, dass nämlich eine solche Erklärung nicht vor dem zweiten Drittel des 14. Jahrhundert möglich wäre, und zwar aus mehreren Gründen: Einerseits tauchen die ersten Legenden über aufgrund einer Verletzung durch Juden blutende Kultbilder oder Hostien erst am Ausgang des 13. Jahrhunderts, in Kärnten erstmals 1338, auf. Andererseits ist hier die Funktion des Briccius als ›Lawinenheiliger‹ zu beachten. Die Bricciuskapelle, wo der Legende nach der Leichnam des Briccius gefunden wurde, liegt nicht am Weg von Heiligenblut zum Hochtor, sondern an jenem von Winkl über das Glocknerhaus zur Pfandlscharte und damit zu einem der ältesten Bergbaureviere der Gegend, und zwar genau an jener Stelle, an der dieser Weg den ersten Lawinenstrich überquert. Da der Bergbau in der Fleiß und in anderen Revieren um Heiligenblut ebenfalls erst im frühen 14. Jahrhundert aufgenommen wurde (erster Beleg 1338)[24], wäre auch damit ein der pejorativen Bezeichnung zeitgleicher *terminus post quem* gegeben.

Angesichts der Tatsache, dass die mittelalterliche Münzserie des Hochtors bereits um 1200 beginnt und dass auch Urkunden eine Begehung der Glocknerroute im Hochmittelalter belegen[25], bliebe damit die Frage offen, wie diese schwierig zu passierende Klause vor dem 14. Jahrhundert genannt worden sein könnte – denn dass eine so markante Stelle einen eigenen Namen hatte, ist sehr wahrscheinlich. Hier scheint mir der methodische Hinweis wichtig, dass Flur- oder Gegendnamen zwar besonders beständig sind, oft aber erst sehr spät in schriftlichen Quellen erscheinen. Ein gutes Beispiel für die Beharrlichkeit von Namen, die an einem Ort haften, bietet die Judenpalfe selbst. Denn als 1840 ein Bergsturz die Palfe mitsamt der darunter vorbeiführenden Straße zerstörte, wurde die Straße auf das orografisch linke Ufer der Möll verlegt (Abb. 95); die dafür errichtete Brücke heißt noch heute ›Judenbrücke‹[26]. Beispiele wie diese bestärken mich ich der Annahme, dass eine Nennung, die erst im 19. Jahrhundert belegt ist, nicht automatisch als Argument gegen einen hoch- oder vielleicht sogar frühmittelalterlichen Zusammenhang verwendet

---

[21] Kranzmayer 1971/1976, 114; Meyer-Lübke 1972, 74 Nr. 912.

[22] »Die Judenpalfe im Möllthale« bis 1840 bzw. nach dem Felssturz von 1840, J. Wagner, Ansichten von Kärnten (unpaginiert; Nachdruck Klagenfurt 1987).

[23] Zu solchen Pejorativen aus einem anderen Gebiet jüngst Aboling 2006, 583–623.

[24] Wenninger 1992, I, 112.

[25] s. vorliegender Band Kap. 2.5 (C. Rohr).

[26] Nach Kranzmayer 1958, 112 s. v. Judenbruggen hatte die Brücke auch den Namen Pilfpálfbruggen; die Herkunft beider Namen sei aber nicht mehr zu eruieren. Die um 1840 genannte Judenpalfe war Kranzmayer unbekannt geblieben, weshalb er die Herleitung des Namens von dieser nicht erkennen konnte.

werden kann. So gesehen ist die Möglichkeit nicht auszuschließen, dass der Name Judenpalfe schon auf die ottonische, wenn nicht gar auf die karolingische Zeit zurückgehen könnte, und dass es jüdische Händler waren, die damals für eine Entschärfung dieses schlecht zu begehenden und wegen des Wassers nicht ungefährlichen Wegstückes sorgten.

Dazu kommt ein interessanter Aspekt, den die Judenpalfe mit dem keltisch-römischen Heiligtum auf dem Hochtor gemeinsam hat: Diese klausenartige, besonders bei Hochwasser sicher auch gefährliche und vermutlich gefürchtete Verengung des Mölltals forderte zur Anbringung von Votivbildern geradezu heraus. Einen solchen Zustand hält das Bild, das Joseph Wagner gezeichnet hatte, kurz bevor die Judenpalfe im Jahr 1840 durch den oben erwähnten Felssturz zerstört wurde, auf eindrucksvolle Weise fest (Abb. 94): Es bezeugt, dass sich zwar der Glaube gewandelt hatte, nicht aber das Bedürfnis, sich der Unterstützung durch eine Schutzgottheit zu versichern – wie auch immer diese genannt wurde.

Wenn die Judenpalfe wegen Hochwassers und/oder Verklausung unpassierbar war, ist sie wahrscheinlich höher oben am Hang, beim vorhin genannten Hof Klausner vorbei, umgangen worden, weshalb es sinnvoll sein könnte, dessen nähere Umgebung zu untersuchen.

ERGEBNIS

Für den Ostalpenraum zeigt sich, dass zumindest die wichtigsten alpenquerenden Routen, deren Benützung wir bereits aus der Antike kennen und die erst seit dem Hochmittelalter wieder besser dokumentiert sind, auch in den letzten Jahrhunderten des 1. Jahrtausends unserer Zeitrechnung benutzt wurden. Und nicht nur das, es muss die Benutzung durch jüdische (aber sicher auch andere) Händler so intensiv gewesen sein, dass es sich lohnte, eine eigene Infrastruktur zu errichten. Dieser sind bezüglich der Glocknerroute der Ort Judendorf zwischen Fusch und Bruck sowie das Judengut in Saalfelden/Pabing, aber auch der Besitz des Klosters Baumburg zuzurechnen, und auf die mögliche Verbesserung der Wege durch jüdische Fernhändler könnte die Judenpalfe bei Apriach zurückgehen. Diese Hinweise sind gerade für die Glocknerroute von Bedeutung, weil die Münzfunde vom Hochtor zwischen ca. 400 und ca. 1200 n. Chr. aussetzen. Durch die Erkenntnisse aus historischen, ortsnamenkundlichen und siedlungsgenetischen Forschungen ist es nun möglich, diese Lücke zumindest teilweise zu schließen.

Markus J. Wenninger

2.5 DER HANDEL ÜBER DIE GLOCKNERROUTE IN MITTELALTER UND NEUZEIT

VORBEMERKUNG

Das Hochtor bildet den Scheitel des Überganges zwischen dem oberen Mölltal im Süden und dem Fuscher Tal sowie dem Seidlwinkltal und Rauriser Tal im Norden und liegt auf einer Höhe von 2 576 m ü. M. Die 1935 eröffnete Großglockner Hochalpenstraße führt in einem Tunnel unter der Passhöhe hindurch. Die Bezeichnung ›Hochtor‹ ist für das Mittelalter und die Frühe Neuzeit nicht belegt und entstand offenbar erst mit dem Bau des genannten Tunnels. Im Mittelalter und in der Neuzeit wurde die Passhöhe je nach der Sicht des Betrachters Heiligenbluter (Bluter, Kirchheimer) Tauern, Fuscher Tauern oder Rauriser Tauern genannt. Mitunter wurde die Strecke, wie etwa in der Karte des Herzogtums Kärnten von Holzwurm, die 1649 in Merians »Topographia provinciarum Austriacarum« aufgenommen wurde, einfach als »Taurn pa(ss)« bezeichnet[1]. Die historischen Bezeichnungen sowie ›Hochtor‹ werden im Folgenden synonym verwendet.

FORSCHUNGSSTAND

Nach den archäologischen Funden zu schließen, war die Glocknerroute sowohl in der Kelten- und Römerzeit als auch im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit ein häufig frequentierter Handelsweg über den Alpenhauptkamm. Umso mehr verwundert es, dass sie in den wirtschafts- und regionalgeschichtlich ausgerichteten Studien in der Regel nur kurz behandelt wurde. Der Schwerpunkt lag meist auf der ab dem 16./17. Jahrhundert immer besser ausgebauten Route über den Radstädter Tauern und den Katschberg.

Der Salzburger Archivdirektor Herbert Klein legte 1950 einen umfassenden Beitrag zum Saumhandel über die Tauern vor[2]. Sein Schwerpunkt lag dabei in erster Linie auf den Gütern, die über die verschiedenen Tauernpässe von Salzburg südwärts und von Italien nordwärts gebracht wurden. Von den knapp 80 Seiten sind aber gerade vier der Route über das Hochtor gewidmet[3]. Etwas kürzer, aber durchaus mit ergänzenden Details ging Klein nochmals 1960/1961 auf die wirtschaftliche Bedeutung der Tauernpässe und dabei auch kurz auf die Glocknerroute ein[4].

Auch der Wirtschaftshistoriker Herbert Hassinger trug einige Details zur Route über das Hochtor zusammen, die zumindest einen kurzen Einblick in die Bedeutung dieses Handelsweges geben. Der Schwerpunkt seiner beiden Studien lag dabei auf der Zeit vor 1300 und hier wiederum nicht auf der Strecke über das Hochtor[5].

Nicht einmal mit einem Wort erwähnt wird die Glocknerroute in dem 1993 publizierten Betrag von Fritz Gruber zu den hochalpinen Straßenresten aus mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Sicht[6]. Der Kenner des Gasteiner und Rauriser Bergbaus konzentrierte sich darin vor allem auf

---

[1] Merian 1649. Eine Detailabbildung der Holzwurmkarte findet sich bei Tursky 1922, 72.
[2] Klein 1950.
[3] Klein 1950, 46–49.
[4] Klein 1961, 26 f.
[5] Zur Glocknerroute: Hassinger 1965, 311–314; Hassinger 1976, 236 f.
[6] F. Gruber, Die hochalpinen Straßenreste aus mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Sicht, in: Lippert 1993, 277–312.

die etwas weiter östlich gelegenen Routen über den Korntauern und den Mallnitzer Tauern sowie die »unerklärlichen« Straßenreste am Oberen Bockhart.

Anlässlich des 500-jährigen Bestehens des Rauriser Tauernhauses erschien 1991 ein Sammelband, dessen Beiträge sich nicht nur mit der Geschichte desselben, sondern auch allgemein mit dem Schicksal der Tauernhäuser in den Hohen Tauern und allgemein mit dem Saumhandel auseinandersetzten. All diesen Studien ist ein profunder Bezug auf Archivmaterial im Salzburger Landesarchiv gemein[7]. Weniger ergiebig ist der Überblick von Harald Schueller über die Tauernübergänge im Rahmen eines Sammelbandes zum Krimmler Tauernhaus, der für den Fuscher und Rauriser Tauern nicht über die bis dahin erschienene Literatur hinausgeht[8].

Die Spätzeit des Handels über die Glocknerroute lässt sich anhand der Inventare für die Bergbaureviere in Gastein und in der Rauris von 1603 und 1612 nachvollziehen. Sie wurden vom Verfasser dieses Beitrages zunächst in ihrer Gesamtheit im Rahmen eines interdisziplinären Projekts des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung Mitte der 1990er Jahre aufgearbeitet; 2001 erschien dazu ein Einzelbeitrag, in dem u. a. auf die aus Italien importierten Weine eingegangen wird[9].

ZUM VERLAUF DER GLOCKNERROUTE IN MITTELALTER UND NEUZEIT

Der Handel zwischen dem Nordosten Italiens, also der Metropole Venedig sowie der Weinbaugebiete im Friaul, einerseits und dem südostdeutsch-österreichischen Raum andererseits hatte seit der vorrömischen Zeit Tradition. Während Eisen und Salz den Weg in Richtung Italien nahmen, wurden Stoffe, Wein und Fernhandelsgüter über die Tauernpässe nach Norden gebracht. Nach dem Ende der Römerzeit nahm dieser Handel zwar offensichtlich deutlich ab, er lebte aber vor allem im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit wieder auf, besonders auch, als der Gold- und Silberbergbau in den Hohen Tauern seinen Höhepunkt erreichte.

Die direkteste Handelsroute führte von Udine über das Städtchen Venzone, wo die Straße das Kanaltal verließ, über Iulium Carnicum (San Pietro di Carnia/di Zuglio) über den Plöckenpass zunächst nach Kärnten. Der Ortsname Mauthen im Gailtal am Ausgang der Plöckenpassroute gibt bis heute noch ein beredtes Zeugnis davon, dass sich an dieser Stelle einst eine wichtige Mautstelle befand. Von dort konnte man auf kürzestem Weg nach Oberdrauburg im oberen Drautal gelangen, dem man flussaufwärts bis ins Gebiet der Grafen von Görz, d. h. über die heutige Landesgrenze nach Osttirol folgte, um danach über den Iselsberg das obere Mölltal zu erreichen. Dort musste man in Winklern/Reintal nochmals Maut bezahlen.

Nach der Überwindung des Alpenhauptkammes über den Heiligenbluter Tauern (Hochtor) teilte sich der Handelsweg in eine westliche Route über das Fuscher Tal und das Saalachtal nach Reichenhall und eine östliche über das Rauriser Tal und das Salzachtal[10]. Die ältere Route dürfte die über das Fuscher Tal gewesen sein, da dort eine landesfürstliche Getreideprovision für die Schwaige Ferleiten schon um 1350 nachweisbar ist und diese damit von ihrer Funktion her eindeutig zu einem Tauernhaus deklariert. Ende des 15. Jahrhunderts wurde die Schwaige Ferleiten in zwei selbstständige Güter zerlegt, das später sogenannte Vogerlgut und das Altjudengut[11]; beide Güter wurden 1821 wieder vereinigt[12]. Die Schwaige Ferleiten lag an einer markanten Steilstufe im inneren Fuscher Tal; an ihrer Stelle steht bis heute der »Tauerngasthof« Ferleiten. Gemäß der Urbarbeschreibung der Propstei Fusch aus dem Jahr 1563 erhielten die Fuscher Tauernhäuser pro Jahr je 8 Metzen Roggen und 20 Metzen Hafer als Deputat aus dem erzbischöflichen Kasten in Zell am See. Im Gegenzug waren sie gemäß einem Urbar von 1606 für die Instandhaltung

[7] Schopf 1991, 15–36; Gärtner 1991, 37–52; Koller 1991, 53−76.
[8] Schueller 1989, 91–95.
[9] Rohr 2001.
[10] Zur Route dieser sog. oberen Straße vgl. im Detail Klein 1950, 46–49; Klein 1961, 26 f.; Hassinger 1965, 311–314.
[11] s. Beitrag M. J. Wenninger im vorliegenden Band Kap. 2.4.
[12] Schopf 1991, 25.

des Weges bis zum »Mitter-Therl« in Richtung Fuscher Tauern und bis Wölflern talauswärts verantwortlich; zudem sollten sie den Leuten, die »Summers Zeiten, so hin und wider über den taurn ziehen unndt offtmals nit Zerung haben, vil anlauffens, dennselben ohne bezallung mit Herberg, narung unnd in ander weeg hilflich sein«[13].

Das Tauernhaus unterhalb des Rauriser Tauerns wurde hingegen erst 1491 errichtet. Der Tauernhausbesitzer Urban erhielt damals von Erzbischof Friedrich V. von Salzburg für seine neue Taverne das Zapf- und Schankrecht, also eine Gasthauskonzession[14]. Nimmt man die Deputate als Richtwert, so dürfte das Rauriser Tauernhaus freilich ein eher kleiner Betrieb geblieben sein. Auch die Entlohnung des Wirts und seiner Knechte war von Amtswegen gering, obwohl diesen auch die Aufgabe oblag, den Weg zum Tauern im Winter auszuschaufeln[15]. Die beiden Tavernen Wörth am Ausgang des Seidlwinkltals und Schütt am Beginn desselben sind erst im 16. und 17. Jahrhundert belegt[16].

Die Glocknerroute war allerdings bei Weitem nicht der einzige Handelsweg über die Hohen Tauern: westlich davon führten (weniger frequentierte) Saumwege über den Felbertauern und den Kalser Tauern, östlich davon Routen über den Korntauern und den Mallnitzer Tauern. Die große Römerstraße hingegen nahm ihren Weg von Salzburg über den Radstädter Tauern, den Lungau und den Katschberg nach Villach sowie über das Lurnfeld nach Oberdrauburg, wo sie sich mit der Glocknerroute südwärts vereinigte.

Während die Route über den Radstädter Tauern und den Katschberg in der Römerzeit als befestigte Straße auch für schwere Handelswagen geeignet war, wurden die übrigen Tauernpässe, darunter auch der Heiligenbluter (Rauriser, Fuscher) Tauern, sowie der Plöckenpass und der Iselsberg auf Saumwegen überwunden. Dazu musste die Ladung von Wagen auf Maultiere umgeladen werden, die bis zu 150 kg an Waren transportieren konnten. Wein, Salz, Eisen wurde dabei den Pferden beidseitig in Truhen, Fässern oder Bündeln aufgeladen[17]. Der Saumhandel über das Hochtor lag zu einem überwiegenden Teil in den Händen der Heiligenbluter (Bluter, Kirchhamer, Großkirchhamer) Säumer, die von der Südseite der Passroute aus auch den Transport weiter durch den Pinzgau kontrollierten[18]. Auch aus dem Raum Mauthen im Gailtal sind immer wieder Säumer belegt, die auf der »oberen Straße« über das Hochtor in die Rauris und weiter nach Salzburg tätig waren[19]. Die Säumer entstammten durchwegs dem Bauernstand.

Im Mittelalter verfiel die Römerstraße über den Radstädter Tauern, sodass auch dort von einem Saumhandel auszugehen ist. Dadurch wurde die direkte Glocknerroute zur wohl attraktivsten Verbindung zwischen Friaul und Salzburg. Die Fundmünzen vom Hochtor, die vornehmlich aus der Zeit vom beginnenden 13. Jahrhundert bis etwa 1600 stammen, geben ein beredtes Zeugnis von der Bedeutung des Heiligenbluter Tauerns zu dieser Zeit.

Um 1500 wurde zudem auf Salzburger Seite die Strecke von Hirschfurt (Lend) über Embach in die Rauris zu einer Fahrstraße ausgebaut[20], eine Maßnahme, die nicht nur der Förderung des

---

[13] Schopf 1991, 25.

[14] Urbar Erzbischof Friedrichs V. von Salzburg (Salzburg, Salzburger Landesarchiv, Urbar 7), fol. 185v: *Item Urbanus Waldner de Taberna nova Zapfenrecht et Schenkhrecht sub Turone Rauris situs in der Tawraw penes tawrpach anno 1491 institutus. denr. ß. VIII. Johannes Waldner per resignationem*. Zur Stelle vgl. im Detail Gärtner 1991, 39 (mit einer Abbildung der Passage im Urbar).

[15] Schueller 1989, 95 allerdings ohne nähere Quellenangaben.

[16] Klein 1950, 48 mit Anm. 16 f.

[17] Klein 1950, 52–54 (zum Saumhandel) und 63–82 (zu den Handelswaren); Hassinger 1976, 227.

[18] Klein 1950, 56 f. mit Anm. 13 konnte anhand der erhaltenen Ungeldrechnungen Lichtenberg 1656–1658 exemplarisch die Namen von insgesamt 23 Personen rekonstruieren, die als »Sämer beim Hl. Bluet« tätig waren und zu einem Großteil mit Heiligenbluter Orts- und Hofnamen in Verbindung gesetzt werden können.

[19] Klein 1950, 57 f. mit Anm. 16 f. Demnach werden allein im Weglohnregister »in die Rauris« der Maut zu Hirschfurt (Lend) zu den Jahren 1500/1501 (Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Hs. Blau 767) sechs Säumer genannt, die als Herkunftsnamen »an der Mawt« anstelle eines Familiennamens tragen.

[20] Klein 1959, 81.

Rauriser Bergbaus zugutegekommen sein dürfte, sondern wohl auch allgemein der Transitroute vom Hochtor über das Rauriser Tal und das Salzachtal nach Salzburg.

Erst mit der erneuten Fahrbarmachung des Radstädter Tauerns um 1519[21] änderte sich das Verkehrsaufkommen über die Hohen Tauern grundlegend, da es deutlich ökonomischer war, mit großen Handelswagen durchgehend die Ostalpen zu überqueren. Der Niedergang der Glocknerroute im 17. Jahrhundert ist aber wohl nicht allein auf diesen Umstand zurückzuführen, denn Anfang des Jahrhunderts wurden auch viele der Gold- und Silberbergbaureviere im Rauriser und Gasteiner Tal stillgelegt, die seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wichtige Abnehmer der Waren aus dem Süden gewesen waren. In den Inventaren aus den Jahren 1603 und 1612 tauchen mehrfach Stoffe und Weine aus Italien auf, die mit einiger Sicherheit über das Hochtor angeliefert worden waren[22].

Ganz dürfte aber der Saumhandel über das Hochtor mit Weinen aus Norditalien nie abgebrochen sein. Als man im Fürsterzbistum Salzburg 1661 die schon länger angedachte Weineinfuhrkontrolle intensivierte, wurden zur Überwachung der Weinsäumer und Branntweinträger sowohl in der Rauris als auch zu Fusch Kontrollpunkte mit einem Schlagbaum eingerichtet[23]. Der Salzhandel über den Heiligenbluter (Fuscher, Rauriser) Tauern südwärts war im 17. Jahrhundert hingegen von wirtschaftlichen Auseinandersetzungen zwischen dem Fürsterzbistum Salzburg und der Fürstpropstei Berchtesgaden betroffen. Um das teurere Halleiner Salz gegenüber dem aus Schellenberg (bei Berchtesgaden) zu stützen, wurde 1665 die Route durch das Rauriser und Seidlwinkltal für den Transport von Schellenberger Salz gesperrt, 1710 auch die durch das Fuscher Tal[24]. Es ist anzunehmen, dass damit auch die Gesamtmenge des über das Hochtor nach Süden transportierten Salzes zurückging.

Erst mit der Erhebung von Triest zum Freihafen (1717/1719) wurde versucht, die Übergänge über die Hohen Tauern neu zu beleben. Damit ging auch der Ausbau der Wege einher, wie dies etwa am Radstädter Tauern und am Katschberg geschah, nicht zuletzt auf Druck der Habsburger, die den Ausbau der Fahrstraßen auf eine Breite von 5,20 m forderten, damit darauf Deichselwagen mit einer Spurweite von 5 Schuh 3 Zoll (etwa 1,56 m) fahren konnten[25]. Die Glocknerroute dürfte von diesen Ausbauvorhaben allerdings nicht mehr profitiert haben. Auch durch Münzfunde ist eine neue Handelsaktivität am Hochtor nicht mehr belegbar. Zudem verschlechterte sich schon um 1730 die Position Salzburgs erneut, da zu dieser Zeit Österreich endgültig zu merkantilen Wirtschaftsformen überging und die Binnenzölle in den habsburgischen Territorien weitgehend beseitigte[26]. Um 1760/1770 dürfte schließlich der Saumhandel über den Heiligenbluter Tauern völlig zum Erliegen gekommen sein[27]. Bis zum Ausbau der Glocknerroute für zweispurige Fahrzeuge sollte es schließlich noch bis 1935 dauern.

SCHRIFTLICHE QUELLEN ZUM HANDEL ÜBER DIE GLOCKNERROUTE

Die schriftlichen Quellen zum Verlauf und zur Bedeutung der Glocknerroute sind äußerst spärlich und beziehen sich in erster Linie auf die Zollstellen in Friaul, in Oberkärnten und im Land Salzburg. Schon die sog. »Honorantiae civitatis Papiae« aus dem frühen 11. Jahrhundert bezeugen die Mautstelle in San Pietro di Carnia auf der Route von Udine zum Kreuzberg (Plöckenpass/Monte Croce Carnico)[28]. Die erste Mautstelle im heutigen Österreich, Mauthen, ist hingegen

[21] Klein 1947, 145; Klein 1959, 81.
[22] Rohr 2001, 149 f.
[23] Klein 1950, 42.
[24] Klein 1950, 76.
[25] Vgl. im Detail: Klein 1959, 94–98.
[26] Vgl. Hassinger 1976, 243.
[27] Klein 1950, 93 f.
[28] Honorantiae civitatis Papiae (A. Solmi [ed.], in: Archivio storico lombardo 47, 1920, 187–192, bes. 187 f.), oder A. Hofmeister (ed.), Monumenta Germaniae Historica Scriptores XXX 2 (Hannover 1934, Nachdruck Stuttgart

erst seit 1319 sicher bezeugt[29], doch dürfte dort die Einhebung eines Zolls schon deutlich früher begonnen haben, wie auch der seit 1276 belegbare Ortname nahelegt[30].

Der Markt Oberdrauburg im oberen Drautal, erstmals 1240 als »castrum Traburch« erwähnt, befand sich bis 1252 im Besitz der Grafen von Tirol, fiel dann an Salzburg, wurde aber bald von den Grafen von Görz entfremdet, die spätestens ab 1292 die Mautstelle für rund ein Jahrhundert zum Mittelpunkt eines kleinen Landgerichtes machten[31]. Die Zollstelle selbst ist allerdings erst 1348 urkundlich belegbar[32].

Über den Iselsberg führte der Saumweg ins obere Mölltal, wo bei Winklern/Reintal (in foro Riwental)[33] erneut ein Zoll an die Grafen von Görz zu leisten war. Die Ortschaft Reintal gehörte 1299 noch zu dem großen Görzer Landgericht, das seinen Sitz in Oberfalkenstein bei Obervellach im unteren Mölltal hatte[34]. Die Görzer Grafen kontrollierten somit den gesamten Abschnitt vom Plöckenpass bis zum Heiligenbluter Tauern; als sie im Jahr 1500 ausstarben, fielen diese Territorien an die Habsburger.

Nördlich des Heiligenbluter Tauerns musste man im Pinzgau keine Zölle mehr zahlen, egal ob man die westliche Route über das Fuscher Tal und das Saalachtal nach Reichenhall wählte oder die östliche über das Seidlwinkltal und Rauriser Tal sowie in der Folge das Salzachtal. Erst in Reichenhall oder in Werfen stieß man erstmals wieder auf eine Mautstelle. Salzburg war zwar von König Adolf von Nassau 1296[35] ausdrücklich ermächtigt worden, den durch einen Streit mit Görz an der Haupthandelsroute entstandenen Zollentgang am Felber/Rauriser (Vrertouren) oder Fuscher Tauern (Fuhschertouren) auszugleichen, verzichtete aber auf die Einrichtung von Zollstellen. Um 1500 wurden zwar in den einzelnen Salzburger Gerichten Wegzölle eingerichtet, doch übten sie das Zollregal sehr zurückhaltend aus, weil sie aus dem Bergregal reiche Einkünfte erzielten[36]. Die besondere Bedeutung der Glocknerroute im ausgehenden Mittelalter und auch noch im frühen 16. Jahrhundert ist somit nicht nur darin begründet, dass es sich dabei um die kürzeste Passroute von Friaul in den Südosten Deutschlands handelte, sondern auch, weil bis etwa 1500 auf dem Weg nach Salzburg nur eine Zollstelle zu passieren war (Reichenhall oder Werfen).

Über die Intensität des Handels über die Glocknerroute bis in das 16. Jahrhundert zeugen daher vor allem kurze Notizen über Zölle auf Kärntner Seite. Demnach dürften in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts pro Jahr durchschnittlich 5 000 Saumlasten an Salz und Wein über den Heiligenbluter Tauern transportiert worden sein, wobei der Weintransport überwog. Ein Weglohnregister »in die Rauris« der Maut zu Hirschfurt (Lend) von 1500/1501 spricht sogar von 9 703½ Säumen neben 276 Rossen in Wagen und 582 in Schlitten. Freilich sind dabei z. T. auch Fuhren zu verstehen, die nur vom Salzachtal in die Rauris und umgekehrt führten[37]. Nach 1560 ist von einem echten Fernhandel hingegen kaum noch etwas zu bemerken[38].

1963) 1450–1460, 1451 f.*: Intrantes negociatores in regnum solvebant decimam de omni negocio ad clusas et ad vias, que sunt hee regi pertinentes, videlicet … octava Sanctus Petrus de Iulio via de Monte Cruce, …*).

[29] Urkunde Graf Heinrichs von Görz vom 20. März 1319 (H. Wiessner [ed.], Regest in Monumenta Historica Ducatus Carinthiae VIII [Klagenfurt 1963] 139 f. unter Nr. 469).

[30] Hassinger 1965, 312 Anm. 70, aufbauend auf der Edition der Urkunde in Pagine Friulane 15, 1903, 56.

[31] Hassinger 1965, 313.

[32] Urkunde vom 7. August 1348 (Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Österreichische Akten, Görz, Fasz. 24).

[33] Görzer Urbar von 1299 (F. Klos-Bužek [ed.], Österreichische Urbare I 3 [Wien 1956] 67 unter Nr. 526: *Item ibidem [scil. in foro Riwental] de Theloneo dantur Marcae 10*).

[34] Hassinger 1965, 313 und 316 f.

[35] Urkunde König Adolfs von Nassau für Erzbischof Konrad IV. von Salzburg vom 27. November 1296 (F. Martin [ed.], Salzburger Urkundenbuch IV [Salzburg 1933] 226 f. unter Nr. 188 oder H. Wiessner [ed.], Monumenta Historica Ducatus Carinthiae VI [Klagenfurt 1958] 247 unter Nr. 363). Zur Urkunde und zur Lokalisierung des Vrertouren als Rauriser Tauern vgl. Klein 1950, wie Anm. 2; 46 f. Anm. 12.

[36] Hassinger 1976, 218.

[37] Klein 1950, 48 mit Anm. 17a zum Weglohnregister von 1500/1501 (Wien, Haus-, Hof- und Staatsarchiv, Hs. Blau 767).

[38] Hassinger 1976, 236 f., allerdings ohne genauere Quellenangaben.

Die besondere Rolle der Glocknerroute geht auch aus dem »Buch über Handelsbräuche« aus dem Jahr 1506 hervor. Diese im Paumgartner'schen Familienarchiv in Kißlegg im Allgäu aufbewahrte Handschrift wurde von Hans Paumgartner dem Jüngeren (II.) oder in seiner Kanzlei in Augsburg verfasst und enthält interne Aufzeichnungen über Handelsrouten, Mautsätze und andere wirtschaftliche Details, die für ein erfolgreiches Handelshaus von Vorteil sein konnten[39]. Als Mautstellen zwischen Gemona (Glimen, Glumen) und Salzburg werden an der »oberen Straße« Tolmezzo (Schonfeldn), Oberdrauburg (Trapurg), Döllach (Telach), Winklern (Winckler) und Werfen (Werffn) genannt[40]. Der Autor erteilt auch konkrete Ratschläge, wie man Mautstellen umgehen könne. So ließen sich etwa die beiden Mautstellen in Döllach und Winklern vermeiden, indem man nicht über den Iselsberg fahre, sondern von Oberdrauburg die Drau abwärts bis zur Maut in Greifenburg und von dort dann dem Mölltal aufwärts folge. Auch die Entlohnung für die Säumer sei auf dieser Route niedriger[41]. Insgesamt kostete der Transport über die »obere Straße« pro Saumladung um einen Schilling Pfennige weniger als über die »untere Straße« (Katschberg und Radstädter Tauern)[42].

Ein beredtes Zeugnis von den Waren, die über den Heiligenbluter Tauern nordwärts gebracht wurden, geben auch die Inventare aus den Jahren 1603 und 1612 zu den Bergbaurevieren in Gastein und in der Rauris, die zu Beginn des 17. Jahrhunderts aufgrund der Krise im Gold- und Silberbergbau liquidiert oder stark verkleinert wurden. Während die Waren für Gastein wohl über den Korntauern und den Mallnitzer Tauern aus Kärnten über den Alpenhauptkamm gelangten, so dürften die für Rauris wohl zu einem überwiegenden Teil das Hochtor passiert haben. Unter den Pfennwertwaren in der Rauris ist im Inventar von 1603 etwa Wein aus Conegliano im Veneto (»kinniglonner«, »khünigloner«) erwähnt, und auch der »marchwein« aus der Untersteiermark und aus Unterkrain dürfte wohl am ehesten über das Drautal und den Heiligenbluter Tauern in die Rauris gelangt sein[43]. Im Inventar von 1612 sind zusätzlich zum Wein aus Conegliano auch Etschwein (»otschwein«), der wohl über das Pustertal, das obere Drautal und den Iselsberg zum Hochtor und in die Rauris transportiert wurde, Grabuller aus Friaul (»grabmüller«), Rankwein aus Görz (»ranckwein«) und Reifal aus Rosazzo bei Cividale im venezianischen Teil Friauls (»Rosazer rainfl«) belegt[44]. Zumeist sind die – freilich nicht allzu großen – Weinmengen in Uhrn (»yhrn«) angegeben, einem Hohlmaß von rund 62–66 l[45], das wiederum auf den Saumhandel hindeutet, weil die Saumtiere im Normalfall je eine Uhrn links und rechts tragen konnten.

Weiters könnten auch die im Inventar von 1612 erwähnten Seidenwaren aus Neapel direkt über Venedig und die Glocknerroute in die Rauris gekommen sein[46]. Schließlich stammt das Blei, das für den Verhüttungsprozess unentbehrlich war, wohl zu einem großen Teil aus Kärnten, sodass auch für dieses Transportgut anzunehmen ist, dass es im Normalfall über das Hochtor oder die benachbarten Tauernpässe in die Salzburger Bergbaureviere gebracht wurde[47].

---

[39] Paumgartner-Buch 1506, 152–163: »Die rod von Venezia aus gen Saltzpurg die ober und under strauß«, in: Müller 1934, 123–229, hier 192–196.

[40] Paumgartner-Buch 1506, 160.

[41] Paumgartner-Buch 1506, 161: »Item so ist zu wissen: so man schon die obrn straß fert 2 maut ‹forstond› woll umb mug faren, [dass] nicht darein kompt Telach und Winckleren. Doch so kumpt man gen der stat gen Greyffenburg. Da zalt man glich als zu Tellach und Weincklern, so man an die zwen meit haist mans an hin aus faren.«

[42] Paumgartner-Buch 1506, 161: »Nach der Tra [Drau] ab nehmen auch die semer minus lon von aim sam hinaus dan nach der obrn straß, ungefarlich 1 ß den. vom sam.«

[43] Salzburg, Salzburger Landesarchiv, Hofkammer, Haupthandlung (Karton 1, 1. Bündel, Lit. F) 1603, fol. 5r. Vgl. zum Weinhandel über die Tauern sowie zu den dabei belegten Weinsorten im Detail: Klein 1950, 63–73; Rohr 2001, 149 f.

[44] Salzburg, Salzburger Landesarchiv, Hofkammer, Haupthandlung (Karton 1, 1. Bündel, Lit. F) 1612, fol. 50ra.

[45] Vgl. dazu und zu anderen im Salzburger Raum gebräuchlichen Hohlmaßen: Klein 1950, 110.

[46] Salzburg, Salzburger Landesarchiv, Hofkammer, Haupthandlung 1612, fol. 11r: Sind kleinere Mengen von »gfarbt Neap(olitaner) porten« und »schwarz Neap(olitaner) porten« erwähnt.

[47] Blei und Bleiprodukte aus Bleiberg in Kärnten werden detailliert aufgelistet in den Inventaren Salzburg, Salzburger Landesarchiv, Hofkammer, Haupthandlung 1603, fol. 3rv und Salzburg, Salzburger Landesarchiv, Hofkammer, Haupthandlung 1612, fol. 4r und 5v.

Über den Zustand der Route über die »obere Straße« gibt auch der Reisebericht des schlesischen Junkers Heinrich von Zedlitz aus dem Jahr 1493 Auskunft, der auf der Rückkehr von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem auch den Heiligenbluter Tauern überquerte. Der Abschnitt von Gemona bis Werfen soll hier im Volltext nach der Edition von 1894 wiedergegeben werden, da er auch die allgemeinen Beschwerlichkeiten von Handelsreisenden auf dieser Route verdeutlicht[48]. Zunächst fällt es der Reisegruppe schwer, im Gewirr von Flussarmen zwischen Venzone und dem Plöckenpass passende Furten zu finden, eventuell aufgrund eines hohen Wasserstandes des Tagliamento und des Torrente But:

> »Item am Dornstage [10. Oktober] sindt wir von Klamaun [Gemona] gerithen durch Peyzildorff [Venzone/Beuscheldorf] vnnd haben den wegk gen Villach auf die rechte hand gelossen vnd sinndt nach der lincken hand geriethen … vnnd do kwomen wir den tagk an ein gros wasser, das do gar schnelle flus vnnd gienng in dreyen stremen, wir wusten alle keynen fort, also hat ich das sterckiste pferdt, vnd suchte den furtt, also kwam ich durch den eynen strom, List [ein Begleiter] mir noch vnd die zwehn Gornfelder [zwei weitere Begleiter], die andern bruder rithen am wasser hinauff vnnd wolden nicht hindurch, also kwam ich an den andern strom, der was gar schnelle vnd gros, also woldt ich den furt vorsuchen vnnd reit das wasser hinoff vnnd List hinder mir, also kwam das wasser also starck und nam Listen vnd mich vnd furt vns beyde mit pferden mit al dohin, die Gornfelder kerten wieder vmb, wir ruffenn beyde den Allmechtigen Got an, das vnns Got beyden helff an das enden vber das wasser, idoch halff vnns Got hinaus. Wir rithen an das wasser hinvffe, vnd do kwam ein pauer, dem gab ich geldt vnnd leg im meyn pferdt, das er hindurch rait vnd wust eynen guten fort, domite die andern brüder auch hinvber kwomen, also riethen wir den tag gen Peyschilwange [Timau/Tischlbong, am südlichen Abhang des Plöckenpasses] in ein tabernoe, leit vndrem Creuzberge [Plöckenpass].«

Erst die Hilfe eines einheimischen Bauern, der vielleicht auch als Säumer tätig war und daher die Furten gut kannte, konnte somit der Pilgergruppe den Weg zum Plöckenpass ermöglichen. Der Bericht legt nahe, dass auch von Venzone über Tolmezzo bis zum Fuß des Plöckenpasses am Ende des 15. Jahrhunderts keine befestigte Straße führte, sondern eher von einem Saumweg entlang des Flusses auszugehen ist. Über den Plöckenpass erreichte Heinrich von Zedlitz am nächsten Tag das Gailtal und das Drautal:

> »Item am Fraittage [11. Oktober] sind wir geriethen vber den Creuzbergk, welches ein hoher steinichter bergk ist, vnd keine wogen vber geht, den die pferde an etlichen enden vff vnnd nieder steigen musten als die treppen vnd kwomen den tag gen Trapurck [Oberdrauburg], ein stadt ist des Keissers, leit an der Trage [Drau], do das wasser die brücke hat hinwegk gefurtt, also haten sie die brücke nicht gar gemacht, doch legten sie vns brete vber das joch, das wir die pferde hinvber zogen, also riethen wir noch bis vnder den Eselbergk [Iselsberg] vnd blieben vber nacht in eyner taberna in des Groffen von Görz lande.«

Deutlich betont der Autor, dass der Weg über den Plöckenpass (Kreuzberg) nicht für Fuhrwerke geeignet sei. Von der ersten Mautstelle nördlich des Passes in Mauthen nimmt dann Zedlitz ebenso wenig Notiz wie vom Gailberg-Sattel, der Verbindung vom Gailtal ins Drautal. Hingegen berichtet er von den Schwierigkeiten, die Drau zu überqueren, da die Brücke nach einem Hochwasser noch nicht wieder instand gesetzt war. Es ist anzunehmen, dass es sich bei dem Ereignis

[48] Röhricht 1894, 98–114. 185–200. 277–301, hier 296 f. Der schwer erreichbare Text ist neuerdings auch in eingescannter Form online unter ‹http://resikom.adw-goettingen.gwdg.de/berichte/PDF/Roehricht_1894_Zedlitz.pdf› (zuletzt abgerufen am 18. 12. 2013) zugänglich.

um dasselbe gehandelt hat, das im Sommer 1493 im Gasteiner Tal schwere Zerstörungen angerichtet hatte[49]. Der Hinweis auf eine größere Überschwemmung verstärkt auch die Vermutung, dass die Probleme südlich des Plöckenpasses ebenfalls durch ein Hochwasser begründet waren.

Die nächsten beiden Tage überschritten die Pilger den Iselsberg und in der Folge den Heiligenbluter (Rauriser) Tauern. Vielleicht aufgrund der starken Niederschläge, die im Tal zu den Überschwemmungen geführt hatten, lag in der Höhe schon sehr viel Schnee:

> »Item am Sonnobende [12. Oktober] rithen wir vber den Eselbergk vnnd rithen den tagk gen Kirchheim [Großkirchheim] in eyne taberna, die lait hoch am Rarisser tawern. Item am Sontage [13. Oktober] sinndt wir den tagk vber den Rarisser tauern geriethen, welchs also ein hoher bergk ist, das es iii meylen hinvber ist, vnnd ist gar sticklicht vnd hoch, das der schnee doruffe lag, das die pferde in dem steige gingen bis an die knie, vnnd wen eynes aus dem steige trat, so viel es ein bis am bauch, das wir auch leuthe mit vns nehmen musten, die den schnee mit schauffeln aus dem steige schorten, das wir die pferde dorinnen gefuren konden, wenn der windt allewege also gros auff dem berge ist, das der steigk also bald verweet wirdt, es stehn auch holzer einegepackt neben dem steige, das man weis, wo der wigk geeht, es vorgehn sich auch offte leuth auf dem berge, es ist auch ein solcher boser wegk dorzu raiten, das ich keynen roten will, die wege zu raiten, also blieben wir die nacht in einer taberna heist „In der Raueres“, wen es vnder dem berge lait; in alle den tabernen haben wir neuen Restil [Reifal] genungk zu trüncken gehapt. Item am Montage [14. Oktober] sinndt wir geriethen gar steynichten gebirchten bosen weg vnd kwomen gen Borbin [Werfen].«

Klar geht aus diesem Bericht hervor, dass Mitte Oktober die Überquerung des Hochtors mit Pferden schon erhebliche Schwierigkeiten bereiten konnte. Was für die Pilger aus Schlesien ein schauerliches Erlebnis darstellte, war für die Säumer am Heiligenbluter Tauern vermutlich der harte Alltag. Lange Schneestangen wiesen den Weg, da der Säumersteig durch hohen Schnee, besonders aber durch Schneeverwehungen, oft monatelang nicht auszumachen war. Auch der Weg durch das Seidlwinkltal, das Rauriser Tal und das Salzachtal nach Werfen wird als steinig und gebirgig beschrieben; der Ausbau der Strecke für Fuhrwerke von Rauris über Embach nach Lend erfolgte erst wenige Jahre später um 1500[50]. Interessant ist schließlich die Bemerkung, dass in allen Tavernen am Weg die Versorgung mit Wein aus Friaul gut war.

KLIMA- UND WITTERUNGSGESCHICHTLICHE FAKTOREN

Der Reisebericht des Heinrich von Zedlitz macht deutlich, dass eine Erörterung der Handelsroute über das Hochtor auch Witterung und Klima einbeziehen muss. Schon im Oktober war die Scheitelstrecke von Schneeverwehungen stark behindert, sodass sich die Frage stellt, wie weit der Saumhandel über die Hohen Tauern von den einzelnen Jahreszeiten geprägt war. Die meisten Passrouten über die Hohen Tauern waren von November bis Mai unpassierbar, nicht aber die Route über das Hochtor. Trotz der großen Höhe – der Scheitel des Heiligenbluter Tauerns liegt auf 2 576 m – konnten Säumer kontinuierlich den Übertritt vom oberen Mölltal ins Rauriser Tal wagen, allerdings nichts ins Fuscher Tal. Der Grund für die Wintertauglichkeit einer Passroute lag wohl in erster Linie darin begründet, dass die Lawinengefahr nicht allzu groß war. Neben der »unteren Straße« über den Katschberg und den Radstädter Tauern war die Route über das Hochtor ins Rauriser Tal oft für Monate die einzige Möglichkeit, den Alpenhauptkamm im Bereich der Hohen Tauern zu überwinden[51].

---

[49] Zu den Überschwemmungen von 1493 vgl. Rohr 2007, 235 mit Anm. 97.
[50] Schopf 1991, 25.
[51] Klein 1950, 47 f.; Koller 1991, 63.

Kurzzeitig wird aber auch diese Route immer wieder unpassierbar gewesen sein. 1662 verschüttete eine Lawine das Rauriser Tauernhaus und zerstörte mehrere Nebengebäude. Das Tauernhaus selbst war so sehr verschüttet, dass 14 Tage kein Licht in die Zimmer drang und man nur durch ein Fenster hinein und hinaus gelangen konnte. Gegenüber der erzbischöflichen Hofkammer bezifferte der Tauernwirt Leonhard Ämerer den entstandenen Schaden mit immerhin 250 Gulden; erst acht Jahre später erhielt er als Hilfe 30 Metzen »Amtshabern« jährlich von der Hofkammer zugestanden[52].

Die Eintragungen in den Rauriser Pfarrmatriken berichten fast jährlich von Erfrorenen, die von Schneestürmen im Frühling und sogar im Sommer überrascht worden waren. Dies betraf nicht nur Pilger, die vermutlich auch über ungenügende Ortskenntnis verfügten, sondern ebenso Säumer, wie etwa vier Heiligenbluter Bauern, die am 9. März 1768 bei der Salzsäumerei umkamen[53].

Auf den ersten Blick würde man davon ausgehen, dass der Saumhandel vor allem in der warmen Jahreszeit von Juni bis Oktober vonstatten ging. Die Quellen zum Saumhandel aus dem 17. und 18. Jahrhundert legen aber genau das Gegenteil nahe. Dass der Saumhandel eher eine im Winter durchgeführte Tätigkeit war, hatte mehrere Gründe: Erstens stellte der Saumhandel einen wichtigen Nebenerwerbszweig der ansässigen Bauern dar, die während der Sommermonate in der Land- und Almwirtschaft unentbehrlich waren. Die Säumersaison begann daher meist nach Michaelis (29. September) und erreichte bei den im Winter begehbaren Tauernpässen im November und Dezember ihren Höhepunkt, um dann bis Mai nur leicht wieder abzunehmen. Zweitens konnte im Spätherbst und Winter bei ausreichender Schneelage die Talfahrt mittels Schlitten und Sackzügen erfolgen, was eine deutlich bequemere Transportmethode darstellte als der beschwerliche Abstieg mit den Saumtieren. Drittens war auch die Haltbarkeit verderblicher Waren wie Wein im Spätherbst weit eher gegeben, zumal der Wein im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit nur einige Monate haltbar war und daher bald nach der Weinlese und dem Abfüllen in Fässer exportiert wurde[54]. Man kann somit davon ausgehen, dass der Saumhandel über das Hochtor von September bis Juni durchgehend betrieben wurde, während in den Sommermonaten von einer weitgehenden Ruhezeit auszugehen ist, die aber vermutlich von anderen Reisenden − wie Pilgern − bevorzugt für die Alpenüberquerung gewählt wurde.

Schließlich bleibt noch die Frage, ob der Niedergang der Glocknerroute im Zusammenhang mit dem Vorrücken der ›Kleinen Eiszeit‹ gestanden haben könnte[55]. Dies ist m. E. eher zu verneinen, da die Blütezeit der Glocknerroute im ausgehenden Mittelalter und am Beginn des 16. Jahrhunderts genau in die Zeit fällt, die eigentlich schon von einem Temperaturabschwung geprägt war. Noch dazu waren kalte, schneereiche Winter für den Saumhandel durchaus passende Rahmenbedingungen, sofern nicht die Lawinengefahr eine Begehung der Saumwege verhinderte. Für den winterlichen Saumhandel konnten daher extrem schneearme Winter, wie sie für die 1520er- und 1530er-Jahre im Bereich der Hohen Tauern belegt sind[56], fast eher ein Problem darstellen als schneereiche Winter. Der Abstieg der Glocknerroute in die weitgehende Bedeutungslosigkeit ab dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ist vielmehr vor dem Hintergrund der allgemeinen Verlagerung des Handelsverkehrs auf die für Fuhrwerke ausgebaute Katschberg-Radstädter Tauern-Route zu sehen.

---

[52] Gärtner 1991, 45 f. mit der Wiedergabe des Schadensberichts (Salzburg, Salzburger Landesarchiv, Hofkammer, 1679/80 G).

[53] Koller 1991, 72.

[54] Koller 1991, 60.

[55] Zur »Kleinen Eiszeit«, einer Periode der allgemeinen Temperaturabkühlung (ca. 1300–1850), die auch zu einem deutlichen Wachstum der alpinen Gletscher führte, vgl. zuletzt zusammenfassend R. Glaser, Kleine Eiszeit, in: Enzyklopädie der Neuzeit VI (2007) 767–771.

[56] Rohr 2007, 417 mit Anm. 53 unter Berufung auf die Gasteinerische Chronica zu den Jahren 1516–1540.

ZUSAMMENFASSUNG

Die sog. obere Straße über das Hochtor in den Mitterpinzgau und in den Pongau war durch ihre Kürze, aber auch durch die wenigen Mautstellen bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts neben der schon von den Römern groß ausgebauten Route über den Katschberg und den Radstädter Tauern wohl der wichtigste Handelsweg über die Hohen Tauern. Erst mit dem neuerlichen Ausbau der Straße über den Radstädter Tauern um 1519 nahm die Bedeutung deutlich ab, wobei die Blütezeit des Gold- und Silberbergbaus in der Rauris bis zum späten 16. Jahrhundert diesen Abstieg vorerst verlangsamt haben dürfte. Ab dem 17. Jahrhundert ist wohl nur noch von einem eingeschränkten Saumhandel mit Wein und Salz auszugehen, der im ersten Drittel des 18. Jahrhunderts durch die merkantile Politik der Habsburger noch weiter eingeschränkt wurde. Der Saumhandel fand in erster Linie in der kalten Jahreszeit statt und wurde von eigenen Säumern durchgeführt, die diese Tätigkeit meist als Nebenerwerb neben der Land- und Almwirtschaft ausübten.

Christian Rohr

3. Neue Aspekte zu Siedlungen an der Glocknerroute

3.1 ZWISCHEN ITALIEN UND NORICUM: IULIUM CARNICUM

LAGE UND NAME

Iulium Carnicum/Zuglio liegt am Fuß des Colle di San Pietro, wo sich für jemanden, der aus Süden anreist, das Tal zu einem Nadelöhr verengt und die Glocknerroute auf das andere Flussufer zwingt (Abb. 96–98). Drei Aspekte fallen an Iulium Carnicum auf[1]. Zum einen liegt es weitab von der Route Aquileia–Magdalensberg/Virunum, womit sofort klar wird, dass es vor dem politischen und wirtschaftlichen Aufstieg der Zentralkärnter Beckenlandschaft entstanden sein muss. Zum zweiten liegt es nicht im weiten Tal des oberen Tagliamento, sondern exzentrisch an einer Engstelle des But. Zum dritten fehlen trotz einer recht intensiven Grabungstätigkeit alle Hinweise, dass es eine venetische Zentralsiedlung gewesen sein könnte – im Gegenteil: die archäologischen Forschungen haben in der Siedlungskammer des oberen Tagliamento ein relativ dichtes Netz vorrömischer Fundstellen zum Vorschein gebracht. Deren Vorort dürfte daher nicht im Seitental des But zu suchen sein, d. h. weder auf dem Colle di San Pietro noch in der Iulium Carnicum genannten Händlersiedlung an seinem Fuß, sondern auf dem zentralörtlich viel günstiger liegenden Colle Mazéit bei Verzegnis, wo eine Kontinuität von der späten Bronzezeit bis ins späte Mittelalter ergraben worden ist[2]. Von Iulium Carnicum gelangte man über Plöckenpass und das Findenig-Thörl in den Zentralkärntner Raum und über den Passo Mauria in den Cadore. Wenn also die Hauptsiedlung des oberen Tagliamento weiter draußen lag, dann wird nicht nur deutlicher, welche Rolle die Glocknerroute für Entstehung und Blüte von Iulium Carnicum spielte, in gleichem Maße wird auch die Verbindung mit den Carni erklärungsbedürftiger, die man bisher aus dem Namen herausgelesen hat.

Verschärft wird diese Problematik durch die Aufarbeitung der Altfunde, unter denen Patrizia Donat eine ansehnliche Quantität von Keramiktypen aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts v. Chr. identifizieren konnte. Nach ihrer kulturellen Zugehörigkeit lassen sich diese in drei Gruppen gliedern: venetisch, spätlatènezeitlich, römisch-republikanisch[3]. Chronologisch deckt sich dies mit den Ergebnissen der neuesten Ausgrabungen im Forumsbereich, die Gebäude (Magazine oder Geschäfte) mit vier Bauphasen zum Vorschein brachten, deren älteste in die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. zurückzureichen scheint (Abb. 99)[4]. Fundmaterial und Ausgrabungsergebnisse machen also klar, dass Iulium Carnicum wesentlich älter sein muss, als aus den schriftlichen Zeugnissen zu erschließen ist.

Zur Frage der Lage tritt daher die Frage des Namens: Wie hieß die Siedlung vor dem Erscheinen der *gens Iulia* auf der weltpolitischen Bühne? Wurde sie einfach *Carnicum* genannt, zu dem gedanklich ein Substantiv wie *oppidum*, *forum*, *conciliabulum* o. Ä. zu ergänzen wäre? Was daran stört, ist die Tatsache, dass die Carni 115 v. Chr. von M. Aemilius Scaurus so blutig besiegt worden waren, dass er einen Triumph erhielt[5]. Waren die besiegten Carni wirklich so

---

[1] Für die Zusammenstellung der schriftlichen Nachrichten kann auf Vedaldi Iasbez 1994, 339–351, den informativen Führer zum örtlichen Museum und vor allem auf die Publikation der Inschriften in Mainardis 2008 verwiesen werden.

[2] Mainardis 2008, 66 f.

[3] P. Donat, Il materiale ceramico proveniente dai vecchi scavi, in: Bandelli – Fontana 2001, 371–403, bes. 388.

[4] S. Vitri, L'alto Friuli tra età del ferro e romanizzazione: nuovi dati da indagini recenti, in: Bandelli – Fontana 2001, 55 f.; neuerdings auch Mainardis 2008, 34.

[5] CIL I 12, p. 49; InscrIt XIII 1, 84–85 fr. 36. Dazu s. auch Càssola 1979, 83–112 und G. Bandelli, Veneti e Carni dalle origini alla romanizzazione, in: Bandelli – Fontana 2001, 13–38.

96 Blick vom Colle di San Pietro in Richtung Süden auf Iulium Carnicum und den But. Das Forum ist in der Verlängerung der Brücke sichtbar.

97 Blick auf Zuglio vom Gipfel des Colle di San Pietro. In der Bildecke rechts unten das als Freilichtmuseum gestaltete Forum von Iulium Carnicum.

98 Die Engstelle des But zwischen dem Colle di San Pietro und dem gegenüberliegenden Ufer. Das Forum von Iulium Carnicum liegt links außerhalb des Bildes.

99 Blick über Tempel und Forum von Iulium Carnicum. Im Hintergund die Grundrisse spätrepublikanischer Gebäude sowie die Flugdächer über den Tiefgrabungen

erinnerungswürdig, dass sie ihren Namen einer wichtigen Handelsstadt geben und später sogar mit dem Gentiliz *Iulium* verbinden durften[6]? Wenn dies so wäre, könnte man erwarten, dass sich die Einwohner von Iulium Carnicum Carni nannten. Das aber taten weder die Leute, die den Landbezirk bewohnten[7], noch jene, die am Fuße des Colle di San Pietro siedelten[8]: Beide nannten sich *Iulienses* und so hießen sie noch in den 70er Jahren des 6. Jahrhunderts, als Venantius Fortunatus zweimal durch Iulium Carnicum reiste[9].

Zum Gentiliz *Iuliensis* muss Venantius Fortunatus das Wort erteilt werden. Um 565 trat er von Ravenna aus eine Wallfahrt an das Grab des hl. Martin nach Tours an. Seine Reise führte ihn über den Plöckenpass, über Aguntum, durch das Pustertal und über Brenner nach Innsbruck (Abb. 81). Bewusst erwähne ich die von ihm berührten Orte, weil ihre Nennung den Eindruck macht, als wäre Fortunatus mit einem Exemplar des *Itinerarium Antonini* der dort beschriebenen Abkürzung (= *compendium*) von Aquileia nach Innsbruck gefolgt[10]. Als Küstenbewohner stand er in schaudernder Bewunderung der ihm fremden Bergwelt gegenüber und verarbeitete die Eindrücke seiner Hin- und Rückreise pathetisch zu einem Gedicht, in dem er den Plöckenpass wegen seines atemberaubenden Anstieges beim Namen nennt – als *Iulia Alpes*[11].

Damit ist nicht nur der Name des Talortes, sondern auch der des Passes mit der *gens Iulia* verknüpft. Die Annahme liegt nahe, dass um die Mitte des letzten Jahrhunderts vor Christi anlässlich der Verleihung eines – leider unbekannten – Rechtsstatutes an Iulium Carnicum Pass und Talort zu ihrem iulischen Gentiliz kamen. Wie zumindest der Pass davor geheißen haben könnte, lässt sich mithilfe des Klaudios Ptolemaios rekonstruieren, der zwar erst 150 n. Chr. geschrieben, aber durchaus auf älteres Material (Polybios [?]) zurückgegriffen hat. Von Ptolemaios erfahren wir, dass das Grenzgebirge Italiens in Richtung Noricum die Karawanken sind[12] und es einen Berg gibt, der ebenfalls Italien von Noricum trennt, aber Καρουσάδιον ὄρος heißt[13]. Wie passen diese Mitteilungen zueinander? Bedenkt man, dass die Karawanken von Ptolemaios noch zweimal erwähnt werden[14], dass das Adjektiv Καρουσάδιον dagegen nur an dieser Stelle vorkommt, kann man annehmen, dass beide Bergnamen semantisch auf einer verschiedenen Ebene stehen.

Das zu Καρουσάδιον gehörige Substantiv ὄρος bedeutet zwar »Berg« und entspricht dem Lateinischen *mons*, doch darf man sich davon nicht auf eine falsche Fährte locken lassen. Wie *mons* auch zu verstehen ist, erfahren wir auf dem Plöckenpass. Dort hat sich eine Felsinschrift erhal-

---

[6] Es ist wohl kein Zufall, dass Fulvia Mainardis, wohl die beste Kennerin des friulanischen Materials, nichts Substanzielleres über die Carni sagen kann, außer: »… tuttora oggetto di discussione è l'epoca e i modi dell'espansione dei Carni« (Mainardis 2008, 30).

[7] Zu den Felsinschriften, die am Fuß der Civetta die Grenze zwischen den Territorien Bellunum und Iulium Carnicum markierten: Ghislanzoni 1938, 276–290: *Fin(es) / Bel(lunatorum) Iul(iensium)*; E. Buchi, Le iscrizioni confinarie del monte Civetta nel Bellunese, in: Gasperini 1992, 117–149.

[8] CIL V 1839. Die Bronzeplatte mit Ehreninschrift für C. Baebius Atticus aus Iulium Carnicum, die bisher den Saevati und Laianci zugewiesen wurde, ist nach Neulesung durch C. Zaccaria (Suppl. It. XII, 120–121 mit Foto und Umzeichnung) von den *Iulienses* gesetzt: *[Caio Ba]eb[io Publi filio Claudia Att]ico [IIviro iure dicundo primo pilo] legionis V [Macedonicae praefecto ci]vitat[ium Moesiae et Treballi]ae pr[aefecto civitatium in Alpibus M]arit[umis tribuno militum cohortis VIII praetoriae pr]imo pi[lo iterum procuratori Tiberi Claudi] Caesar[is Augusti Germanici] in Nori[co Iuli]enses pu[blice] fe[cerunt]*.

[9] Auf der Synode von Grado 572/577 und auf je einer im Jahre 579 und 590 an einem unbekannten Ort abgehaltenen Synode war Iulium Carnicum durch *Maxentius espiscopus Iuliensis* vertreten. Die Bischofslisten der Aquileienser Kirchenprovinz vom Ende des 6. Jhs. sind abgedruckt bei Wolff 1994, 26.

[10] Zu den Stationen des Itinerars s. hier den Beitrag G. Winkler, Kap. 3.3.

[11] Ven. Fort. 4, 651. Der Text ist hier auf S. 151–152 wiedergegeben.

[12] Ptol. 8, 8, 2.

[13] Ptol. 3, 1, 1: Ἡ Ἰταλία περιορίζεται ἀπὸ μὲν δύσεος τοῖς τε Ἀλπείοις ὄρεσι … καὶ τῷ Καρουσαδίῳ ὄρει τῷ ὑπὸ τὸ Νωρικὸν … s. dazu die Diskussion bei Vedaldi Iasbez 1994, 94–95.

[14] Allerdings geografisch nicht so eindeutig: Ptol. 2, 13, 1 und 2, 14, 1.

ten[15], in deren holprigen Versen die Akkusative *immanem* und/oder *ingentem* auf *montem Alpinum* zu beziehen sind: Dieser Berg ist ein Pass – eine Erkenntnis, durch die die Inschrift zu einer Schlüsselstelle für die Einstellung des antiken Menschen zur ostalpinen Bergwelt wird. Man lernt daraus, dass als Berg auch der »Zugang/Anstieg auf einen Übergang zwischen Bergen« bezeichnet wurde, was den diesbezüglichen, in verschiedenen Sprachen erhaltenen Formulierungen den richtigen Sinn verleiht: Κέτιον ὄρος (eigentlich »ketischer Berg« = Wienerwald, präziser: Übergang über den Wienerwald)[16], *(mons [?]) in Alpe*[17] (Radstädter Tauern, *Alpis* = hoch gelegenes Weidegebiet[18], d. h. ein Pass mit Weidemöglichkeit für Trag- und Zugtiere), *Col* de Clapier (*col* = *collis*, der Pass, über den Hannibal den Alpenhauptkamm überschritt), *Monte* Croce Carnico (der mit einem Kreuz markierte karnische Pass), Arl*berg* (alemann. *Arle* = Legföhre, Latsche, d. h. Latschenpass). Im Alpenexkurs verwendet Strabo gerne den Topos von Alpenbewohnern, die zu beiden Seiten eines Passes siedeln und Reisende ausrauben, ja sogar einen römischen Heerführer ›abkassieren‹[19]. Von daher sind auch die *tumuli* des späten Florus-Testimoniums nicht einfach als Hügel zu verstehen, sondern als Übergänge, d. h. Alpenpässe, die ein Teil der Tiguriner zu Ende der Kimbernkriege besetzt hielt[20]. Sinngemäß berichtet der schlesische Junker Heinrich von Zedlitz, der 1493 auf der Rückkehr von seiner Pilgerfahrt nach Jerusalem auf der Glocknerroute über die Alpen ritt, dass Plöckenpass wie Hochtor »ein hoher bergk« seien[21]. Das bedeutet, dass man – zumindest im Ostalpenraum – bis in die Neuzeit hinein vom Berg als einem Hindernis sprechen, aber den Übergang meinen konnte. Daher heißt der Plöckenpass in der Felsinschrift einfach *mons* (= »Passübergang«).

Wenn wir annehmen, dass Ptolemaios ὄρος als Äquivalent zu *mons* verwendet, dann lässt sich der Dualismus semantisch auflösen: Die Karawanken wären die Bergkette und das Καρουσάδιον ὄρος wäre ein Pass, auf dem man sie überschreiten konnte. Dass dies auch auf die von Ptolemaios

---

[15] lupa 11293; CIL V 1863; Egger 1962, 200; G. Bandelli, Le iscrizioni del passo di Monte Croce Carnico. Aspetti generali e problemi testuali, in: Gasperini 1992, 151–205; Gietl 2006, 416 Abb. 7; Mainardis 2008, 99 Nr. 10 (2. Hälfte 3. Jh. n. Chr.):
[I(ovi) O(ptimo)] M(aximo)
[Triviis Quadri]viis ceterisque dibu[s]
[a]ram c[u]m [signo] sollemne votum di[c(avit)]
Hermias succeptor operis aeterni
(5) titulum immanem montem Alpinum
ingentem litteris inscripsit quot saipe(!)
invium commiantium periclitante
populo ad pontem transitum non
placuit curiae et Attio Braetiano
(10) q(uaestore) eorum viro ornato viam nov(am)
demonstrante Hermia mult(um) ani
mis fide(n)s operisque paratus una
nimes omnes hanc viam explicuit.

[16] Ptol. 2, 13, 1; 2, 14, 1.

[17] Tab. Peut. 4. 5.

[18] Zu Alpis und Arle s. H. Pohl, Bergnamen in Österreich ‹http://members.chello.at/heinz.pohl/Bergnamen.htm› (27. 4. 2001).

[19] Am deutlichsten ist die Verwendung von ὄρος bei den Salassern in Strab. 4, 6, 7: Ἡ δὲ τῶν Σαλασσῶν πολλὴ μέν ἐστιν ἐν αὐλῶνι βαθεῖ τῶν ὀρῶν ἀμφοτέρωθεν κλειόντων τὸ χωρίον˙ μέρος δέ τι αὐτῶν ἀνατείνει καὶ πρὸς τὰς ὑπερκειμένας κορυφάς. τοῖς οὖν ἐκ τῆς Ἰταλίας **ὑπερτιθεῖσι τὰ ὄρη** διὰ τοῦ λεχθέντος αὐλῶνός ἐστιν ἡ ὁδός und am Ende deselben Paragrafen: καὶ πολλὰ κατέβλαπτον τοὺς δι΄ αὐτῶν **ὑπερβάλλοντας τὰ ὄρη** κατὰ τὸ ληιστρικὸν ἔθος·οἵ γε καὶ Δέκιμον Βροῦτον φυγόντα ἐκ Μουτίνης ἐπράξαντο δραχμὴν κατ΄ ἄνδρα bzw. bei den Iapoden, Strab. 4, 6, 10: οἱ μὲν οὖν Ἰάποδες πρότερον εὐανδροῦντες καὶ *τοῦ ὄρους* **ἐφ΄ ἑκάτερον** τὴν οἴκησιν ἔχοντες καὶ τοῖς ληιστηρίοις ἐπικρατοῦντες. Auch hier finden wir das von Strabo gern benutzte Gegensatzpaar damals – heute, um das Friedenswerk des Augustus zu betonen, der die Ausplünderung der Reisenden beendete und die Sicherheit der Wege garantierte.

[20] Flor. epit. 1, 38, 18: *Tertia Tigurinum manus, quae quasi in subsidio Noricos insederat Alpium tumulos, in diversa lapsi fuga ignobili et latrociniis evanuit.*

[21] s. o. S. 220.

angegebenen Koordinaten zutrifft, wird im nächsten Abschnitt behandelt. Für das Folgende muss wiederholt werden, dass wir bezüglich ihrer vorcaesarischen Namen den Pass und seinen südlichen Anstiegsort gemeinsam behandeln dürfen. Dafür, dass ein Pass und die zugehörige Talsiedlung denselben Namen tragen konnten, finden wir in den Ostalpen gleich zwei interessante Parallelen: an der sog. Argonautenroute die Okra (Razdrto/Slowenien)[22] und an der norischen Limesstraße das schon erwähnte Aelium Cetium (St. Pölten/Niederösterreich)[23]. Man darf daher das ptolemäische Καρουσάδιον ὄρος als vorcaesarischen Namen für den Plöckenpass einsetzen und in Καρουσάδιον einen ernstzunehmenden Kandidaten für den ursprünglichen Namen von Iulium Carnicum sehen.

Was an dieser Erklärung zusätzlich besticht, ist die Tatsache, dass Καρουσάδιον aus zwei Teilen besteht, die beide von Diether Schürr als venetisch eingestuft werden[24], und dass die Wortwurzel **car-* vom felsigen Charakter des Passes abgeleitet werden kann, ohne die rästelhaften Carni zu bemühen. Denn Carni konnten in Oberfriaul trotz intensiver archäologischer Forschungen noch immer nicht nachgewiesen werden. Da Καρουσάδιον ein venetisches Onym ist, muss man davon ausgehen, dass es bei seiner Umsetzung ins Griechische und Lateinische auf jeweils andere Art modifiziert wurde, weshalb die griechische Version Καρουσάδιον ebenso wie die lateinische *Carnicum* nur eine phonetische Annäherung darstellen dürfte. Da zur Abwicklung des Verkehrs die Talsiedlung und der Pass einander bedingten, ist die Frage nach einer Namenspriorität müßig. Wollten wir bei der von Polybios/Strabo/Ptolemaios verwendeten griechischen Diktion bleiben, dann hätte als Leitbegriff des Adjektivs Καρουσάδιον z. B. ein Appellativ Κώμη die Raststation im Tal bezeichnet[25], von der man zur Ersteigung des Passes aufbrach.

DIE KOORDINATEN VON IULIUM CARNICUM UND DEM FINDENIG-THÖRL BEI PTOLEMAIOS

Knapp unterhalb von Iulium Carnicum mündet der Canale d'Incaroio mit dem Torrente Chiarso, der vom Passo Lodin (= Findenig-Thörl) herunterkommt und den Talkessel von Paularo entwässert, in den But. Für unser Thema ist dieses Nebental wichtig, da in den Jahren 1995–2001 in Misincinis, einem auf 720 m Meereshöhe liegenden Ortsteil von Paularo (s. Abb. 70), ein großes Gräberfeld mit einer Kontinuität der Grabinventare und der Grabformen von der Hallstattzeit bis in die Römerzeit freigelegt wurde[26]. Serena Vitri weist vor allem auf eine starke ortsgebundene Tradition hin, die in engem Kontakt mit den Nachbarn im östlichen Alpenraum steht und verschiedene ethnische Gruppen zu umfassen scheint[27]. Besonders hervorgehoben seien die ostalpinen

---

[22] Strab. 4, 6, 10: … ἡ δ΄ Ὄκρα τὸ ταπεινότατον μέρος τῶν Ἄλπεών ἐστι … Die Ocra ist der Sattel unterhalb des Nanosplateaus mit seinem Gipfel Pleša (1 262 m). Nach ihr werden nicht nur der Pass benannt und der dort abgekommene Ort (Plin. nat. 3, 131: … *in hoc situ interiere … ex Venetis Atina et Caelina, Carnis Segesta et Ocra, Tauriscis Noreia),* sondern sogar die anwohnende Bevölkerung: Plin. nat. 3, 133: *Incolae Alpium multi populi, sed inlustres a Pola ad Tergestis regionem Fecusses, Subocrini, Catali, Menoncaleni iuxtaque Carnos quondam Taurisci appellati, nunc Norici.* s. hier auch Abb. 20.

[23] κέτιον ὄρος als westliches Grenzgebirge von Oberpannonien: Ptol. 2, 14, 1.

[24] Schürr 2006, 145–184. Zur Strabostelle 4, 6, 11 … ὧν ἐστι τό τε Ἀπέννινον ὄρος τὸ λεχθὲν καὶ τὸ Τοῦλλον καὶ Φλιγαδία˛ τὰ ὑπερκείμενα τῶν Ὀυινδολικῶν … Schürr 2006, 160 f. Nach Schürr 2006, 180 haben sich in Tirol einige Hundert vorrömische Namen erhalten und sind Zeugen einer trotz zweimaligen Sprachwechsels nicht unterbrochenen Kontinuität.

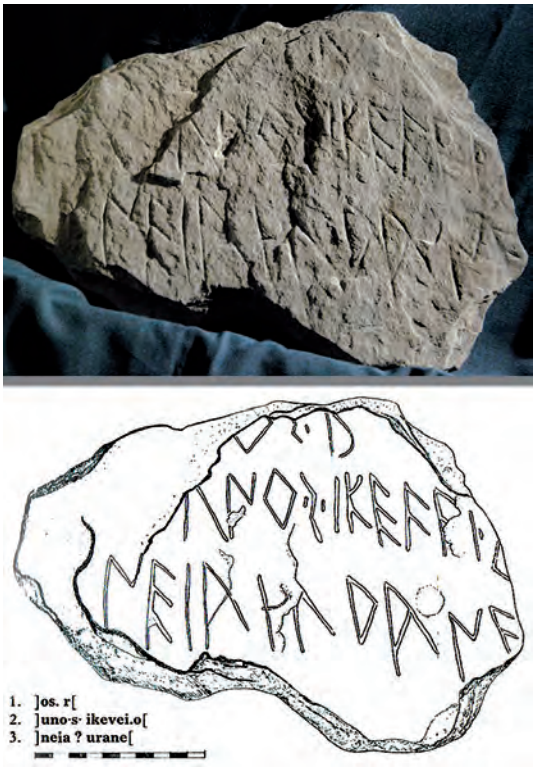
[25] In Harl 2011, 130–135 habe ich in Verbindung mit Triest, das bei Strab. 7, 5, 2 als Ausgangspunkt für eine Überschreitung der Okra genannt wird, ἐκ Τεργέστε, κώμης Καρνικῆς, ὑπέρθεσίς ἐστι διὰ τῆς Ὄκρας, den Nachweis zu erbringen versucht, dass κώμη eine unbefestigte und zur Übernachtung geeignete Siedlung ist, deren lateinische Äquivalente *statio, mansio, praetorium, vicus* etc. wären.

[26] Corazza – Vitri 1998; Vitri 1997, 428–432; S. Corazza, Lo scavo della necropoli die Misincinis di Paularo, in: Vitri – Oriolo 2001, 85–97.

[27] S. Vitri, Lo stato della ricerca protostorica in Carnia, in: Vitri – Oriolo 2001, 33: »… una notevole continuità dell'elemento locale, nonché la permanenza o la ripresa dei rapporti già precedentemente attivi col resto dell'arco alpino …«.

Tierkopffibeln ›Typ Paularo‹, die auf der Gurina, auf dem Kanzianiberg bei Villach und sogar in Hallstatt und auf dem Dürrnberg vorkommen[28].

Das Gräberfeld und die dazugehörige, aber leider noch nicht entdeckte Siedlung werfen ein neues Licht auf das 1 863 m hohe Findenig-Thörl (ital. Passo Lodin, friul. Cima Val di Puartis), wo 1968 eine Kalksteinplatte mit venetischen Schriftzeichen gefunden wurde, die Giovanni Pellegrini als Fragmente dreier Personennamen deutet (Abb. 100)[29]. Das Namensmaterial ist wegen seiner Unvollständigkeit schwer zu beurteilen, eine Zugehörigkeit zum Venetischen oder zu einem »karnischen Keltisch« wäre nach Pellegrini denkbar. Wie auf der Missoria-Alm[30] handelt es sich also auch hier um einen ›Merkfelsen‹, an einem Übergang in das Gailtal in Richtung Reisach, wo sich der Grabstein eines *vilicus* des T. Iulius Saturninus befindet, der um 150 *conductor portorii Illyrici* war[31]. Die Anwesenheit dieses Sklaven im Gailtal stützt Rudolf Eggers Vermutung, dass sich in Timau, d. h. am südlichen Zugang auf den Plöckenpass, eine Zollstation befand[32].



100 Findenig-Thörl (BH Hermagor, Kärnten). Bruchstück einer venetischen Inschrift mit den Resten dreier Namen

Paularo kommt seither als Zugang zu zwei, vielleicht sogar zu drei Pässen in Betracht: über den Südanstieg hinauf zum Passo Lodin/Findenig-Thörl, durch ein Seitental des Torrente Chiarso auf den 1 552 m hohen Passo Cason di Lanza (dt. Lanzenpass) nach Pontebba und weiter über

[28] Jablonka 2001, 233 Karte 7.

[29] lupa 15051. Fundbericht von Johann Viertler in Carinthia 159, 1969, 564 s. v. Grafendorf: Auf dem Findenig-Thörl im Weidegebiet der Waidegger-Alm, unmittelbar neben dem ›Alten Weg‹, etwa 100 Schritte nördlich der österreichisch-italienischen Grenze, »graue Schieferplatte mit eingemeißelten venetischen Schriftzeichen«; Pellegrini 1970, 7 f. Aufbewahrungsort Stadtmuseum Villach. Nach persönlicher Mitteilung vom Januar 2010 war Johann (Hans) Viertler nach 1945, bevor er in den Gendarmeriedienst eintrat, Almhalter auf der Straningeralm, die unmittelbar östlich des Findenig-Thörls liegt. Bereits zu dieser Zeit begann er mit dem Sammeln von Mineralien, er kannte also nicht nur die Gegend bestens, sondern hatte auch ein besonderes Interesse an ihrer geologischen Situation. Er erzählte, dass noch zu seiner Zeit in dieser Zone viele Relikte aus dem Ersten Weltkrieg herumlagen, da zwischen der Kriegserklärung Italiens an Österreich-Ungarn (23. Mai 1915) und dem Beginn der bis an den Piave vorstoßenden Offensive (Beginn 24. Oktober 1917) auch dort oben gekämpft wurde. Beim Findenig-Thörl/Passo Lodin erreichte die bis 1918 zwischen der Habsburgermonarchie und dem Königreich Italien verlaufende Grenzlinie von Pontebba/Pontafel durch das Tal des Torrente Pontebbana heraufkommend und den Passo Cason di Lanza überquerend den Hauptkamm der Karnischen Alpen. Für das italienische Militär, das nach dem Kriegseintritt Italiens sofort in die Offensive ging, war gerade dieser Frontabschnitt besonders wichtig, weil man von ihm direkt ins Gailtail einsehen und die gerade laufenden Arbeiten am Bau der Gailtalbahn behindern konnte. Hauptaufgabe des 12. k.u.k. Gebirgsbrigadekommandos war daher, die italienischen Streitkräfte von diesem Höhenzug zu verdrängen; dazu Schaumann 1978, 374 f. Unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die mündlich geäußerte Vermutung von Johann Viertler, dass die fragmentierte Inschriftplatte vom Findenig-Thörl durch italienischen Beschuss von einem größeren Felsblock abgesprengt wurde, an Wahrscheinlichkeit.

[30] s. o. S. 141–144.

[31] lupa 2054; CIL III 4720; ILLPRON 387; G. Winkler, Die Reichsbeamten von Noricum (Wien 1969) 149 Nr. 3; Alföldy 1969a, Nr. 40. Marmorner Titulus, am westlichen Ortsrand von Reisach in einem Bildstock eingemauert: *D(is) M(anibus) Amando T(iti) Iul(ii) Saturnini ser(vo) (contra) sc(riptori ?) Maturus et Mercator vilici b(ene) m(erenti).*

[32] s. o. S. 137.

Camporosso/Saifnitz nach Zentralkärnten und vielleicht noch über das Zollnerthörl ins Gailtal in Richtung Gurina[33]. Leider ist unbekannt, ob und in welchem Umfang in vorrömischer Zeit das untere Gailtal wegen seiner Sümpfe[34] sowie das mittlere Kanaltal wegen seiner Erdrutsche und Verklausungen benutzbar waren. Man sollte daher eine Benutzung des Passo Cason di Lanza von Iulium Carnicum aus über Paularo in Richtung Zentralkärnten nicht ganz ausschließen, auch wenn sie mit einem beträchtlichen Umweg verbunden war.

An dieser Stelle möchte ich darauf aufmerksam machen, dass Ptolemaios 2, 13, 1 schreibt[35], Noricum werde gegen Südosten von den Karawanken begrenzt und die Mitte der Karawanken (sic!) hätte die Koordinaten 35°00'/45°20'. Das würde nicht auffallen, wenn nicht Iulium Carnicum die Koordinaten 34°30'/45°15' hätte, d. h. mit der minimalen Abweichung von fünf Minuten auf dem Längengrad der Karawankenmitte läge. Diese Übereinstimmung kommt in der neu erarbeiteten Ptolemaios-Karte besonders gut zum Ausdruck[36] und entspricht der Wahrnehmung eines Reisenden, der von Iulium Carnicum über Paularo zum Findenig-Thörl/Passo Lodin aufsteigt. Liegt hier ein Fehler des Ptolemaios vor oder darf man das ernstnehmen?

Gehen wir von der Glaubwürdigkeit der Koordinaten aus, dann muss die Bedeutung der Bezeichnung »Mitte der Karwanken« eruiert und die beiden anderen Stellen, die die Karawanken erwähnen, müssen einbezogen werden[37]. Wir sehen, dass Ptolemaios stets vom Inneren der Provinzen her auf deren Grenzen blickt, daher geht in 2, 13, 1 sein Blick von Norden nach Süden und daher blickt er aus Zentralkärnten auf die Karawanken. Vor allem aus dieser Perspektive sind die Karawanken ein eindrucksvoller Gebirgszug mit einer enormen Ausdehnung in West-Ost-Richtung. Diese Blickrichtung gibt wieder, dass beide Etymologien, die Peter Anreiter für die Karawanken vorgeschlagen hat, zutreffen[38]: Anreiter segmentiert versuchsweise **kar-w* = »Stein, Fels« und **-ank* = »zugehörig« bzw. »ausgestattet mit etwas«. Da aber **kar-* in der Bedeutung »Stein, Fels« im Keltischen nicht greifbar sei, sei das ptolemäische Oronym vorkeltisch. Die Kelten jedoch hätten es mit keltisch **karvos* »Hirsch« (lat. *cervus*) geglichen und als »Hirschberg« verstanden. »Gehörnt« oder »gezackt« wäre ebenfalls kein inadäquates Bild für diese Bergkette.

Aus unbekannten Gründen hat Ptolemaios für die Mitte der Karawanken eine Stelle angegeben, deren Koordinaten unter der Voraussetzung, dass wir sie zu jenen von Iulium Carnicum in Beziehung setzen dürfen, fast punktgenau auf den Passo Lodin, das Findenig-Thörl, zutreffen. Das bedeutet, dass Ptolemaios auch die Gebirgskette westlich des Findenig-Thörls zu den Karawanken rechnet, mit anderen Worten, dass er als Karawanken den gesamten Kamm der südlichen Kalkalpen bezeichnet. Unter diesem Aspekt wird erst recht verständlich, dass das Καρουσάδιον

---

[33] In den Unterlagen, die im Naturhistorischen Museum Wien zu den alten Grabungen auf der Gurina verwahrt werden, hat Peter Jablonka einen Brief des Moritz Hoernes entdeckt, den ich hier erwähnen möchte, weil aus ihm die relativ leichte Überschreitbarkeit der Karnischen Alpen über einen weiteren Pass hervorgeht: Hoernes hatte in den Jahren 1885–1887 auf der Gurina gegraben und dabei Tabakschmuggler kennengelernt. Mit diesen ritt er über das Zollnerthörl nach Friaul, um Iulium Carnicum zu besichtigen. Das 1 797 m hohe Zollnerthörl, zu dem man durch das Tal des Grimitzenbachs aufsteigt, ist die westlich des Findenigkopfes gelegene Schwester des Findenig-Thörls. Jablonka 2001, 199 Anm. 38.

[34] Kurz, aber gut dargestellt ist die Problematik des versumpften Gailtals von Jablonka 2001, 14 unter Berufung auf Paschinger 1976, 72 f. und Paschinger 1979, 68 f.: Demnach war der Talboden des Gailtals in der Neuzeit kaum besiedelt, weil die Gail in einem ständig wechselnden Schotterbett floss, das den Torrenten Oberitaliens ähnelte und in dem die Schwemmkegel der Seitentäler wie Staudämme wirkten. Daher waren die begleitenden Wiesenflächen sumpfig und vermoort. Die Hochwässer führten zu Krankheiten unter der Bevölkerung wie Typhus und Leberegelseuche. Zu versumpften Talböden s. hier auch S. 161.

[35] Ptol. 2, 13, 1: … ὃ καλεῖται Καρουάγκας, οὗ τὸ μέσον ἐπέχει μοίρας … (Vedaldi Iasbez 1994, 92).

[36] Stückelberger – Graßhoff 2006, II, 796–797 = 5. Karte von Europa.

[37] Ptol. 3, 1, 1 und 8, 8, 2: … καὶ τὸ Νωρικὸν Ἀλπίῳ ὄρει, καλουμένῳ τε Καρουάγκα … (Vedaldi Iasbez 1994, 92).

[38] Anreiter 2001, 49–50. Der moderne Name Karawanken ist eine gelehrte Wiedereinführung des antiken Namens durch die Humanisten und in ihrer Erweiterung durch das eingeschobene -a- relativ jung. Die deutsche Mundart verwendet dafür Krainberge, die slowenische Kranjske Gore.

101 Blick von der Mündung der Natissa über Aquileia auf die Alpes Iuliae. In der Bildmitte der Triglav/Monte Tricorno/Dreikopf (2 864 m)

ὄρος nicht einen Berg, sondern einen Übergang in der westlichen Hälfte der Karawanken bezeichnet.

Da die Bezeichnung Καρουάγκα dem Blick von Norden nach Süden entspricht, entsteht kein Widerspruch zu der anderen Bezeichnung, die die *antiquitas* für die Ostalpen verwendet, nämlich *Alpes Venetae*[39]. Hier geht der Blick von Süden nach Norden und bezeichnet jene Bergkette, die man an klaren Tagen beispielsweise von Aquileia aus gegen Norden sieht (Abb. 101). Wie bei den anderen Namen der östlichen Cisalpina, die mit dem iulischen Gentiliz gebildet sind, geht auch der Namenswechsel von *Alpes Venetae* zu *Alpes Iuliae* am ehesten auf Caesar zurück. Als Statthalter der Cisalpina war Caesar auch für die Beziehungen zum Königreich Noricum zuständig, die nicht schlecht gewesen sein dürften, weil ihm der norische König 49 v. Chr. zur Unterstützung im beginnenden Bürgerkrieg ein Kontingent von *circiter* 300 Reitern schickte[40]. Auch wirtschaftlich scheint es gut gelaufen zu sein, denn für die spätrepublikanische Zeit ist im Fundmaterial der Gurina ein Wirtschaftsboom festzustellen[41], und auf dem Hochtor setzen gerade um diese Zeit die spätkeltischen Kleinsilbermünzen massiv ein. Dass etwa um diese Zeit der Magdalensberg seine Tätigkeit aufnimmt, passt nur zu gut ins Bild des allgemeinen Aufschwungs, den die Kriegswirtschaft der in den letzten Zuckungen liegenden römischen Republik dem Ostalpenraum bescherte.

Zu Ptolemaios muss noch hinzugefügt werden: Ob die Ehre, die er dem Passo Lodin/Findenig-Thörl dadurch erwies, dass er ihn zur Mitte der Karawanken machte, einen realen Hintergrund

---

[39] Amm. 31, 16, 7: (Gothi) … *ad usque radices Alpium Iuliarum, quas Venetas appellabat antiquitas*; Vedaldi Iasbez 1994 82.

[40] Caes. Gall. 1, 18, 5: … *triduo legio VIII ad eum venit cohortesque ex novis Galliae dilectibus XXII equitesque ab rege Norico circiter CCC.* In dem *circiter* drückt sich wohl aus, dass im Gegensatz zu den 22 in Gallien neu rekrutierten Kohorten (man beachte deren präzise Zahl) der norische König seine »rund« 300 Reiter (nach Dobesch 1980, 401 sogar Ritter) »freiwillig« geschickt hatte. Man beachte, dass das Land, in dem der norische König die Reiter ausgehoben hat, noch immer den von Sempronius Asellio erstmals genannten Namen Gallia trägt (s. dazu auch S. 180 Anm. 29 und 182 Anm. 35.)

[41] Hierzu s. Kap. 1.4 (K. Gschwantler) und 1.5 (H. Sedlmayer).

besitzt, ist leider nicht zu erkennen. Dass nicht ein beliebiger Punkt, sondern ein irgendwie signifikanter Übergang gewählt wurde, möchte man gerne annehmen. Das Hauptproblem liegt aber in der Datierung, denn der Zustand, den Ptolemaios beschreibt (administrativ falsche Zuordnung von Iulium Carnicum[42], veraltete Namen für Berg und Pass, unzutreffende Lokalisierung der Carni[43]), liegt mindestens 200 Jahre vor seiner Zeit und war in der Epoche des Kaisers Mark Aurel von der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung längst überholt. Am Beispiel von Iulium Carnicum spürt man, dass Ptolemaios auf einen Zustand zurückgreift, der noch vor der Verleihung der Civität an die Transpadani im Jahre 49 v. Chr. durch Caesar bestand[44]. Dass die Namen von Pass und Bergkette auf die Reise des Polybios nach Noreia zurückgehen könnten, hat daher einiges für sich.

IULIUM CARNICUM UND DIE GRÜNDUNG VON AQUILEIA NACH POLYBIOS UND LIVIUS

Will man die Wirkung der Landschaft auf die Handels- und Machtpolitik während der letzten beiden Jahrhunderte vor Christus sichtbar machen, muss man die Berichte des Polybios und des Livius gemeinsam lesen: Von Polybios hören wir, dass es damals zwei ausgeprägte Machtblöcke gab, in den Ostalpen das tauriskische Königreich und in der Cisalpina die ihre Macht ausbreitende römischen Republik, unter deren Fittichen sich Venetien befand. Irgendwo muss es zwischen beiden eine Fuge gegeben haben, und zwar nicht nur in Bezug auf den transalpinen Handelsverkehr, sondern auch auf die Einziehung von Zöllen[45] und vor allem auf die Aushebung von Soldaten für die jährlichen Feldzüge.

Hier lässt sich anschließen, was Livius über die sog. Aquileiakrise und im Speziellen über die zweite Gesandtschaft berichtet, die der römische Senat 183 v. Chr. über die Alpen schickte[46]: Wir begegnen den Heerführern der 190er Jahre, so dem L. Manlius Acidinus, dem Gründer Aquileias, also Männern mit einschlägiger, vorwiegend auf dem Schlachtfeld gewonnener Keltenerfahrung, die strategisch dachten[47]. Da man in Rom nach der Invasion von *Galli transalpini* in die östliche Cisalpina (186 v. Chr.) die Errichtung einer Kolonie plante, um weitere Vorfälle dieser Art zu verhindern, bestand die Hauptaufgabe der Senatsdelegation darin, den *seniores* der *Galli transalpini* die Grenze ihres Machtbereiches gegen Süden zu diktieren: es war dies die zentrale Frage für das Überleben Aquileias. Unter dunkler Androhung von Sanktionen, so schreibt Livius[48], werden die transalpinen Gallier gezwungen, ihre Leute bei sich zu behalten – *multitudinem suam domi contineant* – und die Alpen als *prope inexsuperabilis finis* zwischen Römern und Galliern anzuerkennen. Dass dies nur auf massenhafte Immigration und nicht auf den Handel zu beziehen ist, darf man wohl annehmen. Denn wenn 186 v. Chr. die *Galli transalpini* auf Wegen nach Italien (sic!) gelangten, die zuvor unbekannt waren, *per saltus ignotae antea viae*, muss es auch

---

[42] Ptol. 2, 13, 3: Iulium Carnicum liegt zwischen Italien und Noricum.

[43] Nach Ptol. 3, 1, 29 liegen Aquileia, Forum Iulium (Cividale) und Concordia (Concordia Sagittaria) im Gebiet der Carni.

[44] Die antiken Belegstellen sind zusammengestellt bei Vedaldi Iasbez 1994, 39.

[45] Zwei antike Quellen bieten Hinweise auf die Bedeutung, die im keltischen Handelsverkehr die Einhebung von Zöllen hatte: So berichtet Caes. Gall. 1, 18, 3, dass bei den Häduern die Einhebung von Zöllen versteigert worden sei, und dass sich Dumnorix dadurch ein Vermögen geschaffen habe, dass niemand gewagt habe, gegen ihn zu bieten. Nach Strab. 4, 3, 2 stritten Häduer und Sequaner um den Zoll, den die auf der Saône fahrenden Händler zu entrichten hatten.

[46] Liv. 39, 54, 11–12: … *legatos … quique protinus eant trans Alpes et denuntient Gallicis populis, multitudinem suam domi contineant: Alpes prope inexsuperabilem finem in medio esse …;* s. auch Kap. 2.3 (O. Harl).

[47] Liv. 39, 54: *Legati missi L. Furius Purpurio, Q. Minucius, L. Manlius Acidinus*. Zu deren Keltenerfahrung Dobesch 1980, 46.

[48] Liv. 39, 54, 12: *Alpes prope inexsuperabilem finem in medio esse. Non utique iis melius fore, qui eas primi pervias fecissent.* Denen, die (die Alpen) als Erste gangbar machen sollten, werde dies nicht gut bekommen.

saltus und *viae* gegeben haben, die bekannt waren – eben deshalb bekannt, weil über sie schon immer der bilaterale Handel abgewickelt worden war[49].

Kurz gefasst lautete daher die ›Botschaft‹ der zweiten Senatsdelegation an die tauriskischen Häuptlinge:

- Die Alpen sind die Grenze.
- Wird diese Grenze von vielen überschritten, gibt es Krieg.
- Es dürfen (ergänze: für den Handel) nur die bisher schon gebräuchlichen Ausgänge aus den Alpentälern benutzt werden.

Der recht ausführliche Bericht des Livius sagt, was wir auf etwas andere Weise auch von Polybios erfahren, nämlich dass schon um 180 v. Chr. die ›zwischenstaatlichen‹ Verkehrsverbindungen so gut ausgebaut waren, dass die Senatsdelegation ohne Komplikationen den Weg zum Zentralort der *Galli transalpini* finden konnte und dass es im östlichen Alpenraum trotz interner Spannungen nur eine Autorität gab, die *seniores* der *Galli transalpini*, mit denen Römer auf annähernd gleicher Augenhöhe verhandeln konnten.

Nach der Rückkehr der Delegation wurde zur *deductio* der Kolonie Aquileia ein Dreimännerkollegium gewählt, dem eben dieser L. Manlius Acidinus angehörte, der mit den Tauriskern die zwischenstaatliche Abmachung getroffen hatte. Die weitere Geschichte zeigt, dass die *Galli transalpini* 179 v. Chr. mit einer kleineren Aktion die Ernsthaftigkeit des römischen Diktats auf die Probe stellten[50] und hernach die zur Cisalpina diktierte Grenze respektierten. So ist zwar Aquileia, als es 181 v. Chr. zur wirklichen Gründung kam, noch im selben Jahr von den Histrern angegriffen worden[51], aber nie von Tauriskern oder später von Norikern. Da auch das archäologische Fundmaterial von Oberfriaul in diese Richtung deutet, wagt Serena Vitri die Aussage, dass der Übergang von der Latènezeit zur Römerzeit ein »processo lento e non traumatico« gewesen sei[52]. Von der klaren Grenzziehung profitierte vor allem der zwischenstaatliche Handel, der zu einem solchen Aufschwung führte, dass Polybios ungefähr dreißig Jahre nach der Gründung von Aquileia völlig ungehindert durch die Cisalpina reisen und sogar das in der transalpinen Gallia liegende Noreia aufsuchen konnte. Wie friedlich die nachbarschaftlichen Beziehungen verliefen, erkennt man daran, dass trotz langjähriger archäologischer Beobachtung für das sichtlich blühende Iulium Carnicum keine Stadtmauer nachweisbar ist und dass, im Gegensatz zu Tergeste[53] und Tricesimum[54], auch inschriftliche Belege dafür fehlen. L. Manlius Acidinus hat also ganze Arbeit geleistet und ist nicht zu Unrecht in Aquileia durch eine Inschrift geehrt worden, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat (Abb. 90)[55].

---

[49] Liv. 39, 45, 5–7: *Galli Transalpini per saltus ignotae antea viae … in Italiam transgressi oppidum in agro, qui nunc est Aquileiensis, aedificabant.*

[50] Liv. 40, 53, 5–6: *Galli transalpini, tria milia hominum, in Italiam (sic !) transgressi, neminem bello lacessentes agrum a consulibus et senatu petebant, ut pacati sub imperio populi romani esssent. Eos senatus excedere Italia iussit …*

[51] Liv. 40, 26, 2: … *bellum cum Histris … prohibentibus coloniam Aquileiam deduci* … Dobesch 1980, 86 spricht daher von einer »Doppeldatierung für (die Gründung von) Aquileia bei Livius«.

[52] S. Vitri, Lo stato della ricerca protostorica in Carnia, in: Vitri – Oriolo 2001, 34.

[53] CIL V 525 (p. 1022) = InscrIt X 4, 20 = ILLRP 418 (p. 329) Fundort Triest: *[Imp(erator) Caesar] co(n)s(ul) design(atus) tert(ium) [IIIvir r(ei) p(ublicae) c(onstituendae)] iter(um) murum turresque fecit.*

[54] CIL I 2648 (p. 1091. 1093) = InscrAqu I 46 gefunden bei Tricesimo: *Ti(berius) Carminius Ti(beri) f(ilius) P(ublius) Annius M(arci) f(ilius) pr(aetores) P(ublius) Annius Q(uinti) f(ilius) Sex(tus) Terentius C(ai) f(ilius) q(uaestores) portas muros ex s(enatus) c(onsulto) locavere eidemq(ue) probave(re).* Wegen des Fehlens archäologischer Befunde in Tricesimo wird eine Verschleppung aus Aquileia vermutet, s. dazu Mainardis 2008, 37 und Anm. 95.

[55] CIL V 873 = lupa 13400: *L(ucius) Manlius L(uci) f(ilius) / Acidinus triu(m)vir / Aquileiae coloniae / deducundae.* Was mit der Mitteilung von Brusin 1972, 82 zum Forum von Aquileia über »eine im Plattenepistyl eingetragene Inschrift«, die ebenfalls diesen Mann nennt, anzufangen ist, habe ich nicht klären können. Es wäre reizvoll, das einzigartige Relief aus Aquileia, das römische Magistrate beim *sulcus primigenius* darstellt, mit diesem Mann zu verbinden: Santa Maria Scrinari 1972, 193 Nr. 600.

Wie soll man sich die Grenze zwischen beiden Macht- oder besser Wirtschaftsbereichen vorstellen? Wo hörten die norischen Taurisker auf, wo fingen ›römischen‹ Veneter an? Blickt man auf die naturräumlichen Voraussetzungen, dann bietet sich das Nadelöhr an, wo die Schotterebenen von Tagliamento und But an den Südfuß der Alpen anstoßen, wo die Glocknerroute die letzte geschlossene Bergkette der Südalpen passiert und wo Iulium Carnicum oder dessen Vorgängersiedlung entstanden ist (Abb. 96–98). Nimmt man an, dass der Formulierung *per saltus ignotae antea viae* Ausgänge aus den Alpen gegenüberstehen, die damals schon bekannt waren, und nimmt man *saltus* im geografischen Sinne wörtlich, dann mag es sich durchaus auf jene markante Engstelle beim Colle di San Pietro beziehen, die von den insgesamt drei Delegationen des römischen Senats auf ihrem Weg zum Zentralort der Alpenkelten passiert wurde. Ob dort schon damals eine Siedlung existierte oder ob diese erst als Folge des römischen Diktates entstanden ist, wird sich hoffentlich durch die Fortführung der Ausgrabungen klären lassen.

Seit die Senatsgesandtschaft des Jahres 183 v. Chr. die Grenze zwischen den Tauriskern und den Venetern/Römern festgelegt hatte, berührten sich in Iulium Carnicum die beiden Macht- und Wirtschaftsbereiche. Eher von Caesar als von Augustus erhielt die Siedlung ihren iulischen Namen und nur auf diese Zeit trifft die Aussage des Klaudios Ptolemaios, Iulium Carnicum liege »zwischen Italien und Noricum«, punktgenau zu[56]. Sein Schicksal ist auf das Engste mit der Glocknerroute, mit der wirtschaftlichen Entwicklung im Ostalpenraum und mit der Nachfrage nach den Produkten des Alpenraumes in den Gebieten südlich der Alpen verknüpft. Spätestens mit der Munizipalisierung des Ostalpenraumes unter Claudius blieb Iulium Carnicum bei der Regio X, wurde zum Vorort eines großen Territoriums, dessen Nordgrenze der Plöckenpass bildete[57] und stellte mit C. Baebius Atticus den ersten Prokurator von Noricum[58]. Durch die relativ frühe Grabinschrift für einen *IIvir* erfahren wir, dass es sogar den Ehrentitel *colonia* trug[59], und wenn Iulium Carnicum von Ptolemaios zu den besonderen Städten Noricums (!) gezählt wird[60], dann mag da seine besondere Rolle für die Entstehung und Entwicklung der Provinz Noricum nachklingen.

Ortolf Harl

[56] Ptol. 2, 13, 3. Μεταξὺ δὲ (τῆς) Ἰταλιας καὶ Νωρικοῦ Ἰούλιον Κάρνικον. Zum Machtwechsel von Tauriskern zu Norikern s. hier S. 195–198.

[57] s. hier S. 141.

[58] Mainardis 2008, 135 Nr. 39; Winkler 1969, 33–36.

[59] Das Stück ist leider seit langem verschollen. CIL V 1842; lupa 13530: *D(is) M(anibus) M(arcus) Volumnius M(arci) f(ilius) Cla(udia) Urbanus dec(urio) col(oniae) Iul(i) Kar(nici!) IIvir i(ure) d(icundo) M(arcus) Volumnius Ardeatinus patrono b(ene) m(erenti) et Iuliae Iucundae uxori karis(simae).* Mainardis 2008, 145 Nr. 47 datiert die Inschrift in 2. Hälfte des 1. Jhs. n. Chr.

[60] Ptol. 8, 7, 5: [αἱ ἐπίσημοι πόλεις] τοῦ δὲ Νωρικοῦ.

3.2 … UND MOMMSEN HATTE DOCH RECHT: *QUAERENDUM SIT POTIUS AGUONTUM AD LIENZ*

EINLEITUNG: WAS WAR AM DEBANTBACH WIRKLICH?

Der Titel dieses Kapitels gibt wieder, was Theodor Mommsen zu Aguntum im Jahre 1873 sagen konnte, als nur einige Meilensteine eine schemenhafte Orientierung in Osttirol erlaubten[1]. Rund eineinhalb Jahrhunderte später ist die Situation insofern anders, als sich die Ausgrabungstätigkeit auf zwei Siedlungen konzentriert hat: auf den in der Spätantike wichtigen Kirchbichl von Lavant[2] und vor allem auf die Aguntum genannte, am Ostufer des Debantbaches liegende Siedlung der römischen Kaiserzeit[3]. Das übrige Osttirol dagegen hat nur kursorisch Aufmerksamkeit erfahren.

Da nun auf dem Hochtor ein Passheiligtum identifiziert wurde, das bis in mittelrepublikanische Zeit zurückgeht, und da auch erkannt wurde, dass die vom Hochtor herunterkommende Glocknerroute in der Siedlung am Debantbach das Drautal erreichte, und da auf fünf weiteren Pässen des Alpenhauptkammes prähistorische Objekte und antike Münzen gefunden wurden[4], ist eine Überprüfung unseres Wissens von der Topografie Osttirols erforderlich. In den Fokus gerät dabei die Siedlung am Debantbach, die seit einer Fundmeldung von Flavian Orgler als das claudische Munizipium Aguntum, d. h. als Zentralort des *ager Aguntinus* betrachtet wird: Orgler berichtete im Jahre 1884 von einem Titulus, der zwei Jahre zuvor bei Stribach gefunden worden war und ein »Kollegium der Verehrer des Genius des Munizipium Aguntum« nennt (Abb. 102)[5]. Durch die Erwähnung des Munizipiums Aguntum war für den Franziskanerpater klar, dass dieses am Debantbach zu lokalisieren sei[6]. Ohne, dass Beweise oder Argumente für diese Ansicht hinzugekommen wären, veröffentlichten Adolph B. Meyer und Augustin Unterforcher im Jahre 1908 ein heimatkundliches Buch zu diesem Thema[7]. Die Inschriftplatte selbst ging als ›Friedhofstein‹ in die Forschung ein.

1912 legte Rudolf Egger am Debantbach eine spätantike Kirche frei und hoffte, damit dreierlei zu finden[8]: die Bischofskirche von Aguntum, dessen Bischof Aaron an der Synode von Grado

---

[1] CIL III p. 591: … *quaerendum sit potius … Aguontum ad Lienz.… Tituli etsi perpauci ex hisce partibus prodierunt, tamen quod posuimus item confirmant; nam quos habemus, reperti sunt fere prope Lienz, id est Aguonti …* Mommsen polemisiert gegen die These, dass Aguontum »ad Innichen« gelegen sei und verwendet hier wie bei den anderen Römerorten des Pustertals *ad* stets in punktuellem Sinn. Dass er wirklich Lienz meinte und nicht etwa das unweit liegende Nussdorf, wird durch *item in vico proximo Nussdorf effossa sunt rudera hypocausti* deutlich.

[2] Grabherr – Kainrath 2011.

[3] Einen Überblick über die Geschichte der Ausgrabungen in der Siedlung am Debantbach gibt Alzinger 1985, 26–30, neuere Aktionen werden erwähnt bei Walde – Grabherr 2007, 169–170 und in den jährlichen Grabungsberichten von M. Tschurtschenthaler an das Bundesdenkmalamt zur Veröffentlichung in FÖ.

[4] s. S. 148 Tab. 2.

[5] CIL III 11485 = lupa 4472, von R. Egger als »Friedhofstein« bezeichnet: *locus sepulturae cultorum geni(i) municip(ii) Agunt(ensium) Secundus Ant(onii) Pud(entis) titulum s(upra) s(cripti) m(unicipii) c(ultoribus) d(onum) d(edit) Iuc[undus]*. Lesung nach Wedenig 1997, A2: … *titulum s(umptu) s(uo) m(emoriae) c(ausa) d(onum) d(edit) / Iuc(undus?)*. Das Wort *cultorum* ist ausgemeißelt, der Name des Iuc(undus) steht auf der unteren Rahmenleiste.

[6] Orgler 1884, 71: »Die auf Grund der Angaben auf römischen Meilensteinen von Prof. Mommsen festgesetzte Transferirung des alten *Aguntum* oder *Aguontum* von Innichen nach Lienz (sic!) findet in dieser Inschrift ihre Bestätigung.«

[7] Meyer – Unterforcher 1908.

[8] Für das Folgende s. Egger 1914, 5–16 mit Hinweisen auf die ältere Literatur und Egger 1913, 95 f.

102 Der sog. Friedhofstein aus dem Grabbezirk der Verehrer des Genius des Munizipiums Aguntum, gefunden 1882 im Stribacher Wald bei Dölsach (CIL III 11845 = lupa 4472)

(zwischen 572 und 577) teilgenommen hatte[9], das spätantike Aguntus (mask.) des Venantius Fortunatus und das claudische Munizipium (neutr.) des älteren Plinius[10]. Zwar brachte die Grabung weder hinsichtlich der Kirche noch in Bezug auf Aguntum oder Aguntus den gewünschten Erfolg, doch hob Rudolf Egger damit die Lokalisierung von Aguntum vom heimatkundlichen auf wissenschaftliches Niveau.

Während es in anderen Fällen auf der Hand liegt, dass Rudolf Egger über das Ziel hinausschoss[11], ist der Vorwurf, die Lokalisierung von Aguntum oder den Charakter der Siedlung am Debantbach nie hinterfragt zu haben, nicht nur ihm, sondern auch seinen Nachfolgern zu machen. Damit ist die Frage verknüpft, wo die Zentralsiedlung des *ager Aguntinus* wirklich zu suchen ist: am Debantbacht oder an der Isel. Wer also hat das Richtige gesehen, Theodor Mommsen oder die Osttiroler Heimatforscher und deren akademische Nachfolger?

Die Antwort ist ebenso einfach wie plausibel und wird von Gerhard Winkler gegeben[12]: Aguntum liegt unter Lienz-Patriasdorf. Die Entfernungsangaben, die im Itinerarium Antonini sowie auf Kärntner, Ost- und Südtiroler Meilensteinen erhalten sind, lassen sich mit der Natur nämlich nur dann in Einklang bringen, wenn man ihr *caput viarum* unter Lienz-Patriasdorf lokalisiert. Die Frage lautet m. E. also nicht mehr »Wo war was?«, sondern »Was war am Debantbach wirklich?«.

[9] Wolff 1994, 1–28. Die Bischofslisten der Aquileienser Kirchenprovinz vom Ende des 6. Jhs. sind auf S. 26 abgedruckt. Als Teilnehmer der Synode von Grado 572/577 wird Aaron als *episcopus Avoriensis* bezeichnet, als Teilnehmer der 579 an einem unbekannten Ort abgehaltenen Synode als *episcopus Avonciensis*.

[10] Plin. nat. 3, 146 … *Raetis iunguntur Norici. Oppida eorum Virunum, Celeia, Teurnia, Aguntum, Iuvaum, omnia Claudia* …

[11] Hier seien auf Weber 1975, 281–283 mit der Entlarvung des sog. Popaios Senator als Fälschung und auf zwei Beispiele aus der eigenen Feder hingewiesen: Harl 1989, 101–115; Harl 1985, 217–234.

[12] s. hier Kap. 3.3 (G. Winkler).

ZUR KLÄRUNG DER BEGRIFFE: ›RÖMERSIEDLUNG STRIBACH‹, MUNIZIPIUM AGUNTUM (= LIENZ-PATRIASDORF) UND ANDERES (ABB. 103)

Da m. E. das Munizipium Aguntum nicht am Debantbach, sondern an der Isel zu lokalisieren ist, müssen altvertraute, wie es aber scheint überholte Benennungen geändert werden. Um Missverständnisse zu vermeiden, soll die hier verwendete Terminologie erläutert werden: Um neutral, aber instruktiv zu bleiben und um Charakterisierungen zu vermeiden, verwende ich moderne Ortsbezeichnungen. So habe ich für das Ruinengelände am Debantbach die Arbeitsbezeichnung ›Römersiedlung Stribach‹ gewählt, weil außer Zweifel steht, dass es sich um eine römische Siedlung handelt, die in der Katastralgemeinde Stribach (Gemeinde Dölsach, BH Lienz) liegt. Für jene Siedlung, die nach Aussage der Meilensteine[13] und aller Indizien das ›tatsächliche‹ Aguntum gewesen ist, verwende ich ihren heutigen Namen »Lienz-Patriasdorf«. Über sie kann leider nichts gesagt werden, da dort außer der Bergung kaiserzeitlicher Spolien noch nie Ausgrabungen stattgefunden haben[14].

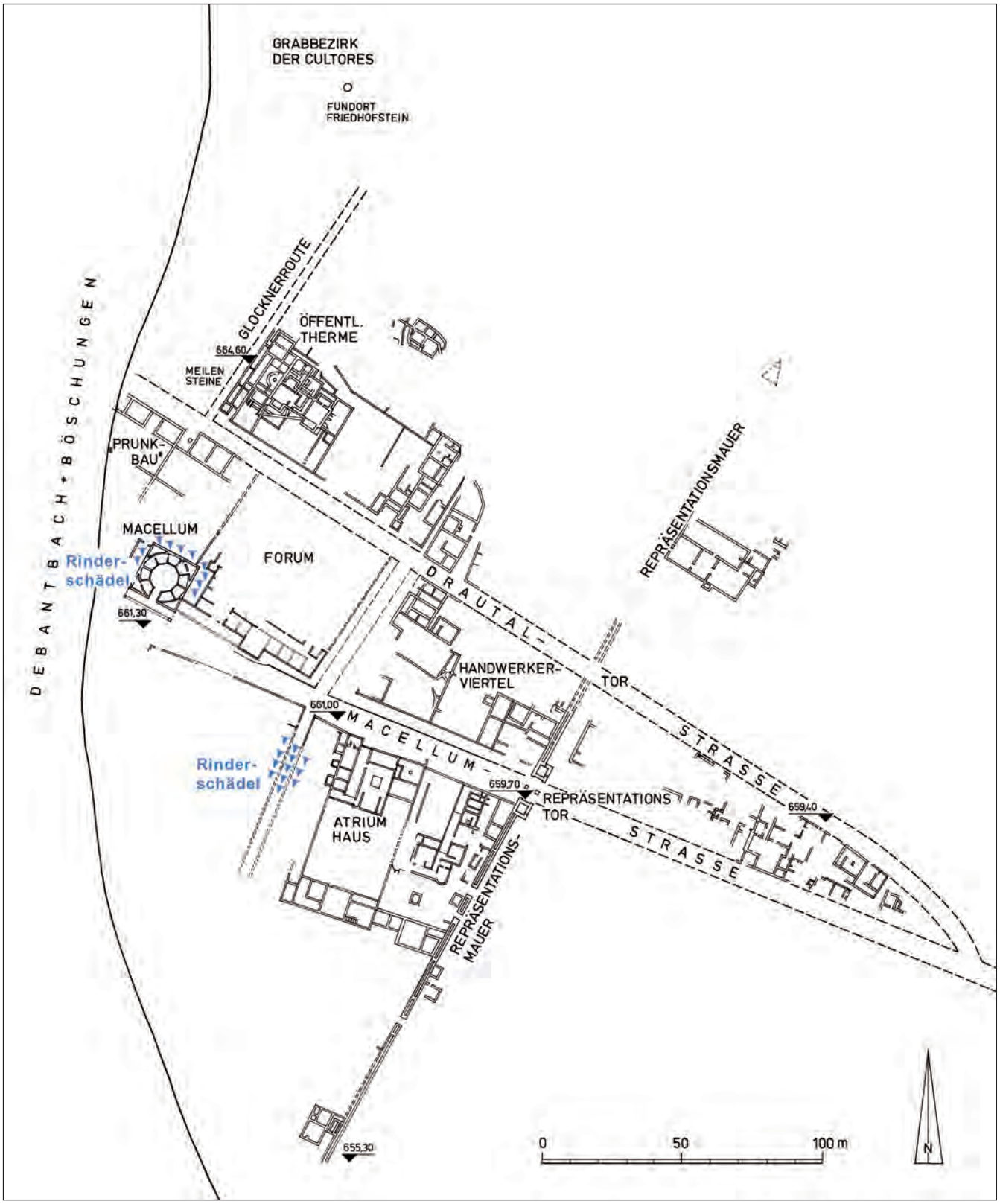
In der ›Römersiedlung Stribach‹ müssen die antikisierenden Straßenbezeichnungen *decumanus maximus* und *decumanus I sinister* hinterfragt werden. Denn die Ausgrabungen des Jahres 2008/2009 haben Teile des Forums ans Tageslicht gebracht und gezeigt, dass sich dessen Baulinien nach dem *decumanus I sinister* richten[15]. Damit ist klar, dass dieser Straßenzug die Achse der ›Römersiedlung Stribach‹ war und dass über ihn der gesamte Drautalverkehr verlief. Daher möchte ich ihn als ›Drautalstraße‹ bezeichnen. Seine Verlängerung außerhalb des verbauten Gebietes nenne ich bewusst ›Drautalroute‹, damit deren Charakter – ob Straße, Saumpfad oder Weg – unbestimmt bleibt. Am Ostufer des Debantbaches zweigt von der Drautalstraße die ›Glocknerroute‹ auf den Iselsberg ab[16]. An der Stelle, wo die Drautalstraße die Repräsentationsmauer kreuzt, ist eine Toranlage zu erwarten, die das Haupttor der Siedlung gewesen sein dürfte. Aus diesem Grund muss das von Erich Swoboda freigelegte ›Stadttor‹ umbenannt werden. In Anlehnung an den von Wilhelm Alzinger geprägten Begriff ›Repräsentationsmauer‹ möchte ich es ›Repräsentationstor‹ nennen.

Am vordringlichsten, aber auch am schwierigsten ist es, einen geeigneten Arbeitsnamen für den *decumanus maximus* zu finden. Denn durch die Ausgrabungen von 2008/2009 hat dieser Straßenzug nicht nur seinen Charakter als Hauptverkehrslinie verloren, sondern auch den von Alzinger suggerierten geradlinigen Verlauf mit der Überquerung des Debantbaches. Am prägnantesten scheint mir ›Macellumstraße‹, weil das Macellum nicht nur ein markantes Gebäude, sondern vom ›Repräsentationstor‹ aus gesehen auch der Fernpunkt der Straße ist. Trotz ihrer Prägnanz soll diese Arbeitsbezeichnung nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Macellum zu den jüngsten Bauwerken der ›Römersiedlung Stribach‹ gehört, und dass die Macellumstraße nach einem ambitionierten Anfang zu einer mehrphasigen Erschließungsstraße abgesunken ist – mit einem Schlachtplatz als Endpunkt.

Zum sog. Friedhofstein ist folgende Präzisierung nötig: Wenn es nur um die Aussage der Inschriftplatte geht, bleibe ich bei ›Friedhofstein‹, wenn der Grabbezirk, aus dessen Mauer die Inschriftplatte herausgebrochen wurde, und dessen verkehrstopografisch wichtige Lage gemeint sind, verwende ich ›Grabbezirk der *cultores*‹.

---

[13] s. den Beitrag G. Winkler im vorliegenden Band Kap. 3.3.
[14] In der in der Kirche St. Andreas. Dazu Zemmer-Plank 1974, 251–285.
[15] Tschurtschenthaler 2009, 449.
[16] s. u. S. 255–256 und Abb. 107.



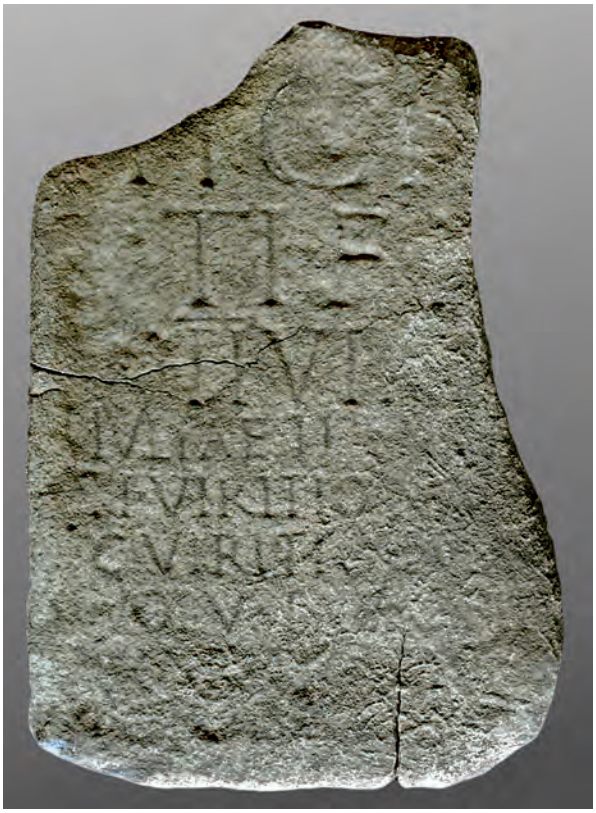
103 Gesamtplan der ›Römersiedlung Stribach‹. Zusammenführung der bis 2009 veröffentlichen Ausgrabungspläne auf der Grundlage des Katasters von Stribach mit Eintragung des Debantbaches, der Hochwasserschutzdämme, relevanter Höhenkoten und der neuen, im Text verwendeten Bezeichnungen. Unstimmigkeiten zwischen dem Kataster und den wohl öfters kopierten und umgezeichneten älteren Ausgrabungsplänen wurden nach Möglichkeit ausgeglichen. Nicht möglich war dies für den Nordteil der Repräsentationsmauer, dessen nördlicher Fluchtpunkt nur durch eine Nachgrabung gefunden werden kann. Ebenfalls nur durch Nachmessungen und Nachgrabungen wird sich feststellen lassen, wieweit die Siedlung einem orthogonalen System folgte.

STATISTIK ALS FRAGWÜRDIGES MITTEL ZUR LÖSUNG EINER TOPOGRAFISCHEN FRAGE

Als Einstieg in meine kritische Analyse nehme ich an, Osttirol befände sich noch heute in jenem archäologisch-jungfräulichen Zustand, mit dem sich Theodor Mommsen auseinandersetzen musste. Wollten wir unter solchen Umständen Aguntum lokalisieren, würden wir alle relevanten Denkmäler zusammentragen, also Meilensteine, Inschriften mit einer topografisch aussagekräftigen Nennung von Aguntum etc. Da Gerhard Winkler in seinem Beitrag zu den Meilensteinen ohnehin Mommsens Vermutung bestätigt, kann ich mich auf zwei Indizien beschränken, die jederzeit durch Abfragen in der Bilddatenbank lupa zu überprüfen sind.

Indiz 1: Trotz einhundert Jahren der Grabungstätigkeit sind in der ›Römersiedlung Stribach‹ nur 15 Steindenkmäler gefunden worden, während die wesentlich geringeren Grabungen auf dem Lavanter Kirchbichl insgesamt 23 Steindenkmäler zutage gefördert haben, darunter 9 Fragmente von Grabdenkmälern und -bauten und 3 mit Inschriften, deren Buchstabenhöhen zu den größten in Noricum gehören[17].

Indiz 2: In Tabelle 4 sind jene Steindenkmäler zusammengestellt, die für Aguntum munizipalen Charakter offenbaren. Grundlage ist das Werk von Reinhold Wedenig zur städtischen Administration in Noricum, dessen Material in der Zwischenzeit um zwei interessante und kurz zu behandelnde Neufunde bereichert wurde: An erster Stelle sei der neue Meilenstein von Brixen-Stufels erwähnt, durch den zweifelsfrei das Eisacktal als Grenze zwischen den Provinzen Noricum und Rätien festgelegt wird[18]. Dazu tritt die Grabinschrift eines neuen *duovir* des Munizipiums Aguntum, gefunden in St. Lorenzen bei Bruneck (Abb. 104)[19], die den Beweis liefert, dass das Pustertal bis hinaus ins Eisacktal definitiv zum *ager Aguntinus* gehörte. Damit ist dessen Ausdehnung klar zu umreißen: Er umfasst das gesamte Pustertal, das gesamte Iseltal und das Osttiroler Drautal bis zum Kärntner Tor knapp oberhalb von Oberdrauburg (Abb. 78). Für unsere Vorstellung von der antiken Verkehrsgeografie und der Verwaltung hat die nun manifest gewordene Westausdehnung



104 St. Lorenzen bei Bruneck (BZ). Grabinschrift für einen *IIvir* von Aguntum. Gefunden 2007/2008 am Fuß des Amtmannbichls. Material Gummerner (?) Marmor

[17] *D(ecimus?) Opet(rius),* Buchstabenhöhe 14,5 cm, lupa 20068; … *QVA* … Buchstabenhöhe 14,5 cm, lupa 7226; … *M(arci) fil(ius) (II vir) i.d.*, Buchstabenhöhe 16 cm, lupa 11194. Für die Maße danke ich Marita Holzner, Institut für Alte Geschichte und Altertumskunde, Papyrologie und Epigraphik der Universität Wien.

[18] Trotz des extrem fragmentarischen Zustandes ist der Name des norischen Statthalters des Jahres 201 n. Chr., M. Iuventius Surus Proculus, zweifelsfrei zu rekonstruieren: Steidl 2011, 166–168 und hier Beitrag G. Winkler S. 278.

[19] Banzi u. a. 2011, 16–37 mit Erwähnung zahlreicher Gräber sowie eines geschlossenen Gräberfeldes. H 45, B 32, T 6 cm, Marmor. Da die Platte mit 6 cm sehr dünn ist, dürfte sie am ehesten in eine Mauer oder einen der bekannten Tumuli eingesetzt gewesen sein. Für die Übermittlung der Fotos danke ich Hubert Steiner, Amt für Bodendenkmäler, Bozen.

Tabelle 4: Inschriften zur munizipalen Verwaltung von Aguntum

Fundort	**Funktion**	**Denkmal**	**Wedenig 1997**	**lupa ID**
San Giovanni di Duino (TS)	*dec. et IIvir Claudii Agunti*	Weihung des Ritters (…) Auconius Optatus an die Spes Augusta, Kalkstein	A3	13597
Grabenstädt/Chiemsee (RO) oder Wasserburg/Inn (WUG)	*IIvir et praef. i.d. civitatis Aguont(ensium)*	Grabinschrift, errichtet von C. Trebonius Faustus, Marmor	A1	4493
Bruneck (BZ), St. Lorenzen	*IIvir i.d.*	Grabstele, errichtet von Ti. Cr(…) Ti. f. B(…), Marmor	–	20069
Oberlienz (LZ), Oberdrum	*(IIvir iur…) dicund*	Grabinschrift, Marmor	A7	7219
Lavant (LZ), Kirchbichl	*(IIvir) iur. dic.*	Bau- oder Grabinschrift, Marmor	A6	11194
Lavant (LZ), Kirchbichl	*ordo A(gu)nt(ensium)*	Basis einer Ehrenstatue (?), Marmor	A5	11193
Lavant (LZ), Kirchbichl	*Aguntenses d. (d.)*	Basis einer Statue des Kaisers Volusianus (252 n. Chr.), Marmor	A4	7220
Dölsach (LZ), im Stribacher Wald	*geni(i) municip(ii) Agunt(ensium)*	Inschrift vom Grabbezirk der Verehrer des Genius des Munizipiums Aguntum, Marmor	A2	4472
Rom, beim Circus des Maxentius	*civitates … Agunten(ses)*	Ehreninschrift aller (?) norischen *civitates* für einen Patron	V31	19941
St. Paul im Lavanttal (WO), Ruine Rabenstein	?	Architrav mit Nennung des *municipium Aguntum* im Ablativ, Marmor	–	11235

des *ager Aguntinus* beträchtliche Konsequenzen. Denn damit wird deutlich, dass die Administration des Munizipiums Aguntum für die wichtigen Nord-Süd-Übergänge über den Alpenhauptkamm – Hochtor, Kalser Tauern und Felber Tauern – ebenso zuständig war wie für die West-Ost-Verbindung über das Drau- und Pustertal. Endgültig überholt ist damit die Reduzierung des *ager Aguntinus* auf Osttirol, wie sie am prononciertesten von Stefan Karwiese vorgenommen wurde[20].

Mit dem neuen *duovir* von St. Lorenzen bei Bruneck schließt sich ferner der Kreis zu jener Bronzetafel, die die *civitas Saevatum et Laiancorum* C. Baebius Atticus, dem ersten Prokurator von Noricum, in der Basilika von Iulium Carnicum gesetzt hat[21]: Die inschriftlich an erster Stelle genannten Saevati sind nun als Bewohner des gesamten Pustertals gesichert, die zweitgereihten Laianci als jene der Osttiroler Siedlungskammer. Territorial decken sich also die Bezeichnungen *ager Aguntinus* (antik nicht belegt) und *civitas Saevatum et Laiancorum*. Da der Aguntiner *duovir* in Sebatum, dem Zentralort der Saevates, bestattet war, kann man wohl annehmen, dass er diesem Stamm angehörte und dass das Wort der Saevates im Aguntiner Dekurionenrat Gewicht hatte. Mit der Feststellung, dass vorerst unbekannt ist, wo sich die Fuge zwischen den in eine *civitas* (freiwillig [?]) zusammengeschlossenen Saevates und Laianci befand, kehren wir zur Suche nach dem Zentralort dieses ausgedehnten Territoriums zurück.

Der Rest der in Tabelle 4 zusammengestellten Inschriftzeugnisse ist geografisch sehr heterogen. Betrachtet man die aus Süd- und Osttirol stammenden Denkmäler rein statistisch, kommt man zu dem Schluss, dass Aguntum auf dem Kirchbichl von Lavant zu suchen wäre, wofür auch die als Indiz 1 angeführten Steindenkmäler sprechen würden. Obwohl diese Annahme unsinnig ist, führt sie doch auf die richtige Spur: Hinter der Dominanz von Steindenkmälern auf dem

[20] Karwiese 1975. Die Beschränkung auf eine »Osttiroler Bezirkskunde« findet sich schon im Titel.
[21] CIL V 1838 = ILS 1349; Suppl. It. XII 10; Winkler 1969, 33–35.

Kirchbichl steht offensichtlich die Drau als Transportweg von Baumaterial, das auf dem Fluss heruntergebracht wurde. Man wird daher an der Drau oberhalb von Lavant nach einer größeren Siedlung mit städtischen Einrichtungen und Grabbauten suchen, was nicht schwer ist, weil mit der Brückenkopfsiedlung von Lienz-Patriasdorf ein bestens geeigneter Kandidat vorliegt. An der Lände, die in erster Linie dem Übergang über die Isel diente, war es ein leichtes, die abgebauten Steindenkmäler auf Plätten, Flöße etc. zu verladen und flussabwärts zu transportieren. Dass für den Bau einer spätantiken Festung aus weit entfernten Großsiedlungen Spolien auf dem Wasserweg hergeholt wurden, ist in Noricum und Pannonien mehrfach zu sehen: Für den Burgus im Kastell von Gerulata hat Carnuntum Steindenkmäler geliefert und für die Massen an Steindenkmälern, die 2011/2012 aus den Innenstützen des Burgus von Wallsee geborgen wurden, ist anzunehmen, dass diese aus Lauriacum herabgeschifft worden sind[22]. Am eindrucksvollsten aber sind die 16 Iupiter-Teutanus-Altäre der spätantiken Brückenkopffestung von Bölcske[23], die vom Gellértberg in Budapest ziemlich genau 100 km auf der Donau flussabwärts transportiert wurden[24].

Wir haben also im Osttirolerischen Drautal zwei unterschiedliche Horizonte von Steindenkmälern vor uns: den – spärlichen – Originalhorizont der Römersiedlungen von Lienz-Patriasdorf und Stribach mit der örtlichen Weiterverwendung der Steindenkmäler[25] sowie den üppigeren Spolienhorizont der spätantiken Siedlung/Festung auf dem Lavanter Kirchbichl, der vor allem auf dem Flussweg von Lienz-Patriasdorf gespeist wurde. Der Versuch, die Lokalisierung von Aguntum über Steindenkmäler oder Inschriften mit Hinweisen auf eine städtische Administration vorzunehmen, endet also mit einem Indizienbeweis zugunsten von Lienz-Patriasdorf.

GRABUNGSGESCHICHTE ALS GESCHICHTE EINER IDÉE FIXE

Seit im Jahr 1912 die wissenschaftliche Grabungstätigkeit am Debantbach begonnen hatte, sind die Grabungsergebnisse in einer geradezu faszinierenden Weise von der Zeitgeschichte geprägt worden[26]. Wie eingangs gesagt, war der erste Wissenschafter, der am Debantbach den Spaten ansetzte, Rudolf Egger; im Zentrum seines Interesses stand die frühchristliche Kirche[27]. Nach der Ausgrabung der ›Kirche außerhalb der Stadtmauern‹ von Teurnia in den Jahren 1910 und 1911[28] legte er im Sommer 1912 innerhalb von vier Wochen die 29,30 × 9,40 m große Kirche von Stribach frei. Da Egger deren Verbindung zu Bischof Aaron durch die Grabungen nicht bestätigt fand, deutete er sie als Begräbniskirche der Stadt Aguntum. 1913 sollte dann »die Stadt Aguntum selber« gefunden werden[29]. Weil der Grabbezirk, von dem der Friedhofstein stammt, oberhalb der Kirche liegt (Abb. 103) und weil Venantius Fortunatus *Aguntus* als *in colle montana sedens*

---

[22] Das ist die schlüssigste Erklärung für die Menge und die Qualität an Steindenkmälern dieser beiden Fundorte, die völlig aus dem für Hilfstruppenkastelle üblichen Rahmen fällt.

[23] Szabó – Tóth 2003, die Iupiter-Teutanus-Altäre wurden jährlich am 11. Juni *pro salute imperatoris* und *pro incolumitate civitatis Eraviscorum* gesetzt, s. dazu vor allem E. Tóth in: Szabó – Toth 2003, 385–438. In den Fundamenten der Festung Bölcske wurde dazu Steinmaterial aus den ebenfalls flussaufwärts liegenden Militärlagern von Campona und Matrica gefunden (E. Tóth in: Szabó – Toth 2003, 392).

[24] Der Gellértberg von Budapest liegt bei Flusskilometer 1653, Bölcske bei 1551. Die Donau ist als einziger Fluss Europas von der – einstigen – Mündung flussaufwärts kilometriert, daher sinken die Kilometerangaben flussabwärts.

[25] Für die ›Römersiedlung Stribach‹ sind es z. B. die beiden Meilensteine aus der öffentlichen Therme (lupa 11362 und 11387), der Titulus für Viccia Severa aus dem Handwerkerviertel (lupa 4471), der Hekatealtar vom Nordturm des Stadtores (lupa 13596) oder das qualitätvolle Relief einer einheimisch gekleideten Dienerin (lupa 608) aus einem kleinen, rechteckigen Bau der Parzelle 190.

[26] Folgende Schwerpunkte lassen sich erkennen: 1. Alois Riegl, Rudolf Egger und die Entdeckung der Spätantike – vor dem 1. Weltkrieg. 2. Archäologie und Arbeitsbeschaffung – Straßenbau im Ständestaat. 3. Aguntum, Lavant und die Kelteneuphorie – Verschiedenartige Kontinuitätsfragen nach dem 2. Weltkrieg. 4. Archäologie im Zeitalter des Tourismus.

[27] s. o. Anm. 8.

[28] Durch die Entdeckung der Bischofskirche von Teurnia musste für sie ein neuer Name gefunden werden: Glaser 1997, 136–140.

[29] Egger 1914, 9 f.

beschreibt[30], vermutete Egger die Stadt höher oben. Deshalb untersuchte er die Hänge nördlich der Kirche: »Die Versuche, die in der Ausdehnung von fast 1 Kilometer gemacht werden mussten, verliefen ergebnislos.« Es folgten der Erste Weltkrieg und gravierendere Probleme als die Suche nach dem römischen Munizipium Aguntum.

Auslöser für die nächsten Grabungen war das größte jener Straßenbauvorhaben, mit denen die Republik Österreich die damals herrschende Massenarbeitslosigkeit bekämpfte. Am 11. März 1930 fasste die Salzburger Landesregierung den Grundsatzbeschluss zum Bau einer Großglockner Hochalpenstraße[31], der auch den Ausbau der Zufahrtsstrecken erforderte. Da das obere Drautal als wichtige Verbindung nach Italien galt – die Parallele zur Römerzeit könnte nicht deutlicher sein –, ersetzte man die ›Alte Reichsstraße‹ durch einen Neubau, die heutige Bundesstraße 100 oder E 66, die den Debantbach an derselben Stelle überschritt wie die alte Straße. Dieser Straßenbau provozierte in den Jahren 1931–1933 ein groß angelegtes Grabungsunternehmen des Österreichischen Archäologischen Instituts unter Erich Swoboda als Grabungsleiter.

Um an die römischen Schichten heranzukommen[32], mussten Massen von Schotter abgehoben werden, die sofort zur Aufschüttung der Bundesstraße verwendet wurden[33]. Swoboda spricht in aller Offenheit davon, dass er so sehr mit der Klärung der Stadtmauerfragen beschäftigt war, dass er den von Westen nach Osten fortschreitenden Straßenbau vernachlässigte[34]. Das war deshalb fatal, weil er wegen einer falschen Interpretation der Toranlage glaubte, die Römersiedlung läge östlich der Stadtmauer[35]. Ob er sich damit die Chance zur Entdeckung des Atriumhauses genommen hat, über das die B 100 zynischerweise mit dem Aushub seiner Ausgrabung aufgeschüttet wurde, lässt sich vielleicht nach Aufarbeitung seiner Grabungsprotokolle sagen. Anzunehmen ist, dass die B 100 anders geführt worden wäre, hätte Swoboda dem Straßenbau mehr Aufmerksamkeit gewidmet. 1934 und 1935 hat er noch einmal gegraben, seiner Fehleinschätzung entsprechend wiederum östlich der Stadtmauer, darüber aber keinen Bericht mehr verfasst[36]. Swobodas größtes Verdienst ist die prompte Veröffentlichung seiner ersten zwei Grabungsjahre mit dem streifenförmigen Grabungsplan, der dem Straßenbau entspricht und sich auf den östlichen Teil der Siedlung konzentriert (Abb. 105). Wegen des für Österreich schicksalhaften ›Vierunddreißiger Jahres‹ wurden die Grabungen eingestellt und blieben es während noch viel schicksalhafterer Folgejahre. Ein großer Teil der freigelegten Gebäude war bis 1947 dem Verfall preisgegeben.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die Grabungen von Franz Miltner und später von Wilhelm Alzinger weitergeführt. Miltners bleibende Erkenntnis war, dass das Zentrum der Siedlung nicht östlich, sondern westlich der Stadtmauer lag[37]. Gekennzeichnet war diese Phase von einer Suche nach Kontinuitäten, wie sie für die österreichische Forschung nach den beiden Weltkrie-

---

[30] s. S. 281 Anm. 3.

[31] Hutter – Beckel 1985, 53.

[32] Swoboda 1934, 5–102.

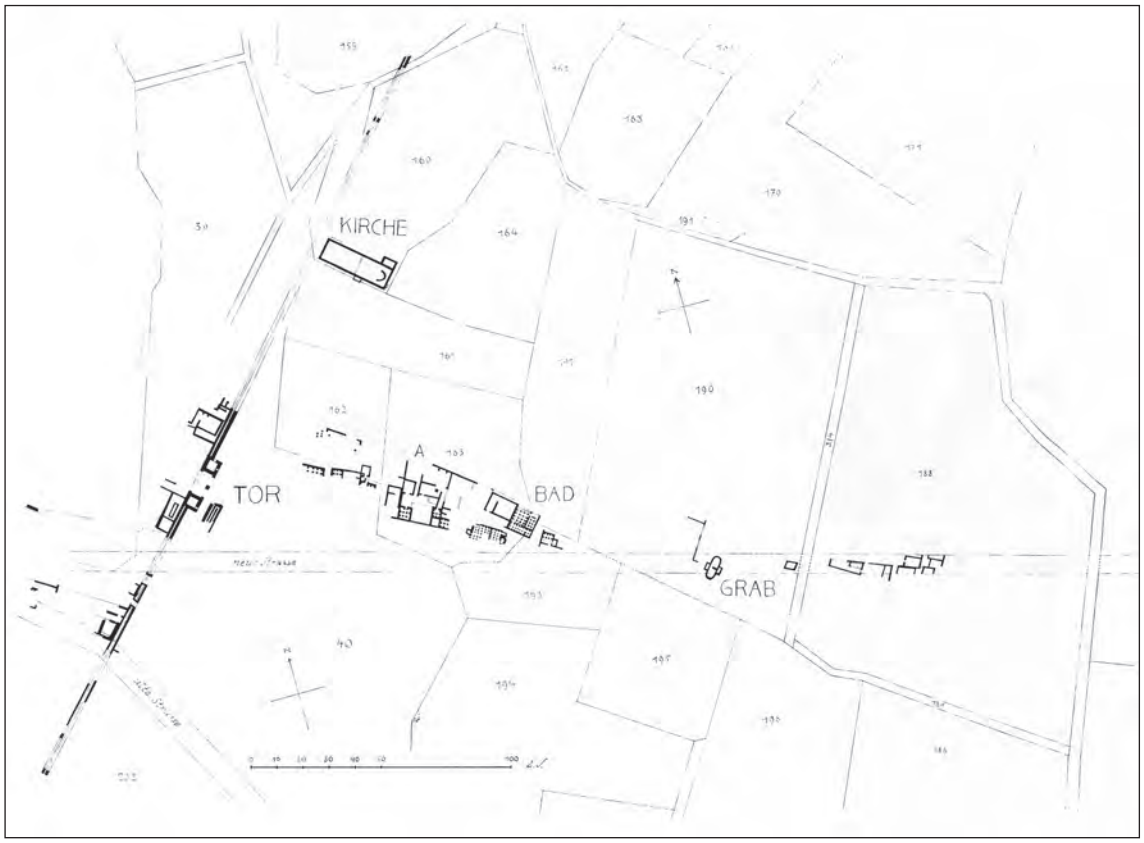
[33] Swoboda hat bis zu 3 m hohe Mauern vorgefunden (Swoboda 1934, 8) und spricht von 12 000 m³ bewegten Erdmaterials.

[34] Die ersten Mauern östlich der Stadtmauer fand Swoboda bei km 110 100 im Feld ca. 15 m nördlich der Straße, doch konnte er dort aus Zeitmangel nicht weitergraben (Swoboda 1934, 77). Die nächsten Bauten – zwei mit Hypokausten versehene Häuser – kamen weiter nach Osten, aber noch auf derselben Parzelle zutage (Swoboda 1934, 77). Bei Straßenkilometer 110 218 fand Swoboda dann den eigenartigen Sepulkralbau mit Apsiden an beiden Schmalseiten und Reste eines älteren Bauwerkes darunter (Swoboda 1934, 81–91). Weiter nach Osten, am Rande der Parzelle 190, wurde ein kleiner, rechteckiger Bau berührt, aber nicht weiter ausgegraben (Swoboda 1934, 91). Er gab ein schönes, als Spolie verwendetes Relief mit einer einheimisch gekleideten Dienerin frei (lupa 608). Auf Parzelle 188 durchschnitt die Straßentrasse einen ganzen Siedlungskomplex, dessen nördlicher Abschluss gesichert, aber dessen Ausdehnung nach Süden nicht festgestellt wurde (Swoboda 1934, 92–96). Wie man einer von Swoboda 1934, 15 Abb. 3 abgebildeten Skizze des Mittelschulprofessors P. Innozenz Ploner entnimmt, wurden damals die Straßenkilometer noch von Franzensfeste aus gezählt.

[35] »Es ist keine Frage, dass wir es … mit einem Tor und seinen Flankentürmen zu tun haben, die mit ihrer ganzen Tiefenausdehnung *hinter die Front der Umfassungsmauer* zu liegen kommen« (Swoboda 1934, 40).

[36] Vgl. Miltner 1953, 96 Anm. 4.

[37] Miltner 1946–1950, 128; Miltner 1953, 141 f.



105 Originalplan der Ausgrabungen von Erich Swoboda, verwahrt im Archiv des ÖAI in Wien, veröffentlicht in Swoboda 1935, 11 Abb. 2, mit Eintragung des von Swoboda am Stribacher Weg ergrabenen Teilstückes der Repräsentationsmauer. Man sieht, dass die spätantike Kirche im rechten Winkel zur Mauer steht.

gen als Reaktion auf Alois Riegls Aufwertung der Spätantike charakteristisch war. Zuerst ging es um eine Kontinuität zwischen Spätantike und Mittelalter/Gegenwart. Franz Miltner, der auch die Grabungen auf dem Lavanter Kirchbichl leitete, suchte im Gegensatz zu Rudolf Egger das *Aguntus* des Venantius Fortunatus nicht auf den Südhängen des Iselsbergs, sondern in der spätantiken Berg- und Kirchensiedlung von Lavant, in der er die Nachfolgerin der ›Römersiedlung Stribach‹ sah[38].

Mit dieser Ansicht geriet er jedoch in Konfrontation zum Mittelalterhistoriker Hermann Wiesflecker, der sich auf die Entscheidung Karls d. Gr. aus dem Jahre 811 berief, wonach der Patriarch von Aquileia alle althergebrachten Rechte nördlich der Drau aufzugeben hatte und lediglich seinen Stützpunkt von Lienz-Patriasdorf (= Dorf des Patriarchen) auf dem linken Ufer der Drau behalten durfte[39]. Da auf dem Kirchenhügel von St. Andrä außerdem noch der Titelheilige der Kathedrale von Aquileia als Kirchenpatron erscheint, war es für Wiesflecker klar, dass der Rechtsanspruch der Patriarchen von Aquileia weder an die ›Römersiedlung Stribach‹ noch an den Lavanter Kirchbichl geknüpft gewesen sein konnte. Der erbitterte Streit, der über dieser Frage zwischen Miltner und Wiesflecker ausbrach[40], wurde von onomastischer Seite mit einer eigenwilligen Herleitung des Namens Lavant aus dem antiken Ortsnamen Aguntum angefacht[41].

[38] Miltner 1950, 99.
[39] s. dazu hier den Beitrag H. Wolfram Kap. 3.4.
[40] Wiesflecker 1951, 5–7; Wiesflecker 1952, 153–197; Wiesflecker 1976, 171 f.
[41] Kranzmayer 1958, 138.

Zu Wiesfleckers kritischer Wortmeldung kamen weitere, ebenfalls von außerhalb der Archäologie: Von onomastischer Seite wurde widerlegt, dass der Name Lavant aus dem Namen Aguntum hervorgegangen sein konnte, was Miltners Aguntum-Lavant-Theorie eine wichtige Stütze entzog[42], und von der Epigrafik wurde der Popaius Senator, ein Buchstaben tragender Steinpfosten mit Kopf aus Matrei im oberen Iseltal, als Fälschung entlarvt[43]. Durch den Einfluss Rudolf Eggers, der dieses Machwerk um 100 v. Chr. datierte, galt der Popaius Senator fast ein halbes Jahrhundert lang als herausragendes Kunst- und Schriftdenkmal Österreichs und als Ahnherr der Römer im *ager Aguntinus*[44]. 1974 hielt Géza Alföldy den Popaios Senator für einen oberitalisch-republikanischen Händler, der nach 113 v. Chr. wegen der Bodenschätze in das Aguntiner Territorium gezogen sei[45], ähnlich äußerte sich 1985 Wilhelm Alzinger[46], und sogar noch 2002 meinte Elisabeth Walde, die Stele des Popaios Senator sei ein »Denkmal aus dieser frühen Zeit«[47]. Wegen solcher Diskussionen und Emotionen trat die Frage, wie die Römersiedlung am Debantbach überhaupt zu beurteilen sei, in den Hintergrund.

Popaius Senator war das Bindeglied zur zweiten, weniger emotionell geführten Suche nach Kontinuität, nämlich nach jener zwischen Kelten und Römern. Für Osttirol war diese insofern wichtig, als man sich nun nach der spätkeltischen Vorgängerin der ›Römersiedlung Stribach‹ umsah. Seit Oswald Menghin[48] um 1940 auf Breitegg, einer unscheinbaren 874 m hohen Rückfallkuppe oberhalb von Nussdorf und bereits westlich des Debantbaches gelegen, hallstattzeitliche Scherben gefunden hatte[49], wurde diese als Vorgängerin in Anspruch genommen[50]. Letztlich blieb auch dort die Suche erfolglos[51]. Die Situation war noch bis in die 1980er Jahren so angespannt, dass der ›Ziegelplan‹, ein Dachziegel mit Ritzungen in der Art der *forma urbis* und als studentischer Jux gedacht[52], einen heftigen Streit hervorrief[53].

Die jüngste Phase der Forschung in der ›Römersiedlung Stribach‹ beginnt mit der Übernahme der Ausgrabungen durch das Land Tirol. Seit 1991 liegt die Leitung der Ausgrabungen in den Händen von Elisabeth Walde und ihr folgend Michael Tschurtschenthaler von der Universität Innsbruck. Unter der Patronanz des Fördervereins »Curatorium pro Agunto« ist es gelungen, ein schönes Museum zu errichten, der Ausgrabung ein besucherfreundliches Aussehen zu verleihen und einen reich bebilderten Museumskatalog zu verlegen, in dem auch die Ausgrabungen behandelt werden[54].

---

[42] Lochner von Hüttenbach 1968, 369 f.

[43] Praschniker – Egger 1938, 14–25. Mit epigrafischen Argumenten gegen die Echtheit Weber 1975, 281–283. Um den Fälschungscharakter auch vom künstlerischen Gesichtspunkt zu untermauern, habe ich den Pfosten und den – getrennt ›gefundenen‹ – Kopf von allen Seiten fotografiert und in lupa aufgenommen: lupa 7229.

[44] R. Egger, Österreichs ältester Römergrabstein, in: Egger 1962, 205–207.

[45] Alföldy 1974, 44 und besonders 296 Anm. 30: Da Opaii vom Magdalensberg bekannt seien, erwog Alföldy sogar die Auflösung P. Opaius.

[46] Alzinger 1985, 16: »… ist ein eindrucksvolles Zeugnis der Beziehungen des Regnum Noricum zu seinem mächtigen Nachbarn im Süden.«

[47] Walde 2002, 151.

[48] Oswald Menghin (geb. 1888 in Meran, gest. 1978 in Buenos Aires) war Österreichs prominentester Archäologe, der sich in den Dienst des Nationalsozialismus stellte: 1936/1937 war er Mitglied des Führerrates der Wiener Vaterländischen Front, am 11. März 1938 wurde er Unterrichtsminister im sog. Anschlusskabinett von Bundeskanzler Seyß-Inquart, das am 13. März 1938 das »Gesetz über die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reiche« beschloss. Dazu Urban 1996, 8 f.; Urban 2004, 73–82.

[49] Menghin 1949, 237 f.

[50] z. B. Langmann 1968–1971, 152: »allmähliche Aufgabe des Höhenoppidums«, »organisch gewachsene Straßensiedlung als Keimzelle späterer Entwicklung« etc.

[51] Alzinger 1985, 16 stellt bedauernd fest, dass auf Breitegg die an die Hallstattzeit anschließende Siedlung, die das Bindeglied in die Römerzeit herstellen sollte, noch nicht gefunden wurde, dazu Stadler 1995, 65–81.

[52] Alzinger 1985, 54–57.

[53] Brein 1980, 5–26.

[54] Walde – Grabherr 2007.

Trotz einhundert Jahren der Forschungstätigkeit ist aber noch immer kein Gesamtplan mit Einbeziehung der naturräumlichen Situation, der aus vorwissenschaftlicher Zeit stammenden Fundnachrichten sowie der unpublizierten Grabungen, z. B. jener von Swoboda 1934/1935, erschienen. Trotz der Veröffentlichung eines ausführlichen Fundberichts zu den Funden vom Hochtor und trotz deren Behandlung in der Wanderausstellung der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer[55] hat die Entdeckung des Heiligtums auf dem Hochtor nicht zu einer Auseinandersetzung mit der 1873 von Theodor Mommsen aufgeworfenen Lokalisierungsfrage von Aguntum geführt. Die Zusammenfügung der bisher veröffentlichten Grabungsergebnisse stellt somit einen ersten Ansatz in diese Richtung dar (Abb. 103). Auf dieser Gundlage erlaube ich mir, die längst überfälligen Fragen zu Lage und Grundriss der ›Römersiedlung Stribach‹ aufzuwerfen und nach Möglichkeit auch zu beantworten.

Forschungsprobleme

Wie die seit 1912 in der ›Römersiedlung Stribach‹ und in ihrer näheren Umgebung durchgeführten Forschungen bewiesen haben, liegt weder unter den Ruinen am Debantbach noch in ihrer Umgebung eine keltische Vorgängersiedlung[56]. Dies und die keltischen Funde von den Erhebungen rund um Lienz führen neuerdings zur Vermutung, dass es ein einziges vorrömisches Aguntum als Höhensiedlung gar nicht gegeben habe[57], oder dass »das keltische Oppidum mit dem Stammesheiligtum, dem Sitz der Verwaltung und Rechtsprechung und ähnlichem auf einem der den Lienzer Talboden umgebenden Hügel oder u. U. gar im Pustertal zu suchen sein« wird[58]. Das bedeutet, dass die ›Römersiedlung Stribach‹ eine römische Neugründung war. Wenn sie aber wirklich erst von den Römern gegründet wurde und wenn sie wirklich der Zentralort des bis ins Eisacktal reichenden *ager Aguntinus* gewesen sein soll, dann bedarf ihre Lage erst recht einer Erklärung. Sehen wir uns also zuerst an, welchen Platz die Römer, die auf spätkeltische Siedlungsstrukturen keine Rücksicht nehmen mussten, dafür *nicht* gewählt haben (Abb. 107):

- Die ›Römersiedlung Stribach‹ liegt *nicht* an zentraler Stelle der Osttiroler Siedlungskammer, des laiankischen Stammesgebietes und schon gar nicht an einer zentralörtlichen Stelle des bis ins Etschtal reichenden *ager Aguntinus*.
- Die ›Römersiedlung Stribach‹ liegt *nicht* dort, wo die Drautalroute, die bedeutendste inneralpine West-Ost-Verbindung, sich mit der aus der Matreier Siedlungskammer herunterkommenden Iseltalroute vereinigt und Osttirols Hauptfluss, die mächtig herabströmende Isel, überschreitet[59].

---

[55] Harl 1996, 522–524; Moosleitner 2002.

[56] Laut Alzinger 1985, 48 stammt das älteste Gebäude, eine unter der öffentlichen Therme gefundene ›Steinkonstruktion‹, aus dem 3. Viertel des 1. Jhs. v. Chr.

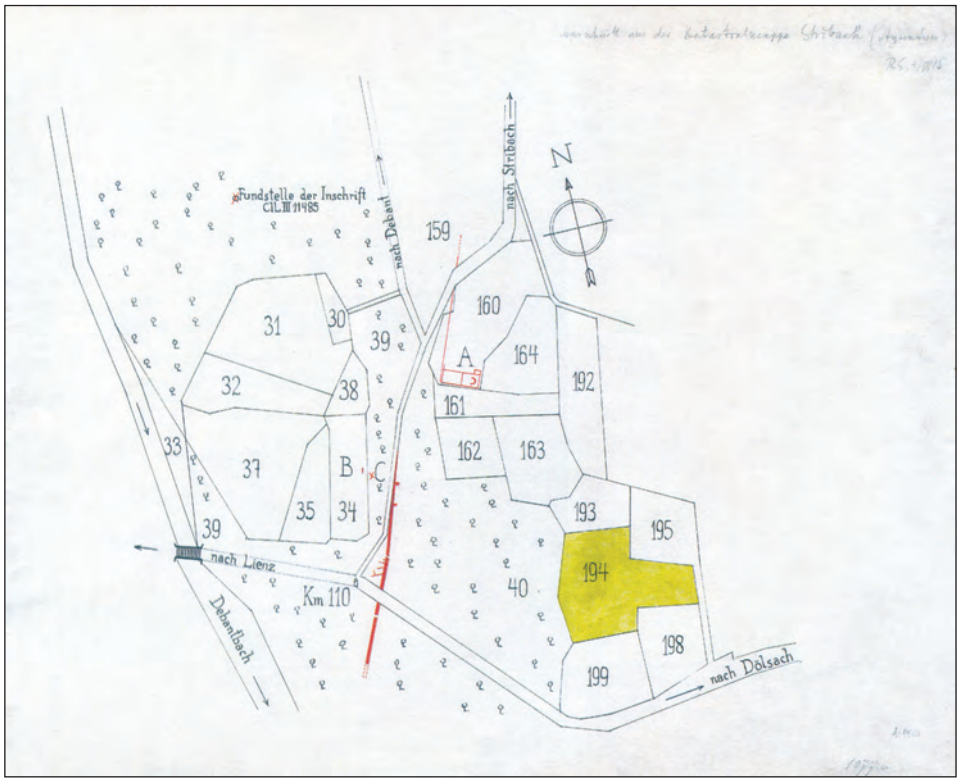
[57] Walde 2002, 150.

[58] Walde – Grabherr 2007, 165.

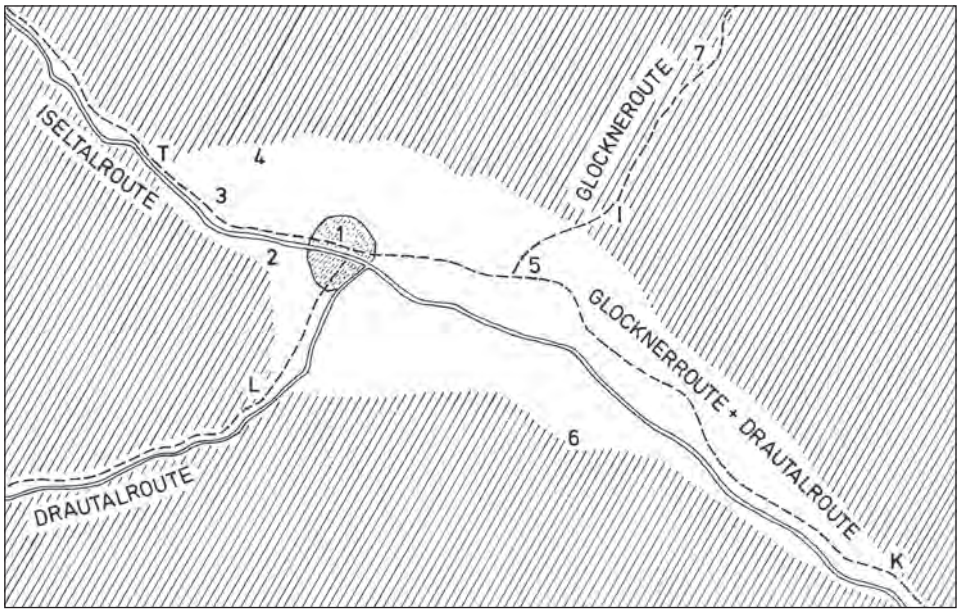
[59] Dem Hydrografischen Dienst des Amtes der Tiroler Landesregierung verdanke ich eine Aufstellung der Pegelstände von Drau und Isel bei bzw. unterhalb von Lienz an drei für unser Thema relevanten Messstellen. Da die Pegel zu verschiedenen Zeiten errichtet wurden, sind die Beobachtungszeiträume unterschiedlich lang:

Pegelstelle	**Einzugsgebiet oberhalb**	**Beobachtungszeitraum**	**Mittlere Durchflussmenge/sec**
Drau (Falkensteinersteg), kurz vor Einmündung der Isel	668,0 km²	1991–2003	13,50 m³
Isel, kurz vor ihrer Mündung in die Drau	1 198,7 km²	1951–2003	38,90 m³
Debantbach bei Obernussdorf	56,8 km²	2000–2003	2,06 m³

Damit ist anhand von Zahlen belegt, was jeder Besucher von Lienz unschwer wahrnimmt, nämlich dass bei der Vereinigung beider Flüsse die Isel ungefähr dreimal so groß ist. Dass das Gewässer unterhalb von Lienz dennoch den Namen Drau trägt, hängt mit der großen Bedeutung des Drautals als Verkehrslinie zusammen. Dies findet auch seinen Niederschlag in der Etymologie des Ortsnamen Lienz, dessen Herleitung von den Laianci an den urkundlichen Belegen scheitert (1022–1039 Luenzina, Lienzina, 1070–1080 Loinza, 1075–1090 Lionza, später



106 Grabungsplan aus dem Jahr 1915 mit Grabbezirk der *cultores*



107 Die Siedlungskammer von Aguntum/Lienz

I Passhöhe von Iselsberg 1 204 m = Grenze der Munizipien Aguntum – Teurnia und Landesgrenze Tirol – Kärnten. Vermutlicher Aufstellungsort des Meilensteins Nr. 3

L Verengung des Drautals bei Leisach

K Verengung des Drautals beim Kärntner Tor = Grenze der Munizipien Aguntum – Teurnia und Landesgrenze Tirol – Kärnten. Fundort des Meilensteins Nr. 1

T Verengung des Iseltals bei Tratte

1. Munizipium Claudium Aguntum = Lienz-Patriasdorf, 2. Aguntus des Venantius Fortunatus = Schloss Bruck, 3. Oberlienz (römische Siedlungsreste), 4. Oberdrum (römische Siedlungsreste), 5. ›Römersiedlung Stribach‹, 6. Kirchbichl von Lavant, 7. Winklern im obersten Mölltal = Mautstelle der Bischöfe von Salzburg

- Die ›Römersiedlung Stribach‹ liegt *nicht* dort, wo sich die spätkeltischen Fundstellen häufen und sich auf naturräumlich-logische Weise die Stadt Lienz entwickelte, die mittelalterlich-neuzeitliche Nachfolgesiedlung des römischen Aguntum.
- Die ›Römersiedlung Stribach‹ liegt *nicht* dort, von wo aus die Meilensteine und das Itinerarium Antonini ihre Entfernungen angeben[60].
- Die ›Römersiedlung Stribach‹ liegt *nicht* dort, wo der durchreisende Venantius Fortunatus *Aguntus* beschrieb[61].
- Die ›Römersiedlung Stribach‹ liegt *nicht* dort, wo der Patriarch von Aquileia im Jahre 811 von Karl d. Gr. alte Pfarrrechte bestätigt erhielt[62].

Soviel also zu den makrotopografischen Ungereimtheiten. Obwohl die ›Römersiedlung Stribach‹ von der Forschung immer als Zentralort des Munizipium Aguntum gehandelt wurde, blieb stets unerklärt, was an dem ergrabenen Grundriss überhaupt munizipal sein sollte und wo die präsumptive Stadtbevölkerung gelebt oder ihre Toten bestattet hätte. Damit stelle ich auch die munizipale Struktur der Siedlung zur Diskussion und damit habe ich mich auch mikrotopografischen und funktionellen Aspekten des ausgegrabenen Grundrisses zu widmen. Am sinnvollsten scheint es mir, das Problem anhand der naturräumlichen Situation anzusprechen.

Der Debantbach und seine Muren (Abb. 103)

Nichts hat Entdeckung, Freilegung, Erforschung und museale Ausgestaltung der römischen Siedlung so stark beeinflusst wie der Debantbach. Dieser entwässert ein zum Hochschober (3 240 m) ansteigendes Gebirgstal (Einzugsgebiet 56,80 km²), bricht durch eine enge Klause ins Drautal durch, spülte bis in die sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts enorme Geröllmassen herunter und konnte erst durch gewaltige Schutzdämme gebändigt werden. War dieser Bach schon in der Römerzeit so unberechenbar und gefährlich wie in der Neuzeit? Wie hoch lag sein Bachbett in Bezug auf die Siedlung? Hatte er in der Antike schon einen Murenkegel? Floss er immer dort, wo wir ihn heute sehen? Bildete er ein solches Verkehrshindernis, dass für seine Überquerung eine Brückenkopfsiedlung nötig wurde?

Wegen dieser offenen Fragen ist zu bedauern, dass niemals Fachkollegen aus geologisch-hydrografischen Disziplinen beigezogen wurden, um in der ›Römersiedlung Stribach‹ Bodenerosion, Bodenmechanik, Geröllhaldenaufbau und dergleichen zu untersuchen. Gerade dort, wo sich die Erosion im Hochtal und die Vermurung der Römersiedlung wie die Schalen einer Waage verhalten, wären zumindest eine Relativchronologie oder die Größe der Schüttungszonen einzelner Muren von beträchtlicher Aussagekraft. Der Vernachlässigung der Holozängeologie und der Wildbachhydrologie entspricht, dass der Debantbach in allen seit 1914 zur ›Römersiedlung Stribach‹ veröffentlichten Plänen ›vergessen‹ wurde[63]. Dies gilt leider auch für den neusten Plan, der

---

auch Lunc, Lonz, Luenz, Lunz usw.), sondern von *Lonkina, »Siedlung an der Flussbiegung (d. i. die Flussbiegung der Drau)«, ausgehen dürfte (persönliche Mitteilung Heinz Pohl, Klagenfurt). Die lautliche Ähnlichkeit mit Linz (OÖ) oder etwa Lunz am See (NÖ) sei rein zufällig.

60 s. vorliegender Band Kap. 3.3 (G. Winkler).

61 s. o. S. 151–153.

62 s. o. S. 150 und u. 283–284.

63 Im November 2011 hat Otto Defranceschi an der Universität Graz über die aktuellen Grabungsergebnisse in der ›Römersiedlung Stribach‹ referiert und einen neu gestalteten Plan verwendet, in dem erstmals auch der Debantbach eingetragen war. Herr Defranceschi, der den Plan selbst erarbeitet hatte, versicherte mir, dass ohne großen Aufwand auch die Höhenschichtenlinien und der Grabbezirk der *cultores* eingetragen werden könnten. Daher stellte ich am 12. Dezember 2011 diesbezüglich ein formelles Ansuchen an das Institut für Archäologien der Universität Innsbruck, das zwei Tage später mit der Begründung abgelehnt wurde, der neue Stadtplan »… sei noch in Arbeit, er solle die bisher nur in Vorarbeiten publizierten Bauwerke wie das Rundmacellum und das Forum enthalten und zuerst in einer eigenen Publikationen vorgestellt werden.« Leider fand auch mein Vorschlag, lediglich die Flächen zu markieren, auf denen die teilveröffentlichten Bauwerke ausgegraben wurden, keine Zustimmung.

lediglich den alten Grabungsplan von Wilhelm Alzinger weiterführt, aber nicht einmal mehr dessen Höhenkoten enthält[64]. Dadurch sind alle Informationen zur naturräumlichen Situation beseitigt[65], und es entsteht der Eindruck, die Siedlung würde im luftleeren Raum schweben. Um meine Argumentation naturräumlich, topografisch und inhaltlich nachvollziehbar zu machen, habe ich die bisher publizierten Ausgrabungspläne zu Abbildung 103 zusammenfassen lassen[66]:

Dabei erkennt man, dass die Siedlung so nahe an das Bachbett heranrückt, dass ihr Westrand von den Hochwasserschutzdämmen regelrecht begraben wird. An den wieder eingetragenen Höhenkoten erkennt man ferner, dass sie von Norden nach Süden um rund 10 m abfällt, von Westen nach Osten dagegen nur um rund 1,5 m.

Tabelle 5: Die Höhenkoten aus dem Grabungsplan von W. Alzinger und die absoluten Höhen[67]

Kote	**H über ›Repräsentationstor‹**	**H über Adria**
ÖBB-Haltestelle Dölsach	– 6,7 m	653,0 m
Südende der ›Repräsentationsmauer‹	– 4,4 m	655,3 m
ein knapp 100 m östlich des ›Repräsentationstors‹ an der Drautalstraße gemessener Punkt	– 0,3 m	659,4 m
Durchfahrt des Repräsentationstors	0,00	659,7 m
Fahrbahn (?) der ›Macellumstraße‹ beim westlichen Ende des Atriumhauses	+ 1,3 m	661,0 m
tiefstes Niveau der ›Macellumstraße‹ vor dem Macellum	+ 1,0 m	660,7 m
höchstes Niveau der ›Macellumstraße‹ vor dem Macellum	+ 1,6 m	661,3 m
Eingangsschwelle in die öffentliche Therme	+ 4,9 m	664,6 m

Wie stark sich das Gelände seit der Antike verändert hat, zeigt ein Luftbild des sog. Prunkbaus[68], der nach Erkenntnissen der Ausgräber noch im 6. Jahrhundert benutzt wurde[69] und heute von den Schutzdämmen hoch überragt wird. Das von mir im September 1992 gemachte Foto (Abb. 108) zeigt dieselbe Situation wie die von der Dammkrone gemachte Aufnahme bei Walde –

64 Planbeilage zu Walde – Grabherr 2007. Gleiches trifft auch auf den von Auer 2008, 8 veröffentlichen Plan zu.

65 Wozu die Vernachlässigung der naturräumlichen Situation führen kann, sieht man an der Äußerung Miltners, dass die ›Römersiedlung Stribach‹ »nach Art der Sandablagerung wohl nur von der Drau« zerstört worden sei (PAR 1, 1951, 42 und PAR 3, 1953, 33 f.). Wie absurd diese Vorstellung ist, sei anhand von zwei Höhenmaßen dargestellt: Die Durchfahrt durch das Repräsentationstor (= Referenzpunkt von Alzingers Höhenangaben) liegt auf 659,7 m, und nach ÖK 1 : 50 000, Blatt 180 liegt der tiefste Punkt des Drautals, die ÖBB-Haltestellte Dölsach, auf 653 m. Ein Hochwasser, das die ›Römersiedlung Stribach‹ zerstören konnte, musste also eine Mindesthöhe von 7 m erreicht haben (zu diesem Wert kommt noch der mir unbekannte Höhenunterschied zwischen der ÖBB-Haltestelle und dem Flussbett der Drau), und zwar auf der gesamten Breite des Drautals, das zwischen Dölsach und dem gegenüberliegenden Hang bei Bad Jungbrunnen 1,5 km breit ist.

66 Franz Fichtinger hat den im Archiv des Österreichischen Archäologischen Instituts verwahrten Ausgrabungsplan von 1915 (s. u. Anm. 92 und Abb. 106), den Ausgrabungsplan FÖ 48, 2009, 448 Abb. 54 und den Gesamtplan von Walde – Grabherr 2007 auf den Kataster von Stribach übertragen und meine hier vorgelegten Erkenntnisse grafisch dargestellt. Eine große Hilfe war dabei ein Luftbild des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen, das mir Herr DI Rudolf Neumayr, Inhaber der gleichnamigen Vermessungskanzlei in Lienz, mit dem Kataster von Stribach überlagert und zur wissenschaftlichen Nutzung zur Verfügung gestellt hat. Eine weitere Hilfe fand ich bei Google-Earth, über das man die Länge jeder beliebigen Route, sei sie noch so gekrümmt, abmessen kann und über das man für jeden auf einem Satellitenbild angeklickten Punkt die Meereshöhe erhält. Dass hier mit Toleranzen zu rechnen ist, versteht sich von selbst, einen Anhaltspunkt bieten die Werte aber allemal.

67 Für die Niveaus der Macellumstraße vor dem Macellum danke ich Katrin Winkler vom Institut für Archäologien der Universität Innsbruck.

68 Walde – Grabherr 2007, hinterer Buchdeckel. Das aussagekräftige Luftbild, zu dem sich im Buch weder Beschreibung noch Hinweis finden, ist von Norden nach Süden, die Abb. 14 auf S. 200 vom Damm des Debantbaches, also von Westen nach Osten, aufgenommen.

69 Walde – Grabherr 2007, 167.

Grabherr 2007[70]. Bei gemeinsamer Betrachtung beider Bilder erkennt man, dass sich vor den Füßen des Besuchers eine Türschwelle befindet, d. h., dass dieser auf dem Boden des sog. Prunkbaus steht. Der Debantbach muss also noch im Frühmittelalter auf einem Niveau geflossen sein, das tiefer lag als der sog. Prunkbau. Seit damals ist das Bachbett um soviel angestiegen, dass der Höhenunterschied zwischen dem spätrömischen Bodenniveau und der Dammkrone, die am oberen Rand der Abbildung 108 sichtbar ist, mindestens das Dreifache des nicht gerade klein gewachsenen Besuchers beträgt[71].

Wie man auf den Luftbildern und am Verlauf der Höhenschichtenlinien auf der ÖK 1 : 50 000 sieht, kann der Debantbach nach seinem Austritt aus der Klause nur in Falllinie zu Tal geflossen sein. Erst tiefer unten ist er orografisch korrekt nach Osten verschoben, was aber unwesentlich ist, da er dort schon längst das römische Siedlungsgebiet verlassen hat. Wie sich die Straten der römischen Siedlung höhenmäßig zum antiken Bachbett verhalten haben, lässt sich zusätzlich zum eben besprochenen Foto und der Grobreferenzierung der Höhenkoten auch durch beiläufige Notizen in den Grabungsberichten beantworten[72]. Wie wir beim ›Prunkbau‹ und beim fast ebenen Verlauf von ›Macellumstraße‹ und ›Drautalstraße‹ feststellen, muss die Sohle des Debantbaches in der Antike auf der gesamten Strecke wesentlich tiefer gelegen haben. Das ist auch vollkommen logisch, denn nur so konnten die Siedlung entwässert und ihr Kanalsystem vor Hochwässern des Debantbaches geschützt werden. Seither haben sich die Verhältnisse genau umgedreht, und so liegt heute die Sohle des Debantbaches wesentlich über dem römischen Kanalsystem.

Durchsucht man die Ausgrabungsberichte auf eine antike Vermurung der Siedlung während ihres mindestens fünfhundertjährigen Bestehens, dann finden sich keine konkreten Hinweise – im Gegenteil: Wilhelm Alzinger meinte, dass die Vermurung der ›Römersiedlung Stribach‹ erst rund eintausend Jahre nach ihrer Zerstörung durch die Slawen (610 n. Chr.) einsetzte[73]. Für Michael Tschurtschenthaler ergab sich bei der Freilegung des hart am Ufer des Debantbaches liegenden Macellums, dass auch dort die Vermurung nicht antik, sondern einheitlich mittelalterlich und neuzeitlich ist[74], und Martin Auer schließt aus einer Beschreibung der Ruinenstätte durch Johann Putsch, der um 1540 noch Teile der Bauten aufrecht stehend sah, dass die großflächigen Vermurungen zwischen 1540 und 1800 stattgefunden hätten[75]. Wie man aus der Autopsie, aus Abbildung 108 und anhand der zusammengestellten Höhenkoten erkennen kann, hatte der römische Debantbach praktisch keinen Schwemmkegel.

Mit dem Debantbach und den Muren musste ich mich auseinandersetzen, weil beide für die Frage, wie groß die ›Römersiedlung Stribach‹ gewesen sein dürfte, eine eminente Rolle spielen. So wird in Walde – Grabherr 2007 unter Berufung auf »die bereits seit den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts häufig geäußerte Vermutung« folgende Siedlungsstruktur angedacht[76]: Zum

---

[70] Walde – Grabherr 2007, 168 Abb. 2.

[71] Dem entspricht eine kurze Vortragsmitteilung von Michael Tschurtschenthaler während des Österreichischen Archäologentages im Februar 2008 in Wien, dass das Macellum, das 2006 im östlichen Damm des Debantbaches entdeckt wurde, ca. 3 m unter der heutigen Sohle des Baches liegt (noch nicht publiziert).

[72] Nach Alzinger 1959, 117 senkt sich der vor der Eingangsfront des Atriumshauses vorbeiführende Seitenkanal der ›Macellumstraße‹ auf 25 m um 34 cm (= 1,36 % Gefälle) und nach Langmann 1968–71, 144 f. fällt die ›Drautalstraße‹ auf eine Länge von 45 m um 1 % in Richtung Osten. Leider sind weder die Höhenkoten der Kanalsohlen untereinander in Beziehung gesetzt noch das Kanalsystem als solches zusammenfassend untersucht worden.

[73] Alzinger 1959, 133. Eine nachrömische Mure vermeint er in Raum 57 und 59 zu erkennen (Alzinger 1959, 117) und nicht nur das, frühneuzeitliche Keramik aus den Räumen 46, 48 und 51 des Atriumhauses könnten seiner Ansicht nach darauf hinweisen, dass diese Räume damals noch sichtbar, wenn nicht sogar benutzbar gewesen sein mögen.

[74] Während des Österreichischen Archäologentages im Februar 2008 in Wien (unveröffentlicht).

[75] Auer 2008, 18.

[76] Walde – Grabherr 2007, 202 im Originaltext: Nach »Norden erstreckt sich zwischen dem Macellum und dem so genannten Prunkbau (Basilika ?) ein etwa 1000 m² großer, freier Platz bisher unbekannter Funktion. Die Häufung öffentlicher Bauten in diesem Bereich, zu dem auch die große öffentliche Therme des so genannten Decumanus I sinister zu zählen ist, belegt die bereits seit den fünfziger Jahren des 20. Jh. häufig geäußerte Vermutung, das

108 Der sog. Prunkbau in der ›Römersiedlung Stribach‹. Blick von Westen in jenes Gebäude der Siedlung, das sich am weitesten unter die Dämme des Debantbaches erstreckt. Man sieht, dass der Höhenunterschied zwischen dem römischen Bodenniveau und der Dammkrone des Debantbaches enorm ist und der Debantbach in der Antike unterhalb des römischen Bodenniveaus geflossen sein muss.

öffentlichen Zentrum der Siedlung gehöre das Macellum, nördlich davon ein freier Platz, noch weiter nördlich der sog. Prunkbau, der nach Ansicht der Ausgräber möglicherweise eine Basilika war[77], und als nördlichstes Bauwerk die öffentliche Therme. Ein weiterer Teil des öffentlichen Zentrums läge unter dem Debantbach, ein dritter »in der Nähe« und der Bach wäre ganz woanders geflossen. In anderen Worten: Am Ostufer des Debantbaches wäre gerade noch der Ostrand des Zentrums mit den Facilitys für die Bürger erhalten (Macellum, Basilika, Therme), das Zentrum des Zentrums läge unter den Dämmen und der Westteil des Zentrums (Tempel der Kapitolinischen Trias etc.) westlich der Dämme. Das ist im Grunde das Bild, das die Heimatforschung schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts von der Siedlung entwarf, nämlich dass sie durch den Debantbach in zwei Hälften zerschnitten gewesen sei[78].

Dass diese ›Vermutung‹ unhinterfragt ein halbes Jahrhundert überdauern konnte, geht m. E. auch auf ein falsches Verständnis des Debantbaches zurück. Denn alle, die hier die Zentralsiedlung des Munizipium Aguntum vermuteten, mussten sich eingestehen, dass die am Ostufer des Debantbaches freigelegte Siedlung für eine Stadt zu klein ist und weder Wohnbereiche noch

öffentliche Zentrum von Aguntum habe sich in der Nähe und wohl auch zum Teil unterhalb des modernen, sich nicht mit dem antiken deckenden Verlauf des Debantbachs befunden.«

[77] In Walde – Grabherr 2007, 168 Abb. 2 ist das Foto einer neueren Ausgrabung veröffentlicht, auf der nichts zu erkennen ist, was eine Charakterisierung dieser aus Rollsteinen bestehenden Mauern als ›Prunkbau‹ oder gar Basilika begründen würde.

[78] Meyer – Unterforcher 1908, 75 verkündeten lapidar: »Der Debantbach durchquerte die Stadt.«

Nekropolen aufweist. Daraus entstand die Vorstellung, dass sich das Stadtgebiet westlich des Debantbaches fortgesetzt haben müsse[79]. Bei dieser Annahme störte aber der Debantbach insofern, als er mitten durch die postulierte Siedlung geflossen wäre. Aus diesem Grund hat sich Gerhard Langmann mit dessen Selbstverlegung beholfen, nach der der Debantbach »in römischer Zeit gewiss eine andere Bettführung gehabt … in nachantiker Zeit sich jedoch wieder seinen ursprünglich (!) geraden Lauf geschaffen hätte«[80]. Um Klarheit zu finden, hat Langmann im Winter 1959 am Westufer des Debantbaches eine Sondage angelegt, die bis in eine Tiefe von 5 m ergebnislos blieb. Den Misserfolg hat er damit weginterpretiert, dass die nachantiken Muren eben alle römischen Bauten spurlos vernichtet hätten[81]. So blieb bis heute die Vorstellung erhalten, dass sich »das öffentliche Zentrum … wohl auch zum Teil unterhalb des modernen, sich nicht mit dem antiken deckenden Verlauf des Debantbaches (!) befunden« habe[82].

Angesichts dieser ›Vermutung‹ muss man sich fragen, ob die Archäologie überhaupt wahrgenommen hat, dass sie sich seit bald einhundert Jahren nur auf das östliche Drittel der Siedlung konzentriert hatte. Wie konnte es geschehen, dass westlich des Debantbaches, wo doch der Westteil des Zentrums und der Westabschluss des verbauten Gebietes liegen sollen, in den letzten Dezennien so viele Siedlungshäuser gebaut wurden, ohne dass ein einziger Fund bekannt geworden wäre?

Zum Glück entlarvt der Debantbach solche ›Vermutungen‹ und wäscht die scheinbar nachlässige Bodendenkmalpflege rein: Wasser fließt vom Berg ins Tal, und daher hat der Bach nach seinem Austritt aus der Klause nie etwas anderes getan, als auf dem kürzesten Weg der Drau zuzufließen[83]. Wie man am fast horizontalen Verlauf der ›Macellumstraße‹ ablesen und an den Niveaus der Kanäle ahnen kann, war er zur Römerzeit ein friedliches und gleichmäßig fließendes Gewässer. Also keine Rede von einer Selbstverlegung des Bachbettes, der Verschüttung eines nicht existierenden Siedlungszentrums und der Nachlässigkeit von Denkmalschützern. In Wirklichkeit haben wir die Siedlung am Ostufer des Debantbaches relativ vollständig vor uns[84]. Ich kann also an ihre Analyse gehen, ohne von ›Vermutungen‹ belastet zu sein.

---

[79] Langmann 1968–71, 149: »… Grabungen im Zentralbereich können nicht in Betracht gezogen werden, da das vermutete Zentrum Aguntums in einer Zone westlich des Debantbaches liegt, wo nachantike Muren den Ruinenbestand spurlos vernichtet haben.«

[80] Langmann 1968–1971, 152 Anm. 13.

[81] Langmann 1968–1971, 149. Dass die am Ostufer liegenden Bauten verschont blieben, hat aber nicht weiter gestört. Wie man über Bauten reflektieren kann, von denen keine Spuren vorhanden sind, sei dahingestellt. Im Gegensatz dazu die kurze Bemerkung von Walde 2002, 150, dass »Mauern aus seinem Bachbett bekannt und römische Funde immer wieder auf seiner orographisch rechten Seite« gemacht werden.

[82] Walde – Grabherr 2007, 202.

[83] Um welche Höhendifferenzen es sich hier handelt, lässt sich mithilfe der Höhenmessfunktion von Google-Earth überblicksmäßig erkennen: Das Bett des Debantbaches liegt:
- beim Austritt aus der Klause, d. h. unter der Haarnadelkurve der zum Iselsberg ansteigenden B 107, auf 753 m;
- bei der Brücke der B 107 zwischen Debant und Stribach auf 688 m;
- bei der Brücke der B 100 (= E 66), die sich über das Grabungsgelände spannt, auf 663 m.

Das ergibt einen Höhenunterschied von 150 m bei einer Luftlinie von 1 500 m und ein Gefälle von 10 % (alle Maße nach Google-Earth).

[84] An dieser Stelle muss ich kurz zu dem oben erwähnten und heftig umstrittenen Dachziegel mit dem eingeritzten ›Stadtplan‹ zurückkehren, der im Jahr 1976 auftauchte, weil er zusätzlich zum bereits ergrabenen Siedlungsgrundriss ein Theater und einen heiligen Bezirk andeutete. Um die Echtheit dieses Fakes zu beweisen, zog Alzinger eine große Zahl von Sondagen, bei denen er fast nirgendwo auf Gebäudereste stieß, sondern bestenfalls auf fundführende Schichten, wahrscheinlich umgewälztes Material (PAR 29, 1979, 26–28; PAR 30, 1980, 45–47). Wäre Alzinger nicht so auf die Suche nach einem Theater und/oder heiligen Bezirk fixiert gewesen, hätte er an der Ergebnislosigkeit seiner Sondagen ablesen können, dass die ›Römersiedlung Stribach‹ nicht wesentlich größer als der ausgegrabene Bereich gewesen sein dürfte. Ein letztes Echo fand Alzingers ›Ziegelplan‹ im Jahre 1999, als im ›Waldschnitt‹ runde Baustrukturen zutage kamen, zu denen Michael Tschurtschenthaler meinte, sie ließen »am ehesten an ein Besucherrund und eine davon eingeschlossene Innenfläche eines theaterartigen Gebäudes« denken (FÖ 39, 2000, 691).

Die ›Römersiedlung Stribach‹ und die Gabelung von Glockner- und Drautalroute (Abb. 103)

Wie eingangs erwähnt, wurde im Jahre 1882 im Stribacher Auwald in einer römischen Mauer ein Titulus entdeckt, der in die Forschungsgeschichte als ›Friedhofstein‹ eingegangen ist (Abb. 102)[85]. Die drei Worte des Inschrifttextes *geni(i) municip(ii) Agunt(ensium)* haben zu der für den damaligen Forschungsstand verständlichen Fehldeutung verleitet, dass der Fundort des Steins mit dem Munizipium Aguntum gleichzusetzen sei. Das Missverständnis bestand darin, dass man der Ansicht war, ein Munizipium sei eine größere Siedlung mit Autonomiestatut. Spätestens durch die Forschungen von Hartmuth Wolff ist aber klar geworden[86], dass ein Munizipium aus dem Zentralort *und* seinem Landbezirk besteht, die gemeinsam eine in sich geschlossene, einander bedingende Einheit darstellen. Auf den ›Friedhofstein‹ bezogen, bedeutet dies, dass seine Fundstelle innerhalb des *ager Aguntinus* liegt[87], es bedeutet aber nicht, dass der Stein aus dem Zentralort des Munizipiums selbst stammen muss, weil der Genius des Munizipium Aguntum eben überall im *ager Aguntinus* verehrt werden konnte. Damit fällt die einzige authentische Stütze weg, die es erlauben würde, in der Siedlung am Debantbach den Zentralort des *municipium Aguntum* zu sehen.

Das Verhängnis liegt, so glaube ich, woanders begründet. Denn der Großraum Lienz – Dölsach – Lavant, dem man durchaus den Charakter einer in sich geschlossenen archäologischen Landschaft attestieren kann, hat seit zweieinhalb Jahrhunderten immer wieder das Interesse von Heimatforschern erregt. Dennoch ist es bis heute nicht gelungen, die überdurchschnittlich große Zahl von deren Fundmitteilungen in ihrer Gesamtheit zu analysieren und kartografisch darzustellen. Gerade bei dem 1882 entdeckten Grabbezirk der *cultores* wäre die Voraussetzung ideal gewesen, da Pater Orgler kurz nach Entdeckung die Fundstelle besucht hat[88]. In seinem unmittelbar danach erschienen Bericht schreibt er, dass der Friedhofstein in einer Mauer entdeckt worden war, die durch eine Mure sichtbar geworden sei. Adolph B. Meyer und Augustin Unterforcher besichtigten rund 20 Jahre später die Fundstelle und ergänzten den Erstbericht Orglers durch detaillierte Beschreibungen sowie durch die Erwähnung von Gräbern[89]. 1914 zeichnete Rudolf Egger den

---

[85] CIL III 11845 = lupa 4472: *Locus sepulturae cultorum geni(i) municip(ii) Agunt(i) Secundus Ant(onii) Pud(entis) titulum s(upra) s(cripti) m(unicipii) c(ultoribus) d(onum) d(edit) Iuc[undus].*

[86] Wolff 1989, 1–36, bes. 12 f.

[87] Damit soll die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden, dass sich auch außerhalb des *ager Aguntinus* ein Kollegium zur Verehrung des munizipalen Genius von Aguntum gebildet haben kann.

[88] Orgler 1884, 71: »Die Fundstelle liegt auf einer von Gerölle jüngst überschütteten Wiese (sic!) an einer Ecke, die etwa einen halben Meter hoch ist, und vor welcher der Boden plötzlich abfällt. Wie die nähere Untersuchung ergab, wird dieser Vorsprung durch ein Stück alten Mauerwerkes gebildet. An diesem Vorsprung erblickte der Bauer eine Ecke der Marmortafel, die er dann herausgrub.« Auch die Inschrift, die der Bauer inzwischen auf seinen Hof gebracht hatte, konnte Orgler sehen.

[89] Da der Fundort für meine Argumentation besonders wichtig ist, sei seine Beschreibung von Meyer – Unterforcher 1908, 11–13 wörtlich wiedergegeben: »Die Fundstelle ist … etwa 150 m östlich vom Debantbache, westlich von der Stribacher Parzelle 156, nahe deren westlicher Langseite ein Pfad von Nord nach Süd führt, … etwa 300 m nordöstlich von der Reichstraßenbrücke, die über den Debantbach führt, also ziemlich weit von dessen eigentlichem Bett. Als nun dieser Wildbach 1882 nach starken Regengüssen weit über seine Ufer trat, hat er in bezug auf den Stein weiter nichts getan als ihn freigelegt. … Nun sind ganz in der Nähe des Fundorts des Friedhofsteins bereits i. J. 1858 Gräber aufgedeckt worden und der genannte Führer geleitete uns auch sofort dahin. Wir sahn hier in einer etwa 2 m tiefen, mit Gesträuch bestandenen Grube hohe Mauerreste. Hr. B. Unterberger in Lienz hat an derselben Stelle noch 1880 einen Steinsarg freigelegt und uns bei einer spätern Gelegenheit wieder dahingeführt.« – Für den Fundort und seine allernächste Umgebung ergibt sich also die folgende Beobachtungsreihe:
1858 Aufdeckung von Gräbern
1880 Freilegung eines »Steinsarges« durch einen Herrn Unterberger
1882 Freilegung »eines Stück alten Mauerwerks … mit einer Marmortafel« durch eine Mure (zum diesbezüglichen Bericht von Pater Orgler s. o. Anm. 88)
Vor 1908 Besichtigung des Fundortes durch Meyer und Unterforcher, die in einer 2 m tiefen Grube noch »hohe Mauerreste« sahen.
Man darf also annehmen, dass »das alte Mauerwerk« tatsächlich römisch und nicht nachantik ist, doch bleibt eine gewisse Unsicherheit bestehen, die schon von sich aus eine Nachgrabung rechtfertigen würde.

Fundort des Steins in seinem kleinen Übersichtsplan ein und kürzte den langatmigen Fundbericht von Meyer – Unterforcher rigoros[90]. Verhängnisvoll aber wurde, dass Erich Swoboda die Fundsituation des ›Friedhofsteins‹ richtiggehend verfälscht hat[91].

Damit ist gleich in mehrfacher Hinsicht Unordnung entstanden: Der Friedhofstein wurde seiner topografischen Aussage beraubt und auf ein Dokument reduziert, das den Munizipalstatus von Aguntum belegt und ein bemerkenswertes religiöses Kollegium nennt. Vor allem aber wurde die Identifizierung von Aguntum mit der ›Römersiedlung Stribach‹, die Orgler 1884 aus verständlicher Begeisterung über sein heimatkundliches Finderglück von sich gegeben hatte, bis auf den heutigen Tag weiter getragen. Orglers eigentliche Information, nach der die Mauer des Grabbezirkes der *cultores* einen wichtigen topografischen Fixpunkt darstellt, ging hingegen unter. Obwohl dieser Grabbezirk auf einem im Archiv des Österreichischen Archäologischen Instituts verwahrten, aber nicht veröffentlichten Ausgrabungsplan aus dem Jahr 1915 eingetragen ist (Abb. 106)[92], wurde er weder in den Gesamtplan von Alzinger 1985 noch von Walde – Grabherr 2007 aufgenommen. In der Zusammenzeichnung der Ausgrabungsergebnisse auf Abbildung 103 ist der Grabbezirk der *cultores* nur rund 120 m nördlich der Drautalstraße und 20–25 m westlich des gedachten Verlaufs der Glocknerroute zu lokalisieren. Wenn der Grabbezirk der *cultores* so nahe an der Siedlung liegt, dann muss das verbaute Gebiet schon vorher geendet haben.

Ein Grabbezirk, der von einer offiziell-munizipalen Körperschaft im Norden der Siedlung und am Hang zum Iselsberg errichtet wurde, bedarf keiner besonderen Erklärung: Wo Grabanlagen vorhanden waren, wird eine Verkehrslinie nicht weit gewesen sein – die Glocknerroute nämlich. Es war Wilhelm Alzinger, der schon den Schlüssel zum richtigen Verständnis der ›Römersiedlung Stribach‹ in der Hand hatte und doch nicht nutzen konnte, weil er nach Kontinuitäten suchte, wo keine waren. Obwohl er selbst schrieb, dass auf Breitegg nur hallstattzeitliche Funde gemacht worden waren[93], ging er davon aus, dass der südlich der öffentlichen Therme verlaufende Straßenzug, den er *decumanus I sinister* getauft hatte (jetzt: ›Drautalstraße‹), weiter oben den Debantbach überschritten habe und in direkter Richtung auf Breitegg zugelaufen sei. Um diese Straße zu beweisen, hat er allerdings nicht einen einzigen Suchschnitt jenseits des Debantbaches gemacht. Nach seiner Theorie hätte es also bei der öffentlichen Therme eine zweite Brücke/Furt gegeben, über die eine nicht nachgewiesene Straße zu einer nicht nachgewiesenen Höhensiedlung führte, die durch die Gründung der »Nachfolgesiedlung« keinen Sinn mehr gehabt hätte[94].

Reale Grundlage dieser Idée fixe war Alzingers Glück als Ausgräber. Unter der öffentlichen Therme hatte er die ältesten Gebäude der ›Römersiedlung Stribach‹ entdeckt: eine »Steinkonstruktion« aus dem dritten Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr., die an der ›Drautalstraße‹ liegt[95] und damit eine Erklärung für den spitzen Winkel bietet, in dem ›Macellumstraße‹ und ›Drautalstraße‹ zueinander standen. Dass Wilhelm Alzinger aus dieser richtigen Beobachtung den falschen Schluss zog, wurde dadurch provoziert, dass er den Grabbezirk der *cultores* nicht in seinen Ausgrabungsplan einzeichnete. So hat er sich selbst der Erkenntnis versperrt, dass von der öffentlichen Therme ein

---

[90] Egger 1914, 11. 12 Abb. 3.

[91] Swoboda 1934, 7, Anm. 2: »… die anlässlich der Hochwasserkatastrophe des Jahres 1882 vom Debantbach angeschwemmte Inschrift CIL III Suppl I, 11485 …«, bzw. Swoboda 1935, 8: »Und als die Hochwasserkatastrophe des J. 1882 den berühmten ›Friedhofstein‹ angeschwemmt hatte …«.

[92] Inv. 529-2, mit RE – wohl Rudolf Egger – signiert und auf den 15. 4. 1915 datiert.

[93] Gelegentlich wird auch der Name Wartschenberg verwendet, z. B. Alzinger 1974, 131. Alzinger 1977b, 385 weiß sogar, dass »in diesem *oppidum*, ähnlich wie auf dem Magdalensberg, römische Kontore« gewesen seien. Und dann weiter: »Umso verständlicher ist es, dass die römischen Siedler sich nach der Weite des Talbodens sehnten.« Die von O. Menghin stammende Vermutung, auf Breitegg habe die Vorgängerin von Aguntum gelegen (s. o. Anm. 49) wurde von Wilhelm Sydow durch Ausgrabungen widerlegt, von Sydow 1995, 37–64.

[94] Zum Ende der Breitegg-Theorie Stadler 1995, 71: »… die Station auf dem Breitegg (wird) schon im 5. Jh. v. Chr. verlassen …« und »Vielleicht bedarf auch das Gedankenschema, nämlich die Verlegung der Bergsiedlung … einer gründlichen Prüfung.«

[95] Alzinger 1985, 48.

Verkehrsweg auf den Iselsberg abgezweigt war. Der Beginn des Anstieges war sicher ein geeigneter Ort für einen Grabbezirk von Leuten, die den Genius eines Munizipiums verehrten, das von den Fernrouten lebte, die sein Territorium in alle Himmelsrichtungen durchzogen.

Mit den zwei Meilensteinen, die 1964 in der öffentlichen Therme als Abdeckung eines Hypokaustums zutage kamen[96], hatte Alzinger weiteres Finderglück. Aber statt ihre Entfernungen zu einer Überprüfung der überkommenen Thesen zu verwenden, nahm er an, sie wären aus »der Gegend von Schloss Bruck« bei Lienz und gar von »der Lienzer Klause bei Leisach« an das Ufer des Debantbaches gebracht worden, um dort als Baumaterial Verwendung zu finden. Eine weitere Chance, die wahren topografischen Verhältnisse zu erkennen, bot die Entdeckung der spätantiken Kirche in Lienz-Patriasdorf mit Priesterbank und erhöhtem Mittelsitz[97], deren Existenz Alzinger damit begründete, dass der Bischof von Aguntum vorübergehend in Patriasdorf residiert hätte, bevor er in die fortifikatorisch günstiger liegende Burg von Lavant wechselte[98].

Weder die Autorität von Theodor Mommsen[99] noch die Kritik von Erich Swoboda, wonach die Worte des Venantius Fortunatus »wenig zu dem Agunt, das jetzt angegraben wurde, passen«, reichten aus[100], um die Entfernungsangaben der Meilensteine vom Iselübergang bei Lienz aus zu berechnen. Hätte Alzinger dies getan, wäre er mit *ab Agunto mp III* (= 6 km) in das Zentrum der ›Römersiedlung Stribach‹ gelangt, punktgenau an die von ihm freigelegte öffentliche Therme, an deren Südwestecke die Glocknerroute in die ›Drautalstraße‹ mündete.

Vom untersten Stück der Glocknerroute gibt es seit Neuestem einen Überraschungsfund: Zu einem nicht lange zurückliegenden Zeitpunkt wurde in der ersten Kurve der B 107, also im unmittelbaren Nahbereich des Grabbezirkes der *cultores*, ein 1,60 m hoher, leider unbeschrifteter Meilenstein gefunden[101]. Dieses wichtige Denkmal wurde an so versteckter Stelle erwähnt[102], dass es keinen Eingang in das von Gerhard Winkler verfasste Corpus der Meilensteine von Rätien und Noricum gefunden hat[103]. Da ist es nur ein schwacher Trost, dass der Meilenstein und die durch ihn bewiesene Straße auch nicht in die neueste Veröffentlichung zu Aguntum aufgenommen wurden, obwohl Anton Höck beide ganz konkret mit der Glocknerroute verbunden hatte[104].

Ein Meilenstein an der Stelle, wo die Glocknerroute die ›Römersiedlung Stribach‹ betrat, kann neben dem von Loncium, d. h. von Kötschach, aus zählenden Meilenstein von Oberdrauburg[105] als weiteres Indiz dafür gewertet werden, dass auch die Glocknerroute mit Meilensteinen versehen war. Das wiederum wäre ein Indiz dafür, dass der zweite der in der öffentlichen Therme gefundenen Meilensteine, der in das Jahr 201 n. Chr. datiert und *ab Agunto mp VI* angibt, für die Passhöhe auf dem Iselsberg bestimmt war. Mit seinen sechs Meilen (= 9 km) gelangt man von Lienz-Patriasdorf genau auf die Passhöhe, wo die Glocknerroute vom Munizipium Aguntum in das Munizipium Teurnia wechselte.

---

[96] Alzinger 1985, 70–74. Im Beitrag G. Winkler, Kap. 3.3 die Meilensteine Nr. 2 und 3.

[97] Walde-Psenner 1973, 393–394; Zemmer-Plank 1974, 251–285.

[98] Alzinger 1977b, 412.

[99] s. o. Anm. 1.

[100] Swoboda 1934, 97 zu Vita s. Martini 4, 649: … *per Dravum itur iter, qua se castella supinant / hic montana sedens in colle superbit Aguntus* …; dazu s. S. 101.

[101] Die B 107 ist die moderne Nachfolgerin der Glocknerroute, sie beginnt im Drautal bei Dölsach, führt über das Hochtor und mündet nördlich von Bruck an der Glocknerstraße in die Salzachtal-Bundesstraße. Diese wiederum ist – heute wie in der Antike – die nördlich des Alpenhauptkammes verlaufende Parallelstraße zur Drautalstraße.

[102] Walde – Feil 1995, Nr. 16 letzter Absatz in einem dem ›Friedhofstein‹ gewidmeten Katalogbeitrag. Auf den Meilenstein wurde ich aufmerksam durch seine Wiedergabe bei Höck 2005, 65 f. mit Abb. 7 und Anm. 13. Anton Höck seinerseits verdankt die Kenntnis des Steines dem Bürgermeister von Dölsach. Wann er gefunden wurde, war nicht zu eruieren. Eine Zeit lang stand er vor dem Dölsacher Kindergarten und wurde nach mündlicher Auskunft Anton Höcks jüngst in die Mitte eines Kreisverkehrs versetzt.

[103] s. S. CIL XVII 4, 1.

[104] Höck 2005, 66.

[105] s. Kap. 3.3 (G. Winkler) Nr. 1.

Zu diesem Meilenstein ist eine Bemerkung zu machen[106]: Sein Errichter war der norische Statthalter des Jahres 201 n. Chr., M. Iuventius Surus Proculus, der aus einer in Brixia (Brescia) auf vielen Denkmälern nachweisbaren Familie stammt. Er hat als Vorbereitung für die Dezennalienfeier zur Machtergreifung des Septimius Severus (9. April 193 n. Chr. im Legionslager Carnuntum)[107] in ganz Noricum eine Vielzahl von Meilensteinen errichten lassen. Anders als in Rätien und Oberpannonien, wo für dasselbe Jubiläum *vias et pontes* erneuert wurden[108], gibt sein in Gesamtnoricum verwendetes Inschriftformular an, dass er lediglich alte Meilensteine ersetzen ließ, *miliaria vetustate conlapsa*. Das wirft sofort die Frage auf, wieso Meilen-›Steine‹, die sich in vielen Fällen sogar bis auf den heutigen Tag an ihrem Standort aufrecht stehend erhalten haben, schon ein paar Dezennien nach ihrer Aufstellung aus Altersgründen umfallen, verfallen oder auch zusammenbrechen konnten *(collabi)*. Gerhard Winklers Antwort ist ebenso plausibel wie verblüffend: Die *miliaria vetustate conlapsa* waren aus Holz[109]. Damit ließe sich das Rätsel um den zweiten Meilenstein aus der öffentlichen Therme (s. Kap. 3.3 Nr. 3) weitgehend auflösen, denn er wäre in Auftrag gegeben worden, um auf dem Iselsberg ein in die Jahre gekommenes Meilen-›Holz‹ zu ersetzen[110]. Warum er oben nicht ankam, muss aber weiterhin offenbleiben.

Die ›Römersiedlung Stribach‹ als Drehscheibe des inneralpinen Verkehrs (Abb. 103)

›Drautalstrasse‹, Glocknerroute, Repräsentationsmauer und ›Forum‹

Durch die Entdeckung des Passheiligtums auf dem Hochtor ist klar geworden, dass auf dem Ostufer des Debantbaches ein stark begangener Verkehrsweg die ›Römersiedlung Stribach‹ in Richtung Norden verließ, um den Grabbezirk der *cultores* sowie einen unbeschrifteten Meilenstein zu passieren und relativ steil auf den Iselsberg anzusteigen. Ein solcher Verlauf erklärt, warum sich das älteste Gebäude der ›Römersiedlung Stribach‹, eine »Steinkonstruktion« aus dem dritten Viertel des 1. Jahrhunderts v. Chr., unter der öffentlichen Therme fand[111] und warum die Therme selbst von ihrer Westfront, d. h. von der Glocknerroute her, zu betreten war.

Ein unerwarteter Erkenntnisgewinn bahnte sich im Jahr 1999 mit dem ›Waldschnitt‹ an, einem etwa 100 m langen und 4,00 m breiten Suchgraben knapp nördlich der ›Macellumstraße‹[112]. Was sich damals abzeichnete, konnte vom Jahre 2008 an durch großflächige Freilegungen bestätigt werden, nämlich dass an der Nordseite der ›Macellumstraße‹ ein rund 50 m langes, portikusartiges Gebäude liegt, an dem sofort sein spitzer Winkel zur ›Macellumstraße‹ auffällt. Da auf der dreieckigen Fläche zwischen Debantbach, ›Macellumstraße‹ und ›Drautalstraße‹ schon seit Wilhelm

---

[106] Das Folgende nach Winkler 1969, 83–89. Zu den von Winkler a. O. angeführten Meilensteinen kommt seit kurzem auch der aus Brixen-Stufels (s. hier den Beitrag G. Winkler, Kap. 3.3, Nr. 12).

[107] Zum Datum der Machtergreifung des Septimius Severus in Carnuntum Birley 1988, 97 und S. 143 zu den Vorbereitungen der Dezennalienfeiern; zum geplanten, aber nicht zustande gekommenen Besuch der kaiserlichen Familie und zu dem damit verbundenen Straßenbauprogramm des Jahres 201, Winkler 2006, 17–28.

[108] Deringer 1953, 300–302 weist darauf hin, dass die zur selben Zeit in Rätien aufgestellten Meilensteine die Formel … *vias et pontes restituerunt* … und in der Pannonia Superior *vias et pontes vetustate corruptas restituerunt* trugen.

[109] s. hier Kap. 3.3 (G. Winkler).

[110] G. Winkler, s. hier Kap. 3.3, meint, dass der Meilenstein nachträglich vom Iselsberg ins Tal verschleppt worden sei. Denkbar wäre auch, dass der Meilenstein zwar angefertigt, aber nicht auf den Pass transportiert wurde. Anstatt ihn auszusondern, hat man ihn an der Abzweigung der Glocknerroute nahe der öffentlichen Therme aufgestellt. Vielleicht hat man seine für diesen Aufstellungsort unrichtige Entfernung übertüncht, vielleicht hat sie gar nicht gestört, weil sich die *miliaria* von der mittleren Kaiserzeit an immer mehr zu Ehrensäulen entwickelten. Knapp ein halbes Jahrhundert später entstand das nicht außergewöhnliche Bedürfnis, an derselben Stelle eine weitere Ehrensäule aufzustellen, diesmal mit der richtigen Entfernung *ab Agunto mp IIII*, und zu einem noch späteren Zeitpunkt wanderten beide von der Straßenecke in die Therme daneben, um ihre antike Letztverwendung als Abdeckung eines Präfurniums zu finden. Träfe diese Erklärung zu, dann wäre sie ein weiteres Argument für die enorme Bedeutung, die die ›Römersiedlung Stribach‹ als inneralpiner Verkehrsknoten hatte.

[111] Alzinger 1985, 48.

[112] FÖ 39, 2000, 691 f.

Alzinger das ›Forum‹ vermutet wurde, liegt es nahe, dass der Ausgräber dieses portikusartige Gebäude als Südabschluss des ›Forums‹ deutet. Lässt man die kultlich-rechtlich-administrative Aussage beiseite, die er mit diesem Begriff verknüpft, dann ist ihm darin zuzustimmen, dass das ›Forum‹ den Baulinien der ›Drautalstraße‹ folgt[113]. Seine Außenmaße schätzt der Ausgräber auf 60 ×50 m[114]. Das heißt, dass es ein rechtwinkeliger Baublock mit einer Frontlänge von 50 m und einer Tiefe von 60 m war, der von der ›Drautalstraße‹ bis zur ›Macellumstraße‹ durchging. Die Südfront hatte eine Raumtiefe von rund 12,40 m, zur Platzfläche anscheinend einen gedeckten Gang mit mindestens neun Kammern und einen zur ›Macellumstraße‹ vorspringenden Mittelraum, an den von beiden Seiten ein offener Gang mit Dachstützen und Pultdach anlief.

Mit dieser Entdeckung ist m. E. der entscheidende Durchbruch zum Verständnis der ›Römersiedlung Stribach‹ gelungen[115], denn nun ist klar, dass ihre Hauptachse nicht die ›Macellumstraße‹ war, sondern die ›Drautalstraße‹, und dass ihre Keimzelle an der Südwestecke der öffentlichen Therme zu lokalisieren ist. Dort überquerte die ›Drautalstraße‹ den Debantbach mit einer Furt oder Brücke, um am Fuß der Berghänge den Iselübergang bei Lienz-Patriasdorf anzusteuern (Drautalroute), und dort begann die Glocknerroute, die geradlinig auf den Grabbezirk der *cultores* zulief. Dass die Therme ihren Eingang nicht an der ›Drautalstraße‹, sondern an der Glocknerroute hatte, zeigt die Bedeutung der letzteren innerhalb der Siedlung.

Wie weit die Verzweigung der beiden Routen in die Prähistorie zurückreicht, ist nicht zu erkennen. Immerhin belegen einige Funde, dass die Stelle in vorrömischer Zeit begangen wurde[116]. Unter diesen sticht die Nachahmung einer Massiliadrachme hervor, die im Ausgrabungsdepot entdeckt wurde und daher aus der Siedlung stammen dürfte. Vergleichsstücke sind vom Himmelreich bei Wattens in Nordtirol und – hier vor allem wichtig – vom Karlstein bei Reichenhall bekannt[117]. Die Münze bestätigt schon für die republikanische Zeit jenen internationalen Charakter, den die venetischen Inschriften von der Missoria-Alm für die Glocknerroute belegen[118] und der in der römischen Kaiserzeit die ›Römersiedlung Stribach‹ auszeichnet. Zu diesen Funden kommen noch die ^{14}C-datierten Holzkohlenreste aus der Mittellatènezeit, die bei Probebohrungen 250 m südwestlich der Pfarrkirche von Dölsach gefunden wurden[119].

Während der Kaiserzeit waren also weit mehr Gebäude auf die ›Drautalstraße‹ ausgerichtet, als man vor dem ›Waldschnitt‹ des Jahres 1999 ahnen konnte, und sicher werden sich noch weitere identifizieren lassen. Zu denken wäre an die zweiphasigen Baustrukturen, die unter dem Atriumhaus gefunden wurden und von dessen Orientierung abweichen[120], ebenso wie an die von Erich Swoboda zwischen 1931 und 1935 östlich der Repräsentationsmauer aufgedeckten Bauten. Um hier Gewissheit zu erhalten, muss man warten, bis alle Befunde aus den alten Grabungen aufgearbeitet und planmäßig verortet sind. Ein Neuaufnahme der alten Ausgrabungsbefunde würde auch Klarheit bringen, ob die Pläne von Alzinger 1985 und Walde – Grabherr 2007 den Verlauf der Repräsentationsmauer nördlich des Repräsentationstores korrekt darstellen. Zieht man das Original des Ausgrabungsplanes von Swoboda heran (Abb. 106 a), dann kommen in dieser Hinsicht Zweifel auf. Denn der nördlichste Punkt, an dem Swoboda die Repräsentationsmauer feststellen konnte, liegt nämlich um einiges weiter im Osten als auf den erwähnten Plänen[121]. Wegen dieser

---

113 Tschurtschenthaler 2008, 595; Tschurtschenthaler 2009, 449; Tschurtschenthaler 2010, 30.

114 Tschurtschenthaler 2008, 595: R 263 = 9,4 m + R 269 = ca. 3,0 m.

115 Tschurtschenthaler 2010, 30.

116 Eine alpine Bandbogenfibel, 6. Jh. v. Chr.; eine der alpinen Tierkopffibel verwandte Fibel, 5. Jh. v. Chr.; eine Fibel im Mittellatèneschema, 2.–1. Jh. v. Chr.; ein Melauner Topf; eine Nachahmung einer Massiliadrachme 2. Jh. v. Chr. Zusammenstellung nach Walde 2002, 151 und Walde – Grabherr 2007, 104 f. Kat. 221–223.

117 Stadler 1995, 70; Dembski 1971, 43.

118 s. vorliegender Band Kap. 2.1 (O. Harl).

119 Ortsakten des Landeskonservatorats für Tirol, für deren Übermittlung ich Johannes Pöll, Bundesdenkmalamt Innsbruck, danke.

120 Tschurtschenthaler 2003, 751; Walde – Grabherr 2007, 176–185. In Walde – Grabherr 2007, 211 spricht Martin Auer von einem »vorstadtmauerzeitlichen Straßenverlauf«.

121 Inv. 465-2.

Unklarheit, die nur durch eine Nachgrabung beseitigt werden kann, ist auf dem Gesamtplan der Siedlung (Abb. 103) der nördliche Ast der Repräsentationsmauer weggelassen. Nach Swobodas Ausgrabungsplan steht die spätantike Kirche im rechten Winkel zur Repräsentationsmauer, und wenn Rudolf Egger lapidar vermerkt, dass die Kirche »über Ruinen klassischer Zeit« liegt[122], dann sieht es so aus, als hätte sich die Kirche an den alten Baulinien orientiert.

Bis eine präzise Plandokumentation aller topografischer Fixpunkte oder gar die längst überfällige Entdeckung des Grabbezirkes der *cultores* etwas anderes beweisen, gehe ich davon aus, dass alle Gebäude zwischen öffentlicher Therme und spätantiker Kirche im rechten Winkel zur ›Drautalstraße‹ standen und dass Glocknerroute und Repräsentationsmauer aufeinander abgestimmt waren. Wir blicken also auf ein ausgewogenes Konzept von Verkehrslinien und Gebäuden, in dem die ›Drautalstraße‹ die Achse der Siedlung und die Glocknerroute deren Lebensnerv waren. Sogar noch in der Spätantike scheint das Konzept seine Gültigkeit gehabt zu haben.

Die architektonischen Eigenheiten der Repräsentationsmauer wurden von Wilhelm Alzinger geklärt und brauchen nicht mehr behandelt zu werden[123]. Die entscheidende Frage aber, warum eine Mauer gebaut wurde, die parallel zur Glocknerroute verläuft und deren Flucht ins Gelände überträgt, nur nach Osten blickt und kein Gegenstück im Westen hat, diese Frage lässt sich jetzt schlüssig beantworten: Die Mauer war wirklich zur Repräsentation gebaut. Sie wandte sich an alle, die von Italien kamen und mit einem Hauch römischer Lebensart empfangen werden sollten, bevor sie zum sicher furchteinflößenden Anstieg auf das Hochtor aufbrachen. Daher kann man nicht anders, als an der ›Drautalstraße‹ ein repräsentatives Tor anzunehmen. In dessen Attika könnte eine große Inschrifttafel eingelassen gewesen sein, die dem Ankommenden mitteilte, wen und was er hier vorfand.

Um die Wirkung von Repräsentationsmauer mit Tor und vielleicht Inschrift in ihrer gesamten Tragweite verständlich zu machen, ist ein Blick auf das römische Militär erhellend: Bei Durchsicht der Statthalter von Noricum mit vollständig rekonstruierbaren *cursus honorum* im Standardwerk von Gerhard Winkler stellt man fest[124], dass praktisch alle norischen Statthalter eine intensive Militärkarriere durchlaufen haben. Daher waren sie – und überhaupt alle, die Militärdienst geleistet hatten – von der Lagerarchitektur so geprägt, dass sie sich von einer Siedlung, die das Recht auf architektonische Selbstdarstellung in Anspruch nahm, wesentliche Merkmale der Militärarchitektur erwarteten. Im Ausgrabungsplan der ›Römersiedlung Stribach‹ (Abb. 103) sieht man substanzielle Punkte der Vorstellung, wie das Entrée eines frühkaiserzeitlichen Legionslagers architektonisch am wirkungsvollsten zu gestalten war, erfüllt oder ergänzbar: eine wichtige Verkehrslinie, die auf eine Mauer zulief, ein Tor mit Inschrift (und Wachpersonal [?]) durchquerte, im Inneren die wichtigsten Gebäude und die Gabelung zweier Hauptstraßen passierte. Grundlage dieses architektonischen Konzepts war die Rechtwinkeligkeit aller Baukörper zueinander, das römische Symbol für Ordnung und Organisation.

Mit ihrer zurzeit bekannten Länge von rund 350 m konnte die Repräsentationsmauer nur dann eine optimale Fernwirkung erzielen, wenn freie Sicht nach Osten herrschte. Da wüsste man gerne, wann die Mauer und die östlich von dieser liegenden Gebäude errichtet worden waren, weil man erkennen könnte, ob das Vorfeld unverbaut war oder Gebäude weichen mussten. Wenn das Vorfeld erst nach der Errichtung der Mauer verbaut worden sein sollte, dann wäre der zeitliche Abstand zum Mauerbau interessant. Neben der Suche nach dem Grabbezirk der *cultores* scheint also eine Ausgrabung an der Stelle, wo sich ›Drautalstraße‹ und Repräsentationsmauer kreuzen, besonders wichtig[125].

---

[122] Egger 1914, 5.

[123] Alzinger 1960a; Gassner 1985/1986 und jetzt M. Auer (allerdings ohne neue Aspekte) in: Walde – Grabherr 2007, 203–213.

[124] Winkler 1969.

[125] So auch M. Auer in: Walde – Grabherr 2007, 213.

Das bisherige Bild von der ›Römersiedlung Stribach‹ hat sich also ins genaue Gegenteil verkehrt. Statt einer auf die ›Macellumstraße‹ ausgerichteten Siedlung mit schiefwinkeligen Verkehrs- und Baulinien haben wir nun ein rechtwinkeliges System vor uns, das sich an der ›Drautalstraße‹ orientiert. Da das Atriumhaus, die ›Macellumstraße‹ und das von Erich Swoboda freigelegte Tor von diesem abweichen, müssen sie später entstanden sein[126].

Mit ihrer Ausrichtung auf Handel, Transport und Verkehr steht die ›Römersiedlung Stribach‹ im *ager Aguntinus* nicht alleine da. Sehr gut vergleichbar ist die Situation in St. Lorenzen bei Bruneck, dem antiken Sebatum, das im Gegensatz zur ›Römersiedlung Stribach‹ (Abb. 103) nur vom West-Ost gerichtetem Verkehr durchquert wurde. Dort wird die römische Pustertalstraße von einem 70 × 25 m großen Gebäude und einer monumentalen Apside begleitet (Abb. 109)[127]. Wenn schon eine Siedlung wie Sebatum, das im besten Fall ein *vicus* war, dem Verkehr auf der Drautalroute ein derart monumentales Gebäude zur Verfügung stellte, welche Architektur darf man sich erst vom *municipium Aguntum*, dem politischen und administrativen Zentrum des ausgedehnten *ager Aguntinus* erwarten? In der ›Römersiedlung Stribach‹ wird dagegen das ›Forum‹ von Bauten mit 0,45 m breiten Mauern umgrenzt. Da sich, von einigen Ausnahmen abgesehen, fast alle Gebäude über so schmalen Mäuerchen erheben, seien hier einige Schlussfolgerungen eingefügt, die sich aus dem ergeben, was die Publikationen *nicht* berichten.

Begonnen sei mit der Tatsache, dass nie der Frage nachgegangen wurde, aus welchem Material die Hausdächer bestanden hatten. Obwohl die Fundberichte alle Kleinfundgruppen nennen, fehlen stets die Hinweise auf Dachziegel. Das ist bemerkenswert, da die in Massen erzeugten Dachziegel auf vielerlei Weise für Ausgräber von Bedeutung sind: als siedlungsweisende Oberflächenfunde, als geschlossene Fundschicht eines herabgestürzten Daches, als wiederverwendbares Material zum Bau von Mauern, Kanälen, Heizanlagen etc. und – was für die folgenden Ausführungen wichtig sein wird – als Träger von Erzeugerstempeln. Wenn in den Fundberichten diese Materialgruppe fast vollkommen fehlt[128], dann wird die Annahme erlaubt sein, dass die meisten Gebäude der ›Römersiedlung Stribach‹ eben nicht mit Dachziegeln gedeckt waren.

Ein gutes Beispiel dafür ist das exakt ausgegrabene Macellum (Abb. 103). Dort wurden zwar keine Dachziegel, dafür aber eine flächendeckende Brandschicht aus feinsten Ruß- und Kohlepartikeln gefunden[129]. Eine Brandschicht wiesen auch der westlich angebaute Raum 252[130], einige der an den Hof R 250 anschließenden Kammern[131], die Portikus R 259/2, der Mittelraum R 263 und die Arkade[132] auf. Zwei der in der Portikus R 259/2 gefundenen Basen, auf denen die Stützen für das vorspringende Dach standen, hatten eine raue, dübellose Oberfläche. Deshalb erwägt

---

[126] Auf S. 264 werde ich auf sie zurückkommen.

[127] Erstpublikation von Brusin 1940, 17–19; zuletzt in Dal Ri – Di Stefano 2005, 37 Abb. 13 und Übersichtsplan der römischen Anlage S. 84 Abb. 7. Von St. di Stefano – L. Scaroina, Il macellum di San Lorenzo di Sebato. Studio e proposto per una recostruzione grafica, in: Dal Ri – Di Stefano 2002, 841–856.

[128] Folgende Hinweise auf Dachziegel konnte ich finden:
- ein von Wilhelm Alzinger erwähntes »Stirnziegelbruchstück mit erhaltenem Imbrexanschluss«, das am ehesten seinen Grabungen zwischen ›Drautal-‹ und ›Macellumstraße‹ zuzuordnen ist, mit denen er die damals neu erworbene Parzelle 33 zu erforschen begann (Alzinger 1960b, 6 – eines davon könnte mit den bei Walde – Grabherr 2007, 89 Kat. 176 und 177 erwähnten Antefixen mit dem summarischen »Fundort Aguntum« identisch sein);
- drei (Dach-[?])Ziegel (Alzinger 1985, 107) mit dem Stempel LVZ (Walde – Grabherr 2007, 87 f.), ein weiterer kam 2008 wiederum nördlich der ›Macellumstraße‹ zutage (Tschurtschenthaler 2008, 595);
- drei Dachziegel aus jener Insula, die von ›Macellumstraße‹, Cardo, ›Drautalstraße‹ und Repräsentationsmauer eingefasst wird. Einer davon hat als ›Aguntiner Kuckucksei‹ Aufsehen erregt (Alzinger 1977a, 12–15; Alzinger 1985, 54–57; Brein 1980); s. auch o. Anm. 84.

[129] Tschurtschenthaler 2006, 711; Tschurtschenthaler 2007, 709. Das Gebäude brannte erst nach dem Ende seiner Benutzung ab, Tschurtschenthaler 2007, 711.

[130] Tschurtschenthaler 2008, 593.

[131] Tschurtschenthaler 2008, 594.

[132] Die letzten drei Räume erwähnt von Tschurtschenthaler 2009, 449.

109 St. Lorenzen bei Bruneck (BZ). An der römischen Drautalroute liegt ein rund 70 × 25 m großer ›Edificio polifunzionale‹ mit Apside. Der nördliche Abschluss des Gebäudes wurde 2011 gefunden. Blickrichtung Süden

Michael Tschurtschenthaler, ob die Stützen nicht aus Holz waren und »als letzte Spuren« dunkle Verfärbungen mit 30 cm Durchmesser hinterlassen haben[133]. Eindeutig ist die Situation bei der ›Arkade‹, wo die ›Macellumstraße‹ relativ eng war, sodass Stützen eines Pultdaches den Verkehr behindert hätten und somit dort fehlten. Daher konnte das Dach des portikusartigen Gebäudes nur mit Schindeln oder ähnlich leichtem Material gedeckt gewesen sein. Es scheinen also das Macellum und das gesamte portikusartige Gebäude, das den Südabschluss des ›Forums‹ bildete, abgebrannt zu sein und besonders gut dürften dabei die Dächer, Dachstühle, Dachstützen etc. gebrannt haben. Es ist daher anzunehmen, dass die Bauten, die sich über schmalen Mäuerchen erhoben, mit Schindeln gedeckt waren[134].

Diese Beobachtung deckt sich völlig mit der Auskunft des Tiroler Landesgeologen, dass in Osttirol keine Tonlagerstätten vorhanden sind[135]. Daher mussten der Ton oder die Ziegel für Dächer und Heizungen eingeführt werden. Indirekt wird das durch den einzigen aus der ›Römersiedlung Stribach‹ bekannten Ziegelstempel bestätigt, der L.V.Z. als Initialen des Fabrikanten trägt[136]. Da es den Buchstaben Z im Lateinischen nicht gibt, kann es sich nur um einen Griechen handeln, der das römische Bürgerrecht besaß, wohl in der Cisalpina produzierte und seine Pro-

133 Tschurtschenthaler 2008, 596.

134 In Michael Tschurtschenthalers ausgesprochen detailliertem Ausgrabungsbericht zum Macellum in FÖ 45, 2006, 710–712 fehlt jeder Hinweis auf Dachziegel. Angesichts einer Grundfläche von 342,25 m² (Seitenlänge 18,5 × 18,5 m) und nur 0,6 m breiten Außenmauern aus grobkörnigem Bachschotter, an denen Tschurtschenthaler überdies eine »etwas sorglose Mauertechnik« feststellte (Tschurtschenthaler 2007, 711), ist nicht zu erwarten, dass das Macellum ein Tondach mit entsprechend massivem Dachstuhl besaß.

135 Für die Auskunft, dass in Osttirol »aufgrund der regionalen Geologie und anderer Gegebenheiten (starke tektonische Beanspruchung, Auffaltung, inneralpine Lage, steile Flanken, hohe Abflussenergie der Bäche) … die Voraussetzungen zur Bildung bzw. zum Vorhandensein für Tonlagerstätten sehr ungünstig« seien, danke ich Johann Schroll vom Amt der Tiroler Landesregierung. Mündlich bestätigt mir Hubert Steiner von Amt für Bodendenkmäler, Bozen, Gleiches für Südtirol.

136 Walde – Grabherr 2007, 87 Kat. 170–172. Reinhold Wedenig verdanke ich die schriftliche Mitteilung, dass er im Depot des Museum Aguntinum nur diesen Ziegelstempel und »nur mit wenig unterschiedlichen Varianten« vorgefunden hat. Da ihm der LVZ im restlichen Noricum unbekannt ist, steigen seine Chancen auf oberitalische Herkunft beträchtlich.

dukte bis in die Täler des Südostalpenraumes lieferte. Es müssen also die Tonziegel, die in der ›Römersiedlung Stribach‹ gefunden wurden, teuer gewesen sein. Dementsprechend gibt es nur zwei Bauwerke, deren Mauern dem Gewicht eines Tondaches gewachsen waren, das Atriumhaus und die öffentliche Therme[137] – und in der Tat sind in beiden Dachziegel gefunden worden. Es ist daher kein Zufall, dass sich während der mehrhundertjährigen Siedlungsgeschichte ebenfalls nur für diese beiden Gebäude Umbauphasen nachweisen lassen[138].

Wie in der ›Römersiedlung Stribach‹ sind auch auf dem Magdalensberg die Dachziegel selten, weil nach Gernot Piccottini in Noricum zu dieser Zeit noch keine Ziegelproduktion existierte. Daher erregen dort die Dachziegel mit dem Stempel P CATI MATONIS besondere Aufmerksamkeit. Abgesehen von einigen Streufunden stammen sie aus dem Repräsentationshaus, wo sie anscheinend zum zweiten Mal verwendet wurden und durch den archäologischen Kontext spätestens in tiberische Zeit datiert werden[139]. Was an ihrem Stempel überrascht, ist dessen Konzentration auf das Territorium von Opitergium, wo in den Jahren um Christi Geburt die aquileische Familie der Catii in großem Stil Ziegel produzierte[140]. Zu Recht geht Gernot Piccottini davon aus, dass die Ziegel aus Opitergium als Fertigprodukte auf den Magdalensberg transportiert wurden. Leider ist nicht zu erkennen, zu welchem der am Händlerforum liegenden Gebäude die Ziegel gehören, sicher ist aber, dass dieses nur an der Spitze der sozialen Hierarchie angesiedelt sein kann.

Gut vergleichen lässt sich dieser Befund vom Magdalensberg mit jenem aus dem Passheiligtum auf dem Großen St. Bernhard, wo es einen kleinen Tempel gab, dem gestempelte Dachziegel, Antefixe, Bodenplatten, profilierte Gesimse aus Marmor und sogar eine marmorne Bauinschrift zugewiesen werden können[141]. Magdalensberg und Großer St. Bernhard erlauben daher die Annahme, dass die in der ›Römersiedlung Stribach‹ gefundenen Ziegelstempel wirklich aus der Cisalpina angeliefert wurden und dass an allen drei Orten die Gebäude, die ein Ziegeldach trugen, ein hohes Prestige genossen. Da Architektur immer auch ein Spiegel der Gesellschaft ist, bedeutet dies für die ›Römersiedlung Stribach‹, dass man schon aus weiter Ferne am fahlen Grau der Schindeldächer und am leuchtenden Rot der Ziegeldächer von Atriumhaus und öffentlicher Therme ihre Sozialstruktur wahrnehmen konnte.

Neben den Hinweisen auf Ziegel fehlen in den Fundberichten durchgehend auch jene auf Geleisestraßen, Wagenspuren, Spurrillen etc. Obwohl die Genauigkeit, mit der die neuesten Grabungen an der ›Macellumstraße‹ durchgeführt wurden, sich auch in den Fundberichten niederschlägt, findet sich dort nichts dergleichen[142]. Da kein Ergebnis auch ein Ergebnis ist, darf man den Schluss ziehen, dass es auf den Straßen der ›Römersiedlung Stribach‹ keinen Wagenverkehr gab, sondern nur Tragtiere und Träger[143]. Angesichts der geringen Straßenbreiten und der engen Verbauung, für die ich ein Beispiel anführen möchte, will man das auch gerne glauben: Bei den Ausgrabungen von 2008 wurde an der Nordseite der ›Macellumstraße‹ das schon erwähnte rund

---

137 Mündlich bestätigt Stefan Karwiese, dass bei den Grabungen in der öffentlichen Therme regelmäßig Dachziegel gefunden wurden.

138 Tschurtschenthaler 2003, 751: Unter dem Atriumhaus mit seinen vier Bauphasen (zuletzt Walde – Grabherr 2007, 176–185) befinden sich noch je ein Stein- und Holzgebäude, die von dessen Orientierung abweichen.

139 Piccottini 1988, 294–298. Das auslautende S von Matonis ist spiegelverkehrt gesetzt, was den Stempeltyp unverwechselbar macht. Zu Herkunft dieses Stempeltyps aus dem Territorium von Opitergium s. Callegher 1988, 298–300. Den Hinweis verdanke ich Maurizio Buora.

140 Die Datierung nach B. Callegher, Oderzo e il suo territorio. La produzione e il commercio dei laterizi in epoca Romana, in: Zaccaria 1993, 218. Erstaunlicherweise hat Callegher in diesem Beitrag die Ziegelstempel vom Magdalensberg nicht erwähnt.

141 s. vorliegender Band Kap. 1.8 (O. Harl).

142 2007 wurden der Straßenkörper der ›Macellumstraße‹ ungefähr auf Höhe des Macellums auf eine Länge von 24 m untersucht (Tschurtschenthaler 2007, 711) und 2009 vor der Südfront des ›Forums‹ (Tschurtschenthaler 2009, 449).

143 Dagegen M. Tschurtschenthaler in: Walde – Grabherr 2007, 173: »Bemerkenswert scheinen auch die an vielen Hausecken aufgestellten großen Steinblöcke, die als Radabweiser dienten und uns beweisen, dass durch die teilweise engen Gassen … ein lebhafter Wagenverkehr gezogen sein muss.« Vorsichtiger ist Langmann 1968–1971, 148, der von »Eckschonern« spricht.

50 m lange, portikusartige Gebäude mit einer Flucht von 5,2 m tiefen Räumen freigelegt, die zur ›Macellumstraße‹ ein vorspringendes Pultdach hatten (Abb. 103). Dieser Südfront des ›Forums‹ kann ein architektonischer Akzent attestiert werden: In ihrer Mitte befand sich der 7,6 m breite und 9,4 m tiefe Raum R 263, der bis zur Traufe des Pultdaches vorsprang. Mit den laubenartigen Gehwegen, die auf beiden Seiten an den Mittelraum anliefen, ist jedoch die architektonische Qualität der Südfront schon wieder zu Ende, denn die nach Westen zu verlaufende 3,8 m tiefe ›Portikus‹ (R 259/2) besaß Basen für die Holzstützen des Pultdaches, die in unregelmäßigen Abständen verlegt waren. Die nach Osten verlaufende ›Arkade‹ wurde von der ›Macellumstraße‹ so stark beschnitten, dass sie an der schmalsten Stelle nur 2,0 m tief war. Da, wie eben dargestellt, das Dach aus einem leichten Material bestand (Schindeln, Rinden, Stroh o. Ä.), waren an dieser Stelle keine Dachstützen erforderlich[144]. Dass man von munizipaler Architektur mehr erwarten darf, sei nur in Parenthese gesagt, es geht vielmehr um R 263, den der Grabungsbericht ausdrücklich als »Raum« bezeichnet und für den »Haupteingang des Forums« hält. Dieser Eingangsraum, dessen »als Stufe verlegte Quader … besonders starke Abnutzungsspuren«, aber wiederum keine Spurrillen zeigten, kann bestenfalls für Fußgänger oder Träger, aber wohl kaum für Tragtiere benutzbar gewesen sein. Das heißt, dass ein Zugang zum ›Forum‹, der für Tragtierverkehr geeignet war, nur an der ›Drautalstraße‹ gelegen haben kann, was wiederum deren Bedeutung als Verkehrslinie belegt.

Zu hinterfragen wäre ferner, ob die Funde, nach denen der Ausgräber das portikusartige Gebäude »kurz vor der Mitte des 1. Jhs. n. Chr.« datiert[145], wirklich zu diesem Gebäude gehören und nicht eher umgelagertes Material sind. Denn wäre das filigrane Gebäude, zu dem es weder Vorgänger- noch Nachfolgebauten gibt, wirklich so früh anzusetzen, dann müsste es unverändert bis ans Ende der ›Römersiedlung Stribach‹ bestanden haben[146].

Auf natürliche Weise richteten sich die Gebäude, in denen Dienstleistungsbetriebe untergebracht waren, also Werkstätten, Tabernen, Unterkünfte, soweit die ausgegrabenen Grundrisse in dieser Richtung interpretierbar sind, nach der ›Drautalstraße‹. Fast von selbst wurde damit die Fläche zwischen dieser, der ›Macellumstraße‹ und dem Debantbach zum Mittelpunkt der Siedlung. Sie war sicher prädestiniert als Lagerplatz für Güter, die von den Rücken der Saumtiere abgeladen wurden, weil die Tiere Erholung brauchten, oder als Umschlagplatz für Güter, die in eine andere Richtung weiter transportiert werden sollten. Daher ist auf der Fläche und um sie herum viel Flüchtiges und Improvisiertes anzunehmen, das mitunter erst nach langer Entwicklung und vielen Änderungen zu einer festen architektonischen Form fand.

In dieses Bild des Flüchtigen und Improvisierten passt, dass das sog. Handwerkerviertel »zum Großteil in die Zeit der späten Antike« gehört[147] und das jüngst entdeckte Macellum nicht vor der ersten Hälfte des 3. Jahrhunderts errichtet worden war[148] – und zwar auf einem offensichtlich unverbauten Grundstück[149]. An der Glocknerroute findet sich ein Pendant in einem Macellum, das für Iulium Carnicum zwar inschriftlich belegt, archäologisch aber nicht erfasst ist[150]. Es wurde unter dem Kaiser Severus Alexander von einem Kurator namens Falerius Falerianus erneuert, seine ursprüngliche Anlage muss daher älter gewesen sein. Iulium Carnicum, das nicht nur Munizipium war, sondern auch den Ehrentitel einer Kolonie trug[151] und nach Ptolemaios sogar als eine der

---

144 Tschurtschenthaler 2008, 595 f.

145 Tschurtschenthaler 2010, 30.

146 Wie allgemein in der ›Römersiedlung Stribach‹ mit ihrer aus dem üblichen Rahmen fallenden Funktion wäre auch hier eine präzise Horizontalstratigrafie ein wirkliches Desiderat.

147 Walde – Grabherr 2007, 173.

148 Walde – Grabherr 2007, 202; Tschurtschenthaler 2008, 593.

149 Nach Michael Tschurtschenthaler in einem Vortrag im Rahmen des 12. Österreichischen Archäologentages, Februar 2008 in Wien (noch nicht publiziert). Seiner Berufung auf befundlose Tiefschnitte entsprechen auch die Berichte in FÖ 45, 2006 – 48, 2009, die unterhalb des Macellums keine Vorgängerbauten erkennen lassen.

150 CIL V 1837; Dessau 5443; Mainardis 2008, 126 Nr. 33; lupa 13534.

151 CIL V 1842; Dessau 6681; lupa 13530 errichtet für einen *IIvir* der *colonia Iulium Carnicum*: *D(is) M(anibus) M(arcus) Volumnius M(arci) f(ilius) Cla(udia) Urbanus dec(urio) col(oniae) Iul(i) Kar(nici!) IIvir i(ure) d(icundo)*

bemerkenswerten Städte Noricums (!) galt[152], hatte sicher besonderes Prestige. Daher mag das Macellum der ›Römersiedlung Stribach‹ von jenem in Iulium Carnicum inspiriert worden sein, das seinerseits sein Vorbild in dem vielleicht noch republikanischen Macellum von Aquileia hatte[153].

Was in der ›Römersiedlung Stribach‹ und um sie herum nicht verbaut war oder sonst benötigt wurde, diente als Weideflächen, Pferche, Futterstellen und Tränken für die Reit- und Lasttiere, und auch deshalb war die Nähe zum Debantbach vorteilhaft. Natürlich muss man auch nach Grabstätten Ausschau halten. Deren Zahl dürfte das sonst übliche Maß nicht erreicht haben, weil die Siedlung wegen ihres Charakters als Dienstleistungszentrum keine für *vici* oder *municipia* typische Sozialstruktur besaß. Die allenfalls saisonal anwesenden Eigentümer des Atriumhauses werden ihre aufwendige Begräbnisstätte im Süden gehabt haben, und die meisten der einfachen Leute, die während eines Transportes oder einer Reise verstorben waren, dürften vor Ort eingeäschert worden und in einer Urne in ihre Heimat zurückgekehrt sein. Ein Besuch des Museums bestätigt Vermutungen dieser Art durch die auffallend geringe Zahl an Grabdenkmälern. Dass es, wie eingangs dargestellt, aus der ›Römersiedlung Stribach‹ überhaupt wenige Steindenkmäler gibt, passt in das Bild dieser aus dem üblichen Rahmen fallenden Siedlung.

Atriumhaus, ›Macellumstrasse‹, Repräsentationstor und Schlachtplatz

Es kann keinen Zweifel geben, dass das Atriumhaus das wichtigste Gebäude und architektonischer Mittelpunkt der ›Römersiedlung Stribach‹ war. Warum aber verlässt es die seit prähistorischer Zeit von der ›Drautalstraße‹ vorgegebenen Baulinien? Sollte eine neue Achse für die Siedlung definiert werden, vielleicht in Zusammenhang mit einem weiteren Übergang über den Debantbach? Diese Erklärung hat dann einiges für sich, wenn man annehmen möchte, dass zusätzlich zu der auf Verkehr, Warenumschlag und Geschäftsleben konzentrierten Zone um das ›Forum‹ südlich davon eine neue geschaffen werden sollte. Die neue Achse könnte als Wohnbezirk für jene bestimmt gewesen sein, die die Geschäfte lenkten, aber nicht zu weit vom Geschehen entfernt sein wollten. Würde das zutreffen, so wäre die ›Macellumstraße‹ als Fuge zwischen Arbeit und Überwachung oder zwischen Funktion und Repräsentation konzipiert worden.

Das auffallendste Merkmal der ›Macellumstraße‹ ist ihre Abzweigung von der ›Drautalstraße‹ weit östlich der Repräsentationsmauer. Zwar existiert sie auf den Ausgrabungsplänen dort nur als gestrichelte Linie, die sich relativ weit draußen an eine fragwürdige Mauerflucht anlehnt[154], doch ist insgesamt der große Abstand zwischen Straßengabelung und Mauer nicht zu leugnen[155]. Genau so wenig ist zu leugnen, dass die anzunehmende Trasse der ›Macellumstraße‹ nicht im rechten Winkel auf die Repräsentationsmauer zuläuft und hinter dieser sogar noch weiter aus der Rechtwinkeligkeit kippt. Wenn es also aussieht, als wäre die ›Macellumstraße‹ wirklich als Repräsentationsstraße gedacht gewesen, dann muss das von Erich Swoboda freigelegte ›Stadttor‹ ein echtes Repräsentationstor gewesen sein[156]. Umso eher kann man daher annehmen, dass auch dieses eine Attika mit Inschrift getragen hat. Das führt zur Erkenntnis, dass es in der Repräsentationsmauer gleich zwei Repräsentationstore gegeben haben könnte, jenes über der ›Drautalstraße‹ für den Wirtschaftsverkehr und dieses als Entrée zum Wohnbezirk der eigentlichen Herren.

M(arcus) Volumnius Ardeatinus patrono b(ene) m(erenti) et Iuliae Iucundae uxori karis(simae). Mainardis 2008, 145 Nr. 47 datiert die Grabinschrift in 2. Hälfte des 1. Jhs. n. Chr.

[152] Ptol. 8, 7, 5: [αἱ ἐπίσημοι πόλεις] τοῦ δὲ Νωρικοῦ.

[153] Maselli Scotti 1995, 157–169. Das Macellum von Aquileia bedeckte eine Grundfläche von 37 × 45 m. Die epigrafischen und ikonografischen Zeugnisse zur Fleischversorgung bei den Römern sind zusammengestellt von Chioffi 1999. Zu den *macella* s. auch Nabers 1967 und de Ruyt 1983.

[154] Hier könnte eine erneute Durchsicht der im ÖAI verwahrten Ausgrabungspläne von Erich Swoboda noch manches wichtige Detail ans Licht bringen.

[155] Nach Langmann 1968–1971, 145 liegt die Abzweigung rund 180 m östlich der Mauer.

[156] Für die Toranlage konnte Swoboda 1934, 44–45 zwei Bauphasen ergraben: Unter dem doppelbogigen Tor befand sich ein kleineres, rund 3,5 m breites Tor.

War nur ein einziges Atriumhaus vorgesehen oder gab es mehrere? Geht man vom neuesten Ausgrabungsplan der ›Macellumstraße‹[157] und von den Luftbildern aus, dann gibt es zwischen dem freigelegten Atriumhaus und dem Debantbach noch Platz für mindestens ein weiteres. Angesichts der Hinweise, dass die Transportrouten des Ostalpenraumes nach ›Familien‹ aufgeteilt gewesen sein könnten[158], wäre es wichtig zu wissen, für wie viele Atriumhäuser der für die Führungsschicht bestimmte Wohnbereich südlich der ›Macellumstraße‹ konzipiert war. Die Existenz von zwei Atriumhäusern wäre noch kein Gegenargument gegen die erschlossene Monopolisierung des Handels auf den Transitrouten, weil man annehmen könnte, dass jeweils eine Familie die Glockner- bzw. die Drautalroute in ihrer Hand gehabt hätte. Die Frage muss vorläufig aber offenbleiben.

Sicher war das freigelegte Atriumhaus kein Musterhaus, mit dem *die* Römer *den* Einheimischen ein Vorbild mediterraner Architektur bieten wollten, wie Wilhelm Alzinger meinte[159], sondern die Sommerresidenz eines *negotiator*, der wahrscheinlich im Salzhandel, im Bergbau, in der Verhüttung etc. und/oder im Handel/Transport tätig war. Da er den Winter ohnehin im Süden verbrachte, brauchten die Räume nicht unbedingt beheizt zu sein[160].

Damit sind wir bei einem Fundkomplex, der mit der Bearbeitung der Skulpturen des Munizipium Aguntum durch Norbert Heger sichtbar geworden ist, nämlich bei nicht weniger als zwölf Fragmenten qualitätvoller Großbronzen, die sich verstreut über das gesamte Siedlungsgebiet gefunden haben und teilweise sogar zusammenpassen[161]. Für das Einschmelzen, dem sie glücklicherweise entgangen sind, wurden sie leider so klein geschnitten, dass sie keine Aussage erlauben. Zu ihnen gesellt sich neuerdings ein prunkvoller Schwertgriff aus Bronze mit feinster Tauschierung in Silber, Messing und Niello, der unter einer spätantiken Schicht im Garten des Atriumhauses gefunden wurde[162]. Dazu kommen vier Bergkristalle aus einem Präfurnium des Atriumhauses[163] und ebenfalls von dort ein zwischen 340 und 351 n. Chr. geprägter Solidus des Constantius II.[164]. Man sieht, das Atriumhaus ist auch bei den Funden sozial ganz oben angesiedelt. Bei den Grabungen von Erich Swoboda wurde sogar ein Gefäß gefunden, in dessen Außenwand ein griechischer Vers eingeritzt war[165]. Leider ist seine Fundstelle genauso unbekannt wie sein weiteres Schicksal.

Interessant wäre, ob sich bei einer akribischen Auswertung von Funden und Befunden die Tendenz der Ausgräber zur Frühdatierung bestätigt. Sollte dabei der claudische Horizont hervortreten, wovon ich überzeugt bin, dann wäre dies nicht als Reflex einer abstrakten ›Provinzwerdung‹, sondern als das Ergebnis der bewussten ›Provinzschaffung‹ zu betrachten. Damit beziehe ich mich auf die Aktivität des ersten Prokurators von Noricum, C. Baebius Atticus, in dessen *cursus honorum* sich die herausragende Qualifikation eines mehrsprachigen, romanisierten, durch das Militär geschulten Griechen spiegelt[166]. In seinem Konzept zur Munizipalisierung des Ostalpenraumes

---

157 Tschurtschenthaler 2009, 448.

158 s. o. S. 122–123.

159 Dagegen spricht sich auch M. Tschurtschenthaler in: Walde – Grabherr 2007, 181 aus.

160 Der nachträgliche Einbau von Fußbodenheizungen ist in Walde – Grabherr 2007, 182–184 beschrieben. Zusammenfassung der Grabungsergebnisse zum Atriumhaus ab 1994 bei: M. Tschurtschenthaler, *Municipium Claudium Aguntum*: Das Atriumhaus im Licht der aktuellen Forschungen, in: Dal Ri – Di Stefano 2002, 1070–1089. Zu den neuesten Forschungen s. auch die Berichte in FÖ 45, 2006 – 48, 2009.

161 Heger 1987, Nr. 1. 2. 4–8.

162 Tschurtschenthaler 2001, 682; Walde – Grabherr 2007, 98 Kat. 200.

163 Walde – Grabherr 2007, 100 Kat. 203–205. Abgebildet und aufgelistet sind nur drei, ohne Maße und mit dem allgemeinen Fundort »Aguntum«. Frau Eva Wunsch, die Museumspädagogin des Museum Aguntinum, war so freundlich, den auf S. 101 im Foto links unten abgebildeten Bergkristall abzumessen: Er ist 15 cm lang und 6,5 cm breit und demnach mit jenem Bergkristall identisch, den M. Tschurtschenthaler zusammen mit einem weiteren und mit dem Solidus des Constantius II. in FÖ 39, 2000, 873 erwähnt.

164 Walde – Grabherr 2007, 197 Abb. 13.

165 FÖ 2, 1935–1938, 46 mit »Österreichisches Archäologisches Institut« unterzeichnet. Als Verfasser kommt in diesen Jahren am ehesten Erich Swoboda in Frage.

166 Winkler 1969, 35.

hat die ›Römersiedlung Stribach‹ insofern eine wichtige Rolle gespielt, als sie den Mittelpunkt eines Verkehrsnetzes bildete, das den Ostalpenraum großräumig überspannte und unter Einbeziehung von Iulium Carnicum alle von Claudius in Noricum eingerichteten Munizipien verband.

In dieses vom Wirtschaftsleben geprägte Bild passt der pensionierte Prätorianer P. Cornelius P. f. Crispus mit der Heimatangabe Aguntum, der im Jahre 150 n. Chr. aus der 3. Prätorianerkohorte ehrenvoll entlassen wurde[167]. Die vollständig erhaltene Entlassungsurkunde wurde über dem Fußboden des Gebäudes h gefunden, das ein von Osten kommender Reisender gleich nach dem Durchqueren des ›Repräsentationstores‹ zu seiner Linken passieren musste. Weil es unmittelbar hinter dem ›Repräsentationstor‹ liegt und durch eine Tür mit dem südlichen Torturm verbunden war[168], könnte man in dem Gebäude sogar ein Wachlokal sehen – unter der Voraussetzung allerdings, dass sich eine Erklärung dafür findet, wie dort ein um 150 n. Chr. ausgestelltes Militärdiplom bis zum Ende der Antike unentdeckt liegen geblieben sein konnte.

Dass sich die ›Macellumstraße‹ nach Passieren des ›Repräsentationstores‹ geradlinig nach Nordwesten fortsetzte, wie der Alzinger'sche Plan suggeriert, ist durch die neuesten Grabungen zwischen Cardo I und Macellum *ad acta* zu legen. Seit auf beiden Seiten fast geschlossen die Hausfronten aufgedeckt wurden[169], sieht man, dass die ›Macellumstraße‹ westlich des Cardo I leicht nach Süden abknickt und sich zwischen diesem und dem Macellum von 7 auf etwa 13 m verbreitert. Durch die um rund 4 m vorspringende Vorhalle des Macellums verschmälert sie sich dann auf etwa 9 m und bildet dort einen verkehrslosen Winkel. Nimmt man für den weiteren Verlauf der Straße die Front des Macellums als Richtlinie an, dann scheint sie hier wiederum leicht nach Norden zu knicken. Keinesfalls kann also von einer Geradlinigkeit der ›Macellumstraße‹ gesprochen werden.

Das Macellum selbst ragt schiefwinkelig in die ›Macellumstraße‹ hinein, überlagert die Südwestecke des Portikusbauwerks und wirkt, als wolle es sich bewusst gerade hier hineinzwängen. Ein Grund dafür könnte sein, dass man fließendes Wasser suchte, um die Tiere am Ufer des Debantbaches zu schlachten und um das frische Fleisch gleich daneben im Macellum, der Fleischbank, verkaufen zu können[170]. Warum das Macellum nur von der ›Macellumstraße‹ und nicht vom ›Forum‹ her zu betreten war, ist vorerst nicht zu erklären. Klar ist dagegen, dass von einem Ort, an dem Tiere geschlachtet wurden, kräftige Gerüche ausgingen, die bei ungünstiger Windrichtung sicher auch das rund 100 m entfernte Atriumhaus erreichten. Ein am Debantbach zu vermutender Schlachtplatz stellt der ›Macellumstraße‹ vom 3. Jahrhundert n. Chr. an kein Zeugnis für hohes Sozialprestige aus. Bis in die Spätantike sank dieses dann soweit ab, dass der Cardo I als Abfallplatz genutzt werden konnte, an dem Hunderte unverbrannter Rinderschädel gefunden wurden (Abb. 103) – man stelle sich den Gestank vor. Dass in dieser Schädeldeponie Röhrenknochen fehlten[171], braucht nicht zu wundern, denn die sind mit dem zugehörigen Fleisch in die Kochtöpfe der Siedlung und in die Proviantsäcke der Fernreisenden gelangt.

Mit dem Macellum und den vielen Rinderschädeln kehre ich zurück zur Dienstleistungsfunktion der ›Römersiedlung Stribach‹, die ich immer wieder berührt habe. Bei der Gegenüberstellung der Passheiligtümer von Hochtor und Großem St. Bernhard habe ich von je einem über die Alpen führenden transport- und versorgungstechnisch strukturiertem Korridor gesprochen[172]. Wegen ihrer Lage kam der ›Römersiedlung Stribach‹ eine entscheidende Knotenfunktion zu, weil sich hier

---

[167] AE 1935, 0112; CIL XVI 98.

[168] Swoboda 1934, 65. Der Durchgang ist nur beschrieben (Swoboda 1934, 61: »… sowie die durchgebrochene Westwand des S-Turms« [= Ostwand von Raum a]), im Plan aber nicht eingezeichnet.

[169] Dabei beziehe ich mich auf den Ausgrabungsplan in Tschurtschenthaler 2009, 448 Abb. 54. In diesem Sinne auch M. Tschurtschenthaler in FÖ 38, 1999, 69: »Dem Stadtplan von Aguntum dürfte damit ein mehrfach seine Richtung änderndes Rastersystem zugrunde liegen …«.

[170] Chioffi 1999, 126 und 128 weist auf die epigrafisch belegte Nähe von Fleischbänken zu fließendem Wasser hin.

[171] Kurze Erwähnung der Fundsituation bei Tschurtschenthaler 2003, 775.

[172] s. Kap. 1.8 (O. Harl).

der Nord-Süd-Verkehr über Hochtor und Plöckenpass mit dem West-Ost-Verkehr zwischen dem Kärntner Zentralraum und dem Etschtal kreuzte. Den entscheidenden Hinweis auf einen ihrer wichtigsten Versorgungsaspekte liefern dabei weniger das Macellum als die unzähligen Abfälle des Schlachtbetriebes, die die Tiroler Archäologen aus der Erde geholt haben[173]. Sie deuten an, dass am Debantbach in großem Umfang Rinder geschlachtet wurden, deren Fleisch im Macellum an Durchreisende und lokale Dienstleister verkauft wurde, und deren Häute vor Ort sogleich weiterverarbeitet wurden, für Schirrung, Schuhwerk, Schutzkleidung etc. Neben einem leistungsfähigen Fleischergewerbe muss daher mit einer arbeitsteiligen Kette von Handwerksbetrieben gerechnet werden, die bei der Gerbung begann – hier genügte verunreinigtes Steinsalz, das aus den nordalpinen Lagerstätten über die Glocknerroute herunterkam – und bei der Ausstattung von Reisenden und Tragtieren mit Lederprodukten endete.

Fleischhauer und Gerber benötigen Wasser. Deshalb müssen beide Berufszweige am Debantbach gesucht werden, und zwar tiefer unten, damit die Siedlung frei blieb vom Abwasser dieser Betriebe. Unter diesem Aspekt würde man den Schlachtplatz und die Anlagen der Gerber südlich des Macellums suchen, was den Umkehrschluss zulässt, dass dort keine für Verkehr und Wohnen bestimmten Siedlungsbereiche zu erwarten sind.

Nach dem gegenwärtigen Wissensstand ist das Macellum relativ spät und auf einem anscheinend unbebauten Grundstück entstanden. Sollte das zutreffen, dann lässt sich der mehrfach geknickte Straßenverlauf dadurch erklären, dass die ›Macellumstraße‹ nicht in einem Zug entstand, sondern anfangs nur bis zum Atriumhaus reichte und in weiterer Folge schrittweise verlängert wurde. Im Gegensatz zum Ausgrabungsplan, der eine Gleichzeitigkeit vorspiegelt, reflektiert die ›Macellumstraße‹ eine historische Entwicklung in mehreren Phasen. Höchstens in der Anfangsphase war sie jene prestigeträchtige Durchgangsstraße, als die sie immer betrachtet wurde. Spätestens mit der Errichtung des Macellums hat sie ihre gute Adresse eingebüßt und sank auf einen Zubringer ab, der zu den bewusst an den Stadtrand ausgelagerten, sozial wenig angesehenen Betrieben der Fleischer und Gerber führte.

Das geringe Prestige der ›Macellumstraße‹ scheint sich auch in ihrem Entwässerungssystem niederzuschlagen: Vor dem Atriumhaus hat Wilhelm Alzinger auf eine Länge von 29 m einen Kanal freigelegt[174], der in Wirklichkeit nichts anderes war als ein biederer, mit Platten aus Glimmerschiefer überdeckter Straßengraben. Noch dürftiger muss die Abwassersituation gegenüber dem Portikusgebäude gewesen sein, wo die Südseite der ›Macellumstraße‹ nicht einmal einen durchgehenden Straßengraben hatte[175].

Die letzte römische Münzserie vom Hochtor endet mit einem Halbcentenionalis Theodosius' I. aus den Jahren 378–383 n. Chr.[176]. Auch wenn damit fast das Ende des spätantiken Münzumlaufes im Ostalpenraum erreicht ist, bedeutet das Abbrechen der Münzreihe nicht automatisch das Ende des Verkehrs auf der Glocknerroute – im Gegenteil: Die leider zugeschüttete Kirche, die östlich der ›Repräsentationsmauer‹ über kaiserzeitlichen Gebäuden errichtet wurde, belegt mit ihren Grundmaßen von 29,3 × 9,4 m eine erstaunlich große Christengemeinde[177], und nach dem Ausgrabungsbefund ist der sog. Prunkbau, den die Ausgräber für eines der bedeutendsten Gebäude der ›Römersiedlung Stribach‹ halten, erst im 6. Jahrhundert abgebrannt und aufgegeben worden[178]. Weil dem sog. Prunkbau gegenüber die frühesten Bauten entdeckt wurden, schließt sich dort his-

---

[173] Weitere Deponien von Rinderknochen fanden sich an den Außenmauern des Macellums selbst und an den Außenmauern des westlich angebauten Raumes R 252 (Tschurtschenthaler 2008, 594) sowie im westlichen Teil der Portikus R 259/2 (Tschurtschenthaler 2009, 449).

[174] Alzinger 1959, 117. Der Kanal war mit Platten aus Glimmerschiefer abgedeckt, seine Seitenwände waren aus Bachgeröll trocken aufgeschlichtet und »die Kanalsohle war nicht besonders ausgelegt, lediglich durch Abfallprodukte, die sich auf dem Boden ablagerten …, ist die Tiefe gegeben.«

[175] Tschurtschenthaler 2009, 448.

[176] s. hier den Beitrag G. Dembski, Kap. 1.6.

[177] Glaser 1997, 141 f.

[178] Walde – Grabherr 2007, 167.

torisch, topografisch und funktionell der Kreis zwischen Anfang und Ende der ›Römersiedlung Stribach‹ als einer wichtigen Drehscheibe des inneralpinen Verkehrs.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Entdeckung des Passheiligtums auf dem Hochtor und die neuesten Ausgrabungen, die das Institut für Archäologien der Universität Innsbruck entlang der ›Macellumstraße‹ der ›Römersiedlung Stribach‹ durchgeführt hat, stellen das bisher von der römischen Topografie in Osttirol bestehende Bild auf den Kopf (Abb. 107). Auf der Strecke zwischen Oberdrauburg und der ›Römersiedlung Stribach‹ verliefen zwei überregionale Verkehrslinien gemeinsam: die vom Plöckenpass und über Loncium heraufkommende Glocknerroute, von der Polybios sagt, dass man auf ihr von der Ebene südlich bis zur Ebene nördlich der Alpen mindestens fünf Tage benötigt[179], und die Drautalroute, die als südalpine Transversale den Kärntner Zentralraum mit dem Eisacktal verband und mit 17 Meilensteinen versehen war. Unmittelbar vor dem Übergang über den Debantbach zweigte die Glocknerroute in Richtung Iselsberg, oberstes Mölltal und Hochtor ab, während die Drautalroute den damals viel harmloseren Bach übersetzte und am Fuß der Berghänge entlangführte, bis zum Übergang über die mächtig herabströmende Isel bei Lienz. Dort, unter dem Lienzer Ortsteil Patriasdorf, ist Aguntum, der von Kaiser Claudius zum Munizipium erhobene Hauptort der Laianci, zu suchen, dort zweigte die Iseltalroute auf den Kalser und Felber Tauern ab und dort übersetzte die Drautalroute die Isel, um im westlichen Teil des *ager Aguntinus* die Saevates und im Eisacktal die rätische Provinzgrenze zu erreichen.

Auf südnorischem Gebiet war die Glocknerroute mit 5 Meilensteinen versehen (Abb. 110):

- Südanstieg zum Gailbergsattel: unbeschrifteter Meilenstein aus Tuff (Winkler M)[180]. Der Fundort liegt in relativ kurzer Entfernung zum leider noch immer nicht entdeckten Loncium, das mit Kötschach identifiziert wird, und lässt sich in Bezug auf den Anstieg auf den Pass mit dem Meilenstein vergleichen, der nördlich der ›Römersiedlung Stribach‹ gefunden wurde.
- Oberdrauburg (= Grenze zwischen den Munizipien Aguntum und Teurnia): 8 Meilen (ergänze: von Loncium, Winkler 1).
- ›Römersiedlung Stribach‹, an der Abzweigung der Glocknerroute auf den Iselsberg: 4 Meilen von Aguntum (Winkler 2).
- ›Römersiedlung Stribach‹, am Aufstieg der Glocknerroute zum Iselsberg: unbeschrifteter Meilenstein (Winkler K).
- Meilenstein für die Passhöhe des Iselsbergs (= Grenze zwischen den Munizipien Aguntum und Teurnia) vorgesehen, um dort einen umgestürzten (hölzernen [?]) zu ersetzen. Der Meilenstein ist entweder gar nicht auf den Iselsberg gelangt oder von dort ins Tal verschleppt[181]: 6 Meilen von Aguntum.
- Hier anzureihen sind die drei Felsinschriften vom Anstieg aus der Regio X auf den Plöckenpass, die die Intensität des Verkehrs auf der Glocknerroute beweisen[182], sowie der jüngst im Nachlass von Michele Gortani durch Stefano Magnani entdeckte Hinweis auf einen Meilenstein aus Timau[183].

---

[179] s. auch S. 175 mit Anm. 7.

[180] CIL XVII 4, 156, gefunden 1894 zwischen Pittersberg und Blahaus nördlich von Kötschach.

[181] s. o. Anm. 256 und Nr. 3 in Kap. 1.8 (G. Winkler).

[182] lupa 11292 ca. 300 m unterhalb der Passhöhe, knapp unterhalb der modernen Straße zwischen km 28,7 und 28,8; lupa 11293 bei einer verfallenen Alpini-Kaserne etwas westlich der Passhöhe; lupa 11294 knapp westlich der letzten Straßenkurve vor der Passhöhe.

[183] Michele Gortani (1883–1966) war ein bedeutender Geologe und Politiker und u. a. auch ehrenamtlicher Inspektor der Soprintendenza alle Antichità. In seinem Nachlass, der im Archiv von Tolmezzo verwahrt wird, fand Stefano Magnani eine auf den 27. August 1930 datiert Postkarte des Pfarrers von Timau. In dieser berichtet Don Tita Bulfon von einem Meilenstein, der beim Bau der Autostraße zwischen Timau und der Passhöhe des Plöcken

In diesem Routensystem fungierte die ›Römersiedlung Stribach‹ als Knoten eines Verkehrsnetzes, das den gesamten Ostalpenraum überspannte. Seine Hauptverkehrsadern, die den Verkehr von wichtigen Adriahäfen in Richtung Norden zum Fließen brachten, waren: die Via Claudia Augusta zwischen Altinum und Augusta Vindelicum, *patefacta* – geöffnet während des Alpenfeldzuges[184], die Hochtorroute zwischen Concordia/Aquileia und Iuvavum und die Bernsteinroute zwischen Tergeste/Aquileia und Carnuntum[185]. Verbunden wurden diese drei zentrifugalen Verkehrslinien durch eine von der Auffaltung der Alpen vorgegebene Querlinie, nämlich die Täler von Rienz, Drau und Mislinja (Mißling), die sich hervorragend zur Anlage einer überregionalen Verkehrsader eigneten. An ihr reihten sich jene Siedlungen auf, die Kaiser Claudius zu Munizipien erhoben hatte: Aguntum, Teurnia, Virunum und Celeia, während die Glocknerroute die Munizipien Iulium Carnicum und Aguntum mit Iuvavum verband, das wegen der Salzproduktion das einzige Munizipium des Claudius nördlich der Alpen war.

Stadttopografisch kommt die Knotenfunktion der ›Römersiedlung Stribach‹ dadurch zum Ausdruck, dass die ›Drautalstraße‹ von den spärlich greifbaren Anfängen in der spätrepublikanischen Zeit bis in die Spätantike die Hauptachse der Siedlung war. Auf die ›Drautalstraße‹ sind fast alle Gebäude ausgerichtet, die im Zwickel zur ›Macellumstraße‹ und östlich der Repräsentationsmauer archäologisch ertastet wurden, und wahrscheinlich trifft das auch noch auf die sog. Begräbniskirche zu.

Die ›Römersiedlung Stribach‹ galt als so bedeutend, dass ihre Ostseite mit einer städtischen Schaufassade ausgestattet wurde, der sog. Repräsentationsmauer. Ihre Fernwirkung zielte auf jene, die aus Italien anreisten. Das bedingt, dass an der ›Drautalstraße‹ ein Haupttor mit einer informativen Bauinschrift angenommen werden muss. Um sich vom Leben und Lärm der geschäftigen Umschlagplatzes abzusondern, legten die Handelsherren einen eigenen Wohnbezirk an, der die ›Macellumstraße‹ zur Achse hatte und durch ein eigenes Tor, ein wirkliches Repräsentationstor, zu betreten war. Als erstes – und vielleicht nur als einziges – ›herrschaftliches‹ Gebäude wurde das Atriumhaus errichtet. Es strahlte zwar südländischen Flair aus, war aber im rauen Alpenklima hinsichtlich Typologie und Komfort ein mediterraner Fremdkörper.

Beim gegenwärtigen Ausgrabungsstand hat man den Eindruck, der herrschaftliche Wohnbezirk südlich der ›Macellumstraße‹ sei entweder Teil eines unvollendeten Ausbauprojektes oder ein von der Dynamik der ›Drautalstraße‹ vereitelter Versuch, die ›Macellumstraße‹ als Hauptachse der Siedlung zu etablieren. Dabei ist nicht einmal klar, ob die ›Macellumstraße‹ den Debantbach überschritten hat oder nicht. Nach der Errichtung des Macellums tauschte sie jedenfalls den Duft der vornehmen Welt gegen den Gestank eines Schlachtplatzes.

Trotz jahrzehntelanger Grabungen unter Wiener und dann Innsbrucker Leitung und trotz der erschließbar gewordenen Rechtwinkeligkeit der Baulinien kann ich in den publizierten Grabungsbefunden kein Argument finden, das die ›Römersiedlung Stribach‹ als Munizipium einstufen ließe. Die Fehleinschätzung ist m. E. dadurch entstanden, dass seit der Publikation des ›Friedhofsteins‹ durch Flavian Orgler unreflektiert wiederholt wurde, Aguntum läge am Debantbach. Weder Theodor Mommsen noch Erich Swoboda, weder die drei Meilensteine, das fundleere Westufer des Debantbaches oder die Krux mit den drei ›Aguntiner‹ Bischofskirchen[186] konnten dieses von einem engagierten Heimatforscher im Jahre 1884 verfertigte Gedankengebäude ins

---

»a una cinquantina di metri sotto l'antica strada romana« gefunden wurde. Pfarrer Bulfon gibt eine Zeichnung des leider unbeschrifteten Steins und seine Maße (Sockelhöhe 30, Schafthöhe 85, Schaftdurchmesser 40 cm). Diese Mitteilung verdanke ich Stefano Magnani, Universität Udine, der eine Publikation zum Südende der Glocknerroute vorbereitet und überzeugende Argumente anführt, dass diese von Concordia ausging und von Augustus im Jahre 2 v. Chr. mit Meilensteinen versehen wurde.

184 Belegt durch die Meilensteine von Cesiomaggiore bei Feltre CIL V 8003 = IBR 469 und Rabland bei Meran CIL V 8002 = IBR 465.

185 Zu Beginn der Kaiserzeit wurde Tergeste von Aquileia abgelöst, s. Harl 2011, 135–138.

186 Das wären die Kirchen der ›Römersiedlung Stribach‹, von Lienz-Patriasdorf und Lavant.

Wanken bringen, das im Juni 2005 sogar zu einem wirklichen Gebäude wurde: Aguntum[Stadt] als Name eines repräsentativen Museums bleibt insofern gerechtfertigt, als dieses auch Funde aus dem übrigen Osttirol enthält. Das administrative Zentrum des *ager Aguntinus*, der weit größer war als das heutige Osttirol, muss aber erst ausgegraben werden – unter Lienz-Patriasdorf, wo Mommsen und Winkler das *caput viarum* von Südwestnoricum vermuten.

Man sieht, dass weitere Grabungen nötig sind: In Lienz-Patriasdorf gilt es, jene Bauten freizulegen, die in der ›Römersiedlung Stribach‹ vergebens gesucht werden, und in der ›Römersiedlung Stribach‹ wären es die Entdeckung des wirklichen Stadttors, des Grabbezirkes der *cultores*[187] und – als dringendstes Desiderat – eine schlüssige Horizontalstratigrafie. Unabhängig davon darf man sich für die ›Römersiedlung Stribach‹ über die gesamte Dauer ihres Bestehens hinweg ein lebhaftes, buntes und vor allem mehrsprachiges Treiben mit einer überregionalen Atmosphäre vorstellen.

Die Wissenschaft steht also in Osttirol vor einem dreifachen Gewinn: Sie verfügt über die frühesten Alpentransversalen, hat eine außergewöhnliche Siedlung hinzu gewonnen und kann endlich ein echtes Munizipium erforschen.

Ortolf Harl

[187] Eine Untersuchung des Grabbezirkes wäre auch wichtig, um Vermutungen zu widerlegen, es handle sich um eine nachantike Anlage.

3.3 *AB AG(UNTO) M. P.* … DIE RÖMISCHEN ENTFERNUNGSANGABEN IM DRAU- UND PUSTERTAL

Zu den bisher noch nicht restlos geklärten Fragen aus der Vorzeit des Drau- und Pustertals gehören der Verlauf der Römerstraße und die Lage der dort namentlich bekannten Stationen. Als Informationsquellen stehen uns die einheitlich aus dem 3. Jahrhundert stammenden Meilensteine zur Verfügung sowie das Itinerarium Antonini, ein aus der Zeit Kaiser Caracallas (211–217 n. Chr.) stammendes und um 300 n. Chr. überarbeitetes Reisehandbuch. Beide Quellengattungen sollen im Folgenden einzeln behandelt und in ihren Ergebnissen miteinander verglichen werden.

DIE ORTE UND ENTFERNUNGEN IM ITINERARIUM ANTONINI (ABB. 110)

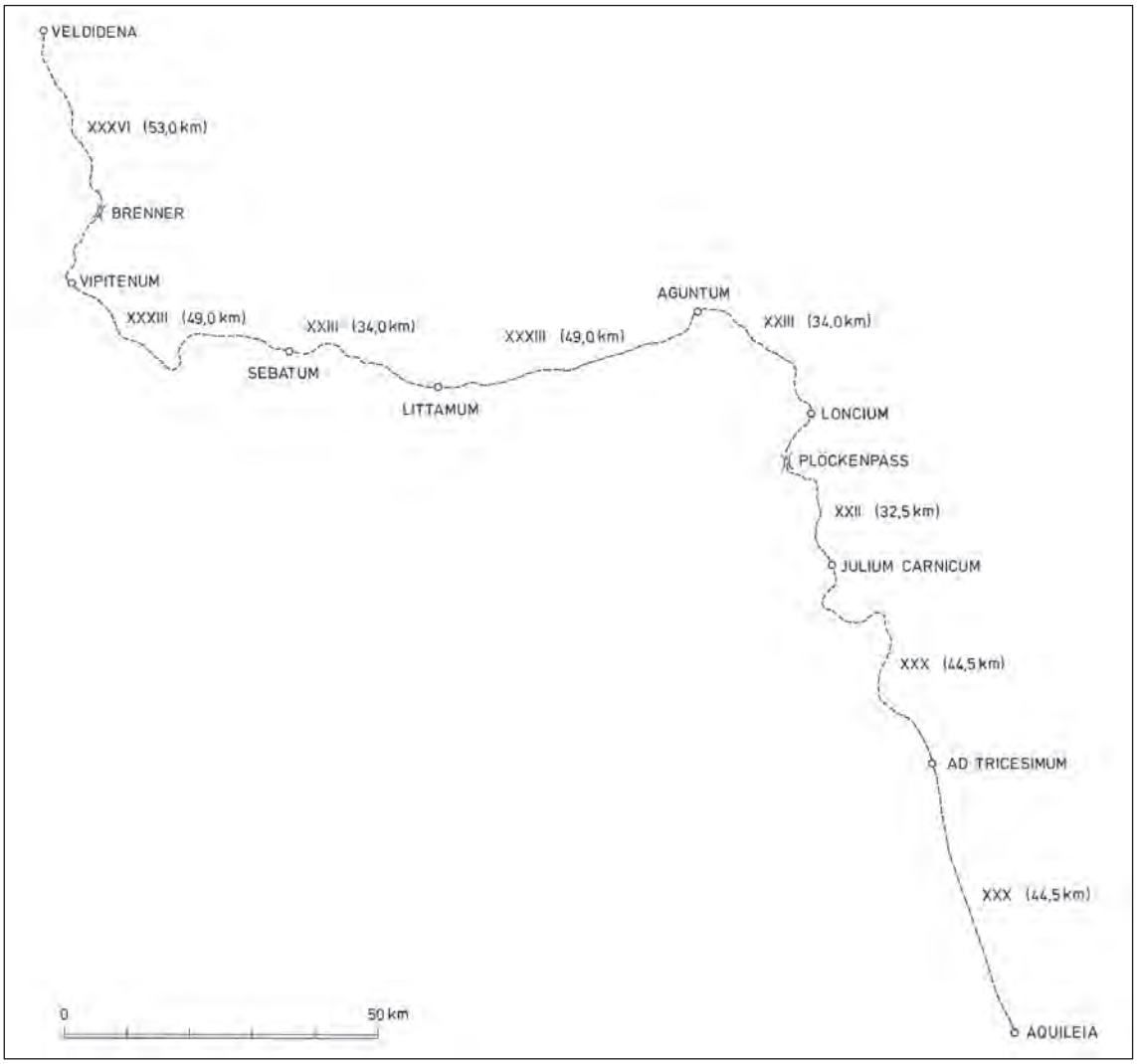
Da die durch das Drau- und Pustertal verlaufenden Römerstraßen nicht in die Tabula Peutingeriana aufgenommen wurden, stellt das Itinerarium Antonini die einzige literarische Quelle für diese wichtigen Verbindungstäler dar. Von p. 278, 4–280, 4 beschreibt das Itinerar die Abkürzung *(compendium)* der Straße von Aquileia bis Veldidena über den Plöckenpass (Passo Monte Croce Carnico) und den Gailbergsattel ins Drautal und durch das Puster- und Eisacktal über den Brennerpass bis Innsbruck:

279, 2	***Item ab Aquileia per compendium Veldidena***	***m. p.***	**km**[1]	**korrigiert**	**korrigiert**
Σ		**CCXV**	**318,0**		**340,5**
3	Ad Tricensimum	XXX	44,5		
4	Iulio Carnico	XXX	44,5		
5	Loncio	XXII	32,5		
6	Agunto	XVIII	26,5	XXIII	34,0
280, 1	Littamo	XXIII	34,0	XXXIII	48,8
2	Sebato	XXIII	34,0		
3	Vipiteno	XXXIII	49,0		
4	Veldidena	XXXVI	53,0		

Zählt man diese Entfernungen zusammen, erhält man für die Straße Aquileia–Veldidena eine Gesamtlänge von etwa 318 km. Da aber die tatsächliche Entfernung zwischen den beiden Orten rund 340 km beträgt, fehlen mehr als 20 km. Das heißt, dass einige Meilenzahlen des Itinerarium Antonini nicht stimmen können und daher korrigiert werden müssen. Welche das sind, soll ein Vergleich zwischen antiken und heutigen Entfernungen aufzeigen.

Beginnen wir die Suche nach den fehlenden Meilen im Südteil des Straßenverlaufes, im heutigen Italien, so stellen wir fest, dass die angegebenen Abstände der Straßenstationen von Tricensimum (Tricesimo) und Iulium Carnicum (Zuglio) recht gut mit den wirklichen Entfernungen übereinstimmen. Auch ist in der neueren Forschung die Lokalisierung von Loncium im Raum von Kötschach-Mauthen unumstritten, da die heutige Straße über den Plöckenpass (1 360 m ü. M.) mit 37 km den im Itinerarium angegebenen 22 Meilen ab Iulium Carnicum einigermaßen entspricht.

[1] Die Umrechnung der Meilenangaben in km ist gerundet: 1 Meile = 1,48 km.



110 Die im Itinerarium Antonini für die Strecke Aquileia–Veldidena (Grado−Innsbruck) angegebenen Orte und Entfernungen. Für die Strecke zwischen Loncium und Aguntum sowie zwischen Aguntum und Littamum sind die korrigierten Werte eingesetzt. Damit entsprechen alle Entfernungsangaben des Itinerarium Antonini den tatsächlichen Entfernungen. Römische Ziffern = Entfernung in Meilen; arabische Ziffern = Entfernung in Kilometern

Weniger gut passt dagegen die Entfernung von 18 Meilen (= 26,5 km) zwischen Loncium und Aguntum, das Theodor Mommsen »ad Lienz«[2] ansetzen möchte, weil man der heutigen Straße über den Gailbergsattel (982 m ü. M.) folgend auf 35 km kommt. Das Grabungsgelände von Dölsach, das etwa 6 km östlich von Lienz liegt, lässt sich hingegen nach 29 km von Kötschach erreichen, was viel zur Gleichsetzung mit Aguntum beigetragen haben dürfte. Durch eine Konjektur der Meilenzahl des Itinerarium Antonini von XVIII auf XXIII (= 34 km) kann die tatsächliche Entfernung von rund 35 km zwischen Kötschach-Mauthen und Lienz erreicht werden.

Für die weitere Entfernungsrechnung ist es nötig, den Faden vom Ende her aufzurollen, weil wir von Innsbruck weg zwei exakt übereinstimmende Angaben vorfinden: Die XXXVI Meilen zwischen Veldidena (Wilten bei Innsbruck) und Vipitenum (Sterzing) stimmen zu den heutigen 53 km auf der Straße über den Brenner (1 374 m ü. M.), und dem heutigen Straßenverlauf von

[2] CIL III p. 590 f.; s. vorliegender Band Kap. 3.2 (O. Harl).

49 km entsprechen die XXXIII Meilen zwischen Vipitenum und Sebatum. Daher kann Sebatum nur in St. Lorenzen, westlich von Bruneck, lokalisiert werden.

Nach der Lokalisierung von Sebatum (St. Lorenzen) bleibt nur noch die von Littamum offen. Wenn man die im Itinerar zwischen Sebatum und Littamum verzeichneten XXIII Meilen (= etwa 34 km) von St. Lorenzen nach Osten aufträgt, gelangt man in den Bereich von Toblach-Innichen, wo in der Tat repräsentative römische Baureste nachgewiesen sind[3]. Da aber der nächste Straßenabschnitt in Richtung Osten, jener von Toblach-Innichen nach Lienz, knapp 50 km beträgt, können die XXIII Meilen (= etwa 34 km) nicht stimmen, die das Itinerarium Antonini für die Entfernung Littamum–Aguntum angibt. Es ist daher wahrscheinlich, dass im Originaltext XXXIII Meilen (= etwa 49 km) standen, was wegen der folgenden gleichen Zahl auf XXIII verschrieben wurde[4]. Die Strecke Sebatum–Littamum–Aguntum war demnach XXIII + XXXIII = 56 Meilen (= etwa 83 km) lang und dies stimmt mit der Entfernung St. Lorenzen–Lienz überein.

Die Konjektur zweier harmloser Schreibfehler bei den Meilenzahlen verlängert also die Straße zwischen Aquileia und Veldidena um genau jene 15 Meilen (= etwa 22,5 km), die nötig sind, um die tatsächliche Entfernung von rund 340 km zu erreichen. Damit entsteht auf der gesamten Strecke eine spannungsfreie und in der Natur nachvollziehbare Abfolge von Stationen und Distanzen. Das Ergebnis bleibt allerdings nur solange schlüssig, als man Aguntum mit Lienz identifiziert.

DIE MEILENSTEINE UND IHRE ENTFERNUNGSANGABEN (ABB. 111)

Nachdem es gelungen ist, die im Itinerarium Antonini genannten Stationen zwischen Aquileia und Veldidena sowie ihre Entfernungen untereinander zu bestimmen, soll nun untersucht werden, ob und wie weit die auf den Meilensteinen angegebenen Distanzen dazu passen. Aus den Tälern von Gail, Drau, Rienz und Eisack sind folgende Meilensteine bekannt:

Beschriftete Meilensteine

1. CIL XVII 4, 157 = CIL III 6528 = CIL 11832 = ILLPRON 328: Gefunden im Herbst 1870 beim Abbau von Schotter für den Eisenbahnbau »etwa 150 Klafter« (das sind etwa 250–300 m) von der Grenze zwischen Kärnten und Tirol westlich von Oberdrauburg; seit 1873 im Landesmuseum Kärnten (Inv. Lap. 191). Talkschiefer, ursprüngliche H »mehr als 7 Fuß« (das sind etwa 210 cm), Dm 40 cm.
   Perpe/tuis Imp(eratoribus) n(ostris) / Diocletiano et / Maxsimiano et /[5] Constantio et / Maxsimiano / nob(ilissimis C(a)es(aribus) / m(ilia) p(assuum) VIII.
   Datierung: zwischen 293 und 305 n. Chr.

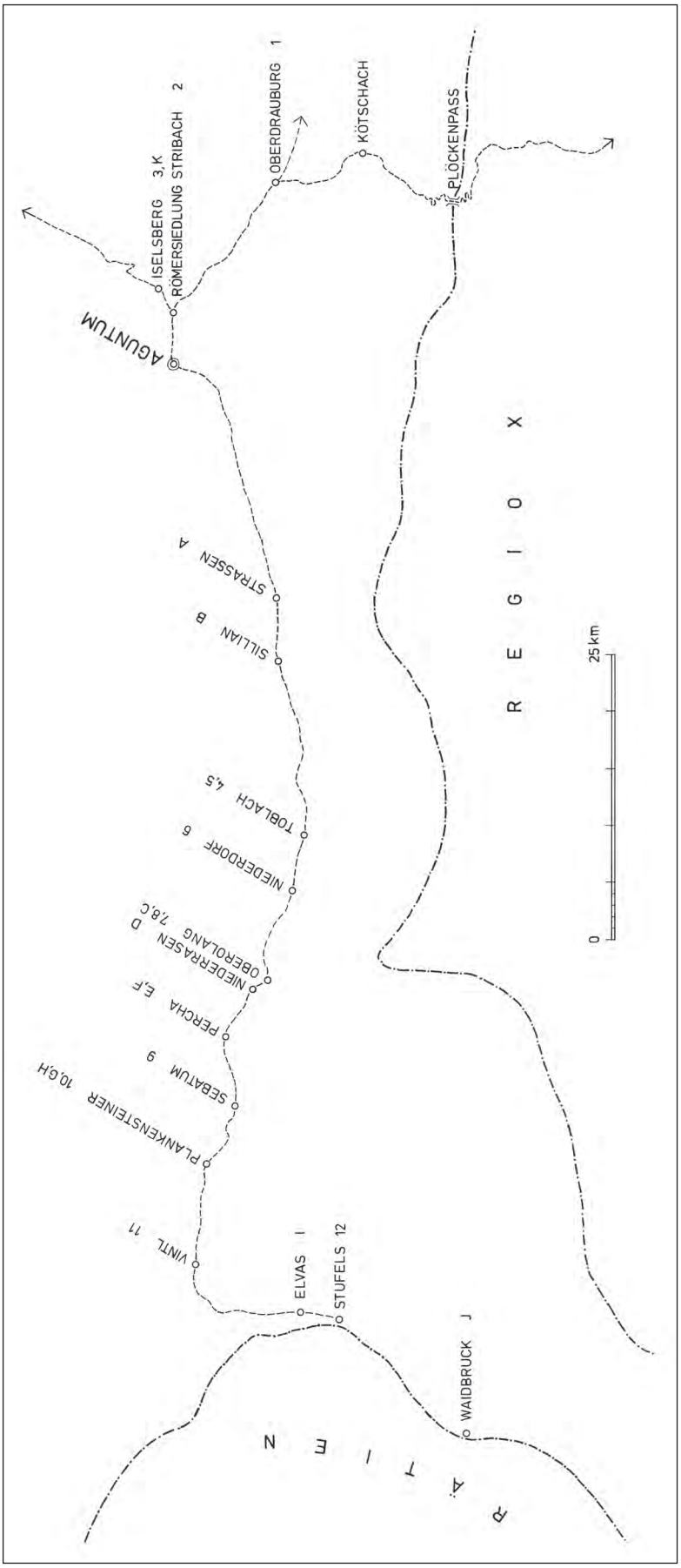
2. CIL XVII 4, 158 = ILLPRON 1053: Gefunden 1964 zusammen mit Nr. 3 bei den Ausgrabungen »aus dem Aufschüttungsmaterial über einer Brandschicht im östlichen Raum einer als Therme anzusprechenden … Anlage« als Abdeckung des Präfurniums in der ›Römersiedlung Stribach‹; jetzt im Museum Aguntum. Talkschiefer, in zwei Teile zerbrochen, H etwa 150 cm, Dm 22–30 cm.
   M(arco) Iulio / Philippo / nobilissimo / Caesa[ri] /[5] [ab] Ag(unto) m(ilia) p(assuum) / IIII.
   Datierung: zwischen 244 und 247 n. Chr.

3. CIL XVII 4, 159 = ILLPRON 1052: Gefunden 1964 zusammen mit Nr. 2; jetzt im Museum Aguntum. Glimmerschiefer, in zwei Teile zerbrochen, im oberen Teil ein Stück ausgebrochen, H 165 cm, Dm 53–48 cm.

---

[3] Dal Ri – Di Stefano 2005 passim.

[4] Die von T. Mommsen, CIL III p. 591 vorgeschlagene Hinzufügung eines X wurde von der modernen Forschung mehr oder minder widerspruchslos übernommen.



111 Die römischen Meilensteine an der Drautal- und Glocknerroute. Die hinter den Fundorten stehende Ziffern beziehen sich auf die beschrifteten und die Buchstaben auf die unbeschrifteten Meilensteine. Strichlierte Linie = Drautalroute und Glocknerroute; strichpunktierte Linie = Provinzgrenze

Imp(erator) Caes(ar) L(ucius) Septi/mius- [Seve]rus Pius / Per[tin]ax [A]ug(ustus) Arab(icus) / Adiab(enicus) [Parth(icus)] max(imus) pont(ifex) [max(imus)] /[5] trib(unicia) p[ot(estate) VIIII imp(erator) XII] co(n)s(ul) II p(ater) p(atriae) / pro[co(n)s(ul) et Imp(erator) M(arcus) Au]rel(ius)/ Ant[oninus Pius Aug(ustus)] / tri[b(unicia) pot(estate) IIII proco(n)s(ul) et] / [[P(ublius) Septimius Geta nob(ilissimus) Caes(ar)]] /[10] [miliaria vetust]at(e) c[onlapsa] / restitueru[nt curante] / [M(arco)] Iuventio Su[ro Pro-]/culo leg(ato) Aug(usti) p[r(o) pr(aetore)]/ ab Ag(unto) m(ilia) p(assuum) /[15] VI.
Datierung: 201 n. Chr.

4. CIL XVII 4, 162 = CIL III 5706 vgl. 11831 = Illpron 1574: Gefunden vor 1734 zwischen »Niederndorf (sic!) und Toblach bey der Landstraß beyseits unweit der Grätsch Pruggen«, seit 1939 an der südlichen Langhausmauer der St. Michaelskirche in Innichen aufgestellt. Quarzphyllit, an allen Seiten beschlagen und daher beschädigt, H 158 cm, B 32 cm, Dm 26 cm. Reste einer älteren Inschrift, Z. 4–11 geschwärzt.
Imp(eratori) / - - - / - - - / Caes(ari) /[5] Mar(co) / Anton[io] / Gordian(o) /[A]ug(usto) / - - - /[10] XXXXIII / - - - / XX L.
Datierung: 238 n. Chr.

5. CIL XVII 4, 163 = CIL III 5705 = Illpron 1573: Gefunden an der Straße zwischen Niederdorf und Toblach unweit von Stein Nr. 4, war bis 2001 verschollen, bei der Renovierung der Kapelle ›in der Gratsch‹ wiederentdeckt und im Inneren der Kapelle aufgestellt. Konglomeratschiefer, allseits bestoßen, H 164 cm, B 43 cm, Dm 24–38 cm. Reste einer älteren Inschrift.
Marc[o] Iul(io) / P(h)ilip(p)o no/b(i)lis(s)imi (!) / C(a)eseri (!) /[5] Aug(usto) - -/ - - .
Datierung: 247 n. Chr.

6. CIL XVII 4, 164 = Illpron 1578: Gefunden 1955 vor dem Haus des Hanserbauern am Westausgang von Niederdorf; seit 1968 ebendort am Europaplatz aufgestellt. Quarzphyllit, H 215 cm (mit Basis), Dm 36 cm. Spuren einer älteren Inschrift.
[Imp(eratori)] Caes(ari) / [C(aio)] Messio / [Quin]to Tro/[ian]o Dec-/[5][io P(io)] F(elici) Invic(to) / Aug(usto)- - / - - .
Datierung: zwischen 249 und 251 n. Chr.

7. CIL XVII 4, 165 = Illpron 1577: Gefunden im April 1958 in der sog. Goste bei Oberolang beim Übergang über die Rienz; in Oberolang, Greitweg 6 aufgestellt. Granit, H 235 cm, Dm 38 cm.
Imp(erator) Caes(ar) / L(ucius) Septimius Severus / Pius Pertinax Aug(ustus) / Arab(icus) Adiab(enicus) Parth(icus) max(imus) /[5] pontif(ex) max(imus) trib(unicia) pot(estate)VIIII / imp(erator) XII co(n)s(ul) II p(ater) p(atriae) proco(n)s(ul) et Imp(erator) Caes(ar) M(arcus) Aurel(ius) / Antoninus Pius Aug(ustus) / trib(unicia) pot(estate) IIII proco(n)s(ul) /[10] [[et P(ublius) Septimius Geta / nob(ilissimus) Caes(ar)]] / miliaria vetustate / conlabsa (!) restitue-/ runt curante /[15] M(arco) Iuventio Suro / Proculo leg(ato) pr(o) pr(aetore) / ab Ag(unto) m(ilia) p(assuum) / XXXXV.
Datierung: 201 n. Chr.

8. CIL XVII 4, 167 = CIL III 5707 = Illpron 1572: Gefunden 1723 beim Straßenbau »auf der Landstrass von Olang gegen den Gosten ain halbe Stund von Räsen (= Niederrasen) unweit aines Bichls, wo vor villen Jahrn das Schloß Pipurg (= Leitgeb Pipe) gestanden«; heute an die Mauer beim Wittum in Niederrasen angelehnt. Die nur handschriftlich überlieferte Inschrift, von der heute auf dem Stein nichts mehr zu erkennen ist, lässt sich zu dem bekannten Doppelformular Septimius Severus (195 n. Chr.) und Caracalla (213 n. Chr.) ergänzen. Die offenbar zu große Meilenzahl LVI wurde von Theodor Mommsen in XLVI korrigiert.
Datierung: 213 n. Chr.

9. CIL XVII 4, 169 = CIL III 5708 vgl. p. 1847 = ILS 464 = ILLPRON 1575: Gefunden 1857 »beim Abtragen einer alten Feldmauer bei dem Kloster Sonnenburg unweit St. Lorenzen, wo die alte Straße in die neue einmündet«, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum in Innsbruck (Inv. n. U 8.623). Eine moderne Nachbildung am Fundort. Quarzphyllit, H 241 cm, Dm 63 cm.
Imp(erator) Caes(ar) / M(arcus) Opellius Severus / Macrinus Pius Felix / Aug(ustus) pont(ifex) max(imus) trib(unicia) p(ostetate) II /[5] p(ater) p(atriae) co(n)s(ul) pro co(n)s(ule) et M(arcus) / Opellius Antoninus Diadumenianus / nobiliss(imus) Caes(ar) / princ(eps) iuventut(is) /[10] providentissimi / Augusti (duo) fecer(unt) ab Ag(unto) m(ilia) p(assuum) / LVI.
Datierung: 218 n. Chr.

10. CIL XVII 4, 171 = ILLPRON 1570: Gefunden 1946 an der Staatsstraße 49 bei km 24,74 zwischen St. Lorenzen und Kiens beim Bauernhof des J. Plankensteiner, 1948 am Fundort aufgestellt. Quarzphyllit, stark beschädigt, H 195 cm, Dm 46 cm.
Imp(eratori) Caes(ari) M[a]rco / Aurelio Caro Pio / [Fel(ici) Invic]to Aug(usto) et [Marco] Aurelio /[5] [Ca]rino nobilissimo / [Caesa]ri ab Ag(unto) m(ilia) p(assuum) / LVII.
Datierung: 283 n. Chr.

11. CIL XVII 4, 174 = ILLPRON 1569. Gefunden 1868 in Hinterbichl bei Ehrenburg an der alten Straße, am Fundort aufgestellt. Kalkstein, H 195 cm, Dm 50–60 cm, H der Buchstaben 4 cm.
Imp(erator) Caes(ar) L(ucius) Septimius / Severus Pius Pertinax / Aug(ustus) Arab(icus) A<d>iab(enicus) Parth(icus) max(imus) / pontif(ex) max(imus) trib(unicia) pot(estate) VIIII /[5] imp(erator) XII co(n)s(ul) II p(ater) p(atriae) proco(n)s(ul) et / Imp(erator) Caes(ar) M(arcus) Aurelius Antoni-/nus Pius Aug(ustus) trib(unicia) pot(estate) IIII pro-/co(n)s(ul) et P(ublius) Se[[ptim]ius G[eta nob(ilissimus) Caes(ar)]] / miliaria vetustate collaps(a) /[10] restituerunt cura agente / M(arco) Iuventio Suro Proc(u)lo / leg(ato) pr(o) pr(aetore) ab Ag(unto) m(ilia) p(assuum) / LXVII.
Datierung: 201 n. Chr.

12. CIL XVII 4, 174a: Gefunden 1998 in Brixen-Stufels beim heutigen Hotel Senoner am linken Rienz-Ufer. Das kleine Fragment enthält das bekannte Formular vom Jahr 201:
- - - milliaria / vetustate conl]aps[a / restituerunt] cura[nte] / [M(arco) Iuventio Suro Pr] ocu[lo / leg(ato) pr(o) pr(aetore) ab Ag(unto) m(ilia) p(assuum) / - -.
Datierung: 201 n. Chr.

Unbeschriftete Meilensteine

Neben diesen Meilensteinen mit noch lesbaren Inschriften gibt es eine Reihe von Steinen, auf denen nichts lesbar ist, die aber aufgrund ihrer zylindrischen Form oder wegen ihres Fundortes an der Trasse der alten Römerstraße als Meilensteine anzusprechen sind. Entweder war eine Inschrift nur aufgemalt, oder die einst eingemeißelten Buchstaben sind so verwittert, dass sie nicht mehr entziffert werden können:

A. CIL XVII 4, 160: Gefunden im April 1968 in Strassen bei km 134,8 der Drautal-Bundesstraße B 100. Vor dem Gemeindehaus aufgestellt. Roter Kalkstein, H 288 cm (mit Sockel), Dm 45 cm.

B. CIL XVII 4, 161: Gefunden 1970 bei der Renovierung der Marien-Apotheke in Sillian. Auf dem Josef-Schrafl-Platz aufgestellt. Roter Kalkstein, H 167 cm, Dm 48 cm.

C. CIL XVII 4, 166: Gefunden 1927 an der alten Straße bei der sog. Goste bei Oberolang. Vor der Villa Hügel aufgestellt. Granit, H 415 cm, Dm 50 cm.

D. CIL XVII 4, 168: Gefunden vor 1933 beim Straßenbau beim sog. Ledigenhäusl von Niederrasen. Beim Gasthof Brötz aufgestellt. Quarzphyllit, H 195 cm, Dm 47 cm.

E. CIL XVII 4, 170: Fundumstände unbekannt. Vor dem Aufgang zur Pfarrkirche St. Cassian in Percha liegend ausgestellt. Granit, H 400 cm (mit Sockel), Dm oben 45 cm, unten 65 cm.

F. CIL XVII 4, 170a: Gefunden 2006 beim sog. Christlstall beim Bau der Fernwärmeleitung nach Unterwielenbach, Gemeinde Percha. Vorläufig im Fundarchiv des Amtes für Denkmalpflege, Bozen. Quarzphyllit, H 205 cm, Dm 44–50 cm.

G. CIL XVII 4, 172: Gefunden 1946 zusammen mit den Steinen 10 und H an der Staatsstraße 49 zwischen St. Lorenzen und Kiens beim Bauernhof des J. Plankensteiner. Im Holzschuppen des J. Rubner in Kiens unzugänglich eingemauert. Ein etwas kürzerer, aber breiterer Stein als Nr. 10, aus Granit.

H. CIL XVII 4, 173: Gefunden 1946 zusammen mit den Steinen 10 und G. Als Gattersäule beim Bauernhof des J. Plankensteiner in Verwendung. Quarzphyllit, H 305 cm, B 60 cm, Dm 40 cm.

I. CIL XVII 4, 24a*: Gefunden etwa 1950 im Wald zwischen den Dörfern Elvas und Sciaves, nördlich von Brixen, oben und unten abgebrochen. Granit, H etwa 100 cm, Dm 60 cm.

J. CIL XVII 4, 174 b: Granit, gefunden 2005 bei Waidbruck/Ponte Gardena, in drei Teile zerbrochen. H 220 cm, Dm 40 cm.

K. CIL XVII 4, 157a: Gefunden 1976 in der ersten Kurve der B 107 oberhalb von Dölsach. Beim Kreisverkehr in der Parkanlage Tiroler Garten aufgestellt. H 160 cm, Dm 44 cm.

M. CIL XVII 4, 156: Gefunden 1894 nördlich von Kötschach-Mauthen an der Bundesstraße B 110 zwischen Pittersberg und Blahaus. Im Park bei der Pfarrkirche Kötschach aufgestellt. Tuffstein, H 130 cm, Dm 40 cm.

Von den zwölf mit Inschriften versehenen Steinen geben immerhin neun eine Meilenzahl an (1– 4. 7–11), einige von ihnen besitzen noch ihre ursprünglich zylindrische Form (1–3. 7. 9. 11), andere hingegen wurden für eine neuerliche Beschriftung abgearbeitet und haben ihre einstige Form verloren (4–6. 8. 10).

Die 8 Meilen von Stein 1 passen zwar sehr gut zur Entfernung vom Fundort bei Oberdrauburg bis zum Grabungsgelände von Dölsach (etwa 12 km) und scheinen die gängige Lokalisierung von Aguntum zu bestätigen, doch gibt das Fehlen des *caput viae* zu denken. Durch den leider unbeschrifteten Meilenstein M ist jedenfalls bewiesen, dass die über den Gailbergsattel kommende Straße (in der Terminologie von Ortolf Harl ›Glocknerroute‹) mit Meilensteinen versehen war. Es ist daher zu überlegen, ob der Meilenstein von Oberdrauburg, der in der Nähe der Stelle stand, wo die Straße nach Teurnia (St. Peter in Holz) von der über Gailbergsattel und Plöckenpass in die Cisalpina führenden Straße abzweigte, nicht eher die Entfernung von Loncium (Kötschach-Mauthen) angegeben hat. Da es üblich war, an markanten Kreuzungs- und Abzweigungspunkten[5] Meilensteine zu setzen, dürfte das Fehlen des *caput viae* auf einem Stein des angehenden 3. Jahrhunderts nicht allzu schwer wiegen.

Die im Grabungsgelände von Dölsach in zweiter Verwendung gefundenen Steine 2 und 3 geben zwar als Ausgangspunkt der Meilenzählung Aguntum an, doch würde es sich, wenn wir ihre ursprünglichen Aufstellungsorte im Lienzer Becken voraussetzen, um die verhältnismäßig

[5] Zu den Ergebnissen der Grabungen im Raum von Oberdrauburg s. Stadler – Franke – Ortisi 1997, 53–62.

weite Verschleppung der gewichtigen Steine über 6 oder 9 km handeln. Folgt man der Annahme von Ortolf Harl, dass Aguntum als ihr *caput viae* am Übergang über die Isel bei Lienz-Patriasdorf liegt, dann würde man bei den 4 Meilen von Stein 2 fast genau zur römischen Siedlung am Debantbach gelangen. Dort könnte er an der Brücke über den Debantbach oder – noch besser – an der Abzweigung der ›Glocknerroute‹ von der ›Drautalstraße‹ gestanden haben. Meilenstein 3 könnte entweder an der ›Drautalstraße‹ oder an der ›Glocknerroute‹ die 6. Meile markiert haben. Letzteres scheint sogar wahrscheinlicher, weil man mit den 6 Meilen unter Einrechnung einiger Kurven recht gut bis auf die Passhöhe des Iselsbergs kommt (Höhenunterschied rund 540 m), während sich an der Drautalroute bei der 6. Meile von Lienz-Patriasdorf kein markanter Punkt anbietet. Das würde bedeuten, dass sich für Stein 3 die Strecke seiner Verschleppung wesentlich verkürzt und dass Meilenstein 2 überhaupt nicht verschleppt wurde.

Der ursprünglich bei der Gratscher Brücke über die Rienz stehende Meilenstein 4 ist mindestens zweimal beschrieben und hat durch die weitere Bearbeitung seine ursprünglich zylindrische Form verloren. Er scheint zwei Entfernungen angegeben zu haben: Die größer geschriebene lautet am ehesten XXXXIII Meilen (= fast 64 km), eine zweite in kleinerer Schrift im unteren Teil der Schriftfläche vor einem großen L, das zu einer älteren Inschrift gehörte, XX Meilen. Da der Stein kein *caput viae* angibt und da die Entfernung nach Aguntum, das in erster Linie in Frage kommt, um etwa 15 km unter den knapp 64 km bleibt, wird er ursprünglich im Raum von Welsberg aufgestellt gewesen sein. Die in kleinerer Schrift eingemeißelte Entfernung von XX Meilen (= 30 km) scheint sich auf die Passhöhe des Sextener Kreuzbergs zu beziehen, für die sie ziemlich genau zutrifft.

Der gut erhaltene Stein 7 von der Goste bei Oberolang, der den Übergang der Straße über die Rienz bezeichnete, gehört zu der großen Gruppe von Meilensteinen, die anlässlich des angekündigten Kaiserbesuches im Jahr 201 vom Statthalter M. Iuventius Surus Proculus auf den Straßen von Noricum gesetzt wurden. Er gibt die Entfernung *ab Ag(unto)* mit XXXXV Meilen (= etwa 66,5 km) an, was der heutigen Straßenlänge nach Lienz (64,5 km) annähernd entspricht.

Die Meilenzahl in der nur handschriftlich überlieferten Inschrift des Meilensteins 8, der lediglich etwa eine halbe Gehstunde von Stein 7 entfernt gefunden worden war, wurde von Mommsen von LXI in XLVI korrigiert, was mit der Entfernung von Olang nach Lienz recht gut übereinstimmt.

In der Nähe seines ursprünglichen Standortes scheint der Meilenstein 9, der eine Entfernung *ab Ag(unto)* von LVI Meilen (= etwa 83 km) angibt, gefunden worden zu sein. Diese Angabe stimmt mit der tatsächlichen Entfernung von Sonnenburg nach Lienz überein.

Obwohl Stein 10 aus Kiens nur eine sehr schlecht erhaltene Inschrift aufweist, ist seine Entfernungsangabe gut erhalten: *ab Ag(unto) m. p. LVII*, was der tatsächlichen Entfernung nach Lienz (84,5 km) entspricht.

Der vermeintlich am ursprünglichen Standort gefundene Meilenstein 11, der eine Entfernung *ab Ag(unto) m. p. LXVII* (= rund 100 km) angibt, kann keineswegs dort gestanden haben, da die Entfernung von Kiens nach Ehrenburg nicht 10 Meilen beträgt. Wegen seiner Entfernungsangabe gehört der Stein am ehesten in den Raum Vintl.

Der erst vor kurzem gefundene Meilenstein 12 aus Stufels bei Brixen ist nur in einem kleinen Bruchstück erhalten. Seine Inschrift bricht vor der Nennung des *caput viae* und der Angabe der Entfernung ab. Durch Ausgrabungen konnten an der Stelle, wo die Straße den Fluss Rienz knapp vor seiner Mündung in die Eisack überquerte, die Reste einer namenlosen Raststation festgestellt werden[6].

Für das Jahr 201 werden durch die Steine 3, 7, 11 und 12 umfangreiche Straßenreparaturen belegt. Anlässlich des damals geplanten, aber nicht verwirklichten Besuches des Septimius Severus und seiner Familie hat der Statthalter von Noricum, M. Iuventius Surus Proculus, in großem Stil die Straßen seiner Provinz reparieren lassen, um markante Punkte des Straßenverlaufes, wie Ab-

[6] Rizzi 2003, 185–204.

zweigungen oder Brückenübergänge, zu bezeichnen. Ähnliche Sanierungsarbeiten fanden auch in Rätien und Oberpannonien statt. Wenn die Inschriften verkünden, dass an den jeweiligen Stellen bereits Meilensteine existiert hatten, aber wegen ihres hohen Alters umgestürzt waren *(miliaria vetustate collapsa)*, könnte man vermuten, dass diese ursprünglich aus Holz bestanden hatten und durch Steinsäulen ersetzt wurden.

Es ist also gelungen, die im Itinerarium Antonini genannten Straßenstationen mit den Entfernungsangaben der Meilensteine in Einklang zu bringen. Auch hier gilt, was schon vorhin festgestellt wurde, dass nämlich das Ergebnis nur so lange schlüssig ist, als man Aguntum mit Lienz identifiziert. Was nach wie vor unklar bleibt, ist der genaue Verlauf der Römerstraße. Wegen der sehr starken Bodenbewegungen durch Bergstürze und Überschwemmungen zu allen Zeiten kann angenommen werden, dass auch zur Zeit der Römerherrschaft die aus vorrömischen Zeiten stammenden Verkehrswege umgebaut und saniert werden mussten, sodass die Trasse der Römerstraße, die nur an einigen Stellen nachgewiesen werden konnte, trotz ursprünglich geraden Verlaufes manchmal etwas länger als die heutigen Bundesstraßen oder die Eisenbahnlinie war. Nur so lassen sich Differenzen in der Meilenzählung erklären. Dass an jeder vollen Meile eine Meilensäule errichtet gewesen wäre, ist nicht anzunehmen.

Zusammenfassend stellen wir fest, dass durch die Interpretation der Entfernungsangaben, die für das Gail-, Drau- und Pustertal im Itinerarium Antonini und auf den Meilensteinen erhalten geblieben sind, eine Situierung der Römerstadt Aguntum im Weichbild der heutigen Stadt Lienz zu vertreten ist. Neben den von Ortolf Harl vorgebrachten archäologischen Argumenten spricht auch die wesentlich günstigere Verkehrslage für die Standortwahl des römischen Munizipiums Aguntum am Übergang über die Isel bei Lienz-Patriasdorf.

Erstpublikationen der Meilensteine

1. M. v. Jabornegg-Altenfels, Carinthia 63, 1873, 28–30.
2. D. Knibbe, PAR 15, 1965, 5 n. II; K. M. Mayr, Der Schlern 39, 1965, 501 f.
3. D. Knibbe, PAR 15, 1965, 4 f. n. I; K. M. Mayr, Der Schlern 39, 1965, 502.
4. K. M. Mayr, Bozner Jahrbuch für Geschichte, Kultur und Kunst 1927, 145–147, n. 7.
5. M. Außerhofer, Der Schlern 50, 1976, 21 f. n. 8; G. Rizzi, Kulturberichte aus Tirol und Südtirol 55, 2001, Jahresbericht Denkmalpflege 282.
6. K. M. Mayr, Der Schlern 29, 1955, 464–467; B. Forlati Tamaro, NSc 1956, 1–3.
7. K. M. Mayr, Der Schlern 32, 1958, 223 f.; K. M. Mayr, PAR 8, 1958, 36 f.; B. Forlati Tamaro, Cultura Atesina 11, 1957, 5 f.
8. K. M. Mayr, Der Schlern 32, 1958, 225–229.
9. J. Arneth, MZK 3, 1958, 111.
10. K. M. Mayr, Der Schlern 22, 1948, 247–249; K. M. Mayr, Der Schlern 23, 1949, 404 f.; G. Brusin, Cultura Atesina 2, 1948, 2 f.; G. Brusin, FA 3, 1950, n. 4249.
11. K. M. Mayr, Der Schlern 8, 1927, 211–215; K. M. Mayr, NSc 4, 1928, 129–132; C. Böhringer, JDI 43, 1928, 123 f.
12. L. Allavena Silverio – G. Rizzi in: Dal Ri – Di Stefano 2002, 549 f.

A. W. Alzinger – A. Thenius, FÖ 9, 1969, 209.
B. S. Karwiese, Ager Aguntinus (Lienz 1975) 58.
C. K. M. Mayr, Der Schlern 11, 1939, 100.
D. R. Lunz, Dolomiten 52, 1975, Nr. 204.
E. K. M. Mayr, Der Schlern 11, 1930, 99 f.
F. G. Rizzi, Kulturberichte aus Tirol und Südtirol 60, 2006, Jahresbericht Denkmalpflege 327 f.
G./H. K. M. Mayr, Der Schlern 22, 1948, 247–249; K. M. Mayr, Der Schlern 23, 1949, 404–406; E. Roth, Der Schlern 22, 1948, 366.
I. L. Allavena Silverio – G. Rizzi in: Dal Ri – Di Stefano 2002, 533.
J. G. Rizzi, Kulturberichte aus Tirol und Südtirol 60, 2006, Jahresbericht Denkmalpflege 360.
K. A. Höck, Die ländliche Besiedlung Osttirols zur Römerzeit (Innsbruck 2007) 64 f.
M. F. Jantsch, Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie 24/25, 1936, 24 f.

Gerhard Winkler (†)

3.4 VON DER *AGONTHIENSIS CIVITAS* NACH PATRIARCHESDORF: DIE FÜNF LETZTEN NENNUNGEN VON AGUNTUM

Wie die hier unter 1–3 angeführten Nennungen erkennen lassen, hatte Italien bereits während der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts seine alte Provinz Binnennoricum an das Frankenreich verloren, bevor diese um/nach 600 n. Chr. zur *Sclaborum provincia* wurde[1].

1. Nach seinem Sieg über die Goten und andere Barbaren regierte Narses von 552–568 in kaiserlichem Auftrag Italien. Mit ihm geriet Vitalis, der Bischof von Altinum, in Konflikt und flüchtete zu den Franken, »das heißt in die Agonthiensis civitas«[2], nach Aguntum.

2. Bischof Vitalis dürfte der erste Patron und Förderer von Venantius Fortunatus gewesen sein. Der aus Treviso stammende Dichter, der im merowingischen Gallien Karriere machen sollte, reiste um 565 aus seiner Heimat in das Frankenreich. Die Alpen überquerte er, indem er aus dem heutigen Friaul ins Drautal ging und von dort wahrscheinlich über das Pustertal, den Vinschgau, den Reschen, das Inntal bis Imst und über den Fernpass nach Augsburg zog (vgl. hier Abb. 81). Von der Reise durch Binnennoricum sagt Venantius Fortunatus[3]: »Der Weg führt an der Drau entlang, wo sich Bergkastelle erheben und auf einem Hügel sitzend der stolze Aguntus thront«. Wie schon Erich Swoboda im Jahre 1934 gesehen hat, sprechen diese Verse klar gegen die Gleichsetzung der am Debantbach ausgegrabenen Siedlung mit Aguntus, da diese von der Drau nur schwer zu sehen gewesen sein dürfte und schon gar nicht auf einem Hügel thront[4].

3. Infolge der Ausbreitung der fränkischen Macht und der langobardischen Invasion von 568 drohte der aquileische Metropolitanverband zu zerfallen. Der Patriarch von Aquileia, der wegen der Langobarden seinen Sitz in die Lagune von Grado verlegt hatte, hielt dort zwischen 572 und 577 eine Synode ab. Nach den Unterschriften des Synodalprotokolls unterstanden seiner Jurisdiktion Venetien und Istrien, die Raetia II und Binnennoricum sowie die Pannonia I. Das Synodalprotokoll unterschrieben auch die binnennorischen Bischöfe Leonianus von Teurnia und Aaron von Aguntum[5].

4. Im Jahr 591 baten die Bischöfe des Patriarchats Aquileia den byzantinischen Kaiser um Hilfe. Papst Gregor der Große hatte soeben seinen Pontifikat angetreten und beabsichtigte, im aquileischen Schisma scharf durchzugreifen, wofür ihm Konstantinopel Zustimmung gegeben hatte. Dagegen wandten sich alle Suffragane Aquileias und die unter langobardischer Herrschaft stehenden, ›festländischen‹ Bischöfe gaben nachdrücklich zu bedenken: »Wenn sich der Papst durchsetze, sei die letzte Verbindung des langobardischen Gebiets mit Grado und damit auch mit dem oströmischen Reich verloren.«[6] Die Bischöfe beriefen sich auf den Eid, den jeder von ihnen bei seiner Einsetzung geleistet hatte und der sie verpflichtete, dem Reich die Treue zu erweisen.

---

[1] Paul. Fest. 4, 7: *His diebus Tassilo a Childeperto rege Francorum aput Baioariam rex ordinatus est. Qui mox cum exercitu in Sclavorum provinciam introiens, patrata victoria, ad solum proprium cum maxima praeda remeavit.*

[2] Paul. Fest. 2, 4: … *Narsis patricius … Vitalem episcopum Altinae civitatis, qui ante annos plurimos ad Francorum regnum confugerat, hoc est ad Agonthiensem civitatem …*

[3] Ven. Fort. 4, 64: … *per Dravum itur iter, qua se castella supinant / hic montana sedens in colle superbit Aguntus …* (Verlust des Neutrums: vinum → vinus).

[4] Swoboda 1934, 97.

[5] Zu den Details: Wolfram 2003, 97.

[6] Zu den Details: Wolfram 2003, 98.

Nun aber, da sie sich unter langobardischer Herrschaft befänden, verträten sie die »Kirche außerhalb des Reichs« *(ecclesia in gentibus)* und hofften auf eine Restauration; bis dahin könne Konstantinopel durch sie jenseits der Reichsgrenzen Einfluss ausüben. Sollte der Kaiser anders entscheiden, müsste man sich von den benachbarten Bischöfen des Frankenreiches die Weihen holen, wie dies früher schon im Falle von Virunum (?), Teurnia und Aguntum geschehen sei: Hätte damals nicht Kaiser Iustinian entsprechende Befehle erteilt, wären in diesen Bistümern nicht bloß fränkische Priester von fränkischen Bischöfen eingesetzt, sondern der aquileische Metropolitanverband wäre gänzlich zerstört worden. Gerade das drohe nun wieder zu geschehen.

Die Identifizierung der drei Bistümer des binnennorischen Drautals – Virunum (?), Teurnia und Aguntum – blieb nicht ohne Widerspruch; sie dürfte dennoch das Richtige treffen, obwohl das Bistum Virunum sonst nirgends bezeugt ist.

Als sich die festländischen Suffragane Aquileias im Jahre 591 mit der eben geschilderten Initiative an den byzantinischen Kaiser wandten, da waren sie sich zwar ihrer Gefährdung durch die Franken bewusst, von den Slawen war jedoch noch nicht die Rede. Das ist insofern bemerkenswert, als es bereits im Jahr darauf – also 592 – zum ersten bayerisch-slawischen Zusammenstoß kam, der mit einem Sieg des neuen Bayernherzogs Tassilo I. endete[7].

Drei Jahre später kam es neuerlich zur Auseinandersetzung zwischen Bayern und Slawen. Diesmal erlitten die Bayern eine schwere Niederlage. Tassilo I. wird 595 nicht als Besiegter genannt, muss aber noch regiert haben, da sein Tod nicht lange vor 610 erfolgt sein kann. Der Krieg von 595 gestaltete sich deshalb zu einem so großen Aderlass für die Bayern – sie verloren mit 2 000 Mann fast ein gesamtes Stammesheer –, weil der awarische Khagan mit seiner Reiterei die Schlacht entschieden hatte[8]. Man nimmt an, dass die beiden bayerisch-slawischen Kriege der neunziger Jahre im oberen norischen Drautal stattfanden.

5. Der dritte Zusammenstoß zwischen Bayern und Slawen ist hingegen eindeutig lokalisiert, da es heißt, die Bayern unter Garibald II. seien um oder nach 610 von den Slawen bei Aguntum geschlagen worden. Darauf stießen die Sieger nach und verheerten die Grenzgebiete der Bayern. Diese ermannten sich, nahmen den Slawen die Beute wieder ab und vertrieben sie aus ihrem Land[9]. Das Ereignis belegt eindeutig die Präsenz der Bayern südlich des Brenners und im Pustertal.

Im Anschluss an den langobardisch-fränkischen Frieden von 591 gelangte wohl das Tiroler Romanenland in den Zuständigkeitsbereich der Bayern. Das heißt, rätisches Gebiet nördlich wie südlich des Brenners und das altnorische Pustertal waren kein Teil Italiens mehr und unterstanden von nun an militärisch dem vom Frankenreich abhängigen Bayernherzog.

Gleichzeitig mit dem Vorstoß Garibalds II. ins einstige Binnennoricum brachen die Awaren mit slawischen Hilfstruppen in Friaul ein, eroberten Cividale und töteten den zuständigen Langobardenherzog. Trotz der verheerenden Niederlage der Friulaner kam ihnen aber weder ihr König Agilulf zu Hilfe, noch nützten die Angreifer den Erfolg für ein weiteres Vordringen in das langobardische Italien. Der Langobardenkönig Agilulf könnte daher im Einvernehmen mit dem Awarenkhagan gestanden sein, um den unbotmäßigen Herzog von Friaul zu strafen. Vorstellbar wäre, dass die awarisch-slawische Bindung in Friaul dem Agilolfinger-Herzog Garibald II., dem Neffen oder nahen Verwandten der Langobardenkönigin Theudelinde, als günstige Gelegenheit erschienen wäre, in das alte Noricum einzufallen.

---

[7] Paul. Fest. 4, 7.

[8] Paul. Fest. 4, 10: *... dux Gaidoaldus, vir bonus ac fide catholicus. Isdem ipsis diebus Baioarii usque ad duo milia virorum dum super Sclavos inruunt, superveniente Cacano omnes interficiuntur.*

[9] Paul. Fest. 4, 39: *His temporibus mortuo Tassilone duce Baioariorum, filius eius Garibaldus in Agunto a Sclavis devictus est, et Baioariorum termini depraedantur. Resumptis tamen Baioarii viribus et praedas ab hostibus excutiunt et hostes de suis finibus pepulerunt.*

Ein solcher Zusammenhang wäre denkbar. Nun gibt es aber jene merkwürdigen Briefe, die der westgotische Statthalter von Septimanien an einen fränkischen Bischof schrieb. Der Verfasser namens Bulgar zeigte sich entsetzt über die Nachricht, Königin Brunichilde und der Merowingerkönig Theuderich II. hätten die Awaren gegen ihren Todfeind, den Austrasierkönig Theudebert II., gehetzt. Bulgar, der 610/612 schreibt, bietet im Auftrag seines Königs geistliche und materielle Unterstützung an, wie dies der Beistandspakt zwischen Westgoten und Austrasiern vorsah.

Weder der Bulgar-Brief noch die Schlacht bei Aguntum sind eindeutig zu datieren, sodass sich kein genauer Kausalzusammenhang herstellen lässt. Wenn aber etwas Wahres an der Geschichte ist, dann hätte Garibald II. für seinen König die Front nicht ganz ohne Erfolg gehalten. Die dabei erlittene Niederlage wirkte sich nämlich bloß regional aus und betraf nicht Austrasien selbst. Noch herrschte hier unangefochten Theudebert II., der auch Columbans Tätigkeit am Bodensee so tatkräftig unterstützt hatte. Wenn der irische Heilige damals in Bregenz nicht den entsprechenden Traum gehabt hätte, wäre er als Missionar zu den Slawen aufgebrochen. Sollte aber Columban die Aussichtslosigkeit einer derartigen Mission am Bodensee gerade zu der Zeit geträumt haben, da die Bayern bei Aguntum geschlagen wurden, würde man verstehen, warum er die ursprüngliche Absicht aufgab und zu den Langobarden ging[10].

DIE ROLLE VON PATRIARCHESDORF IM SCHIEDSSPRUCH KARLS DES GROSSEN VOM 14. JUNI 811

Paulinus, der Patriarch von Aquileia, mochte die an ihn im Jahre 796 von Alcuin ergangene Aufforderung, die Awaren zu bekehren, wohl ebenso zurückhaltend wie der Salzburger Nachbar aufgefasst haben, weshalb er weiterhin die Mission ins weit weniger gefährliche Slawenland, zu den Krainern wie nach Karantanien lenkte: In einem Brief an jüngere Freunde beklagt ein Blancidius sein Exil fern von seinen Landsleuten »in den Schlupfwinkeln an der Donau, in den Bergen der Slawen und im dichten Tannenwald«[11]. Er verstehe die Landessprache nicht, müsse statt Feigen Bucheckern rupfen, sitze wie ein Frosch im Sumpf und lasse die Italiker als Noricus grüßen – eine der letzten Verwendungen des Landes- und Volksnamens im antiken Sinn, da seit den 20er Jahren des 9. Jahrhunderts mit diesem Namen Bayern und die Bayern bezeichnet werden. Etwas früher – im Jahre 811 – wird der Karantanenname zum ersten Mal in einer einwandfrei datierten Quelle bezeugt, und zwar als Neubezeichnung für das ehemals römische Noricum *(mediterraneum)*.

An ihrem pannonischen Unterlauf schied die Drau das bayerische vom friulanischen Ostland und damit die Jurisdiktionsgebiete Salzburgs von denen Aquileias. Am Oberlauf hingegen, im Bereich des alpenslawischen Fürstentums Karantanien also, muss die Grenze den Fluss verlassen haben, da ja Karantanien über die Drau weit nach Süden reichte und auch die heutige Štajerska umfasste. Hier entzündete sich ein Streit zwischen den Metropoliten Salzburg und Aquileia: Aquileia konnte nämlich aus alten Synodalprotokollen beweisen, dass Noricum, jetzt die »Karantane provincie civitates« genannt, vor der langobardischen Invasion Italiens zu seiner Diözese gehörte[12]. Salzburg hingegen besaß ein zwar jüngeres, aber nicht weniger gutes Recht an seinem Missionsland Karantanien, ein Recht, das drei Päpste des 8. Jahrhunderts verbrieft hatten.

Das Problem der Diözesangrenze, das sicher schon den Freunden Paulinus von Aquileia und Arn von Salzburg bewusst war und das Ursus von Aquileia vergeblich zu bereinigen suchte, wurde erst unter dessen Nachfolger gelöst. Am 14. Juni 811 beurkundete Karl der Große zu

[10] Wolfram 2003, 79 mit Anm. 45. 46.

[11] Zu den Details: Wolfram 2003, 225.

[12] E. Mühlbacher (Hrsg.), Die Urkunden Pippins, Karlmanns und Karls des Großen, MGH Diplomata Karolinorum I (Hannover 1906) 211.

Aachen seinen Schiedsspruch, der »den nicht geringen Streit«[13] dahin gehend schlichtete, dass die Drau von nun an auch in Karantanien die Grenze zwischen den Diözesen und Metropolitanverbänden Salzburg und Aquileia bilden sollte. Die kaiserliche Entscheidung gilt als Ende einer langen Auseinandersetzung und mag auch kein kleines Ärgernis erregt haben, weil gegen die Canones eine Kirchenprovinz zwischen zwei Metropoliten geteilt wurde. Dies geschah auch ein wenig gegen die Geografie, weil es in der Urkunde heißt, die Drau fließe mitten durch Karantanien. Allerdings lagen beträchtliche Teile des Landes südlich des Flusses, zwar nicht im heutigen Osttirol und Kärnten, aber in der Steiermark in den Grenzen bis 1918. Die Teilung betraf nur die Jurisdiktion, nicht den Besitz an Land und Leuten, der dem jeweils anderen Vertragspartner außerhalb seiner Kirchenprovinz ausdrücklich garantiert wurde. Dass dieser Punkt eingehalten wurde, zeigt etwa der linksufrige Lienzer Ortsname Patriasdorf, das ein ›Dorf des Patriarchen‹ ist. Die Vorgängerbauten der heutigen Pfarrkirche St. Andrä belegen hier eine fast lückenlose Kontinuität von der Spätantike bis zur Gotik, was für die Abfolge Aguntum – St. Andrä – Luenzina – Patriarchesdorf mit einigem Recht in Anspruch genommen wird[14]. In diesem Sinne ist auch die von Ortolf Harl vorgeschlagene Lokalisierung von Aguntum mit Lienz, genauer mit dem unter dem östlich der Isel liegenden Ortsteil von Lienz, zu verstehen[15].

Was aber war der Anlass, dass dieser jahrzehntelange Streit gerade im späten Frühjahr 811 beendet werden musste? In der *Divisio regnorum* von 806 hatte Karl der Große für seinen zweiten erbberechtigten Sohn Pippin das Königreich Italien sowie Bayern und Alemannien bis zur Donau vorgesehen. Nach dem Tod des Kaisers wären daher die beiden Metropolitanverbände Salzburg und Aquileia im Königreich Italien vereint geblieben. Der Tod Pippins im Sommer 810 stellte diese Lösung in Frage. Nach dem Teilungsplan von 806 hätte der älteste Bruder, Karl der Jüngere, für den Fall des vorzeitigen Ablebens Pippins Italien bis zum linken Poufer erhalten sollen, wodurch Salzburg und Aquileia ebenfalls nicht getrennt worden wären. Pippin hinterließ aber einen erbberechtigten Sohn namens Bernhard, dessen Anspruch auf das italisch-langobardische Königreich zwar nicht wie 806 für die Zukunft geplant, aber doch in den Grenzen von 810 der kaiserliche Großvater ausdrücklich anerkannt hatte. Daher war trotz aller Vorausplanung zu befürchten, dass eine politische Grenze Salzburg von Aquileia trennen werde. In dieser Situation mussten beide Metropoliten auf möglichste Klarheit der Rechtsverhältnisse drängen.

Herwig Wolfram

[13] Zu den Details: Wolfram 2003, 226.
[14] Wiesflecker 1976.
[15] s. vorliegender Band Kapitel 3.2 (O. Harl).

3.5 AD SALINAS/REICHENHALL: DAS ZENTRUM DER SALZVERSIEDUNG IM OSTALPENRAUM

Für den Wasserhaushalt des Menschen, für sein Nervensystem, den Knochenaufbau und die Verdauung spielt Salz eine eminent wichtige Rolle. Seit der Mensch sesshaft geworden war und die Viehzucht intensiviert hatte, wurde es auch auf dem sekundären Sektor immer wichtiger, sei es für die Haltung von Tieren, für die Konservierung von tierischen Produkten wie Fleisch oder Käse und zuletzt für die Gerbung von Häuten, um Kleidung, Ausrüstungsgegenstände, ja sogar Schutzwaffen herzustellen. Wer über Salz verfügte, dem ging es gut, wer gar Salzlager besaß, verfügte über Macht. Das galt, wie in dieser Publikation immer wieder sichtbar wird, für die Könige der Taurisker ebenso wie für die Salzburger Fürstbischöfe. Nicht umsonst wurde daher Salz als ›weißes Gold‹ bezeichnet, doch hat heutzutage die Alltäglichkeit des Salzes das Gefühl für seinen Wert geschwächt[1].

Salz tritt in drei Gestalten auf[2]:

- Als Steinsalz, das, wie z. B. in den Bergwerken von Hallstatt und Dürrnstein, aus dem Berg gebrochen werden muss;
- im Meerwasser gelöst, sodass es durch natürliche Verdunstung oder, wie die neuesten Forschungen ergeben, seit dem ausgehenden Neolithikum durch Briquetage gewonnen werden kann[3], oder
- als Sole, d. h. als salzhältiges Quellwasser, wo beim Verkochen des Wassers Salzkörner auskristallisieren, die etwa dem Ort Reichenhall zu Reichtum und Berühmtheit verhalfen.

Während Steinsalz immer mineralische Fremdbestandteile enthält und Meersalz durch im Meer vorhandene oder vom Wind verwehte Substanzen verunreinigt ist, ergibt das Sudverfahren ein weißliches Pulver, das allein schon wegen seiner Reinheit optisch einen ›ungetrübten‹ Salzgenuss garantiert. Gerade diese Reinheit war es, die das Reichenhaller Reinsalz so begehrt machte, dass es praktisch zu allen Zeiten in alle Himmelsrichtungen exportiert wurde[4].

Die einzigartige Voraussetzung, die Reichenhall durch Jahrtausende auszeichnete, sind Solequellen, die dort mit einem Salzgehalt von bis zu 24 % aus der Erde traten und, weil die Obergrenze der Lösbarkeit von Salzes in Wasser bei 26 % liegt, zu den hochgradigsten überhaupt gehörten. Die Reichenhaller Solequellen sind heute durch Geröll hoch überschüttet, das im Laufe der vergangenen Jahrhunderte von den Hochwässern der Saalach und ihrer lokalen Nebenflüsse talwärts gespült wurde[5]. Johannes Lang nimmt an, dass der Reichenhaller Talboden um nicht weniger als 12 m angestiegen ist. Diese enorme Überdeckung mit Schotter und Geröll ist mit Sicherheit

---

[1] Saile 2000, 130.

[2] Einen guten Überblick über die Gewinnung von Salz und die historische Entwicklung des Salzwesens in Mitteleuropa bietet Saile 2000.

[3] s. den Beitrag von P. Càssola Guida, vorliegender Band Kap. 4.4.

[4] Bevor ich tiefer in die Beschreibung der Vorzüge des Reichenhaller Reinsalzes einsteige, sei mit Dankbarkeit und Anerkennung des Kollegen Johannes Lang gedacht, der als Direktor des Stadtarchivs von Bad Reichenhall sozusagen direkt an der Quelle sitzt und 2009 eine Geschichte von Bad Reichenhall herausbrachte. Dort ist auf bald eintausend Seiten alles zusammengetragen, was über den Ort von den geologischen Anfängen bis in die Jahre des deutschen Wirtschaftswunders zu sagen ist. Dementsprechend ausführlich sind auch die Kapitel, in denen er die Zeitspanne von der Prähistorie bis ins beginnende Hochmittelalter behandelt, sodass jedem, der sich in die hier angerissenen Themen vertiefen will, die Benutzung dieses Werkes empfohlen wird. Daher kann ich mich damit begnügen, aus seinem Werk nur jene Erkenntnisse herauszugreifen, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Glocknerroute stehen: Lang 2009, vor allem 15–75. Dazu Pauli 1995, 201–211; Irlinger 2010, 107–118.

[5] Lang 2009, 27.

der Grund, warum in der Reichenhaller Innenstadt weder archäologische Befunde vorliegen, geschweige denn archäologische Grabungen durchgeführt wurden. Da man also über den Zeitpunkt der erstmaligen Nutzung der Solequellen genau so wenig weiß wie über ihre Entwicklung im Laufe der vormittelalterlichen Geschichte, muss man in die Umgebung blicken, um von außen her chronologische Rückschlüsse auf die Saline ziehen zu können.

ARCHÄOLOGISCHE, LITERARISCHE UND HISTORISCHE RÜCKSCHLÜSSE AUF DIE SALINE VON REICHENHALL

Im Jahr 2002 fand man 4 km westlich von Unken/Bezirk Zell am See und rund 15 km von Bad Reichenhall entfernt, Hunderte von Gefäßfragmenten, die von einer Hallstatt-C/D-zeitlichen Briquetage stammen[6]. Dieser etwas missverständliche Ausdruck (frz. für Ziegelstapel)[7] bezeichnet das älteste Verfahren, mit dem Salz aus Sole gewonnen wurde: Man stellte Tiegel in eine Feuerstelle und goss immer wieder Sole ein, die allmählich verdampfte. Danach kratzte man die halbkristallisierte Salzmasse heraus und ließ sie in einem formgebenden Tiegel trocknen, sodass sie mit diesem oder auch allein ihrer Verwendung und Vermarktung zugeführt werden konnte. Bei beiden Gefäßtypen handelt es sich um eine einfach zu erzeugende Art von Industriekeramik; die Bruchstücke von Transporttiegeln dürften wohl an vielen Ausgrabungsplätzen vorkommen, aber nur selten wahrgenommen werden.

Dank der Aufmerksamkeit von Robert Krauß liefern die Fragmente aus dem Heutal einen wichtigen Hinweis auf die Salzproduktion im Salzburgisch-Reichenhallischen Raum. Denn die Stücke stammen aus der Umgebung einer kleinen Solequelle, die in Hallstatt C/D und erneut im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit ausgebeutet wurde. Sie erlauben den Indizienbeweis, dass auch die Reichenhaller Solequellen mit ihrer weit größeren Schüttung, höheren Grädigkeit und besseren Zugänglichkeit bereits in der Hallstattzeit genutzt worden sein dürften. Wieweit sich die Reichenhaller Saline auf dem ›internationalen Markt‹ von damals gegen die übermächtige Konkurrenz von Hallstatt behaupten konnte, bleibt leider völlig offen. Johannes Lang blickt auf die Entwicklung des Karlstein, dem ich mich nun zuwenden muss, und sieht für diese Zeit einen dramatischen Einbruch in seiner wirtschaftlichen Bedeutung[8].

Karlstein ist ein westlich von Bad Reichenhall liegender Ortsteil, der seinen höchsten Punkt in der gleichnamigen Burgruine und dem Pankratiuskirchlein findet, die beide rund 100 m über dem Talboden der Saalach liegen. Während das Gelände südlich von Ruine und Kirchlein steil zum Seebach abfällt, bildet es nördlich davon ein weites, sanft ansteigendes Tal. Die namengebende Burg verführt Ortsunkundige leicht zur Annahme, dass es sich um eine Höhensiedlung handelt, doch ist genau das Gegenteil der Fall: Wie man in Google-Earth gut sehen kann, ist das Karlsteiner Tal in drei Himmelsrichtungen von Berghängen eingerahmt und nur nach Norden offen. Die hier zu Beginn des 20. Jahrhunderts durchgeführten Untersuchungen erbrachten eine derartige Fülle an Funden und Befunden, dass der Prähistoriker Paul Reinecke (1872–1958) an ihnen das Chronologiesystem und die Objekttypologie für die Zeitstufe Spät-Latène D entwickelte[9].

Was die Spätlatènesiedlung von Karlstein für unser Thema so interessant macht, ist die Tatsache, dass sie im 2. Jahrhundert v. Chr. nach einer mehrhundertjährigen Unterbrechung der Siedlungstätigkeit praktisch übergangslos in den Fokus des archäologischen Interesses tritt[10]. Ich kann mich hier auf drei Aspekte beschränken: das breite Münzspektrum, das Fehlen einer Umwehrung und den Charakter der Siedlung. Die Münzreihe beginnt mit einer ägyptischen Bronzemünze

---

[6] Krauß 2002, 621–622; Krauß 2004, 863–864. Die Fundstelle liegt auf dem Meislkogel, am Eingang zum knapp 1 000 m hoch gelegenen Heutal.

[7] P. Gouletquer – M.-Y. Daire, Le sel de la préhistoire et de la protohistoire, in: Daire 1994, 7 (mit Bibliografie).

[8] Lang 2009, 44 spricht von dunklen Jahrhunderten, die nun für Reichenhall anbrechen sollten.

[9] Reinecke 1965, 82–88.

[10] Lang 2009, 50–54.

des Ptolemaios Euergetes III. (247–222 v. Chr.)[11]. Diese als Altmetall abzuwerten, scheint mir angesichts der historischen Entwicklung, die rund um die Glocknerroute erstmals ins Blickfeld der Forschung tritt, nicht gerechtfertigt. Man denke an die Gurina, wo neben fünf jüngeren Ptolemäermünzen eine sechste desselben Königs vorliegt[12]. Ferner gibt es sog. Tüpfelplatten, die im Allgemeinen als Beweis für die Existenz einer Münzstätte bewertet werden und auch für Karlstein eine Münzstätte annehmen lassen, besonders, da im dortigen Münzspektrum ein Typ so prominent vertreten ist, dass er als ›Typus Karlstein‹ in die Forschung Eingang gefunden hat.

Was der Siedlung Karlstein fehlt, ist eine Wehranlage. Bisher gibt es keine Hinweise auf Wall, Graben, Türme oder Tore. Dies und ihre Lage sprechen dagegen, die Siedlung als spätlatènezeitliches *oppidum* einzustufen und daher nimmt Johannes Lang an, dass sie einem anderen Siedlungszentrum ›zugearbeitet‹ haben könnte[13]. Damit ist gemeint, dass im Karlsteiner Tal nur der Wohn- und Werkstättenbereich lag, während der Primärsektor, die Erzeugung des Salzes, unmittelbar bei den Solequellen und an der Saalachlände gelegen habe, an der das für die Versiedung nötige Holz andriftet und getrocknet wurde.

Im Karlsteiner Tal tritt uns archäologisch also nur der Nebenschauplatz entgegen, während der Hauptschauplatz, die am Ufer der Saalach anzunehmenden Sudanlagen, unter meterhohen Geröllschichten verschüttet ist. Man erkennt aber unschwer den Unterschied zu jenem Siedlungstyp, der von der Forschung als *oppidum* eingestuft wird: Dem Karlsteiner Hochtal und dem Saalacher Talboden fehlt der Machtanspruch, der in der Plateaulage der Oppida, in ihrer Umwehrung und letztlich auch in ihrer Zentralortfunktion zum Ausdruck kommt. Am Ufer der Saalach und im Karlsteiner Tal wurde ausschließlich gearbeitet und gewirtschaftet, während die Herren, die hier die Macht ausübten und in deren Taschen der Gewinn floss, anderswo saßen[14].

Die enorme Wirtschaftsblüte, die in Karlstein sichtbar wird, kann also mit dem florierenden Absatz des Reichenhaller Reinsalzes erklärt werden. An diesem Punkt gehen in Karlstein sichtbar werdende Indizien geradlinig in jene Erkenntnisse über, die aus der Existenz der Glocknerroute für die Macht- und Wirtschaftsverhältnisse vom späten 3. Jahrhundert v. Chr. an gewonnen werden können. Ich meine, dass das plötzliche Wirtschaftswunder, das im 2. Jahrhundert v. Chr. über das Saalachtal hereinbrach, mit der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung erklärt werden kann, die ich beschrieben habe[15]: der Ausgriff der Taurisker entlang der Glocknerroute nach Norden und die Ausdehnung ihres Einflusses auf die nordalpinen Salzlagerstätten. Dafür, dass bereits damals im Saalachtal ein neues Sudverfahren eingeführt wurde, das den Dürrnberger Salzbergbau unwirtschaftlich werden ließ und ihm ein Ende bereitete, sprechen einige Indizien. Zu deren Behandlung muss ich aber in Anwendung meines diachronen Konzeptes einen Sprung über mehr als ein halbes Jahrtausend machen – in die Gründungsphase des Bistums Salzburg.

Exkurs: Der hl. Rupert und die Saline Reichenhall

Die Lebensgeschichte des hl. Rupert berichtet, dass er gegen 693 vom späteren bayerischen Herzog Theodo (ca. 696–717) nach Regensburg geholt wurde. Dort habe er Theodo getauft und eine Generalvollmacht für die Missionierung Bayerns erhalten[16]. Mit sicherem Blick für die reichen Einnahmen aus der Saline Reichenhall baute Theodo den Salzburger Festungsberg aus und über-

---

[11] von Koblitz 1910, 1–4.

[12] s. o. S. 35.

[13] Lang 2009, 53.

[14] So ausschließlich auf Wirtschaft ausgerichtet, scheinen auch die Keltensiedlung von Neubau, Gemeinde Hörsching bei Linz, und das rätselhafte Roseldorf im Weinviertel gewesen zu sein. Was diese drei Siedlungen – Karlstein, Neubau und Roseldorf – ebenfalls verbindet, ist ihre Lage im Flachland und das Fehlen einer Umwehrung. Wahrscheinlich haben wir also einen bisher noch nicht wirklich erkannten Siedlungstyp der späten Keltenzeit vor uns, zu dem auch die unlängst unter dem dritten Wiener Stadtbezirk berührte Spätlatènesiedlung gehört haben mag. Donat – Pichler – Sedlmayer 2002, 76–101.

[15] s. o. S. 180.

[16] Das Folgende nach Lang 2009, 78 f.

gab ihn, wohl um machtpolitische Risken zu vermeiden, seinem Sohn Theodbert (gest. zwischen 720 und 725) als Sitz. Rupert, der zwar den Rang eines Abtes von St. Peter bekleidete, aber weniger wegen seiner Missionstätigkeit als seiner Managerqualitäten berühmt wurde, hatte das Ziel, Salzburg auch zu einem Bischofssitz zu machen. Um dessen wirtschaftliche Lebensfähigkeit abzusichern, gelang es ihm, von Theodbert einen beträchtlichen Anteil an der Saline Reichenhall herauszuschlagen: ein Drittel der Schüttung der Solequellen und 20 Sudpfannen mit den zugehörigen Salinenarbeitern. Es ist dies der erste gesicherte Nachweis einer Saline in Reichenhall. Zwar starb Rupert im Jahr 716 und das Bistum wurde erst 739 gegründet (von Bonifatius), doch bewirkte dieses Ausstattungsgut, dass Salzburg zum reichsten Bistum in Bayern aufstieg. Schon um 755 heißt der Festungsberg »Salz-Burg« und macht damit deutlich, dass er seinen Namen dem Salz aus Reichenhall verdankt wie auch der Fluss, auf dem das Salz verschifft wurde, der seinen antiken Namen Iuvavus in »Salz-Ach« änderte. Es ist dies die Zeit, in der das Latein, das die dort seit der Antike ansässigen Romanen sprachen, von der Sprache der Bayern abgelöst wurde, sodass in den Quellen mitunter lateinische wie deutsche Bezeichnungen nebeneinander stehen. Aus den Dokumenten von damals erfahren wir:

- dass Hal (= Reichenhall) in der Antike Ad Salinas hieß[17],
- dass es dort *putei* (= Solebrunnen) gegeben habe, aus denen die Sole mithilfe eines Gestells geschöpft wurde, das die Bajuwaren Galgen nannten,
- dass 20 *fornaces* verwendet wurden, *ad sal coquendum*,
- dass die Sole auf ebenso vielen *patellae* (= Salzpfannen) verdampft und
- dass die Sole nur zwischen Mitte Mai und dem Martinstag (8. November) versotten wurde[18].

Das ist mit Sicherheit nicht mehr die in kleinen Mengen arbeitende prähistorische Briquetage-Technik, sondern ein Sudvorgang mit industrialisiertem Zuschnitt, bei dem bereits Sudpfannen aus Metall verwendet wurden, wie sie bis in das 19. Jahrhundert hinein üblich blieben[19]. Interessant ist die Beschränkung auf die warme Jahreszeit, die wohl weniger damit begründet sein dürfte, dass der Salztransport während der Winterzeit zu große Schwierigkeiten bereitet hätte[20], sondern dass während der kalten Jahreszeit noch mehr Brennmaterial benötigt worden wäre. Dazu muss man annehmen, dass die Salinenarbeiter im Winter zur Holzfällung und Holzbringung eingesetzt wurden, denn der enorme Verbrauch an Brennmaterial war das eigentliche Problem der Saline. Zur Abfassungszeit dieser Urkunden wurde das Brennholz bereits am Oberlauf der Saalach im Pinzgau, wo die Salzburger Kirche Wälder besaß, geschlagen, nach Reichenhall geschwemmt und am sog. Gries aus dem Fluss gefischt[21]. Wenn aber das Brennholz spätestens seit dem 8. Jahrhundert aus dem Pinzgau geholt wurde, muss man annehmen, dass die Saline bereits damals die Wälder in ihrer Umgebung verfeuert hatte. Auch die Tatsache, dass sich im Saalfeldener Becken auffallend viele bajuwarische Ortsnamen erhalten haben, spricht dafür, dass die Abholzung bereits im 6.–7. Jahrhundert bis dorthin vorgedrungen war. Die Nutzung der an der Saalach gelegenen Wälder, die später als »Bayerische Saalforste« bekannt werden sollten, muss also lange vor dem 8. Jahrhundert eingesetzt haben.

---

[17] Das Folgende nach Lang 2009, 78 f.

[18] Lošek 1990, 80–88: … *simulque etiam tradidit iam dictus dux in eodem pago in loco, qui vocatur Salinas, fornaces XX et totidem patellis et terciam partem de putiatorio ibidem concessit, quod barbarice dicitur galgo* … und 92: … *tradidit ipse dux in ipse pago in loco, qui vocatur Hal, ad sal coquendum fornaces VIIII, tres sunt vestitas et VI apsas; et hoc decrevit censum dare unusquisque homo, qui in Hal habitaret, quod barbarice dicitur adalporo, tam hii, qui in Nana et Mona manerent, quam et illi, qui in ipsas Salinas manerent, a medio mense madio usque ad festum sancti Martini* …

[19] Fries-Knoblach 2001, 2–21; Koller 1988, 220–222.

[20] Lang 2009, 84.

[21] Koller 1984, 105–115.

ERGEBNIS

Der noch im 8. Jahrhundert in Verwendung stehende römische Ortsname von Reichenhall, die lateinischen Fachausdrücke im Sudverfahren, das frühe Vordringen der Abholzungszone bis ins Saalfeldener Becken und der heute noch intensive Bestand an romanischen Orts- und Flurnamen im Reichenhaller Gebiet können als Beweis dafür betrachtet werden, dass allen völkerwanderungszeitlichen Wirren zum Trotz in Reichenhall die Salzproduktion weiterging: Es war der stetige Bedarf an Qualitätssalz, der die Saline am Leben hielt, und es waren die romanischen Salinenarbeiter mit ihrem Fachwissen, die die Produktion aufrecht erhielten. Damit haben wir uns in die Römerzeit zurückargumentiert, wo wir mit Blick auf die am Limes stationierten Truppen und auf die dichte landwirtschaftliche Besiedlung seines Hinterlandes erst Recht davon ausgehen können, dass die Sudpfannen von Ad Salinas ununterbrochen und auf Hochtouren gedampft haben. Was sollte denn die römische Okkupation des Ostalpenraumes im Jahr 15 v. Chr. am Funktionieren der Saline geändert haben, wenn man von einem möglichen Wechsel der Herren absieht? Salz wurde nach wie vor benötigt, und Konkurrenz gab es für Ad Salinas nicht, weder durch den Dürrnberg und schon gar nicht durch Hallstatt, obwohl beide Abbaugebiete in bescheidenem Ausmaß – am ehesten zur Gewinnung von Viehsalz für die blühende Landwirtschaft der römischen Kaiserzeit – durchaus weitergelaufen sein könnten.

Daher gibt es, so meine ich, kein Anzeichen für eine Unterbrechung der Soleversiedung in Ad Salinas zwischen dem 2. Jahrhundert vor und dem 8. Jahrhundert n. Chr., was auch durch die Steindenkmäler aus der römischen Kaiserzeit bestätigt wird[22]. Lediglich die Bedingungen vor Ort hatten sich geändert. Unter Berufung auf Johannes Lang habe ich darauf hingewiesen, dass die Siedlung in Karlstein kein *oppidum* war, sondern der für den Betrieb der Saline nötige Dienstleistungsbereich, und dass die keltischen Salzbarone an anderer Stelle siedelten. Sucht man in der Umgebung Reichenhall repräsentative Siedlungsplätze für sie, dann kommen am ehesten die Kuppen der Stadtberge von Salzburg in Frage, auf denen in der Tat Spätlatènesiedlungen nachgewiesen sind. Mit der Ankunft der Römer brauchten die Salzherren von dort in einer Art von Synoikismos lediglich in Tal zu übersiedeln, um der neuen Stadt, die wohl nach dem Fluss benannt wurde, Leben einzuflößen.

Es wurde immer wieder festgestellt, zuletzt auch von Johannes Lang, dass die Siedlung von Karlstein noch in der späten Latènezeit zu Ende ging. Das heißt natürlich nicht, dass die Saline damals ihre Arbeitskräfte verloren hätte, sondern wohl nur, dass die Arbeitskräfte näher an ihre Arbeitsplätze heranrückten. Hatte sich die Hochwassergefahr durch eine wärmere Klimaphase beruhigt? Hatten die Römer, Meister des Landschaftsbaus, gar einen Hochwasserschutz errichtet, um die wertvolle Saline vor Überschwemmungen zu bewahren? Wie dem auch sei – annehmen darf man, dass die ›Arbeitersiedlung‹ der Römer unter den nachantiken Schottern der Saalach genauso verschüttet liegt wie die Solequellen selbst. Es sollte nicht übersehen werden, dass die Lage der für das 8. Jahrhundert belegten ›Arbeitersiedlung‹ ebenfalls unbekannt ist. Wahrscheinlich liegt auch sie unter den Saalachschottern und wahrscheinlich hat sie sich an der Stelle der römischen entwickelt. Auch das fügt sich gut in das eben entworfene Bild einer Kontinuität, die von den Kelten über die Römer zu den Agilolfingern überleitet. Zwischen der Gründung der Siedlung Karlstein im 2. Jahrhundert v. Chr. und den Urkunden des 8. Jahrhunderts n. Chr. hat sich eigentlich nichts Wesentliches geändert: Auch wenn die Herren und die lokalen Umstände gewechselt haben, so sind Sudverfahren und Vertriebssysteme des Salzes doch gleich geblieben.

Die Indizien deuten also darauf hin, dass sich die entscheidenden Änderungen bereits im 2. Jahrhundert v. Chr. ereignet haben:

- Die Verbesserung des Sudverfahrens. Statt in kleinen Gefäßen aus Ton (Briquetagen) wurde die Sole nun in Pfannen aus Metall verkocht. Dieses Verfahren, das in seinen Grundzügen

[22] Vom Karlstein der Grabaltar lupa 1117 und vom Gräberfeld Kirchberg das Rundmedaillon lupa 1118, der Deckel einer Aschenkiste lupa 1119 und der Weihaltar für Victoria lupa 11993.

bis ins 19. Jahrhundert unverändert blieb, erhöhte die Produktivität der Saline, ermöglichte den Aufbau eines weit gespannten Absatzmarktes und brachte den Salzabbau auf dem Dürrnberg praktisch zum Erliegen.

- Der Vertrieb und wohl auch die Erzeugung des Salzes gerieten in die Hände der Taurisker, die aufgrund ihrer politischen und wirtschaftlichen Vormachtstellung im Zentralalpenraum über ein bereits eingespieltes Handelssystem mit dem Mittelmeerraum verfügten. Mit der vernichtenden Niederlage der tauriskisch-keltischen Führungsschicht gegen den römischen Konsul C. Sempronius Tuditanus im Jahr 129 v. Chr.[23] stieg die einheimische Bevölkerung – die Noriker – zur führenden Macht im Ostalpenraum auf. Für die historische Entwicklung bedeutet dies, dass die Noriker seit damals Vasallen der Römer waren und dass man den Beginn der Romanisierung des Ostalpenraumes wesentlich vor seiner militärischen Annexion im Jahr 15 v. Chr. ansetzen muss.

Ortolf Harl

[23] Auf einem dem Flussgott Timavus geweihten Inschriftblock aus Aquileia (CIL V 8270 = lupa 11543), der wahrscheinlich als Sockel einer Statue diente, rühmt sich Tuditanus, dass er einen Triumph über die Taurisker gefeiert habe; s. auch o. Kapitel 2.3 (O. Harl) und Abb. 91.

4. Materieller und kultureller Transfer auf der Glocknerroute

4.1 SÄUMER ODER FUHRLEUTE? ZUM WARENTRANSPORT IM HOCHALPINEN NORICUM AUS DEM BLICKWINKEL DER FUNDBEARBEITUNG

AUSGANGSLAGE DES ARCHÄOLOGISCHEN FUNDBESTANDES AM HOCHTOR

Der Fund eines Riemenbeschlages des Typs Oldenstein 1d (Abb. 112) zeigt, dass im claudisch/neronisch bis frühflavischen Zeithorizont auch Pferde und Maultiere über den hochalpinen Pass des Hochtors geführt wurden. Riemenbeschläge dieses Typs waren als Ausrüstungsgegenstände von Reit-, vermutlich aber auch Lasttieren üblich und dienten gemeinsam mit einem zentralen ringförmigen Beschlag zur Verteilung mehrerer Lederriemen, welche zum Verzurren des Pack- oder Sattelzeuges notwendig waren. Die schmucke Ausformung dieser Beschläge war insbesondere im militärischen Milieu verbreitet. Aus Noricum liegen Vergleichsfunde aus Iuvavum-Salzburg nahe dem Stadtzentrum ebenso vor wie aus dem Kastellplatz Lentia-Linz[1].

AUSGANGSLAGE ZUM TRANSPORT ÜBER DIE ALPEN AUS HISTORISCHER SICHT

In Noricum sind zwei historische Quellen von Bedeutung, welche auf den Warentransport im hochalpinen Bereich Bezug nehmen. Anhand der Inschrift aus dem 4. Jahrhundert n. Chr. vom Plöckenpass wird deutlich, dass die Verbesserung der Trasse dieser wichtigen Nord-Süd-Verbindung aus den Schwierigkeiten bei der Passage mit Trag- und/oder Zugtieren resultierte[2].

Quellen

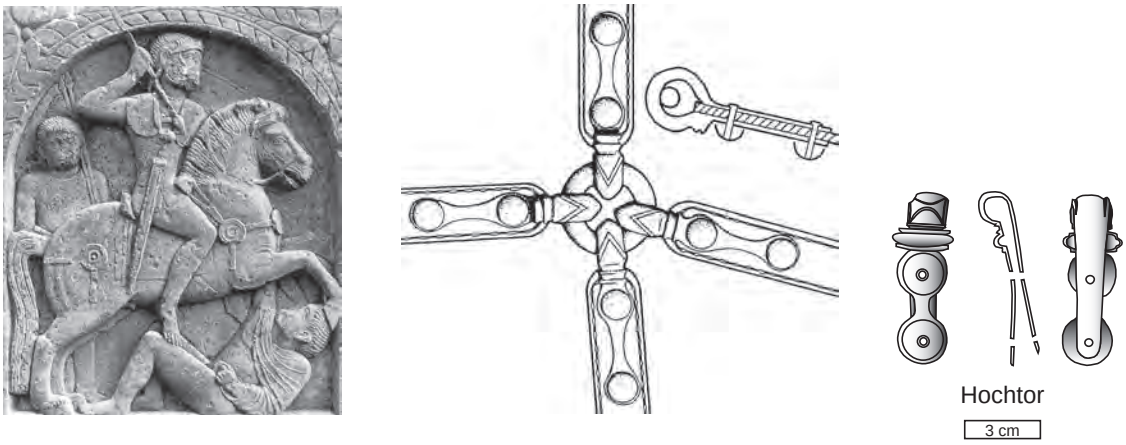
- Inschrift Plöckenpass, 373 n. Chr.: »… wo Menschen und Tiere nur unter Gefahr dahinzogen«[3].
- Für das 5. Jahrhundert n. Chr. ist in der »Vita Sancti Severini« überliefert, dass die für Noricum ripense bestimmten Kleiderspenden ausschließlich von Trägern über die Alpen transportiert wurden: Eugippius, Vita Sancti Severini 29, 1: »Er hatte eine große Zahl Begleiter angeworben, die auf ihrem Rücken Kleidungsstücke schleppen sollten … zu den höchsten Alpengipfeln, wo die ganze Nacht derartig viel Schnee fiel.«
- Über den Wagentransport im Hochgebirge berichtet im 4. Jahrhundert n. Chr. Ammianus Marcellinus, welcher die schwierige Überquerung des Mont Genèvre mit Wagen drastisch schildert und somit belegt, dass Fuhrwerke auch bei schwierigen Wegeverhältnissen zum Einsatz kommen konnten: Ammianus Marcellinus, Res gestae 15, 10, 4–5: »… rutschen Menschen und Zugtiere aus, welche durch die beiderseits steil abfallenden Schluchten und die unter Schneehaufen verborgenen Abgründe hinaufsteigen, da ihre Sohlen keinen Halt finden und ebenso die Wagen … dass man die Wagen mit starken Seilen befestigt und Männer und Ochsen mit gewaltiger Kraft diese bremsen.«

---

[1] s. vorliegender Band, Kap. 1.5 (H. Sedlmayer). Karnitsch 1972, 200 Taf. 97, 3; Klose 1909, 210–213; 211 Abb. 2, 5 (Salzburg-Brunnhausgasse).

[2] s. vorliegender Band, S. 139.

[3] Gietl 2006, 418. 426: Auf eine Fahrstraße am Plöckenpass deuten nach Gietl die Geleise mit einer Spurbreite von 1,07 m (Plöckenpass).



112 Der Riemenbeschlag Bishop 1d vom Hochtor, rekonstruierte Montage entsprechender Beschläge am Riemenverteiler und Darstellung von Riemenverteilern an römischen Sattelgurten. M. 1 : 3

ZUM ARCHÄOLOGISCHEN FUNDBESTAND GUT FREQUENTIERTER ALPINER RÖMISCHER STRASSEN

Richtet man nun das Augenmerk auf den archäologischen Niederschlag eines auch in alpinen Regionen erfolgten Transportes mit Wagen, so stellt sich primär die Frage, welche Hinterlassenschaften zu erwarten sind.

Nabenringe und Achsnägel: Bei römischen Wagenrädern waren zwar Naben und Speichen aus Holz, allerdings wurden Eisenringe als Verstärkung der Naben (sog. Nabenringe, Abb. 113, 7; 114, 2; 117, 2) warm an den Enden aufgezogen. Als weitere Sicherung der Räder dienten Achsnägel (Abb. 113, 5–6; 114, 3), deren Abnützungsspuren an der Rückseite auf den Nabendurchmesser schließen lassen können.

Wagenaufhängung: Weitere archäologisch fassbare Bestandteile des Wagens können Teile der Karosserieaufhängung sein.

Reibnagel, Reibnagelführung: Von der Lenkung kann der Reibnagel (Abb. 114, 1) Bestand haben, um welchen sich die Achse drehte. An der Langfuhr und an der Vorderachse waren zum Schutz und zur Halterung für diesen Reibnagel auch Langfuhrbeschläge oder Reibnagelführungen (Abb. 113, 4; 117, 1) ein üblicher Bestandteil. Drehbare Vorderachsen als Bestandteile von Wagen des Gütertransportes sind beispielsweise durch den Fund von Inota dokumentiert[4].

Jochbeschläge, Hufschuhe: Spezielle Hinweise auf die Zugtiere liefern die Beschläge von Joch (Abb. 113, 1–3) und Kummet, wohingegen Hufschuhe (Abb. 114, 4; 117, 3) sowohl auf Zug- wie auch auf Lasttiere schließen lassen.

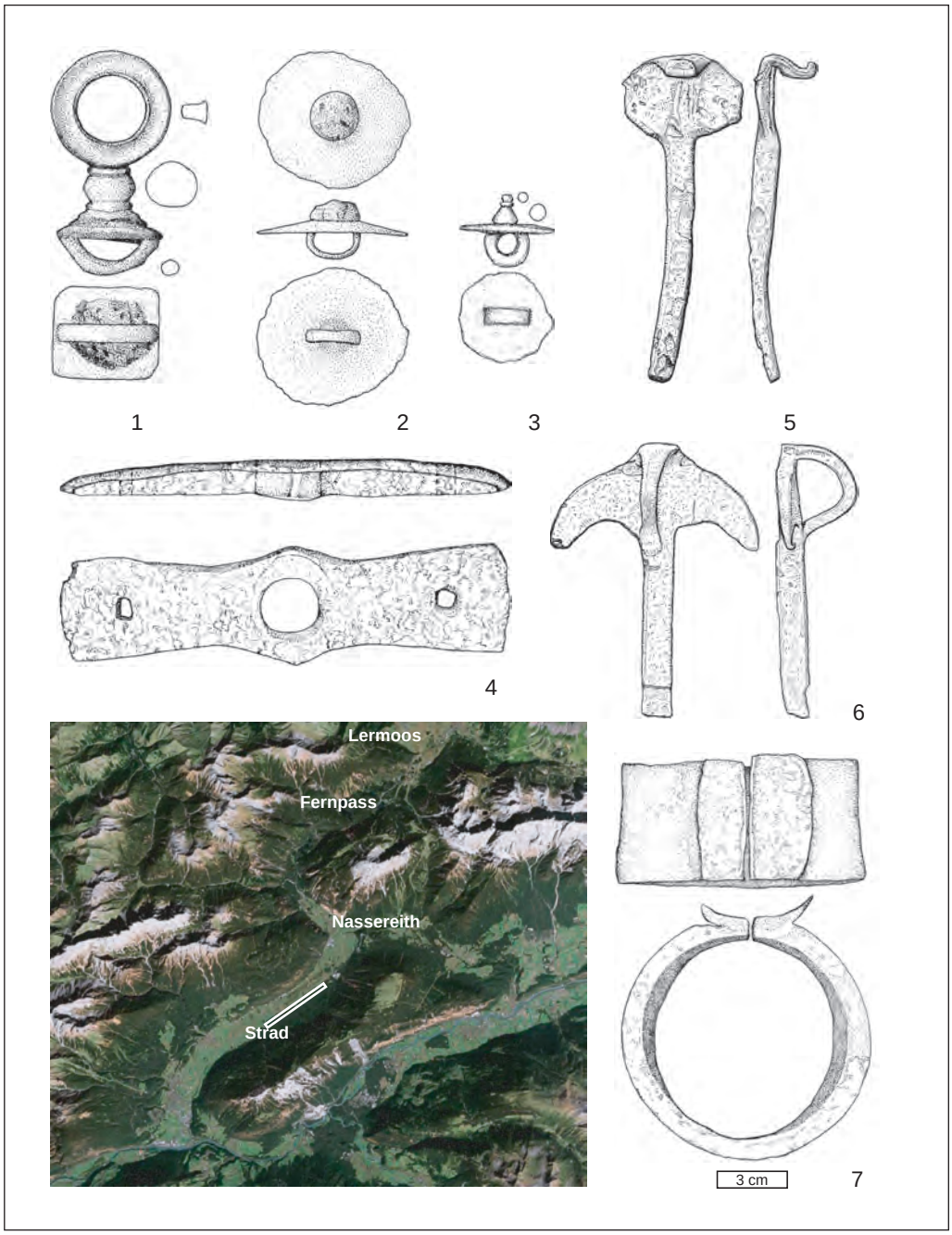
Rätien: Via Claudia

Belege für den Wagenverkehr auf den Fernhandelsrouten über die Alpen liefern die Befunde und Fundbestände von der Via Claudia im Abschnitt Lermoos–Biberwier sowie Strad–Nassereith (Abb. 113). Im Lermooser Prügelweg, einem Straßenabschnitt in der Ebene nördlich des Fernpasses, wurden neben Hufschuhen auch Teile von Wagen (Achsnägel) und Joch (Jochbeschlag) gefunden, welche zwischen 180–260/270 n. Chr. datiert werden[5].

---

[4] Polfer 1991, 273–295. 284.

[5] J. Pöll, Ein Streckenabschnitt der Via Claudia Augusta in Nordtirol, in: Walde 1998, 15–111. 44–47 Taf. 32, 1–34, 34 (Hufschuhe); 34, 38–39 (Achsnägel); 34, 42 (Jochbeschlag) (Lermoos). Ergänzend die Funde von Hufschuhen



113 Joch- und Wagenbeschläge vom rätischen Abschnitt der Via Claudia zwischen Strad und Nassereith südlich des Fernpasses (Straßenabschnitt weiß markiert). M. 1 : 3

Im Abschnitt Strad–Nassereith, in der Tallandschaft südlich des Fernpasses, wurden mehrere Hundert Fundstücke bei intensiven Prospektionen aufgenommen[6], von denen rund 80 % in römische Zeit datieren. Bemerkenswert ist das Verhältnis von Hufschuhfragmenten und Wagenteilen insofern, als 24 Hufschuhe[7] fast ebenso vielen Wagenbeschlägen (20) gegenüberstehen,

in Biberwier: A. Höck, Römische Kleinfunde im Bereich der Via Claudia Augusta (VCA) zwischen Nauders und Vils und die römische Siedlung bei Karres, in: Walde 1998, 177–225; 197 Nr. 26 Taf. 6, 5–7 (Biberwier).

[6] Grabherr 2006, 57 Abb. 20 (Strad–Nassereith).

[7] Grabherr 2006, 217–218. 251–253 Nr. B213–214. B219–220. B222–238. B240–242 (Strad–Nassereith).

darunter Achsbeschlag, Achsnägel (Abb. 113, 5–6), Reibnagelführung (Abb. 113, 4) und Nabenringe (Abb. 113, 7)[8]. Ergänzt werden diese Bestände durch drei Jochbeschläge (Abb. 113, 1–3)[9]. Signifikante Funde mittelalterlichen und neuzeitlichen Transportwesens sind im Unterschied zum typisch römischen Spektrum mit seinen Hufschuhen, Achsnägeln und Jochbeschlägen weitaus seltener[10].

Zentralnoricum: Zwischen Hallstätter See und Untergrimming-Klachau

Die Gegenüberstellung der Fundbestände im Koppental zwischen dem Ödensee und dem Hallstätter See sowie im Bereich Untergrimming-Klachau (Abb. 114) erlaubt anhand entsprechend hoher Stückzahlen archäologischen Materials, zwischen Saumwegen und Fahrstraßen zu unterscheiden. Aufgrund der Quellenlage im Koppental ist in römischer Zeit von einem Saumpfad auszugehen, zumal die archäologischen Funde keine Hinweise auf Wagen geben, jedoch anhand der Vielzahl an Hufschuhen auf eine starke Frequentierung durch Lasttiere schließen lassen[11].

Rund 30 km weiter östlich, im Bereich von Untergrimming-Klachau konnte hingegen, abgesehen von den typischen Spurrillen, auch das archäologische Fundmaterial den Beweis liefern, dass Wagen für den Transport eingesetzt wurden. Neben den Hufschuhen (3 vollständig und 21 weitere fragmentiert; Abb. 114, 4) treten auch Wagenteile auf, zwei Nabenringe (Abb. 114, 2) ebenso wie Achsnägel und Reibnagel (Abb. 114, 1. 3)[12]. Die römische Datierung Letzterer ist insofern zu vermuten, als mittelalterliche und neuzeitliche Funde des Transportwesens fast völlig fehlen; so sind zwar zwei Rädchensporen belegt, jedoch keinerlei Hufeisen.

Im Unterschied zu diesen stark frequentierten, in den Ebenen auch mit dem Wagen befahrenen Routen ist für andere prominente Passagen in den Ostalpen bislang kein zufriedenstellendes Bild anhand des Fundspektrums zu entwerfen. Für den Plöckenpass liegen keine spezifischen Funde vor, für die Tauernpassage über den Korntauern und den Mallnitzer Tauern geben nur wenige Funde Hinweise auf das römische Transportwesen. Von der Route über den Mallnitzer Tauern sind im Bereich Bockhart zwei spitzkonische Schuhnägel zu erwähnen, welche auf eine antike Nutzung hinweisen. Nach Andreas Lippert wurden »die Straßendämme … im Zuge der Forschungsarbeit des Projektes mit einem Metallsuchgerät abgegangen und abgesucht« und »eine sehr große Anzahl von Eisenobjekten, wie Werkzeuge und Beschläge …, die beim Säumen, wohl hauptsächlich in unserem Jahrtausend, verloren worden sind« wurde hierbei gefunden[13].

Weitere inneralpine Hinweise auf Wagentransporte in Noricum

In Noricum liegen einige Darstellungen römischer Zeit von Zugtieren und von Reisewagen vor, allerdings hauptsächlich in den Ebenen von Südnoricum[14]; neben der bekannten Wagendarstellung von Maria Saal sind beispielsweise auch das Abbild des aufgezäumten Doppelgespannes mit Kummet aus Thon sowie eines Ochsentransportes mit Joch aus Tainach (Abb. 115) zu nennen. Die für Reisewagen wie jenem aus Maria Saal üblichen Wagenaufhängungen sind ausschließlich

---

[8] Grabherr 2006, 219–221 Nr. B250 (Achsbeschlag); B251–263 (Achsnägel); B265 (Reibnagelführung); B275–279 (Nabenring) (Strad–Nassereith).

[9] Grabherr 2006, 219. 238 Nr. B34–35; 253 Nr. B249 (Strad–Nassereith).

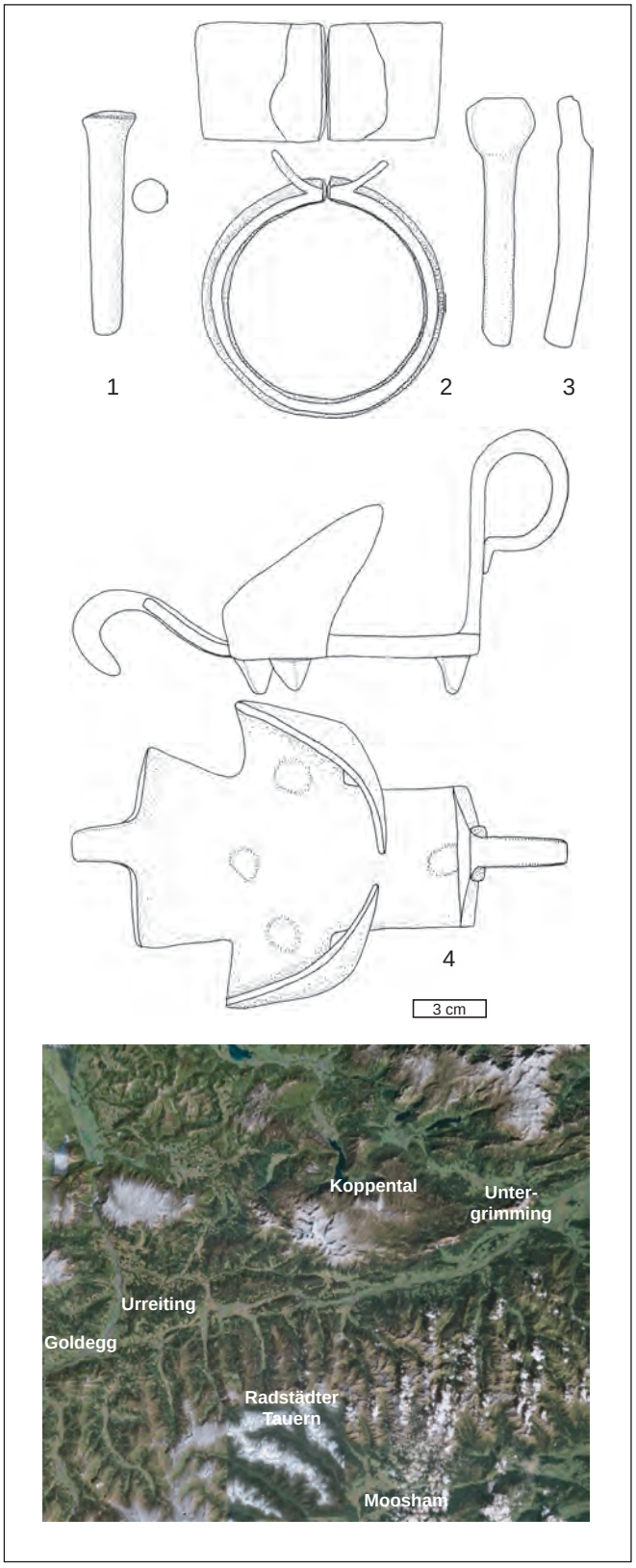
[10] Grabherr 2006, 215; 249–250 Nr. B192–197 (Strad–Nassereith).

[11] Windholz-Konrad 2003b, 61–63 (Koppental).

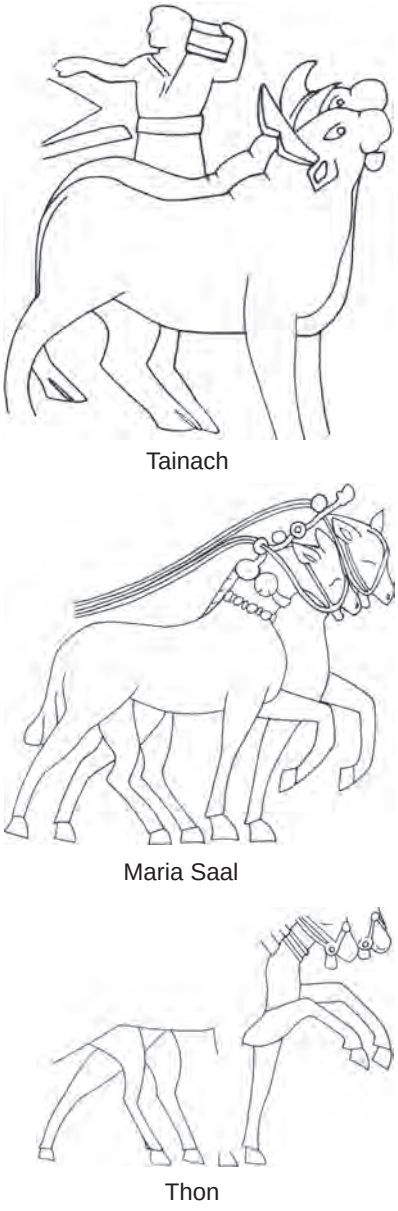
[12] Windholz-Konrad 2003a, 514–515 Taf. 1, 2. 9. 17; 2, 25. 28–29; 3, 32–34. 37–41 (Hufschuhe); 2, 26; 3, 42 (Achsnägel); 3, 31. 35 (Nabenringe); 3, 43 (Reibnagel) (Untergrimming).

[13] A. Lippert, Zwei römische Passstrassen über die hohen Tauern, in: Friesinger – Tejral – Stuppner 1994, 407–429; 412; Lippert 2004, 469–471 (Mallnitzer Tauern).

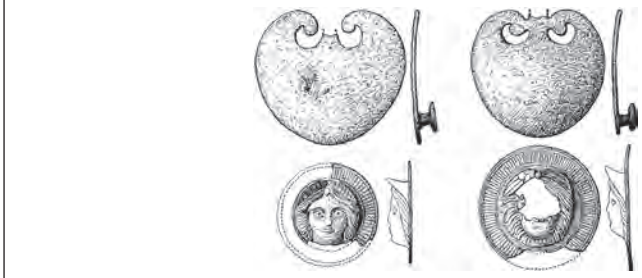
[14] Überdachter Reisewagen: lupa 1107 (Maria Saal); offener Reisewagen: lupa 1653 (Vranje), lupa 609 (Lavant); Wagen/Ausschnitt: lupa 341 (Salzburg-Maxglan); Pferdegespann: lupa 1108 (Thon); Ochsengespann: lupa 1059 (Tainach).



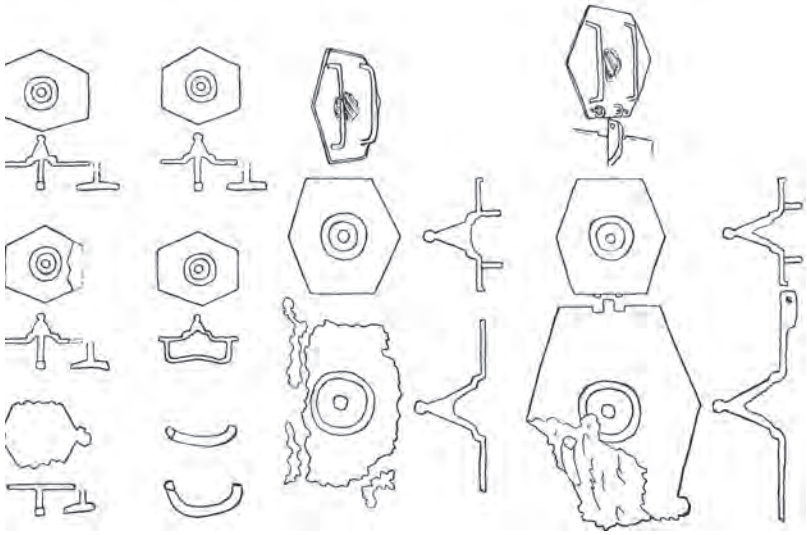
114 Wagenbeschläge und Hufschuh von der römischen Straße bei Untergrimming in Zentralnoricum. M. 1 : 3



115 Zugtiere auf römischen Steindenkmälern in den Ebenen von Südnoricum

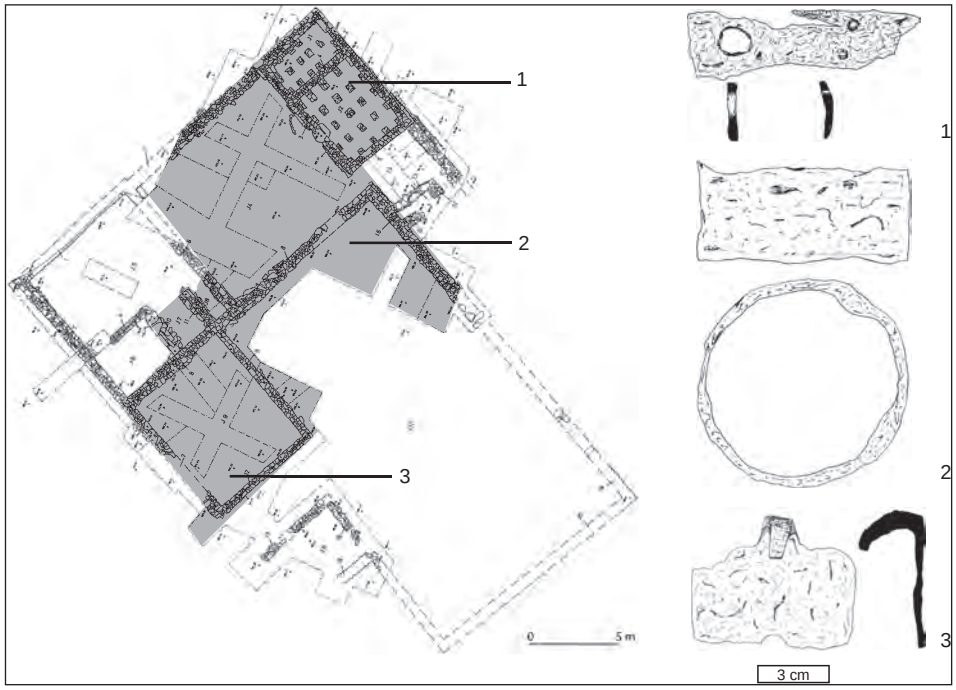


Goldegg im Pongau



Urreiting

116 Riemenbeschläge aus den ländlichen Siedlungsplätzen Goldegg im Pongau und Urreiting nördlich der Tauernpassage. M. 1 : 3



117 Wagenbeschläge und Hufschuh aus der *mansio* von Immurium-Moosham (Fundlage grau markiert). M. 1 : 3

aus den flachen Tallandschaften von Noricum beizubringen (Ovilavia-Wels, Windischgarsten, Celeia-Celje, Favianis-Mautern)[15], was auf den Transport ausschließlich auf gut befahrbaren Teilstrecken schließen lässt.

Bereits sehr nahe an die Alpenpassagen heran reichen die Fundbestände von Goldegg und Urreiting, beide im Bezirk St. Johann im Pongau; in diesen ländlichen Siedlungsplätzen ist anhand von Riemen- und Jochbeschlägen auf das Vorhandensein reich geschmückter, aufgezäumter Reit- und Zugtiere zu schließen (Abb. 116)[16]. Der beste Beleg für den bis knapp an die Tauernroute herangeführten Wagenverkehr liefern die Nachweise in Immurium-Moosham im Lungau. Die Wagenbestandteile, ein Nabenring (Abb. 117, 2)[17] sowie eine Reibnagelführung (Abb. 117, 1)[18], stammen jeweils aus Schuttstraten des als *mansio* angesprochenen Gebäudekomplexes (Haus J). Im Einfahrtsbereich dieser *mansio* wurde zudem das Fragment eines Hufschuhs (Abb. 117, 3) geborgen[19]. Darüber hinaus wird für das Brandgräberfeld im Schindergraben, westlich des Mithräums, eine Deponierung von Wagenbestandteilen erwähnt: »in einem noch intakten Brandgrab lagen zwei verkohlte Räder mit Eisenreifen (70 cm Durchmesser) und verschiedene Eisenbeschläge«[20].

---

[15] Röring 2001, 43–54. 50–51 Nr. 6–7 (Windischgarsten); Nr. 8 (Wels); Nr. 14 (Celje); Schmitsberger 2004, 801–804; 802 Abb. 104; Ertel 1998, 91–99 Abb. 7, 9 (Mautern).

[16] Für die Garnitur von vier Riemenbeschlägen aus Goldegg ist nicht erwiesen, ob diese in Zusammenhang mit den römischen Gebäudebefunden stehen (Hell 1969, 97 Abb. 4, Goldegg). Die Funde von Urreiting stammen aus der Brandschicht innerhalb eines streifenförmigen Gebäudes (Narobe 1942, 64–67 Taf. 15, Urreiting).

[17] Moucka-Weitzel 1998, 170 Taf. 93, 3 (Moosham).

[18] Moucka-Weitzel 1998, 167 Taf. 93, 20, hier als »Schubschlüssel« bezeichnet (Moosham).

[19] Moucka-Weitzel 1998, 169 Taf. 95, 19 (Moosham).

[20] Narobe 1960, 15–27; 25; zu weiteren Funden des Pferdegeschirrs zu Immurium vgl. Kastler 2008, 132–134 Abb. 5–7 (Moosham).

ZUSAMMENFASSUNG

Für das Hochtor ist anhand des Riemenbeschlages Bishop 1d die Alpenpassage durch zumindest ein Reit- oder Tragetier gesichert. Die archäologischen Kleinfunde liefern dagegen keine Hinweise auf den römischen Wagentransport über die Pässe der Hohen Tauern. Die nächstgelegenen Nachweise des Einsatzes von Zugtieren sind in Urreiting (559 m ü. M.), 57 km nördlich des Hochtors an der Straße Richtung Iuvavum-Salzburg zu finden. Darüber hinaus liegen aus der *mansio* von Immurium-Moosham Wagenteile und ein Hufschuh vor. Der Siedlungsplatz Immurium-Moosham liegt über dem Talboden der Mur auf 1 092 m ü. M. an der über den Radstädter Tauern nach Iuvavum-Salzburg führenden Tauernroute. Anhand dieser Fundbestände ist folgendes Modell für den Wagenverkehr im inneralpinen Bereich vorzuschlagen: Wagentransporte erfolgten in den Tallandschaften bis zu den Umschlagplätzen, die Passage der Alpenpässe hingegen wurde durchwegs mit Saumtieren oder Trägern bewältigt.

Helga Sedlmayer

4.2 ITALISCHE FAMILIEN ZWISCHEN AQUILEIA UND IUVAVUM

Die Befunde aus dem Passheiligtum auf dem Hochtor lassen erkennen, dass an Knoten- und Endpunkten der Glocknerroute, dieser neu erkannten und vor allem für die Frühzeit wichtigen Süd-Nord-Verbindung, italische Händler nicht nur einen Absatzmarkt, sondern vor allem den Zugriff auf begehrte lokale Rohstoffe suchten. Damit gerät ein Personenkreis in unser Blickfeld, dessen Familiennamen in der Cisalpina entlang der Alpenübergänge und nördlich der Alpen vorkommen. Im Folgenden sollen daher Steindenkmäler mit Inschriften aus den Territorien von Iuvavum und Teurnia unter dem Aspekt des transalpinen Handels analysiert werden. Die epigrafischen Quellen unterstützen die neue Bewertung der wirtschaftlichen Bedeutung Iuvavums, das als erster Ort in Noricum nördlich der Alpen zum Munizipium erhoben wurde und in der Folgezeit zu großer Prosperität gelangte.

Obwohl die erhaltenen Inschriften meist erst dem 2. und frühen 3. Jahrhundert angehören, sprechen die vorkommenden italischen Namen von einem frühen Zuzug von Familien, die in Oberitalien beheimatet waren und deren Vordringen bis auf die Nordseite der Alpen sich anhand des Namensmaterials in den Inschriften vor allem entlang der Route Iulium Carnicum–Plöckenpass–Drautal–Teurnia–Katschberg–Radstädter Tauern nach Iuvavum verfolgen lässt. Die aus den Inschriften ebenfalls erkennbare enge Verbindung von Iuvavum und Teurnia, das am Anfang der Straße zum Radstädter Tauern lag, zeigt deutlich, wie stark die Erschließung des nördlichen Alpenvorlandes durch einige oberitalische Handelshäuser auf Iuvavum ausgerichtet war.

Tabelle 6: Die Familien, ihre Steindenkmäler und ihre Heimatgebiete

Erbonii		
1. Grabinschrift	Iuvavum – Territorium (Uttendorf im Pinzgau, Sbg.)	*[Se]x[tus] Erbonius [--- vivus) f(ecit)] / [sib]i et Atestiae AV[---] / [con(iugi)] opti(mae) quae o[biit ? ---] / [et Erb] oniae Opta[tae fil(iae) ? ---] / [h(oc) m(onumentum)] h(eredem) [n(on) s(equetur)]*
2. Grabinschrift	Iuvavum – Territorium (Mörasing/Vöcklamarkt, OÖ)	*L(ucio) Terentio Restituto [an(norum) ---?] / et Terentio Quie[to an(norum) ---?] / Erbonia Optata co[niugi] / piissimo et filio faciun[dum cur(avit)?]*
3. Grabinschrift	Scarbantia – Territorium (Neckenmarkt, Bgld.)	*Sex(tus) Erbonius / Sex(ti) f(ilius) Melantio / ann(orum) XIII h(ic) s(itus) e(st) / Sex(tus) Erbonius Iaso / dom(inus) pater posuit*
Votticii		
4. Grabaltar	Teurnia – Territorium (St. Michael im Lungau, Sbg.)	*Vott[icio] / P(ubli) l[ib(erto)] / Vita[li] / def(uncto) an(norum) [---] / et Albia[e] / Opt[at]a[e] / Al[bi]u[s] / Se[cundus(?)] / pare[ntibus] / f(ecit)*
5. Grabstele	Teurnia – Territorium (Mauterndorf/Tamsweg, Sbg.)	*Constanti / Vottici / Provincialis / annor(um) XVIII / Votticius Cupitus / et Votticia / Ategenta / parentes v(ivi) f(ecerunt) et sibi*
Albii		
6. Grabaltar	Teurnia – Territorium	s. Nr. 4
7. Statuettenbasis	Teurnia – Stadt (St. Peter in Holz/Spittal a. d. Drau, Ktn.)	*Cauti / L(ucius) / Albius / Atticus / et C(aius) / Albius / Avitus*
8. Votivinschrift	Teurnia – Territorium (Moosham/Tamsweg, Sbg.)	*D(eo) I(nvicto) M(ithrae) pro salute / L(uci) Albi Attici / [[---]]rius / curant(e) [[------]]*

9. Votivrelief	Teurnia – Stadt (St. Peter in Holz/Spittal a. d. Drau, Ktn.)	*Syrasc(us?) Valerian(us) Eutyches Alb(i) Ma(ximi) / Nem/esi / Aug(ustae)*
10. Grabinschrift	Virunum – Stadt (?) (Klagenfurt)	*L(ucio) Albio Telespho/ro mar(it)o et Quie/tae matri et Spec/tato d(efuncto) a(nnorum) XX et Quie/to d(efuncto) a(nnorum) XVI fratrib(us) k(arissimis!) / s(ervis) Alb(i) Max(imi) Victo/rina et Hygia fil(iae) ser(vae) / Albi(i) Max(imi) et s(ibi) v(ivae) f(ecerunt)*
11. Namensliste	Virunum – Stadt (Zollfeld/Klagenfurt-Land)	*L. Albius Aristo*
12. Grabaltar (?)	Iuvavum – Stadt (Salzburg, St. Peter)	*Statuto / filio dulciss(imo) / o(bito) an(norum) XXXI / Alb(ius) / Leonas et Statuta / coniug(es) cariss(imi) / et sibi posteris/ q(ue) suis fecerunt*
13. Votivrelief	Iuvavum – Territorium (Salzburg-Maxglan)	*Herculi / Aug(usto) sac(rum) / Albius / Florus / v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)*
14. Grabaltar	Iuvavum – Territorium (Salzburg-Maxglan)	*D(is) M(anibus) / L(ucio) Lol(lio) / Achillae / o(bito) ann(orum) LXV / et A[---]e / Gallae / o(bitae) ann(orum) LXX / Albia / Melitine / merentibus / fecit*
15. Grabinschrift	Flavia Solva – Territorium (Deutschlandsberg, Stmk.)	*P(ublius) Alb(ius) Calandinus / v(ivus) f(ecit) s(ibi) et Silvi(a) e / Ursul(a)e c(oniugi) an(norum) XL*
Lollii		
16. Grabaltar	Iuvavum – Territorium	s. Nr. 14
17. Grabinschrift	Iuvavum – Stadt (Salzburg, Kapitelplatz)	*Iustiniae Aprae / coniugi pientissim(a)e / o(bitae) ann(orum) XXXVII / M(arcus) Lol(lius) Victor*
18. Grabaltar	Iuvavum – Stadt (Salzburg, St. Peter)	*D(is) M(anibus) / Lol(lius) Noric/us et Iul(ia) Inge/nua uxor et / Iul(iae) Secundae / sorori et A/quilino fra/tri sibi et su/is vivi fecer/unt*
19. Grabinschrift	Iuvavum – Stadt (Salzburg, Nonnberg)	*[-] Lol(lius) Martius et Lol(lius) / An[---]tolian(us) sibi / [---] et Lol(liae) Martiae / ob(itae) an(norum) XXXVII*
20. Aschenkiste	Iuvavum – Stadt (Salzburg, St. Peter)	*Profuturo vest/igiatori Lol(li) Hono/rati ob(ito) ann(orum) XXX Barb/[ianus et ---]rina pa/[rentes et ---] con(iunx) vivi pos(uerunt)*
21. Grabinschrift	Iuvavum – Stadt (Salzburg, Linzer Tor)	*Ianuarius / Loll(i) Prisci / libertus ob(itus) / an(norum) LXXV / Candida m(arito) / c(arissimo) v(iva) f(ecit)*
22. Votivaltar	Iuvavum – Territorium (Höglwörth/Berchtesgaden, Bayern)	*D(eo) I(nvicto) M(ithrae) / pro salute / M(arci) Lol(li) Prisci / p(atroni) b(oni?) Ia(n)u(a)r(ius) / Lupercus / lib(erti)*
23. Grabaltar	Iuvavum – Territorium (Feldkirchen/Berchtesgaden, Bayern)	*D(is) M(anibus) // Placidus Tinc(i) / Lol(li) Honora(ti) / ser(vus) v(ivus) f(ecit) sibi et / Firm(a)e coniu(gi) / et Placidiano / fil(io) et suisq(ue) omni(us)*
24. Votivaltar	Iuvavum – Territorium (Tittmoning/Traunstein, Bayern)	*Nymphis / C(aius) L(ollius?) H(onoratus?) / v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)*
25. Grabaltar	Iuvavum – Territorium (Tarsdorf/Braunau, OÖ)	*Lol(lia) Pocca / viva) f(ecit) sibi et / Viatori / co(n)iugi / obit(o) an(norum) L / et Annoni fil(io) / obit(o) an(norum) XXX / posterisq(ue) suis*
26. Grabaltar	Raetia (?) (Eholfing/Passau, Bayern)	*D(is) M(anibus) / Lol(liae) Atticae / o(bitae) a(nnorum) XII / Lol(lia) Onesime / f(iliae) p(ientissimae) f(ecit)*
27. Statuenbasis	Teurnia – Stadt (Lendorf/Spittal a. d. Drau, Ktn.)	*Marti / M(arcus) Lollius / Priscus / et Memmia / Prisca / cum suis*
28. Bauinschrift	Teurnia – Stadt (St. Peter in Holz/Spittal a. d. Drau, Ktn.)	*[Nav]alem / [Gra]no(!) Apollini / Lol(lius) Trophimus / et Loll[ia Pro]b[at]a / ex voto f[eceru]nt // n[avalem] / Grano(!) A[pollini] / Lo[l]lius Troph[imus] / [et Lo]ll[ia Probata] / [ex] voto f[ecerunt]*

29. Grabinschrift	Teurnia – Stadt (St. Peter in Holz/Spittal a. d. Drau, Ktn.)	*C(aius) Lollius Trophimus / et Lollia Probata / v(ivi) f(ecerunt) s(ibi) / et Florentinae bruti / pientissim(ae) ob(itae) an(norum) XXVIII*
30. Grabinschrift	Virunum – Territorium (Wolfsberg, Ktn.)	*Lol(lio) Secun/do Fab(ia) et Att(iae) / Secundinae / ux(ori) f(ilii) f(ecerunt) et Attio / Accepto mil(iti) al(a)e co(mmagenorum)*
	Sabinii	
31. Grabinschrift	Iuvavum – Territorium (Hallwang/Salzburg-Umgebung)	*Q(uintus) Sabinius / Euprepes / v(ivus) f(ecit) sibi et / Sabiniae / Tertullae / uxori optimae / obit(ae) ann(orum) XXXV*
32. Votivaltar	Iuvavum – Stadt (Salzburg, Kaigasse)	*Asclepio / Aug(usto) / Q(uintus) Sabinius / Onesimus / v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)*
33. Votivaltar	Iuvavum – Territorium (Untertauern/St. Johann im Pongau, Sbg.)	*I(ovi) o(ptimo) m(aximo) / et Viis Semitibusque / pro salute sua Q(uintus) / Sabinius Asclepiades / v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito)*
34. Grabaltar	Iuvavum – Territorium (Freutsmoos/Traunstein, Bayern)	*Q(uinto) Sabinio / Co(n)stituto / o(bito) Constanti f(ilio) / o(bito) ann(orum) XXX et / Ser[va]ndae fil(ia)e / o(bitae) an[n(orum)] XXV et / Sabinia Optu[--] / liberta et heres / viva fecit et sibi*
	Terentii	
35. Grabinschrift	Iuvavum – Territorium (Bernau am Chiemsee/Rosenheim, Bayern)	*L(ucio) Terentio Vero / II viro Teurn(iae) pr(aefecto) iur(e) dic(undo) / obit(o) an(norum) [LX e]t Seppiae / C(ai) f(iliae) Praes[entin]ae L(ucius) Teren(tius) / Verinus [et C(aius)] Terentius / Praesentinus / parentibus / optumis(!) fecerunt*
36. Grabinschrift	Iuvavum – Territorium (St. Georgen bei Salzburg/Sbg. Umgebung)	*Cl(audius) Seneca / ob(itus) an(norum) LXV / Senecio Ter(entiae) / Honoratae ser(vus) / matri et patri / et sibi et suis / v(ivus) f(ecit)*
37. Grabinschrift	Iuvavum – Territorium	siehe Nr. 2
38. Grabaltar	Teurnia – Stadt (St. Peter in Holz/Spittal a. d. Drau, Ktn.)	*Terentiae / [-----] / [-----] / [-----] / [-----] / [-----] / [-----] / [----]S / A[----] / P[----] / [----]R*
	Vitorii	
39. Grabinschrift	Teurnia (?) – Territorium (Pockhorn/Heiligenblut, Ktn.)	*Sextus Mo[---] / Vitoriae Iuliae [con(iugi)] / defunctae an(norum) L Mo[---]/ti fratri Anniae Ani[--- f(iliae)] / matri defunctis Vito[riae] / Priscae et Vi[be]nae [---] / [fili]is vivi[s fecit]*
40. Grabinschrift	Aguntum (Lavanter Kirchbichl/Lienz, T)	*Volusiae C(ai) f(iliae) Satur/ninae ann(orum) XVI / Volusia Latina soror et / C(aius) Vitorius Cupitus / vir sibi et / Clevvoni Veitoris f(ilio) patri / Voltisemae Bussumari f(iliae) matr(i) / Vitorio Latino filio / Vitoriae Secundinae fil(iae) / v(ivi) f(ecerunt)*
41. Grabstele	Aguntum (Lavanter Kirchbichl/Lienz, T)	*C(aio) Vitorio Iucu[ndo] / et Primiae Priv[atae] / C(aius) Vitorius Ingenuus / parentibus optimis / vivus fecit / et sibi et suis*

ERBONII (NR. 1–3)

Vor wenigen Jahren kam in Uttendorf ein Fragment der Inschrift vom Grabmonument eines Sextus Erbonius[1] zutage (Nr. 1). Der Fundort liegt am Ausgang des Stubachtals, durch das ein in der Römerzeit benutzter Weg über den Kalser Tauern[2] und das Iseltal nach Lienz führte. Vielleicht haben die hier ansässigen Erbonii die Handelsroute über diesen Alpenpass betreut; ihre Grabinschrift führt jedenfalls direkt an die Ausgangspunkte des Vordringens italischer Händler nach Noricum, Aquileia – wo die Familie Erbonia ihren Stammsitz gehabt haben dürfte[3] – und Iulium Carnicum am Südfuß des Plöckenpasses[4], wo Freigelassene der Erbonii als *vici magistri* und *decuriones* fungierten. Der Name der Ehefrau des Pinzgauer Erbonius verweist vermutlich auf ihre Herkunft aus Ateste (Este). Seine Tochter (?) Erbonia Optata hat eine Namensverwandte, die an der Straße von Iuvavum nach Ovilava ein Grabmal für Mann und Sohn errichtete (Nr. 2)[5]. Aus Noricum sind keine weiteren Mitglieder der Familie bekannt, aber eine verlorene Grabinschrift aus der Nähe von Scarbantia (Nr. 3)[6] belegt, dass Erbonii auch an der Bernsteinstraße tätig waren.

VOTTICII (NR. 4–5)

In Iulium Carnicum werden als *vici magistri* zusammen mit den Erbonii Freigelassene der Familie Votticia genannt[7], die vielleicht aus Iulia Concordia stammte[8]. Angehörige dieser Familie errichteten im Territorium von Teurnia an der Straße nach Iuvavum Grabdenkmäler: in St. Michael im Lungau den Grabaltar des Votticius Vitalis, Freigelassener des Publius (Nr. 4)[9], und in Mauterndorf im Lungau eine Stele, die Votticius Cupitus und Votticia Ategenta für ihren Sohn Constans aufstellten, der noch Sklave eines Votticius Provincialis gewesen war (Nr. 5)[10]. Die Namen Ategenta[11] und Provincialis zeigen, dass – wohl in der Gegend ansässige – Einheimische in die Familie aufgenommen waren[12]. Nördlich des Alpenhauptkammes sind bisher keine Votticii bekannt.

ALBII (NR. 6–15)

In der Grabinschrift des Votticius Vitalis erscheint eine weitere italische Familie, an deren Nennungen ablesbar ist, dass nicht nur die Straße, an der die Votticii postiert waren, sondern auch familiäre Beziehungen die Städte Teurnia und Iuvavum verbunden haben: Vitalis war mit einer Albia Optata verheiratet; da der Sohn aus dieser Ehe den Familiennamen seiner frei geborenen Mutter führt, darf man auf ein höheres Ansehen der Familie Albia schließen (Nr. 6). Die Albii, die wir in Teurnia und Iuvavum antreffen, kamen wohl aus Aquileia, wo sie etliche

---

[1] Höglinger 2001, 675; lupa 11267.
[2] Höck 2005, 78–79. Zur spätkeltischen und römischen Besiedlung von Uttendorf s. Höglinger 2004b, 186.
[3] AE 1993, 748; CIL V 798 = InscrAqu 295; CIL V 988 (p. 1025) = InscrAqu 3267 = lupa 17060; InscrAqu 989; InscrAqu 1075 = lupa 17178; InscrAqu 2864 = lupa 13539; Pais 1185.
[4] CIL V 1829 (p. 1053) = lupa 13032; CIL V 1830 (p. 1053) = lupa 13033; CIL V 1831; CIL V 1832 = lupa 13373; CIL V 1834; CIL V 1843 = lupa 13531; CIL V 1849 = lupa 13538. Die Nennung eines Erbonius auf der Felsinschrift am Plöckenpass (CIL V 1864 = lupa 11294) ist wegen der schlechten Erhaltung fraglich.
[5] CIL III 5605 = lupa 4522.
[6] CIL III 4256 = lupa 4432.
[7] CIL V 1829 (p. 1053) = lupa 13032; CIL V 1830 (p. 1053) = lupa 13033.
[8] CIL V 8712 = IRConcor 120.
[9] lupa 3638.
[10] CIL III 4735 = lupa 3629.
[11] Vgl. CIL III 11763 = lupa 4441 (Ategenta in Iuvavum) und CIL III 5643 = lupa 1528 (Atigenta in Liezen, Stmk.).
[12] In den Orten im Talboden zwischen Katschberg und Anstieg zum Radstädter Tauern finden sich auffallend viele Reste römischer Grabbauten (lupa 3626. 3627. 3628. 3637. 3643. 3644. 3649. 3651. 3652. 3653. 5774. 7212. 7213). Der daraus ablesbare Reichtum erklärt sich aus den hier zusammentreffenden transalpinen Handelsrouten von Teurnia und Virunum her.

Inschriften hinterlassen haben und zwei von ihnen als *seviri* genannt werden[13]. Aus Teurnia kennen wir drei Mitglieder der Familie. Von diesen ist vor allem L. Albius Atticus interessant, dessen transalpine Geschäfte indirekt durch seine Verehrung für Mithras sichtbar werden. Zusammen mit einem Verwandten, C. Albius Avitus, weihte er im Mithräum von Teurnia eine Cautes-Statuette (Nr. 7)[14]. *Pro salute Albi Attici* wurde in der Straßenstation Immurium (Moosham, südlich von Mauterndorf), wo sich am Südfuß des Radstädter Tauern die Straßen aus Teurnia und aus dem oberen Murtal trafen, ein Mithrasheiligtum erbaut (Nr. 8)[15]. Die Namen des Bauherrn und des die Bauaufsicht führenden Mannes wurden später getilgt, vielleicht aufgrund von Konflikten innerhalb des Kultvereines der örtlichen Mithrasverehrer, in die der in Teurnia lebende L. Albius Atticus nicht verwickelt war[16]. Als Erbauer des Mithräums von Immurium kommt am ehesten jemand aus der Klientel des Albius Atticus in Frage, der für das Haus Albia regelmäßig auf der Straße über den Radstädter Tauern unterwegs und tüchtig genug war, Überschüsse für ein Bauprojekt zu Ehren seines Patrons zu erwirtschaften.

118 Nr. 14: Grabaltar für Lucius Lollius Achilla und seine Frau, errichtet von Albia Melitine. FO: Salzburg-Maxglan

Ein anderes Mitglied der Familie scheint Beziehungen zu Teurnia und Virunum gehabt zu haben. Auf einem Votivrelief für Nemesis[17], das wohl aus dem bisher nicht lokalisierten Amphitheater von Teurnia stammt, nennen drei gegen einen Bären kämpfende *bestiarii* als ihren Eigentümer Albius Maximus (Nr. 9). Ein Freigelassener desselben, Lucius Albius Telesphorus, lebte mit Frau und Kindern, die alle noch Sklaven des Albius Maximus waren, in Virunum (Nr. 10)[18]. Ob er ein ehemaliger Gladiator oder ein Mitarbeiter im Unternehmen seines früheren Herrn war, erfährt man aus seiner Grabinschrift nicht. In Virunum sind die Albii noch durch einen weiteren Mithrasverehrer vertreten, Lucius Albius Aristo, der in den Jahren 183 und um 202 n. Chr. in den Mitgliederlisten der Mithräen von Virunum verzeichnet ist (Nr. 11)[19].

Weniger erfahren wir über die Mitglieder der Familie Albia, die in Iuvavum lebten: Albius Leonas und seine Frau Statuta errichteten einen Grabstein – dem überlieferten Schriftbild nach wohl ein Grabaltar – für ihren Sohn Statutus (Nr. 12)[20]. Albius Florus stiftete ein kleines Votivrelief für Herkules (Nr. 13)[21]. Albia Melitine, die Auftraggeberin eines großen Grabaltars für ein

[13] CIL I 3414 = InscrAqu 7; CIL V 890 = InscrAqu 2874; CIL V 8328 = lupa 13404; CIL V 8973 = lupa 13405; InscrAqu 577; InscrAqu 578 = lupa 14498; InscrAqu 777. 778. 976. 2238. 2752; InscrAqu 3394 = lupa 13403; Pais 1884, 222; Pais 1884, 1172; Pais 1884, 1207; AE 1938, 126; AE 1985, 450a.
[14] CIL III 4736 = lupa 4887.
[15] lupa 6015.
[16] Glaser 1992, 169.
[17] CIL III 4738 = lupa 4946.
[18] CIL III 4876 = lupa 2056.
[19] Piccottini 1994, 44; Wedenig 1997, 257 Nr. V 8; AE 1998, 1016.
[20] CIL III 5554 = lupa 4705.
[21] CIL III 5530 = lupa 5793.

Ehepaar der Familie Lollia (Nr. 14 Abb. 118)[22], gehörte mindestens zur städtischen Mittelschicht. Ihr Verhältnis zu den Lolliern von Iuvavum wird bei der aus dem 16. Jahrhundert überlieferten Lesung der Inschrift nicht klar. Der fast völlig zerstörte Name der verstorbenen Ehefrau wird als Agilia gelesen; möglich erscheint auch die Ergänzung zu Albia, was Melitines Rolle bei der Errichtung des Grabmals verständlich machen würde.

Außerhalb der Munizipien Iuvavum und Teurnia ist in Noricum bisher nur ein einziger Albius in der Steiermark bekannt. Das Relief über der Inschrift zeigt ihn neben seiner einheimischen Frau im mit Fransen gesäumten *sagum*, die Inschrift nennt aber keinen militärischen Rang, sondern nur die Namen des Ehepaars, dessen Grabmal wohl bei seinem Landgut westlich von Flavia Solva stand (Nr. 15)[23].

119 Nr. 18: Grabaltar des Lollius Noricus und seiner Frau für sich, die Schwester der Frau und einen Bruder. FO: Wahrscheinlich Salzburg-Stadt

LOLLII (NR. 16–30)

Wie die Familie Albia war auch die Familie Lollia in beiden Städten, Teurnia und Iuvavum, ansässig. Sie ist in Oberitalien nicht so prominent vertreten wie die Albier, findet sich aber einige Male in Aquileia und vereinzelt an anderen Orten der Regio X[24]. In und um Iuvavum ist sie durch mindestens zehn Inschriften bezeugt.

In keinem Fall sind städtische Ämter oder Berufe angegeben, nur die Art der Denkmäler lässt auf den jeweiligen gesellschaftlichen Status der Errichter schließen. Die Grabaltäre des Lollius Achilla (Nr. 16 Abb. 1)[25] und des Lollius Noricus (Nr. 18 Abb. 119)[26] deuten auf Angehörige der städtischen Mittelschicht. Der kleine *titulus* des Lollius Martius (Nr. 19)[27] galt offenbar unwichtigeren Familienmitgliedern. Bei der nicht erhaltenen, von Genien flankierten Grabinschrift für die Ehefrau des M. Lollius Victor (Nr. 17)[28] könnte es sich um den Teil eines Grabbaus handeln[29]. Lollius Honoratus, der Herr des auf seiner Aschenkiste *vestigiator* genannten Profuturus (Nr. 20)[30], wurde als Lieferant von Bären für Zirkusspiele angesprochen[31]. Er kann aber auch

[22] CIL III 5547. 11756 = lupa 4458.
[23] CIL III 5407 = lupa 1403.
[24] CIL V 798 = InscrAqu 295; CIL V 1052 = InscrAqu 667 = lupa 17026; CIL V 1808 = IRConcor 168; CIL V 2197 (p. 1070) = ILCV 3527a; CIL V 2978; CIL V 2979; CIL V 3160 (p. 1074); CIL V 8116, 35; CIL V 8117, 10; CIL V 8411 = InscrAqu 1237; InscrAqu 767 = lupa 13406.
[25] s. Anm. 20.
[26] CIL III 5548 = lupa 4502.
[27] CIL III 11765 = lupa 4459.
[28] CIL III 5546 = lupa 334.
[29] Sarkophage sind in Noricum rar: lupa 333 (Iuvavum), lupa 1197 (Flavia Solva), lupa 2621 (Virunum), lupa 2689 (Camporosso), lupa 3660 (Teurnia), lupa 4082 (Celeia), lupa 4137 (Celeia), lupa 11240 (Teurnia), lupa 11459 (Zagrad/Prevalje). Die aus Iuvavum bekannten Aschenkisten tragen Reliefschmuck nur an den Deckeln (lupa 309. 310. 311. 312. 313. 4442. 4447. 9117. 9466. 11986).
[30] lupa 4461.
[31] Heger 1974, 131.

einer der passionierten Jäger gewesen sein, die und deren Personal uns mehrfach auf norischen Grabreliefs[32] begegnen.

Der repräsentative Grabaltar des Sklaven Placidus aus Feldkirchen-Ainring (Nr. 23 Abb. 120)[33] stand wahrscheinlich im Grabbezirk auf dem Landgut der Familie seines Besitzers Tincius Lollius Honoratus, dessen Pränomen auf keltische Verwandtschaft hindeutet[34]. Ob er identisch mit dem Herrn des Profuturus ist, bleibt ebenso offen wie der Aufgabenbereich seines Sklaven Placidus, der sichtlich zu Wohlstand gelangt ist[35]. Bemerkenswert sind die Schwäne auf den Nebenseiten des Grabmals. Nicht nur, dass dieses Motiv auf provinzialrömischen Grabaltären singulär ist[36], die Vögel mit den ausschlagenden Schwingen wirken auch wie ein provinzieller Nachklang der bewegten Schwäne auf der Ara Pacis. Man wüsste gern, warum der Sklave eines Italikers jenseits der Alpen den Vogel Apolls auf sein Grabmal setzte.

120 Nr. 23: Grabaltar des Placidus für sich, seine Frau, seinen Sohn und alle Angehörigen. FO: Feldkirchen, Kreis Berchtesgaden

Ein Lollius Priscus wird in Iuvavum zweimal als Patron eines Ianuarius genannt, auf einem Mithrasaltar aus Höglwörth (Nr. 22)[37] und der Grabinschrift des Ianuarius aus Salzburg (Nr. 21)[38].

Andere Lollii haben weiter entfernt von Iuvavum ihre Spuren hinterlassen. Fraglich bleibt die Auflösung des Namens C. L. H. zu C. Lollius Honoratus auf einem Altar für die Nymphen in Tittmoning (Nr. 24)[39]. Am Salzachufer gegenüber von Tittmoning, in Tarsdorf, hat Lollia Pocca für sich und ihre Familie einen Grabaltar errichtet (Nr. 25)[40]. Ihr Mann und ihr Sohn scheinen Peregrine gewesen zu sein, die Familie gehörte vermutlich zum Personal eines Gutshofs der Lollier. Das Cognomen Pocca kommt sonst nur an einem Ort in der Provinz Numidia vor[41].

Der große Grabaltar, den Lollia Onesima für ihre Tochter Lollia Attica aufgestellt hat, ist heute südlich von Passau in der Kirche von Eholfing ver-

[32] lupa 340. 342 (?). 368. 405. 1249. 1316. 1456. 4088. 4694. 4826. 5908. – Bärenfang als herrschaftliches Privatvergnügen auf einem Sarkophag in Belluno: Gabelmann 1973, 208 Nr. 20 Taf. 12, 2.

[33] CIL III 5590 = lupa 1120.

[34] In Noricum Tinco (lupa 2207) und Tincomara (lupa 1854). Tinco hieß auch einer der auf den frühen norischen Tetradrachmen genannten Prägeherren. Tincius: CIL XII 152. 1872. 2461. 2555. 2689. 4181; CIL XIII 1922. Tincorex: AE 1909, 82.

[35] Seine Tochter war vielleicht Attica, Placidi filia, Ehefrau eines freien Bürgers, deren Grabinschrift ganz in der Nähe gefunden wurde: CIL III 5593 = lupa 4499.

[36] Schwäne auf stadtrömischen Marmorurnen und Grabaltären: Sinn 1987, 59 Anm. 363. 364; 73 Anm. 579; Kleiner 1987, 175–176 Nr. 53. Alleiniger Dekor der Seitenflächen – so wie Delphine – sind Schwäne nie. Auf den Grabaltären Oberitaliens kommt der Schwan m. W. nicht vor.

[37] CIL III 5592 = lupa 6237.

[38] CIL III 11764 = lupa 4443.

[39] CIL III 5602 = lupa 6632.

[40] CIL III 5610 (p. 1840) = lupa 603.

[41] ILAlg 2293. 2356. 2442. 2938. – In der Provinz Numidia sind auch die Lollier besonders zahlreich (mehr als 60 Belege in der Epigrafikdatenbank Clauss/Slaby).

baut (Nr. 26)[42]. Die Zone unmittelbar westlich des Inns zwischen Passau und der Salzachmündung gehörte wohl nicht formal zur Provinz Noricum[43]; dafür, dass Bürger aus Iuvavum dort jenseits der Provinzgrenze Grundbesitz hatten, spricht aber die Anwesenheit von Lolliern in diesem Gebiet sowie die direkte Verbindung zu Iuvavum, die sich über L. Vedius Optatus herstellen lässt, von dem je ein Votivaltar aus einer Villa bei Iuvavum und in Rotthof bei Pocking erhalten ist[44].

Die Lollier, die wir aus Teurnia kennen, waren offenbar vermögend: Lollius Trophimus und Lollia Probata errichteten das Heiligtum des Apollon Grannus, dessen Bauinschrift erhalten blieb (Nr. 28)[45]. Verloren ist leider der im 16. Jahrhundert gefundene Grabstein, auf dem die beiden porträtiert waren (Nr. 29)[46].

Ein M. Lollius Priscus weihte gemeinsam mit Memmia Prisca und der übrigen Familie im Marsheiligtum von Lendorf unterhalb von Teurnia dem Gott eine Statue (Nr. 27)[47]. Ob der Stifter identisch mit dem aus einer Inschrift aus Iuvavum bekannten M. Lollius Priscus (Nr. 22) oder nur ein Namensvetter von diesem war, bleibt offen. Memmia Prisca stammte aus einer Familie, die in Noricum vor allem aus Flavia Solva bekannt ist, wo sie sechs Grabinschriften hinterlassen hat[48]. Die Familie Lollia begegnet in Noricum sonst nur noch einmal auf der Grabinschrift eines Lollius Secundus, seiner Frau Attia Secunda sowie deren Bruder im Territorium von Virunum (Nr. 30)[49].

Auffallend ist, dass keiner der aus den Inschriften bekannten Lollier und Albier in Iuvavum und Teurnia ein städtisches Amt bekleidete, obwohl einige Familienmitglieder zu den wohlhabenden Bürgern mit Landbesitz gehörten und als Bauherren auftraten. Keiner wird noch als *libertus* bezeichnet, griechische Cognomina zeigen aber, dass sie aus Freigelassenen-Familien stammen, die wohl bevorzugt auf solche vorgeschobenen Handelsplätze geschickt wurden. Das Cognomen Noricus (Nr. 18)[50], das in der Provinz selbst eigentlich keinen Sinn macht, zeigt die Blickrichtung von Süden auf die im Norden liegenden Außenposten.

SABINII (NR. 31–34)

Eine andere Herkunftsgeschichte als die der bisher genannten Familien kann man für die Sabinii erschließen, die in Iuvavum und in dessen Territorium durch vier Inschriften vertreten sind. Sie lassen sich aufgrund ihres allen gemeinsamen Pränomens Quintus wahrscheinlich als Freigelassene der Familie des Q. Sabinius Veranus ansprechen, der zur Zeit des Antoninus Pius *conductor portorii publici Illyrici* war[51].

Sozialer Status oder Tätigkeitsbereiche der Sabinier lassen sich nur indirekt aus ihren Inschriften erschließen. Der Altar, den Sabinius Asclepiades an der Passstraße zum Radstädter Tauern in einem Heiligtum für die Gottheiten der Wege und Saumpfade aufstellen ließ (Nr. 33)[52], zeigt,

---

[42] CIL III 5618 = lupa 4479.

[43] Als Belege dafür wurden von G. Alföldy (Alföldy 1974, 58) die Inschriften CIL III 5613 = 11781 = lupa 7062 und CIL III 5614 = 11782 = lupa 4483 gewertet; dagegen Grassl 1994, 524.

[44] Altäre des L. Vedius Optatus aus Kemeting/Bergheim (lupa 9091) und in der Siebenschläferkirche von Rotthof (CIL III 5615 = lupa 6217). Auch die Freigelassene Copponia, deren Grabmal in der Kirche von Rotthof steht (CIL III 5617 = lupa 1110), lässt sich durch einen in Elsbethen bei Salzburg gefundenen Titulus für den Sklaven eines Copponius (lupa 4462) mit Iuvavum verbinden. 2004 wurde aus der Kirche von Rotthof der Grabaltar des L. Veidius Aprilis (lupa 6218) geborgen. Das Gentile ist bisher in Noricum nicht belegt.

[45] lupa 4865.

[46] CIL III 4746 = lupa 2124.

[47] lupa 5937. lupa 4891 war vielleicht Fragment der zugehörigen Statue.

[48] lupa 1181. 1252. 1353. 1413. 1654. 1670.

[49] CIL III 5091 = lupa 2018. Der Fundort Wolfsberg im Lavanttal lässt an eine Tätigkeit des dortigen Lollius im Bergbau denken. In Pannonien sind bisher bis auf L. Lollius Clarus, der in Vindobona einen Altar für Iupiter geweiht hat (lupa 6395), keine Lollier inschriftlich bezeugt.

[50] Cognomen Noricus in Pannonien (lupa 778 = RIU 199; lupa 2944), Italien (CIL V 3400. 23068; CIL XI 984. 5672; ICUR IX 24895) und Nordafrika (CIL VIII 1912. 2063. 5155. 12806. 19448. 22690; ILAlg 685).

[51] Alföldy 1969a 21.

[52] CIL III 5524 = lupa 6014.

dass der Stifter im transalpinen Handel tätig war. Seinem Altar in Ausführung und Schriftcharakter ähnlich ist der Altar des Sabinius Onesimus aus dem Asklepiusheiligtum von Iuvavum (Nr. 32)[53]. Sabinius Constitutus hatte Landbesitz und Familiengrabstätte nördlich von Iuvavum und wurde dort von seiner Freigelassenen und Erbin bestattet (Nr. 34)[54]. Dass Sabinier in Iuvavum ansässig und vermögend waren, beweist das Grabmal, das Sabinius Euprepes anlässlich des Todes seiner Frau an der Straße nach Ovilava errichtete (Nr. 31)[55]; der Inschriftblock muss zu einem mehrteiligen pfeilerförmigen Monument gehört haben.

In Teurnia sind bisher keine Sabinii nachweisbar; der an der Route Teurnia–Iuvavum in Gmünd im Liesertal wohnende C. Sabinius Plocamus[56], der für seine Familie dort ein Grabmal errichtete, wird mit dem Bergbau zu tun gehabt haben. Mit den Sabiniern von Iuvavum war er nicht verwandt.

VERBINDUNGEN ZWISCHEN TEURNIA UND IUVAVUM AUF BEAMTENEBENE

Aus den italischen Namen auf den Inschriften aus Iuvavum und Teurnia ist ablesbar, dass bestimmte Stammhäuser in Oberitalien den Handel auf der Route Aquileia–Iulium Carnicum–Teurnia–Iuvavum betrieben haben. Die Mitwirkung der Erbonii, Votticii, Albii und Lollii am politischen Leben in den Municipien Iuvavum und Teurnia ist dagegen nicht nachzuweisen. Das kann natürlich auf die geringe Zahl der erhaltenen Denkmäler zurückzuführen sein. Die erhaltenen Namen städtischer Funktionäre beider Städte geben aber bisher keine Hinweise auf eine Übernahme von Verwaltungsfunktionen durch Angehörige der italischen Handelshäuser[57].

Die bekannten *duumviri* und Ädilen von Iuvavum führen römische Namen[58], die keine Beziehungen zu den Nachkommen der oberitalischen Freigelassenen erkennen lassen. Ein Sonderfall ist der *duumvir* von Iuvavum L. Cotinius Martialis[59], dessen Name auf seine Herkunft aus dem Stamm der mit den Römern verbündeten und später in Pannonien angesiedelten Cotini deutet.

Auch bei den städtischen Beamten zeigt sich wieder die enge Verbindung zwischen Iuvavum und Teurnia. Dessen Amtsträger kamen offenbar auch aus einheimischen Familien: Ein ehemaliger Ädil von Teurnia, der sich am Chiemsee begraben ließ[60], war L. Attonius Adnamatus[61], verheiratet mit der Tochter eines [---]toutus. Der Name des Letzteren ist wohl zu Vogitoutus zu ergänzen, denn dieser Name kommt auch in der Familie eines weiteren Beamten von Teurnia vor, dessen Kinder durchwegs einheimische Cognomina führen[62].

Eine Familie, die Beamte in Teurnia stellte und im Landbezirk von Iuvavum begütert war, sind die Terentii (Nr. 35–38). In Teurnia selbst sind sie durch den repräsentativen Grabaltar für eine Terentia (Nr. 38)[63] vertreten, dessen Inschrift leider fast völlig zerstört ist. Die Darstellung eines Schreibers auf der Nebenseite spielt vielleicht auf die Funktion der Familie in der städtischen Verwaltung an. Der *duumvir* von Teurnia L. Terentius Verus hatte Grundbesitz und Grabstätte am

---

[53] CIL III 11758 = lupa 6592.
[54] CIL III 5601 = lupa 1121.
[55] lupa 4463.
[56] CIL III 4729 = lupa 2087.
[57] So bei P. Scherrer, Vom Regnum Noricum zur römischen Provinz: Grundlagen und Mechanismen der Urbanisierung, in: Šašel Kos – Scherrer 2002, 11; Scherrer 2004, 180.
[58] M. Proculeius Martialis: lupa 4474; L. Virius Maximianus: lupa 4492; L. Bellicius Quartio: lupa 4500; M. Haterius Summus: lupa 6011 sowie die auf den Bedaius-Altären des 3. Jhs. genannten Duumvirn: lupa 6404. 6709. 6710. 6711. 6712. 6776. 6963. 10821. Zu diesen s. Hainzmann 2006, 455.
[59] lupa 4516. Zum Stammesnamen s. Anreiter 2001, 212.
[60] lupa 4487.
[61] Adnamatus/Adnamata in Noricum: lupa 1405. 1502. 1515. 1619. 2110 (Teurnia). 2446. 2555. 2585 und auf den jüngeren norischen Tetradrachmen. In Pannonien: lupa 453. 745. 803.
[62] lupa 2089. – Auch die Frau eines *dummvir* von Teurnia (lupa 2083) führt den einheimischen Namen Litulla. Litulla in Virunum: lupa 2059.
[63] lupa 2111.

Chiemsee (Nr. 35)[64] und war mit einer Frau aus Ovilava, Seppia Praesentina[65], verheiratet. In der Umgebung von Iuvavum lebte der Sklave einer Terentia Honorata, der dort eine Grabinschrift für seine Eltern anfertigen ließ (Nr. 36)[66]. Weitere Terentier hatten Landbesitz an der Ostgrenze des Stadtgebietes von Iuvavum: bei Vöcklamarkt, an der Straße von Iuvavum nach Ovilava, stand der Grabbau des L. Terentius Restitutus, den seine Ehefrau Erbonia Optata errichten ließ (Nr. 37)[67]; sie dürfte aus der Familie des Erbonius in Uttendorf (Nr. 1)[68] stammen – womit wir zurück zum Ausgangspunkt dieser Überlegungen zu den italischen Familien von Iuvavum gelangen.

Ein Hinweis auf die guten Beziehungen von Iuvavum zu Oberitalien ist schließlich auch der 1963 in Frauenchiemsee aufgedeckte, große Grabaltar, auf dem der verstorbene Mann als *decurio ornatus* des Munizipium Altinatium bezeichnet wird[69].

DIE VITORII AM WEG ZUM HOCHTOR (NR. 39–41)

Der Weg der Italiker bis ins nördliche Alpenvorland ist anhand des Inschriftenmaterials nur entlang der in der Kaiserzeit gut ausgebauten Straßen nach Iuvavum zu verfolgen. An der Glocknerroute sind die inschriftlichen Zeugnisse spärlich, doch lässt sich die Betreuung des Saumweges zur Passhöhe auf seiner Südseite mit einer Aguntiner Familie verbinden. Das ist insofern auffallend, als das obere Mölltal bis zur Passhöhe üblicherweise dem Territorium von Teurnia zugerechnet wird. Die Beziehungen auch der Aguntiner Führungsschicht zu Iuvavum werden durch die Inschrift des Grabbaus des C. Trebonius Faustus, *duumvir* von Aguntum, sichtbar, den dieser für seine Familie im Territorium von Iuvavum errichten ließ[70]. Die in Duino bei den Timavus-Quellen verbaute Votivinschrift eines weiteren *duumvir* von Aguntum namens Auconius Optatus führt dagegen zum südlichen Ausgangspunkt der Handelsrouten nach Iuvavum[71].

Während ein schon im 19. Jahrhundert bei Döllach im Mölltal gefundener Grabstein[72] nur einheimische Ansiedler nennt, erscheinen auf der 1934 unterhalb von Heiligenblut in über 1 100 m ü. M. aufgedeckten Grabinschrift (Nr. 39)[73] neben einem Sextus Mo[---], vermutlich Sohn eines frei geborenen Einheimischen, dessen Mutter und Ehefrau mit den römischen Familiennamen Annia und Vitoria. Auch die beiden Töchter heißen nach ihrer Mutter Vitoria. Wenn diese Familie dort oben ihre Grabstätte hatte, wird sie mit der Verkehrslogistik und Infrastruktur des Passwegs betraut gewesen sein.

Die Vitorii haben zwei weitere Grabsteine hinterlassen, die beide in sekundärer Verwendung auf dem Lavanter Kirchbichl bei Lienz aufgedeckt wurden. Die jüngere Inschrift steht auf einer Grabstele, die ein C. Vitorius Ingenuus für seine Eltern errichtete (Nr. 41)[74]. Die ältere Inschrift, die von einem Grabbau stammt (Nr. 40)[75], erzählt in lapidarer Kürze von der Romanisierung

---

[64] CIL III 5568 = lupa 4484.

[65] Vgl. lupa 4813. – Eine Ehefrau aus Ovilava, Saplia Belatumara, hatte auch der *dummvir* von Iuvavum L. Bellicius Quartio (s. Anm. 58). Die einheimische Familie Saplia gehörte sicher schon vor dem frühen 3. Jh., aus dem ihre Grabinschrift lupa 4526 stammt, zur Funktionärselite von Ovilava. Zur Einwohnerschaft von Ovilava: Jilek 2005, 163–168.

[66] CIL III 5598 = lupa 4476.

[67] s. o. Anm. 5.

[68] s. o. Anm. 1.

[69] lupa 1126. – In Ateste lebte eine Iuvavia L(uci) l(iberta) (CIL V 2626).

[70] lupa 4493, im 2. Weltkrieg zerstört. Abbildung bei Walde – Grabherr 2007, 45.

[71] CIL V 708 = lupa 13597. – Der Name Auconius ist bisher nur noch von der Namensliste des Mithraskultvereines von Virunum (s. o. Anm. 17) bekannt.

[72] lupa 2085.

[73] lupa 2090.

[74] lupa 7224.

[75] lupa 4473. – Weber 2007, 282 Nr. 1.

der Familie und ihrer Verbindung mit der Familie Volusia, die in Aguntum zur Führungsschicht gehörte[76].

Die Vermutung, dass der Errichter des Grabmals, C. Vitorius Cupitus, beim Erhalt des Bürgerrechts sein Gentile Vitorius aus dem venetischen Namen seines Großvaters Veitor gebildet hat, scheint plausibel[77]. Wenn man die Verbindung der Familie mit der Glocknerroute berücksichtigt und in Iulium Carnicum auf die inschriftliche Erwähnung eines Vitorius stößt, der dort anscheinend am Bau einer Wasserleitung beteiligt war[78], kann man auch an den Einfluss einer italischen Familie[79] denken, die, durch Handelsbeziehungen mit der einheimischen Aguntiner Familie verbunden, dieser zum Bürgerrecht verholfen hat.

ZUSAMMENFASSUNG

Die Aussage der Inschriften über die starke Präsenz von Italikern – vor allem aus dem Handelszentrum Aquileia – im transalpinen Noricum wird auch durch die äußere Form der Denkmäler aus Iuvavum unterstützt. Grabstelen sind dort äußerst selten, die wenigen erhaltenen Exemplare betreffen Sklaven, Peregrine und Militärs[80]. Sieht man von den mehrteiligen Grabbauten ab, von denen stets nur geringe Reste erhalten sind[81], war die gebräuchliche Grabmalform im Territorium von Iuvavum der pfeilerförmige ›Grabaltar‹[82], der auch in Aquileia vom 1. bis zum Anfang des 2. Jahrhunderts vor allem bei den gesellschaftlich arrivierten Freigelassenen beliebt war und von diesen oft zum monumentalen Grabbau vergrößert wurde[83]. Offenbar wurde dieser Denkmaltypus von den Familien aus Oberitalien ins nördliche Noricum mitgebracht. Dass Angehörige bestimmter Familien aus der Regio X – Erbonii, Votticii, Albii, Lollii – in Noricum fast ausschließlich in Teurnia und Iuvavum und an der Route zwischen beiden Städten zu finden sind, deutet nicht nur darauf hin, dass bei der Erschließung des Ostalpenraumes durch italische Handelshäuser eine gewisse geografische Aufteilung der Interessengebiete erfolgt ist. Erkennbar ist auch, dass für Italiker, die sich in Noricum niederlassen wollten, das erste Ziel nördlich der Alpen der Raum von Iuvavum war.

Friederike Harl

---

[76] lupa 7219. Die Aguntiner Volusii kamen vermutlich aus Belluno (CIL V 2059. 2065 = AE 1976, 249; AE 2002, 544), das an das Territorium von Iulium Carnicum grenzte. In Noricum stand bei Villach das Grabmal des Q. Volusius Secundinus (lupa 2137), dessen Mutter eine Annia war.

[77] Weber 1982, 80. Zum Namen Veitor s. Untermann 1961, § 163. Veitor in der Regio X: CIL V 1807 (Maniago); AE 1995, 576 (Iulium Carnicum). Auch der Name Veisonia auf der Inschrift aus Lienz-Oberdrum (Anm. 74) dürfte venetischen Ursprungs sein.

[78] CIL V 1844a =AE 1994, 683 = lupa 13422; Mainardis 2008, 152 Nr. 52.

[79] Vitorii in Aquileia und Padua, in Verona als Augustalen: InscrAqu 2545; CIL V 2859. 3067. 3440.

[80] Soldat einer Prätorianerkohorte: lupa 298; Sklaven: lupa 299. 3629; einheimisches Ehepaar: lupa 1127.

[81] lupa 328. 330. 332. 335. 337. 338. 340. 341. 343. 1124. 1125. 4446. 4477. 4484. 4493. 4500. 6708. 6775. 11995. 13012. 13013. 13014.

[82] lupa 318. 550. 603. 1110. 1117. 1120. 1121. 1122. 1123. 1126. 1128. 1129. 1150. 3638. 4458. 4460. 4474. 4479. 4480. 4481. 4482. 4483. 4486. 4487. 4488. 4489. 4492. 4496. 4497. 4501 (?). 4502. 4517. 4705 (?). 6218. 6987. 7257. 7258. 9286. 9470. 11996. 12872. 12876. Insgesamt sind in der Datenbank ‹ubi-erat-lupa.org› in Noricum bisher ca. 150 Grabaltäre (eingerechnet die Pyramidenstumpfaufsätze) gegenüber 220 Grabstelen erfasst. Zum Vergleich: In Pannonien beträgt das Verhältnis ca. 70 : 1 700.

[83] s. Santa Maria Scrinari 1972, Nr. 360–411. Die Steindenkmäler des Archäologischen Museums von Aquileia (einschließlich der Depots) sind seit 2010 mit Abbildungen in der Datenbank ‹ubi-erat-lupa.org› abrufbar.

4.3 ZUM VORDRINGEN VENETISCHER GOTTHEITEN ENTLANG DER GLOCKNERROUTE

Zwischen Gailbergsattel und Plöckenpass überquerte die Glocknerroute das Gailtal und durchlief dort einen der kulturgeschichtlich spannendsten Siedlungsräume des Ostalpenraumes: Nach der Überschreitung der Gail beim Doppelort Kötschach-Mauthen stieg sie rund 150–200 Höhenmeter hinauf auf die Missoria-Alm (= Würmlacher Wiesen). Dort berührte sie den ›Merkfelsen‹, auf dem Reisende, die von Süden auf der Glocknerroute in den Alpenraum gekommen waren, ihre Namen in venetischen Buchstaben eingeritzt hatten. Und in rund 5,5 km Luftlinie östlich dieses ›Merkfelsens‹ liegt oberhalb der Ortschaft Dellach die prähistorische Siedlung Gurina (Abb. 76. 77), in der das einzige venetische Heiligtum Österreichs nachgewiesen ist[1]. Es ist klar, dass ein so einzigartiger Siedlungsraum erhöhte Aufmerksamkeit verdient, doch war es ein Metallsucher, der die im Folgenden zu behandelnde Weihung an den Gott Esus aufspürte[2]. Dieses bescheidene Denkmal sei zu Beginn vorgestellt (Abb. 121).

Es handelt sich um ein bronzenes Postament für eine Statuette, die zwar weggebrochen ist, aber auf der Oberseite die Standspuren von Stand- und Spielbein hinterlassen hat. Auf der Vorderseite ist mit ungelenker Hand folgender Text eingeritzt: *Adginnos Vercombogi (filius) Aeso v.s.l.m.* Vier Lochungen, in denen bei der Auffindung noch vier lange Bronzestifte steckten, belegen die Montage des Votivs auf einer hölzernen Unterlage (Abb. 122). Wie Kurt Gschwantler meint[3], könnte es in Heiligtümern hölzerne Kultbänke gegeben haben, auf denen kleine und wohl

121 Bronzener Sockel für eine Statuette des Aesus aus dem Gailtal/Kärnten; vermutlicher Fundort Gurina

[1] Beide Fundstellen habe ich im Beitrag über den Verlauf der Glocknerroute behandelt, s. Kap. 2.1.

[2] G. Piccottini, Aesus, Carinthia 186, 1996, 97–103. Das Postament wurde vor 1987 von dem inzwischen verstorbenen Metallsucher Rudolf Egger gefunden (die Namensgleichheit mit dem Archäologen ist rein zufällig), der als Fundort den Mallentheiner Hügel unweit von Hermagor angab. Nach Piccottini verlief eine archäologische Untersuchung der angegebenen Fundstelle negativ, was ihn zur Vermutung veranlasste, dass das Stück von der Gurina stammen dürfte. Als das Postament Kurt Gschwantler in der Antikensammlung des KHM vorlag, wurde u. a. das hier abgebildete Foto gemacht, das den Zustand wiedergibt, bevor der Schriftzug Aesus beschädigt wurde.

[3] s. Kap. 1.4 (K. Gschwantler).

122 Vier Nägel aus Bronze, die bei der Auffindung noch in den Bohrungen des Sockels steckten

auch größere Votive zum Schutz gegen Verrückung, Umfallen, Herunterfallen oder gar Diebstahl aufgenagelt gewesen wären. Wenn man von der Nennung des Aesus absieht, wäre über den Sockel noch zu sagen, dass der Nominativ *Adginnos* die altertümliche Form bewahrt, die das Stück vielleicht sogar noch in die spätrepublikanische Zeit datiert.

In der Publikation hat Gernot Piccottini den Namen Aesus mit dem theophoren Personennamen Esullus verbunden, der auf einem Titulus aus Neumarkt in Steiermark genannt ist[4]. Der Errichter dieses Titulus hieß Sabinus, der Verstorbene war dessen 10-jähriger Sohn Noibio und der angesprochene Esullus war der Großvater dieser Familie mit fast ausschließlich vorrömischen Namen, die in der Passsiedlung auf der Neumarkter Hochebene (Meereshöhe des Passüberganges 995 m) lebte. Der Titulus dürfte zu einem Hügelgrab gehört haben, das entweder an der norischen Hauptstraße lag, die von Virunum kommend an die Donau führte, oder an der Neben(?)-Straße, die hier abzweigte und durch das obere Murtal in den Lungau oder in die Bergwerkregion der Wölzer Tauern ging[5]. Was den Titulus zusätzlich mit dem Bronzesockel verbindet, ist die Verwendung des altertümlichen Nominativs *Adginnos* auf dem Statuettensockel und *vivos* auf dem Titulus sowie die Filiation der Personennamen ohne Cognomen, die dieser frühen Zeit entsprechen.

Von der Nennung eines bisher in Noricum unbekannten Gottes Aesus abgesehen, bietet der angeblich aus dem Gailtal stammende Bronzesockel nichts Bemerkenswertes. Interessant wird er allerdings, wenn man die diachrone Betrachtungsweise, über die ich im Hinblick auf die Beweisbarkeit der Glocknerroute durch Zeugnisse aus unterschiedlichen Kulturperioden gesprochen habe[6], auch hier anwendet. Auf Esus bezogen, empfiehlt sich daher ein Blick in die vorrömischen Kulturperioden des Ostalpenraumes, und da verdient der unscheinbare Bronzesockel sofort besondere Aufmerksamkeit: Man stellt nämlich fest, dass von der Gurina zwei vorrömische Bronzebleche stammen, auf denen der Name des Aesus als Aisus gleich dreimal vorkommt und, was besonders wichtig wird, in venetischen Buchstaben geschrieben ist[7]:

- Votivblech Gt 1: *atto donasto aisus* – »Atto hat dem Aisus geweiht«
- Votivblech Gt 2 mit zwei Aufschriften: *(… donast)o aisun per volterk(on ventar)* – »… hat beschenkt den Aisus *libens merito*« und *atto donasto aisus* – »Atto hat dem Aisus geweiht«

Dass mit Aisus auch hier ein Gott angesprochen wird, bezeugt der Weihecharakter beider Votivbleche ausdrücklich. Wie der Bronzesockel aus dem Gailtal sind auch die Votivbleche von der Gurina gelocht, d. h., dass auch sie auf einem Träger befestigt waren. Allerdings waren die Bleche nicht das Votiv selbst, sondern nur die zum Votiv gehörige Applike, die Genaueres über die Weihung zu verkünden hatte. Da nicht einmal zu unterscheiden ist, ob sie aufgenagelt, aufgenietet oder aufgenäht waren, kommt als Träger der Bleche praktisch jedes Material in Frage, von Holz über Leder bis zu Stoff.

---

[4] lupa 1562. Der wohl von einem Grabhügel stammende Titulus ist an der Kirche von St. Marein bei Neumarkt eingemauert: *Sabinus Esulli f(ilius) vivos (!) f(ecit) sibi et uxori Tuioni Saxionis f(iliae) et Noibioni f(ilio) an(norum) X.*

[5] Erstaunlich ist die Tatsache, dass die Straße durch das oberste Murtal mit Meilensteinen versehen war, während auf der uns wichtiger erscheinenden Straße, die von der Straßengabelung auf dem Neumarkter Sattel über den Triebener Tauernpass, den Pyhrnpass nach Ovilava und an die Donau führte, kein einziger Meilenstein nachgewiesen ist. s. dazu G. Winkler in: CIL XVII 4, 1, 84–85.

[6] s. o. S. 35.

[7] Pellegrini – Prosdocimi 1967, 613–616, Gt 1+2. Gute Umzeichnungen bei Urban 2000, 325 mit Abb.

Über die Bleche ist nicht mehr zu sagen, als sie selbst verkünden. So bleibt nur noch die Frage nach der Datierung dieser kleinen Kette von Esusdenkmälern. Am ältesten sind natürlich die venetisch beschriebenen Votivbleche von der Gurina und dann folgt der bereits lateinisch beschriebene Statuettensockel, dem Gernot Piccottini vor allem wegen des altertümlichen Nominativs Adginnos wohl zu Recht noch ein spätrepublikanisches Datum gibt. Am jüngsten ist die Grabinschrift von der Neumarkter Hochebene, bei der die Tatsache, dass sie auf eine Steinplatte geschrieben wurde trotz des altertümlichen Nominativs *vivos* eine Datierung in die römische Kaiserzeit begründet. Die Zeitspanne dieser Reihe von Esusdenkmälern erstreckt sich auf jeden Fall über zwei Jahrhunderte – wenn nicht sogar über drei – und überbrückt den Übergang von der Latènezeit in die römische Kaiserzeit. Damit wird die in Südnoricum manifest gewordene Esusverehrung zum lang gesuchten Missing Link für das Weiterleben einer vorrömischen Gottheit in der römischen Kaiserzeit.

Umso wichtiger ist nun die Frage, wer denn dieser Aisus/Aesus/Esus war. Zuerst sei die einzige literarische Erwähnung des Esus erwähnt[8], um sie sofort beiseite zu legen, weil der barock-manierierte Gedichttext des Lucan über die Menschenopfer, die zu Caesars Zeiten von den Keltengöttern Taranis, Teutates und Hesus für ihr Wohlwollen gefordert wurden, nichts über sein Wesen aussagt[9]. Übrig bleiben zwei Reliefs, zu denen sich in keiner Weise eine Verbindung mit dem Text des Lucan herstellen lässt. Sie zeigen eine muskulöse männliche Figur, die mit einem kurzem Arbeitsgewand bekleidet ein Hiebmesser *(falx)* in der Hand hält, über einem am Boden liegenden Ast steht und zu einem kräftigen Schlag ausholt, um einen weiteren Ast herunterzuhacken, also im Begriff ist, durch Entastung den Baum zu fällen (Pfeiler der *nautae Parisiaci* im Museum Cluny, Abb. 123)[10], oder die mit einer Axt einen Baum fällt (dreiseitig reliefierte Stele im Museum Trier)[11]. Die Figur auf dem Pfeiler der *nautae Parisiaci* ist durch eine Inschrift als Esus ausgewiesen, während der Pfeiler selbst durch die Widmungsinschrift der *nautae Parisiaci* in die Regierungszeit des Tiberius datiert wird[12]. Auf beiden Denkmälern erscheinen außer dem Tunikaträger ein Stier (Cluny) oder ein Stierkopf (Trier) und drei Wasservögel, auf erstem Relief (Cluny) mit der rätselhaften Beischrift *tarvos trigaranus* (man beachte den altertümlichen Nominativ *tarvos* und die für das Keltische typische Metathese von *tauros* > *tarvos*). Da beide Male die männliche Figur mit dem Fällen eines Baumes beschäftigt ist, war Paul-Marie Duval, der dem Esus eine profunde Studie widmete[13], veranlasst, in diesen Bildern die Rodung eines Waldes zu sehen. Leider ist auf beiden Denkmälern nicht zu erklären, was mit dem Stier sowie

---

[8] Lucan. 1, 442–446:
Et nunc tonse Ligur, quondam per colla decors
Crinibus effusis toti praelate Comatae:
Et quibus immitis placatur sanguine diro
445 *Tentates, horrensque feris altaribus Hesus,*
Et Taranis Scythicae non mitior ara Dianae.

[9] So die Beurteilung durch antike Autoren, referiert durch Conte 1994, 448. Bei der Beurteilung des Stils sollte nicht vergessen, dass Lucan erst 26 Jahre alt und bei der Abfassung des 10. Buches angelangt war, als er sich auf Befehl Kaiser Neros im Jahr 65 das Leben nehmen musste.

[10] lupa 19507. Reliefblock vom Pfeiler der *nautae Parisiaci*, gefunden 1711 unter dem Chor der Kathedrale von Notre-Dame de Paris, verwahrt im Museum Cluny: P.-M. Duval, Le groupe de bas-reliefs des Nautae Parisiaci, in: Duval 1989, I, 454–455 Abb. 10–11 und Duval 1973, 81–88 Abb. 1–2.

[11] Rechte Schmalseite eines Weihedenkmals an Merkur und Rosmerta aus Trier, Luxemburgerstraße, gefunden 1895: CIL XIII 3656; Duval 1973, 81–88 Abb. 3–6; Binsfeld u. a. 1988, 105 f. Nr. 206 Taf. 52. Datierung nach G. Bachhenss in: LIMC VII 1 (1994) 848–850 s. v. Tarvos Trigaranos »etwa neronisch«.

[12] P.-M. Duval, Le groupe de bas-reliefs des Nautae Parisiaci, in: Duval 1989, I, 460 und die dazugehörige Abb. der Inschrift mit deren Umzeichnung 443 Abb. 5–6. CIL XIII 3026 = lupa 19509 = Recueil des Inscriptions Gauloises (RIG II 1) 165 f. L-14: *Tib(erio) Caesare / Aug(usto) Iovi Optum/o / Maxsumo(!) s(acrum) / nautae Parisiac[i] / publice posierun/[t(!)] // Eurises // Senant U[s]eiloni(?) // Iovis // Tarvos Trigaranus // Volcanus // Esus // [C] ernunnos // Castor … Smert[ri]os // Fort[una?] //]TVS[// D.*

[13] Duval 1973, 81–88. Busson 1998, 75 mit Detailfotos, Strichzeichnungen und einer Rekonstruktion der Abfolge der Blöcke *(non vidi)*.

123 Relief mit Darstellung des Esus vom Reliefpfeiler der *nautae Parisiaci*. FO: Paris

den drei Wasservögeln gemeint ist[14], auf die offensichtlich das *trigaranus* als Attribut des *tarvos* anspielt, die jedoch nicht wie Kraniche aussehen[15].

Überträgt man den Gedanken Duvals, dass dieser frühkaiserzeitliche Esus mit Rodung zu tun habe, auf den Ostalpenraum, dann lässt sich ein ernstzunehmendes Motiv für die Esusverehrung im Gailtal des 2. vorchristlichen Jahrhunderts finden: die Schinderei der Rodungsarbeit, die in der altertumskundlichen Literatur übersehen wurde. Daher beziehe ich mich, soweit die folgenden Ausführungen das Thema Wald betreffen, auf die bewundernswerte Studie von Hanjörg Küster[16]: Nach dem Sieg über Hannibal kam für Rom die Stunde der Abrechnung mit dessen keltischen Verbündeten in Oberitalien. In erbitterten Kriegen warf es diese nieder und machte durch den Bau von Straßen, Kolonien und Siedlungen aus der Cisalpina römisches Territorium. Diese Aktivitäten und die fortwährenden Kämpfe in Spanien, Afrika und Griechenland ließen Roms Bedarf an Rohstoffen in die Höhe schnellen und führten u. a. zu einer immer intensiveren Ausbeutung des ostalpinen Bergsegens.

Dieser ›Segen‹ musste aber den Bergen mühevoll abgerungen werden und dazu brauchte es Arbeitskräfte in großer Zahl. Im Ostalpenraum, dessen nutzbare Flächen seit dem Rückzug des Eises von Wäldern und Sümpfen bedeckt waren, musste erst die Lebensmöglichkeit für die Leute gewonnen werden, die dem Bergbau der Einheimischen römischen Schwung beibringen konnten. Um die Vielzahl derer zu ernähren, die im sekundären Wirtschaftssektor ›Produktion‹ (= Bergbau und Aufbereitung von Bodenschätzen) und im tertiären Sektor ›Dienstleistung‹ (= Verarbeitung und Transport von Bodenschätzen) tätig werden sollten, musste der primäre Sektor ›Ernährung‹ leistungsfähiger werden. Dies aber war praktisch nur durch Erweiterung der Nutzflächen möglich, d. h. durch Erschließung und Gangbarmachung von Talböden und Hängen.

Wollte man die ostalpinen Bodenschätze intensiv abbauen, so musste man zuerst eine breitgefächerte Infrastruktur schaffen, die es im Ostalpenraum bis dahin noch nicht gegeben hat, und dafür waren sehr viele Arbeitskräfte nötig. Die antike Literatur ist voll von Zeugnissen, wie die Römer mit den Besiegten umgegangen sind. Es braucht daher nicht viel Fantasie, um sich vorzustellen, dass die unterworfenen oberitalischen Kelten als Arbeitskräfte für die Urbarmachung des Ostalpenraumes herangezogen und mit der bekannten römischen Brutalität bis zum Letzen ausgenutzt wurden. So grausam das auch gewesen sein mag, humanitär war es ein Fortschritt gegenüber der keltischen Praxis, die Massen der niedergerungenen Gegner abzuschlachten und die abgeschlagenen Schädel der prominenten Opfer als Trophäen an Türpfeiler zu nageln. Vor allem aber brachte es den Römern wirtschaftlichen Gewinn und zementierte ihre politische Macht. Dies waren langfristige Entwicklungen, hinter denen nicht unbedingt klare Konzepte standen, wohl aber die klar definierte und mit dem Überlegenheitsanspruch begründete Machtpolitik der Römer.

[14] Auf der Trierer Stele ist die linke Ecke zwar weggebrochen, doch ist allein schon der Symmetrie wegen anzunehmen, dass dort der dritte Wasservogel dargestellt war.

[15] ἡ γέρανος (fem.), Kranich, *trigaranus* = »von drei Kranichen begleitet«.

[16] Küster 2008.

Für alle, die Schwerarbeit zu leisten hatten in den zu erschließenden Gebieten und dabei Not litten[17], für alle, die zuerst Urwald und Sümpfe in eine Kulturlandschaft umwandelten, dann Straßen errichteten und Bergwerke erschlossen und letztlich die gewonnenen Rohstoffe abbauten, aufbereiteten und an die Abnehmer transportierten, für die war der Schwerarbeiter Aisos/Aesus/Esus die adäquate Gottheit. Es wird daher kein Zufall sein, dass Esus im weiteren Verlauf der Kaiserzeit weder im südlichen Noricum noch im nordwestlichen Gallien belegbar ist. Somit rückt der von einem Metallsucher gefundene Bronzesockel einen Aspekt der Romanisierung des Ostalpenraumes in den Vordergrund, der bisher nicht wahrgenommen worden ist: die Erschließung des Landes. Was das relativ unscheinbare Objekt aber besonders wertvoll macht, ist seine Funktion als Missing Link. Da Esus mit der Urbarmachung von Urwald und Sümpfen verknüpft ist, lässt sich sein Weg von der Erschließung der Cisalpina bis in jene des Ostalpenraumes hinein verfolgen. Erstmals halten wir also den epigrafischen Beweis in Händen, dass im südlichen Ostalpenraum eine Gottheit den Übergang von der Prähistorie in die frühe römische Kaiserzeit überbrückte.

Geht man auf dem einmal eingeschlagenen Pfad der diachronen Betrachtungsweise weiter, dann stößt man mit den Termunes auf eine parallele Erscheinung, weil auch diese auf venetischen und kaiserzeitlichen Schriftdenkmälern vertreten sind. Das prominenteste Denkmal davon ist sicher der 131,5 cm lange, im Palazzo da Schio in Vicenza verwahrte Steinblock mit seiner 98,5 cm langen und 3,5 cm hohen rechtsläufigen Weihung an die *termonios deivos: Osts Katusiaios donasto atrae termonios deivos* – »Osts Katusiaios hat gewidmet (das Monument = *atraes* [?]) den termonischen Göttern«[18]. Dem Block ist der beidseitig beschriebene Grenzstein aus Padua an die Seite zu stellen[19]:

	Venetischer Text	Übersetzung nach Prosdocimi
Seite A	*entollouki termon*	Grenzstein im Inneren-des-*louko*
Seite B	*(..)edios teuters*	Die (..)*edii* errichteten (öffentlich)

In der Epigrafik-Datenbank von Manfred Clauss finden sich drei lateinisch beschriebene Termunes-Denkmäler[20], eines aus dem heutigen Capena (ca. 40 km nördlich von Rom)[21] mit dem Beinamen *Regenat(ibus)* und zwei aus Noricum: Friesach (Kärnten)[22] und Marburg an der Drau/Maribor (Slowenien), jeweils mit dem Beinamen *Augustis*, was deren Datierung in die Kaiserzeit bedingt[23]. Was an dieser kleinen Gruppe schon auffällt, ist der Wandel des theistischen Aspektes. Bei der venetischen Inschrift von Vicenza hat Aldo Prosdocimi den adjektivischen Charakter des *termonios* betont, durch den die *deivos* zum Überbegriff werden. Auf den lateinisch beschriebenen Zeugnissen für die Termunes hat sich das Verhältnis umgedreht und nun bilden die Termunes den Überbegriff, der durch den adjektivischen Zusatz *Regenat(ibus)* oder *Augustis* näher eingegrenzt wird. Wenn daher Marjeta Šašel Kos die Termunes + Adjektiv in den Götterhimmel der Römer setzt[24], dann sollte nicht übersehen werden, dass ihre Verehrung wesentlich

---

[17] Bei den deutschen Kolonisten, die während der Türkenkriege und danach Balkangebiete urbar machten, beschrieb folgender Spruch auf drastische Weise die Entbehrungen: »Dem Großvater der Tod, dem Vater die Not, dem Sohne das Brot.«

[18] Übersetzung nach A. L. Prosdocimi; Pellegrini – Prosdocimi 1967, Vi 2; Fogolari – Prosdocimi 1988, 300 f. mit Abb. 284.

[19] Pellegrini – Prosdocimi 1967, Pa 14; Fogolari – Prosdocimi 1988, 293–296.

[20] ‹http://www.manfredclauss.de/› (7. 12. 2013).

[21] CIL XI 7762 = CIL I 2436 (p. 718. 831. 1068) = ILLRP 290 = Dessau 9231 = AE 1948, 238: *(Ter)munib(us) Regenat(ibus) … Numesio(s) M(arci) f(ilius) d(onum) d(at) l(ibens) m(erito).*

[22] lupa 4912: *Termunibus Aug(ustis) sacr(um) Q(uintus) Calpurnius Phoebianus c(onductor) f(errariarum) N(oricarum) et Quintus Calpurnius Phoebianus iunior et Charitonianus fili(i) restituerunt curante C(aio) Iul(io) Hermete proc(uratore).*

[23] lupa 9512: *Termunibu(s) Augusti(s) Q(uintus) Proculeiu(s) Finitus v(otum) s(olvit) (libens) m(erito).*

[24] Šašel Kos 1997, 146.

älter ist und dass das phonetisch bestimmende -u- oder -o- im Lateinischen zu einem -i- wurde, was zu einem Substantiv wie *terminus* »Grenzstein« oder einem Adjektiv wie *terminalis* führte.

Man beachte, dass die Termunes in der Mehrzahl angerufen werden, wohl deshalb, weil Grenzsteine zu allen Nachbarn des jeweiligen Grundstückes aufgestellt wurden, um die Eigentumsrechte »in alle Richtungen« abzusichern. Gerade das dürfte die Brücke sein, die zur Verehrung des Esus führt, in dem ich wie Paul-M. Duval jene Gottheit sehen möchte, die für die Gewinnung von Siedlungsgebieten durch die Urbarmachung von Urwald und Sümpfen zuständig war. Dieses Neuland musste gerecht aufgeteilt werden und dafür, dass die getroffenen Grenzvereinbarungen dauernde Gültigkeit hatten, waren die Termunes zuständig. Esus und Termunes waren also im Sinne von Ursache und Wirkung miteinander verbunden. Wie hoch die Termunes eingeschätzt wurden, geht aus der Tatsache hervor, dass der Schutz der Grenzen privater, öffentlicher und sakraler Grundstücke auf der allerhöchsten weltlichen und religiösen Ebene angesiedelt war: auf dem Kapitol in Rom wurde Iupiter als *terminalis* verehrt[25] und in Noricum erhielten die Termunes das kaiserliche Attribut *Augustis*. Damit soll nicht angedeutet sein, dass Esus und Termunes ursprünglich zusammengehört hätten, sondern nur, dass sie mit der Ausbreitung der römischen Zivilisation in die Cisalpina – und eben auch in den Ostalpenraum – aufeinandergestoßen sein dürften.

Das Vorkommen der Termunes mit ihrem eigentumsbezogenen und regulativen Charakter hängt wahrscheinlich mit der römischen Expansion in die Cisalpina (und in den Ostalpenraum) zusammen. Denn mit den Rodungen und Trockenlegungen griffen die Römer in althergebrachte Eigentumsrechte der Veneter massiv ein, und so ist es erklärbar, dass die Termunes gerade deshalb ihren Niederschlag auf venetischen und norischen Denkmälern gefunden haben. Auch wenn also die Termunes nur bedingt der religiösen Sphäre zugerechnet werden können, stehen sie für eine Kultpraxis, die aus der mittelrepublikanischen Cisalpina in das kaiserzeitliche Noricum hineinreichte.

Wegen der Brückenfunktion von Aisos und Termunes darf man nun mit größerer Sicherheit als bisher unrömische Gottheiten des Ostalpenraumes, die in kaiserzeitlichen Quellen belegt sind, auf die Zeit vor der römischen Okkupation reprojizieren. Das kommt vor allem der Göttin Noreia zugute, nach der die Hauptstadt der vortauriskischen Bevölkerung des Ostalpenraumes benannt ist. Hedwig Kenner, die sich wie kaum eine andere Forscherin in die femininen Aspekte der antik-heidnischen Religion versetzen konnte, hielt die Göttin Noreia für eine lokale Ausgabe der venetischen Reitia und diese wiederum für eine Ausformung der großen mediterranen Muttergottheit[26]. Da der Ostalpenraum wegen seiner Bodenschätze immer Einwanderungsgebiet und wegen seiner Bündelung der transeuropäischen Handelsrouten immer Durchgangsgebiet war – man denke an den ›Merkfelsen‹ auf der Missoria-Alm mit den venetischen Namensritzungen –, mögen mit den Durchziehenden und Einwandernden landfremde Phänomene aus dem Mediterraneum ›herauf‹gekommen sein.

Wenn sich Hedwig Kenners Sicht in Bezug auf die Verwandtschaft von Reitia und Noreia als richtig erweisen sollte, wäre auch die Göttin Noreia zugezogen, und zwar aus dem venetischen Bereich. Da die römische Religion keine weibliche Hauptgottheit kennt, müsste Noreia in den Ostalpenraum eingewandert sein, noch bevor die Römer der Cisalpina ihren Stempel aufdrücken konnten. Ob das im 3. Jahrhundert v. Chr. war oder gar davor, mögen künftige Forschungen erweisen. In einem Punkt ist aber von nun an besondere Vorsicht geboten: Das Beispiel der drei Gottheiten Noreia, Esus und Termunes soll davor warnen, im Ostalpenraum ungeprüft mit der Formel »vorrömisch = keltisch« zu operieren.

---

[25] Iupiter Terminalis ist auch auf einer Inschrift aus Ravenna, CIL XI 351, belegt.

[26] Kenner 1978/1979, 109–110; Kenner 1988b, 24–28; Kenner 1989, 894 mit dem Zugeständnis, dass der »Nachweis nicht gradlinig zu erbringen ist«. Zur Göttin Noreia s. Scherrer 2007, 207–241.

Da in vorliegender Untersuchung auch Phänomene der vorrömischen Religion des Ostalpenraumes berührt wurden, sei zum Schluss erlaubt, schlagwortartig die Gründe darzustellen, warum hier die vorrömische Religion so schwer zu fassen ist:

- *Ungunst der Überlieferung.* An der Spitze steht die Tatsache, dass Strabo von Polybios vorwiegend Informationen zu Landeskunde und Wirtschaft sowie Kuriosa übernommen hat. Da die Originaltexte des Polybios ein wesentlich breiteres Interessensspektrum offenbaren, bedauert man, dass Strabo die sicher ehemals vorhandenen Mitteilungen über soziale, politische und religiöse Verhältnisse im Ostalpenraum übergangen hat.
- *Wechsel der Schrift vom etruskischen zum lateinischen Alphabet*. Spätestens seit der römischen Okkupation des Ostalpenraumes (wenn nicht schon wesentlich früher) sind die altmodischen Schriftzeichen, die über das Venetische aus dem Etruskischen kamen, obsolet geworden. Sie eigneten sich weder für flüssiges Schreiben noch für eine Monumentalschrift und hatten sich in jedem Tal der Cisalpina in lokale Varianten aufgespalten, die der lateinischen Schrift allein schon wegen der fehlenden Standardisierung unterlegen waren. Da man mit dem Sieg des Lateinischen die althergebrachten Aufschriften nicht mehr lesen konnte, ist der soziale Konnex der etruskisch beschriebenen Grab- und Votivdenkmäler verschwunden, was ihren Untergang bedeutete. Vor allem stieg mit den Römern das Interesse, ja die Freude an der Schriftlichkeit in alle Gesellschaftsschichten und hinterließ eine Fülle lateinisch beschriebener Denkmäler, die ihre etruskisch-venetischen Vorläufer zu Raritäten machte.
- *Holz als Träger von Schrift, Bild und Ornament.* Im Jahr 201 rühmte sich der norische Statthalter M. Iuventius Surus Proculus, er habe *miliaria vetustate collapsa* erneuert. Für Gerhard Winkler drückt die bei Meilensteinen eigenartige Formulierung aus, dass die ersetzten *miliaria* aus Holz, also nicht Meilen-›Steine‹, sondern Meilen-»Hölzer« gewesen sein dürften[27]. Das lenkt die Aufmerksamkeit auf das Holz, den ewig nachwachsenden Roh- und Werkstoff der Alpen, der sich zwar leicht bearbeiten lässt, aber wegen seiner Vergänglichkeit einen raschen Kreislauf der Erzeugung erfordert. Holzobjekte, die nicht mehr benötigt wurden, oder die, wie die Meilenzeiger, unbrauchbar geworden waren, wurden ausgeschieden und hatten kaum Überlebenschancen. Einen Nachklang der Umsetzung von Holzschnitzereien in Stein findet man auf Steindenkmälern Nordostpannoniens[28], weil dieses Gebiet am spätesten romanisiert wurde.
- *Umschichtung der Sozialstruktur*. Die Römer brachten nicht nur eine neue Sozialordnung in den Ostalpenraum, sondern auch ihre Politreligion, und an beides hatten sich die alten Hierarchien anzupassen, wollten sie nicht untergehen.
- *Ostalpenraum als Einwanderungsgebiet.* Da der Ostalpenraum wegen seiner Bodenschätze zu allen Zeiten Landfremde angezogen hat, kann man annehmen, dass das religiöse Spektrum der hier tätigen Bevölkerung besonders bunt gewesen sein muss. Im Gegensatz zu rein agrarisch genutzten Gebieten waren also hier die Bedingungen für das Entstehen einer einheitlichen und flächendeckenden Religion ungünstiger.

Angesichts dieser Umstände ist es ein Glücksfall, dass durch den unscheinbaren Sockel für die Aesusstatuette eine Kontinuität von vorrömischen zu römerzeitlichen Glaubensvorstellungen und Kultpraktiken im südlichen Noricum fassbar wird. Der Vollständigkeit halber sei darauf hingewiesen, welche Bedeutung auch hier die Glocknerroute gehabt haben muss. Zu bedauern bleibt nur, dass der Fundort für immer unbekannt bleiben wird, weil der unautorisierte Metallsucher sein Geheimnis mit ins Grab nahm.

Ortolf Harl

---

[27] s. hier auch den Beitrag G. Winkler, Kap. 3.3.
[28] Harl 1993, 7–37.

4.4 PRODUZIONE DI SALE MARINO NELL'ALTO ADRIATICO: LE TRACCE PIÙ ANTICHE

Attualmente in archeologia sono molto in auge le indagini relative a industrie un tempo considerate ›minori‹: pertanto, accanto al fiorire delle analisi archeologiche ed archeometriche su vari materiali quali ambra, pasta vitrea, osso, corno, constatiamo un sempre più diffuso interesse per lo studio del sale, e in particolare per le modalità adottate nell'approvvigionamento, diverse a seconda delle epoche e del tipo di materia prima (sale marino, salgemma o altro), per i meccanismi dello scambio anche a lunga distanza, per il rapporto tra sfruttamento del sale e fenomeni di sviluppo e concentrazione dell'insediamento[1].

La curiosità nei confronti delle tracce archeologiche che col tempo si sarebbero rivelate connesse alle fasi più arcaiche di questa produzione è in realtà tutt'altro che nuova, anzi risale agli albori della ricerca sul terreno. Ad un ingegnere francese del Settecento, R. A. de la Sauvagère, si deve l'introduzione nell'uso dell'intraducibile termine di ›briquetage‹[2], divenuto poi familiare a quanti si occupano dell'industria del sale nella protostoria: esso fu adoperato per designare i cumuli di argilla decomposta e ceneri, inglobanti, spesso a migliaia, frammenti di manufatti fittili di diverse categorie (vasi, vasche, truogoli, fornelli e sostegni di vario genere), impiegati per una produzione – rimasta per lungo tempo incomprensibile – che prevedeva un ampio uso del fuoco[3].

È spiegabile che le indagini archeologiche su questi enigmatici depositi abbiano avuto inizio in Francia, dove è davvero imponente la quantità di resti lasciati dalla manipolazione del sale sia sulle coste atlantiche sia in zone interne, quale quella dei laghi salati dell'alta valle della Seille in Lorena[4]. Era altresì prevedibile che, essendo il sale una risorsa largamente diffusa, sia pure in maniera irregolare, e in pratica inesauribile, le esplorazioni fossero destinate ad estendersi gradualmente, benché si tratti del caso piuttosto anomalo di una sostanza per la quale la documentazione ›diretta‹ è pressoché inesistente. E in effetti tra l'Ottocento e il primo Novecento l'interesse andò diffondendosi in altre regioni ricche di resti di ›briquetage‹ come la Germania e la Gran Bretagna, e specialmente dopo la metà del secolo scorso gli studi sull'argomento, dapprima relativi più che altro all'età del ferro, fiorirono largamente in Europa, rimanendo però in genere limitati ai diversi ambiti locali[5].

In Italia lo studio degl'indicatori riconducibili al trattamento del sale è cominciato tardi ma sembra ormai avviato[6], e ciò si può dire perfino della Grecia, buona ultima in questo campo: ricordiamo che in una grotta presso Zakro, all'estremità orientale dell'isola di Creta, ebbe luogo

---

[1] È forse superfluo rilevare come l'importanza economica di questa sostanza, certo indispensabile per la vita e le attività umane, abbia rischiato talvolta di venire eccessivamente enfatizzata, come quando vi si è voluta vedere la molla dello sviluppo di Roma: cf. Giovannini 1985, in particolare 381–384.

[2] L'anno della prima attestazione del termine è il 1740: cf. P. Gouletquer – M.-Y. Daire, Le sel de la préhistoire et de la protohistoire, in: Daire 1994, 7 (con bibliografia); Olivier – Kovacik 2006, 559–560.

[3] Sono molto grata al prof. Fabio Acerbi per avermi procurato alcuni articoli – per me di difficile reperimento – delle »Annales de Bretagne«, ricchi di osservazioni sui diversi elementi del ›briquetage‹.

[4] Olivier – Kovacik 2006. Proprio le esplorazioni condotte in Lorena nel primo '900 permisero di mettere in rapporto i ›briquetages‹ con la produzione del sale (Olivier – Kovacik 2006, 560).

[5] Per cenni di storia delle ricerche cf. tra gli altri Riehm 1961; P. Gouletquer – M.-Y. Daire, Le sel de la préhistoire et de la protohistoire, in: Daire 1994, 7–9.

[6] Tra le indagini più importanti vanno annoverate quelle condotte sul litorale della Toscana e Lazio, dove in alcune zone geomorfologicamente idonee venivano svolte, in concomitanza, attività di produzione del sale e di conservazione di generi alimentari: M. Pasquinucci – S. Menchelli, The Isola di Coltano. Bronze Age Village and the salt production in North coastal Tuscany (Italy), in: Weller 2002b, 177–182 (con bibliografia).

quello che, allo stato attuale, sembra l'unico ritrovamento di veri e propri cristalli di sale marino prodotti nell'età del bronzo[7].

Per quanto concerne le regioni altoadriatiche, lungo le coste della Venezia Giulia e dell'Istria settentrionale, da Trieste a Pirano, un territorio rimasto sostanzialmente stabile negli ultimi millenni, la presenza di saline in forma di bacini di evaporazione (›marais salants‹), senza uso di ›briquetages‹, è largamente documentata per l'epoca storica, dal Medio Evo all'età contemporanea[8] – le ultime saline istriane di questo tipo sono rimaste in funzione fino a pochissimi anni fa –, e in base alla testimonianza delle fonti se ne può far risalire l'introduzione almeno alla tarda antichità[9].

Quanto alle epoche precedenti, la supposizione che il sale marino sia stato sfruttato qui a partire dal Neolitico è stata formulata alcuni anni fa sulla base di una serie di osservazioni etnografiche ma anche sull'economia, la geomorfologia e la storia del territorio carsico e, in particolare, sulla sua ›vocazione‹ alla pastorizia quale prevalente attività di sussistenza[10]. Pur in mancanza di una documentazione incontrovertibile, la possibilità che sul litorale triestino fin dalla tarda preistoria sia stata praticata un'attività di raccolta di cristalli naturali di sale, sia pure non sistematica e limitata all'uso locale, è confortata oggi dal ritrovamento, in varie zone dell'Europa preistorica, di oggetti legati allo sfruttamento di questa sostanza, riferibili a diverse fasi del Neolitico[11]. L'ipotesi è stata in qualche modo corroborata anche dall'identificazione, per le epoche successive, di una cospicua quantità di manufatti fittili e di altre tracce di un'attività che è sembrato ragionevole connettere con una produzione organizzata del sale, basata sull'uso del fuoco e di considerevoli quantità di combustibile[12]: si tratta di svariati oggetti rinvenuti in particolare situazione di giacitura nel castelliere protostorico di Elleri, a sud di Trieste, che risultavano privi di confronti[13] e non avevano finora ricevuto un'adeguata interpretazione.

La piccola elevazione, detta localmente Monte Castellier, si trova in zona marnoso-arenacea e sovrasta da sud la baia di Muggia e la Valle delle Noghere (Fig. 124): l'altura era divisa in due dal confine tra Italia e Slovenia, ormai smantellato. Le caratteristiche geomorfologiche della fascia litoranea sottostante rispondono perfettamente alle esigenze dell'industria del sale: costa bassa, ventosa, soggetta a maree di notevole portata e solcata da brevi corsi d'acqua dolce con estuari tendenti all'impaludamento[14].

Le numerose campagne di scavo condotte a Elleri a più riprese fino ad epoca recente[15] hanno prodotto una quantità di oggetti peculiari, in condizioni sempre molto frammentarie e con fre-

---

[7] La scoperta risale agli anni '960 ma solo recentemente i cristalli sono stati sottoposti ad analisi chimica e inseriti in un contesto (Kopaka – Chaniotakis 2003).

[8] Per una sintesi dei dati etnostorici v. Montagnari Kokelj 2003, 82–83.

[9] Cassiod. var. 12, 24 ci rende certi della produzione di sale nelle lagune venete al più tardi dal VI secolo d.C. Un'accurata descrizione del sistema di produzione basato sui bacini di evaporazione, riferibile all'inizio del V sec. d.C., si trova nell'Itinerarium di Rut. Nam. 1, 475–484.

[10] Montagnari Kokelj 2007.

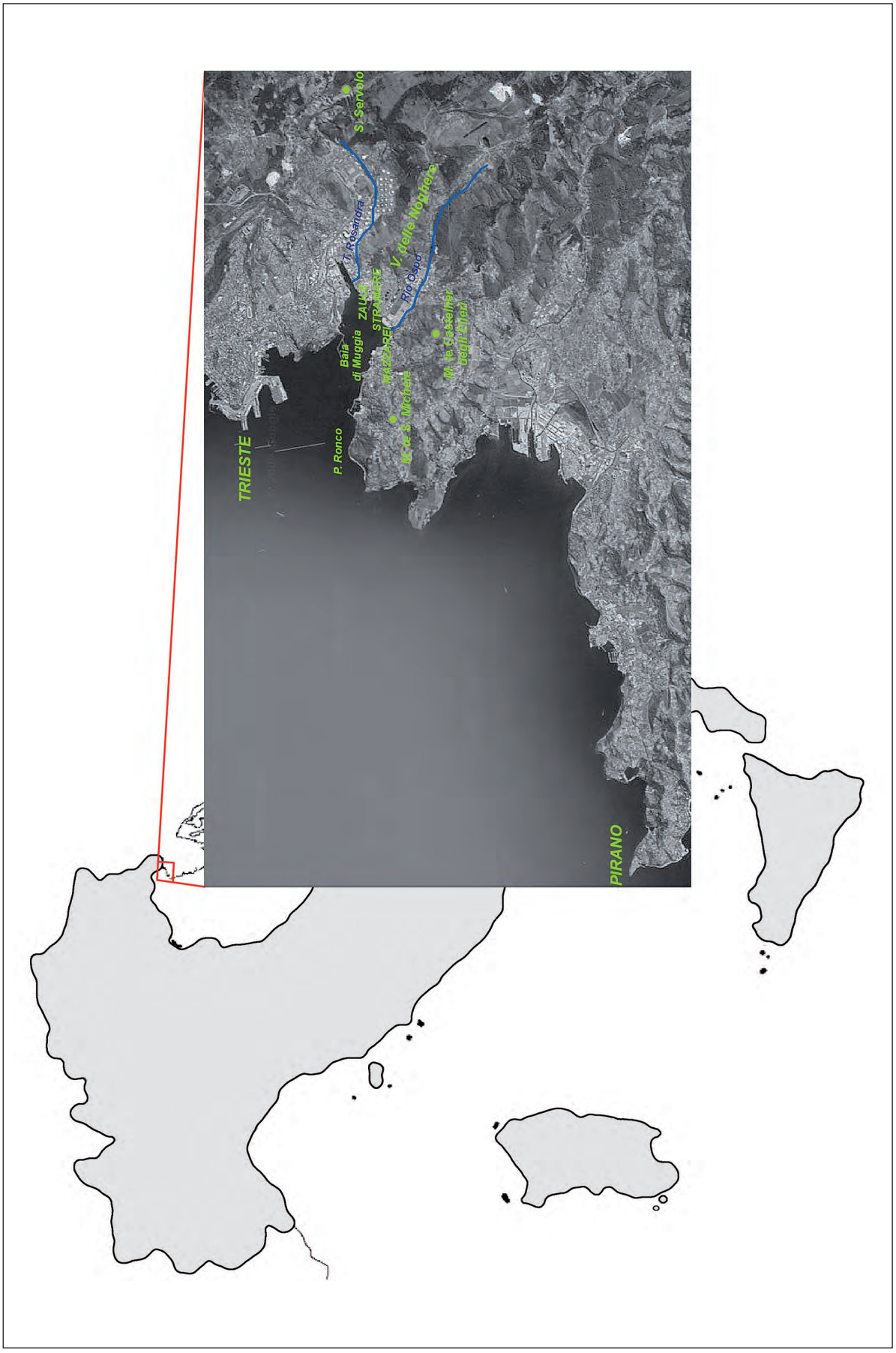
[11] Weller 1998 e O. Weller, Aux origines de la production du sel en Europe. Vestiges, fonctions et enjeux archéologiques, in: Weller 2002b, 163–175; Weller 2002a. Le testimonianze neolitiche relative all'utilizzo di diversi tipi di fonti di approvvigionamento del sale, sostanza apprezzata fin dalle origini anche per il suo valore di scambio, sono oggi sempre più numerose e diffuse in Europa e ci riportano a fasi via via più antiche (cf. ad es. i ritrovamenti recentemente effettuati in Catalogna, datati al Medio Neolitico: Weller 2002a). Quanto alle prime tracce di ›briquetage‹, oggi esse appaiono riconducibili almeno al Neolitico Finale.

[12] Càssola Guida – Montagnari Kokelj 2006.

[13] Secondo lo studioso locale che per primo svolse ricerche di scavo a Elleri, Benedetto Lonza, »nessun autore ricorda oggetti simili usciti dai castellieri« (Lonza 1981, 75).

[14] Per i lineamenti geomorfologici e le risorse economiche del territorio di Muggia – tra cui già in epoca protostorica poteva esservi l'industria del sale, data »la predisposizione naturale di ampie aree del litorale istriano come quella del territorio su cui gravita il sito di Elleri« – si veda P. Paronuzzi in: Muggia 1997, 25–27.

[15] Lonza 1981; Muggia 1997. Per una sintesi delle ricerche nel sito v. Flego – Rupel 1993, 207–212.



124 La fascia costiera da Trieste a Pirano

quenti tracce di esposizione al fuoco[16], quali sostegni di varia tipologia (a rocchetto, talora con un'estremità incavata, oppure piatti ad un'estremità e ›triforcuti‹, ossia muniti di tre appendici, dalla parte opposta), alcuni pezzi di piani forati con i relativi supporti e, soprattutto, migliaia di frammenti di una sorta di coppe senza anse, di dimensioni ricorrenti (il diametro all'imboccatura va dai 20 ai 26 cm), che sono interpretabili come formelle per sale (Fig. 125 a. b)[17]. La foggia più comune è quella a tronco di cono rovescio, con fondo piatto o con basso piede ad anello; meno frequenti i recipienti di forma conica, con fondo a punta smussata[18]. Com'è stato osservato, i vasi di questa classe sono di impasto estremamente grossolano, assai più grezzi della normale ceramica da cucina, e presentano la particolarità di essere accuratamente lisciati all'interno e scabri esternamente[19].

Oltre alle diverse categorie di manufatti d'impasto, dal castelliere proviene anche un certo numero di ciottoli di calcare sferici o ovali per i quali possono essere avanzate varie interpretazioni: non è escluso che, com'è stato suggerito per altri rinvenimenti del genere[20], essi siano stati usati come pesi e che vadano collegati alla compravendita del sale.

Tutta questa serie di oggetti è stata datata, grazie all'associazione con materiale fittile più chiaramente connotato, ad una fase inoltrata della media età del bronzo o al Bronzo Recente[21]. Come notava Lonza[22], a parte sporadici ritrovamenti[23], questo complesso costituisce un *unicum* nell'ambito dei castellieri di Trieste e dell'Istria; esso corrisponde invece alla composizione del ›briquetage‹ così come la conosciamo dalle numerose località europee dell'età del bronzo nelle quali è attestata una produzione ignigena di sale, marino o minerale: tanto i diversi tipi di piedistalli quanto le ›coppe‹ con le loro varianti trovano puntuali confronti in contesti coevi dell'Europa centrale e occidentale (Fig. 126).

---

[16] In una parte superficiale della sequenza stratigrafica del castelliere, non disturbata da arature, il Lonza notò »la presenza di ceneri e di pietre di arenaria sfatte« (Lonza 1981, 19). Per gli scavi più recenti, diretti da Franca Maselli Scotti, v. P. Usco in: Muggia 1997, 133, dove si accenna a frammenti ceramici alterati dal fuoco, frammenti di concotti e elementi di fornelli.

[17] Lonza 1981, tavv. 43–45.

[18] Lonza 1981, tav. 40; cf. Càssola Guida – Montagnari Kokelj 2006, 330. Va rilevato che P. Usco in: Muggia 1997, 134 a proposito di queste coppe o »bicchieri«, come vengono definiti in questa pubblicazione, scrive: »La forte incidenza del tipo ceramico, la presenza di alcuni di questi frammenti stracotti, la difficoltà di trovare contesti analoghi ai quali riferire questa foggia vascolare così peculiare, fanno pensare che ad Elleri, forse nelle zone periferiche dell'abitato, trovassero sede oltre che impianti abitativi anche attività artigianali specializzate.«

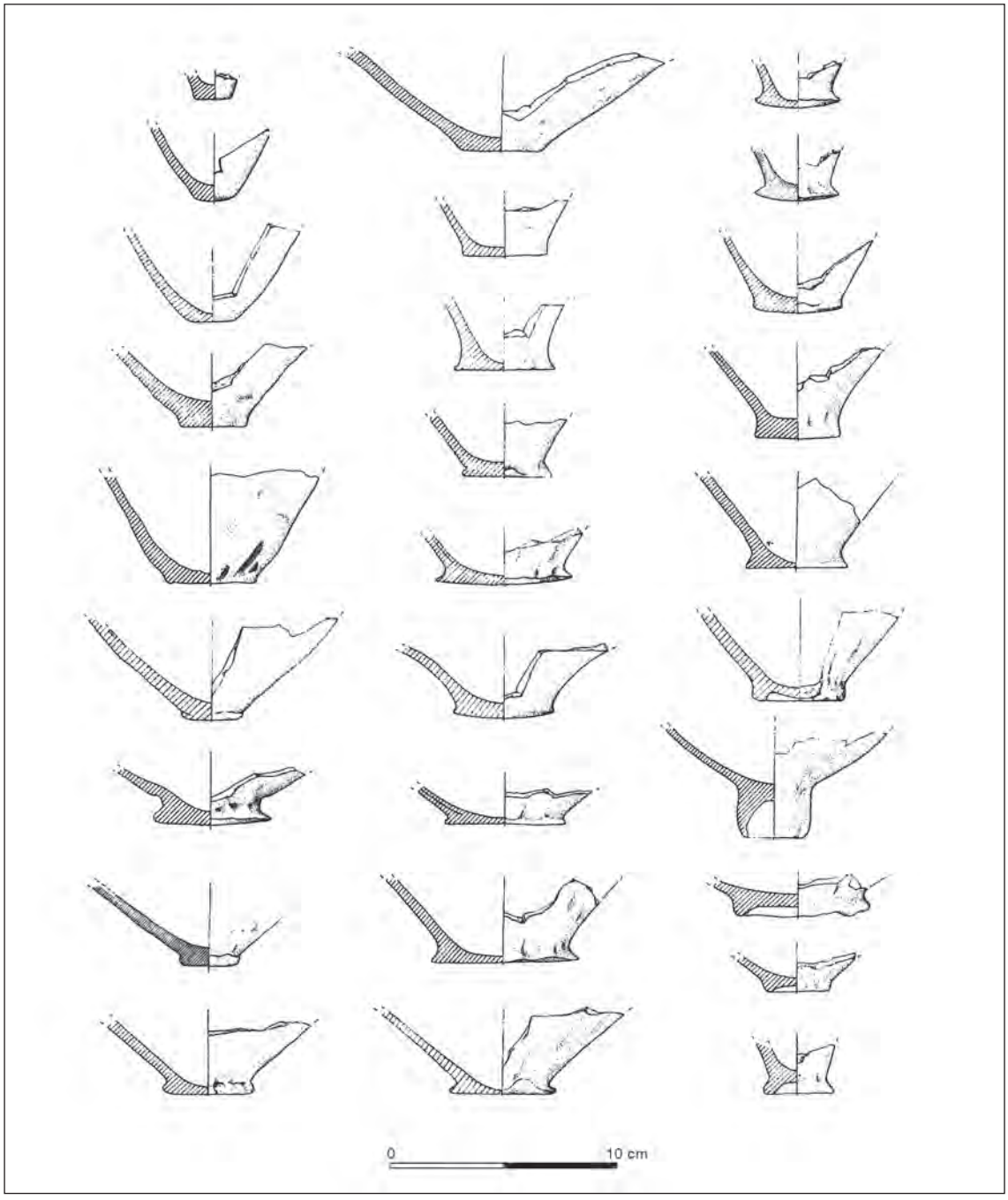
[19] Lonza sottolinea a più riprese la grossolanità di questi recipienti: pur con delle indecisioni sul loro impiego, dovute alla »singolare trascurata fattura«, egli classifica questa produzione come »ceramica di uso comune« (Lonza 1981, 56), notando che »la scarsa cura nella fabbricazione e il materiale impiegato lasciano chiaramente intendere che si tratta di un lavoro affrettato; di vasi insomma ai quali non si dedicavano cure speciali« (Lonza 1981, 57); poco più avanti egli osserva peraltro »una notevole cura nella levigatura talvolta quasi perfetta della parete interna …, ottenuta per mezzo di una spatola«. Per le caratteristiche tecniche degli stampi da sale, del tutto coerenti con le osservazioni di Lonza, cf. ad es. Riehm 1961, 184; Weller 2002a, 166; M. Pasquinucci – S. Menchelli, The Isola di Coltano. Bronze Age Village and the salt production in North coastal Tuscany (Italy), in: Weller 2002b, 180; M. Hees, Production et commerce du sel à l'Age du Fer en Baden-Württemberg (Allemagne), in: Weller 2002b, 211–212.

[20] Kopaka – Chaniotakis 2003, 59 fig. 7 a; Lonza 1981, 84 e 85 tavv. 49 e 51 formulava l'ipotesi che si trattasse di proiettili da fionda.

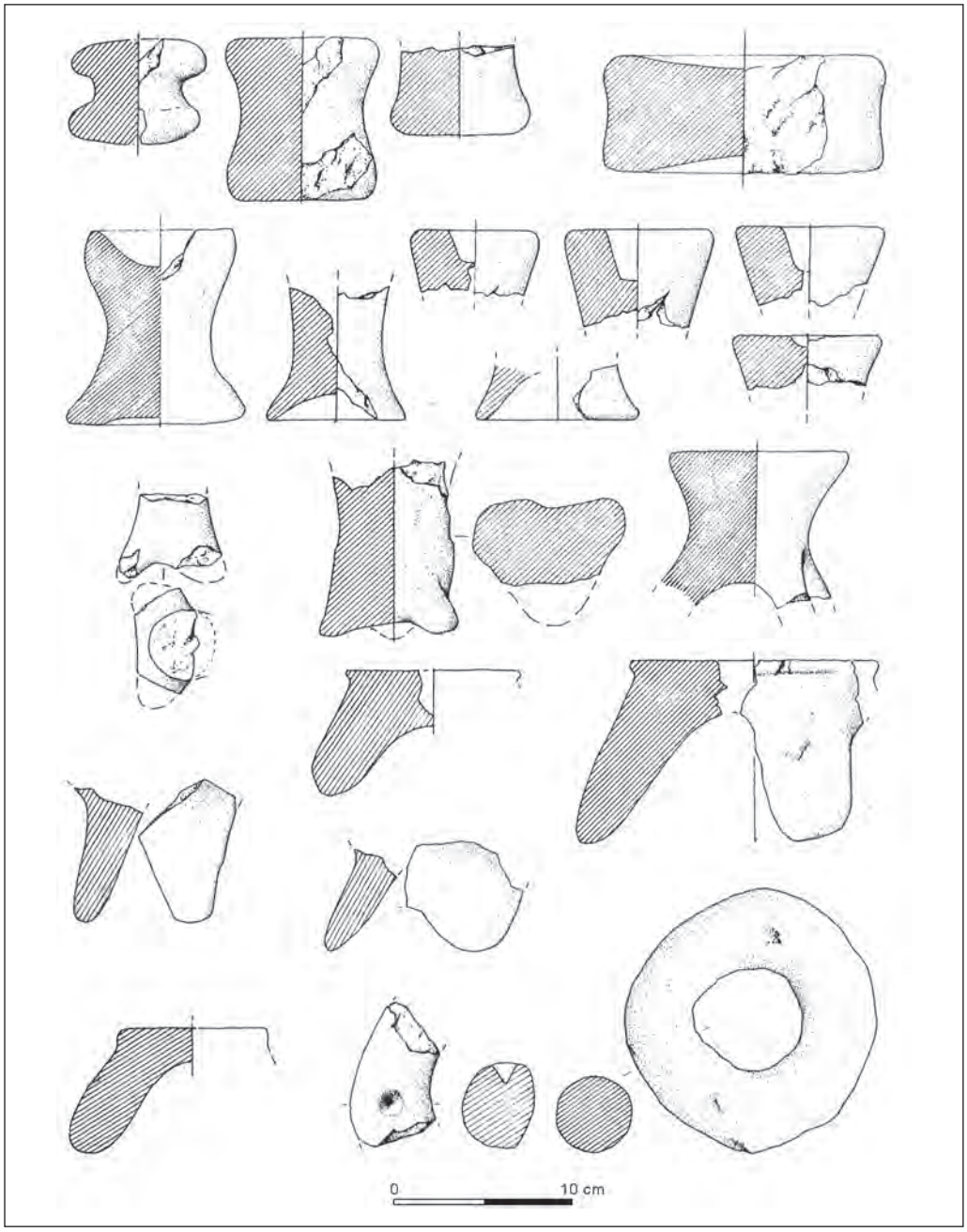
[21] Cf. P. Usco in: Muggia 1997, 133; F. Maselli Scotti in: Muggia 1997, 153.

[22] v. supra nota 13.

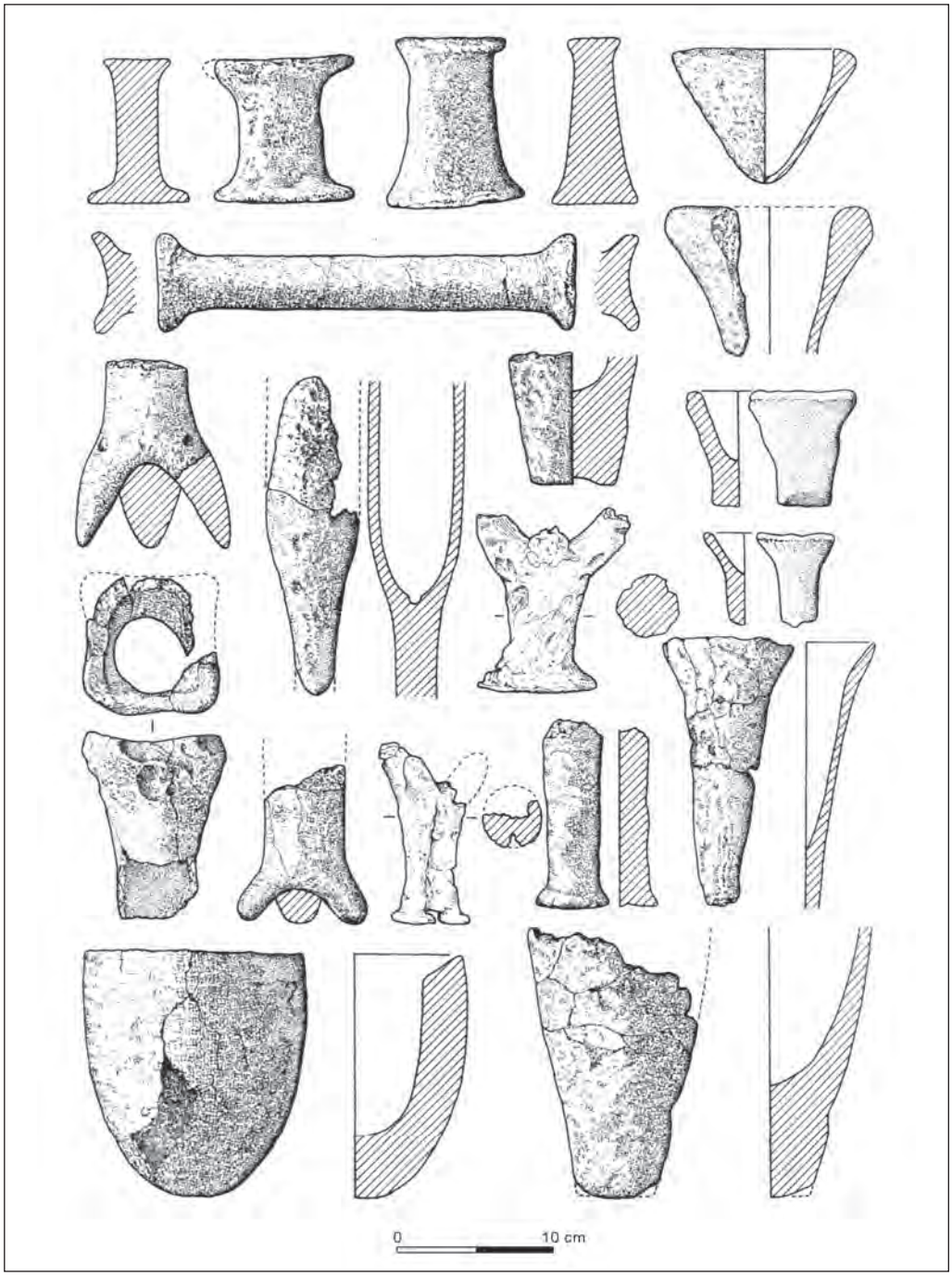
[23] Alcuni frammenti di coppe furono trovati da Lonza (Lonza 1981, 58) nel non lontano castelliere di Montedoro, che protegge da sud-est la Valle delle Noghere; tra questi vi è una formella conica descritta come »vasetto miniaturistico di fattura estremamente grossolana« (S. Mizzan in: Muggia 1997, 42, tavv. 5 e 9). Frammenti di recipienti troncoconici con le medesime caratteristiche sono stati rinvenuti nel contiguo sito costiero di Zaule (Muggia 1997, 40 tavv. 1 e 5).



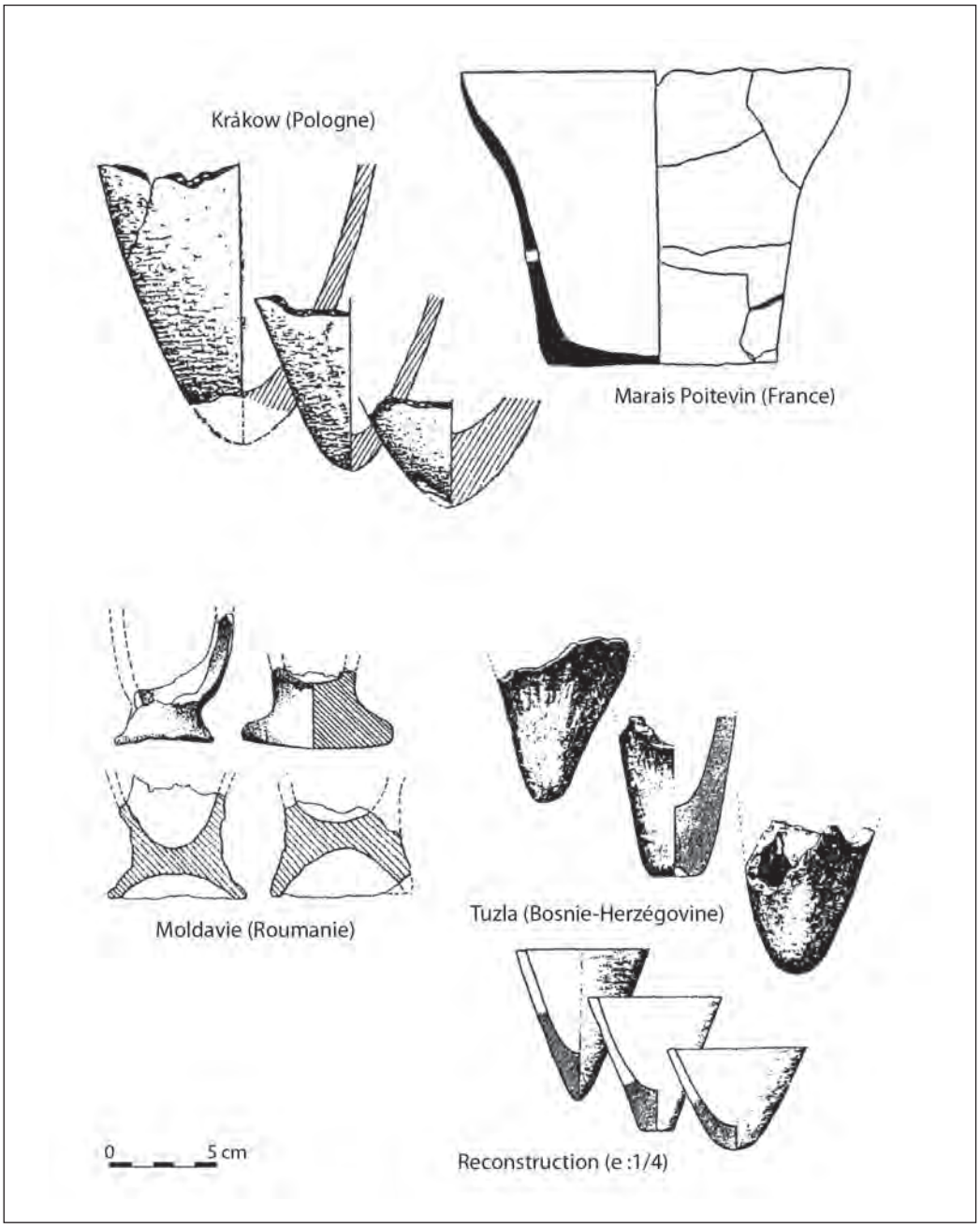
125 a Castelliere di Elleri (Muggia, Trieste): frammenti di recipienti conici e tronco conici



125 b Castelliere di Elleri (Muggia, Trieste): vari tipi di supporti fittili



126 Elementi di ›briquetage‹ provenienti da Halle, Germania, e da località dell'Europa occidentale



127 Formelle per sale di varie provenienze risalenti ad età neolitica

Tra gli indicatori archeologici esclusivi delle saline dei più svariati ambiti geografici, ben riconoscibili, tanto da poter essere talvolta individuati anche da un singolo frammento[24], e soggetti nel tempo a variazioni minime, vi sono i sostegni di forma subcilindrica, e in particolare quelli ›triforcuti‹, che hanno la base d'appoggio piatta o incavata e sul lato opposto sono forniti di tre appendici espanse, talora appuntite (spesso questi manufatti vengono raffigurati erroneamente con le appendici in basso). Secondo le numerose ricostruzioni proposte, questi accessori erano impiegati per sorreggere, negli appositi incavi oppure per mezzo di barre di sostegno intermedie (una sorta di ›alari‹, fittili o di pietra), le formelle contenenti la pasta di sale pronta per l'evaporazione.

I piedistalli triforcuti di Elleri hanno lunghezza variabile e diametro in sezione di 4–5 cm: essi trovano confronto, per forma e dimensioni, anche in contesti di epoca molto più tarda, ad esempio nei depositi di ceneri di epoca La Tène delle paludi costiere della Bretagna, in quelli gallo-romani della costa francese del Centro-Ovest (Marais Poitevin) o nel Baden-Württemberg, in una zona ricca di sorgenti salate sfruttate tra l'ultimo Hallstatt e il La Tène antico[25]. Per gli esemplari di questi diversi siti i prototipi sono stati individuati nel ›briquetage‹ in uso per la manifattura del sale minerale o salgemma nella zona di Halle, nella regione della Saale (Sassonia-Anhalt)[26], il cui impiego, secondo l'opinione unanime degli studiosi che oggi si occupano dell'argomento, ebbe inizio nell'Antico Bronzo.

Anche per i piani forati vi è ragione di ritenere che siano serviti per sostenere i recipienti contenenti la pasta di sale nell'ultima fase dell'evaporazione[27].

Quanto alle coppe coniche, che dovevano avere la funzione di formelle, nei diversi luoghi di produzione del sale esse sono state trovate in notevoli concentrazioni, sempre contraddistinte da un elevato tasso di frammentazione e con caratteristiche di forme e impasti pressoché identiche ovunque (una costante è, ad esempio, l'impermeabilizzazione della parete interna): la loro presenza è attestata fin dal Neolitico in larga parte d'Europa, dalla Francia alla Romania e alla Bosnia-Erzegovina (Fig. 127)[28].

Agli argomenti archeologici a favore di un'antica tradizione della produzione di sale nella zona di Muggia si può aggiungere un argomento linguistico. Il nome del paese attuale è stato collegato ai vari **mūcula>Mugla* di area adriatica, soprattutto istriana. Il termine (documentato in un testo di Torcello del 1158) è riferito ad un determinato tipo di costa con »fondo marino coperto da poca acqua, usato per salina o luogo di pesca«: esso potrebbe derivare da un etimo romanzo (*lama* = palude, con diminutivo **lamūcula>mūcula*, con la prima sillaba sentita come articolo); tuttavia un'origine preromana, preferita da alcuni linguisti, non sembrerebbe da escludersi[29].

Appare dunque verosimile che sull'altura di Elleri, nel corso dell'età del bronzo, in un'area ubicata al margine settentrionale del ripiano più elevato[30], si svolgesse l'ultima fase dell'attività di produzione del sale, che doveva venire esercitata stagionalmente, tra l'estate e gl'inizi dell'autunno. Si può supporre che le operazioni preparatorie – decantazione e poi concentrazione

---

[24] È il caso, ad esempio, di un ritrovamento isolato nella regione della Somme: cf. Gosselin – Leman-Delerive – Seillier 1984, 38 e fig. 16 (con bibliografia).

[25] Saline bretoni: Gouletquer 1969, 127–128 e fig. 4, 1–4. Francia centro-occidentale: Rouzeau 2002, 106. Baden-Württemberg: M. Hees, Production et commerce du sel à l'Age du Fer en Baden-Württemberg (Allemagne), in: Weller 2002b, 211. Le ricerche etnografiche dimostrano che questi oggetti sono stati in uso talora fino ad epoca recente: cf. P. Gouletquer – D. Kleinmann – O. Weller, Sels et techniques, in: Daire 1994, 148 fig. 98.

[26] Riehm 1961, 183–185; Harding 2000, fig. 7, nn. 4. 6. 13.

[27] Harding 2000, 252–253.

[28] Weller 1998, 283: lo studioso osserva che, data la difficoltà di estrarre il pan di sale dalle formelle, questi recipienti sono talora reperibili anche in siti nei quali non è attestata la produzione.

[29] L'etimo è stato proposto da Crevatin 1978, 327–329, che nella stessa sede riporta sinteticamente i termini della discussione.

[30] Lo stato della documentazione degli scavi e la mancanza, a tutt'oggi, di una pubblicazione dettagliata, non permettono di fornire un'indicazione topografica più precisa (cf. Càssola Guida – Montagnari Kokelj 2006, 328 nota 13).

del liquido, con o senza uso del fuoco[31] – fossero eseguite in qualche punto della costa a nord del castelliere dove abbondava la materia prima, ad esempio nel sito di Stramare, situato non lontano, tra gli sbocchi al mare dei torrenti Ospo e Rosandra[32]; la pasta di sale sarebbe stata poi verosimilmente portata sul castelliere e qui distribuita e pressata negli stampi, forse da manodopera femminile. La completa essiccazione e la trasformazione in cristalli doveva aver luogo negli stampi stessi, inseriti negli appositi sostegni, in una zona elevata e ventilata dell'altura fortificata: i fuochi che ardevano sotto o tra i sostegni acceleravano il processo di evaporazione dell'umidità residua. Subito dopo i pani di sale, estratti dai recipienti ›a perdere‹, erano pronti per essere commercializzati.

Come per gli elementi del ›briquetage‹, anche per la distribuzione delle operazioni in due posti distinti non mancano termini di confronto, relativi ad epoche diverse e a molti ambiti geografici, quali ad esempio i litorali della Gran Bretagna sud-orientale nel corso dell'età del ferro[33]. La complementarità fra zone basse e zone elevate diventa un fenomeno piuttosto comune a partire dal momento in cui la materia prima comincia ad essere sfruttata sistematicamente: gl'insediamenti su altura esercitano un controllo diretto sulle saline e ciò può comportare l'esigenza di cingerli con mura di difesa[34].

La possibilità che ad Elleri si producesse sale contribuisce a spiegare la prosperità di cui questo castelliere, largamente aperto verso il mare, godette nell'età del bronzo e rende ragione della fioritura, negli immediati dintorni e sull'altipiano carsico – pur scarsamente dotati di risorse naturali –, di un numero molto considerevole di abitati fortificati, tutti inseriti nella rete di scambi che, da quello che è presumibile fosse il principale insediamento della zona, si estendeva certo largamente sia sulla fascia costiera sia, soprattutto, verso l'entroterra. È ormai ben nota l'importanza che il sale ha rivestito nel corso del tempo, come mezzo di scambio usato tanto in circuiti limitati, per integrare le risorse necessarie per la sussistenza di uomini e greggi, quanto, soprattutto, in circuiti ampi, per la possibilità di accedere a beni di prestigio[35]. I confronti etnografici citati dai molti studiosi che si sono occupati del commercio del sale danno consistenza all'ipotesi che esso viaggiasse a distanze anche molto lunghe[36], fino ad alcune centinaia di chilometri dai luoghi in cui veniva raccolto e raffinato. Pertanto è lecito supporre che in epoche antiche, quando ancora non si sfruttava per scopi commerciali il salgemma del Salzkammergut (ossia prima dell'inizio del primo millennio a.C.), le aree costiere dell'Istria settentrionale abbiano rifornito di sale marino le regioni interne dell'alto Adriatico e, almeno in parte, le regioni dell'arco alpino.

Per quanto concerne gl'inizi della produzione ad Elleri, a causa delle incertezze sulla stratigrafia del castelliere e in particolare della conduzione non sistematica dei vecchi scavi, mancano allo stato attuale elementi sicuri di cronologia. Benché il deposito più ricco di elementi di ›briquetage‹ sia stato riferito ad una seconda fase costruttiva[37], non è tuttavia escluso che l'attività dei salinatori sia cominciata già ai tempi della fondazione dell'abitato, per la quale, in base a recenti

---

[31] Sulle modalità, l'uso delle diverse classi di accessori e le fasi della produzione ignigena del sale le proposte degli esperti dell'argomento sono numerose; per una sintetica descrizione delle principali operazioni cf. Weller 1998, 282; cf. anche O. Weller, Aux origines de la production du sel en Europe. Vestiges, fonctions et enjeux archéologiques, in: Weller 2002b, 164.

[32] Per una sintesi delle ricerche condotte in questa località su un pianoro degradante verso il mare, v. Flego – Rupel 1993, 203–206 (con bibliografia).

[33] Cf. Wilkinson – Murphy 1986, 192–193; Cunliffe 1991, 466.

[34] Ad esempio, precoci concentrazioni di abitati fortificati sono state riscontrate attorno al Marais Poitevin e alle sorgenti salate del Giura: cf. O. Weller, Aux origines de la production du sel en Europe. Vestiges, fonctions et enjeux archéologiques, in: Weller 2002b, 170–171 (con bibliografia).

[35] Cf., tra gli altri, Alexander 1985, 564–565; O. Weller, Aux origines de la production du sel en Europe. Vestiges, fonctions et enjeux archéologiques, in: Weller 2002b, 171–172.

[36] Si veda ad es. Alexander 1985, 565.

[37] P. Usco in: Muggia 1997, 133–134.

considerazioni e confronti, è stato proposto un momento avanzato dell'antica età del bronzo: Elleri sembra appartenere al gruppo dei più antichi castellieri del territorio nordorientale[38].

Le saline basate sul sistema dei ›briquetages‹, che prevedevano l'attività del vasaio accanto a quella del salinatore, furono verosimilmente attive sulla costa muggesana anche nell'età del ferro. Tuttavia non abbiamo elementi per affermare se vi sia stata continuità nella produzione o se in una fase avanzata del Ferro vi possa essere stata una ripresa della produzione, forse dopo una stasi più o meno prolungata, successiva alla crisi generalizzata della fine dell'età del bronzo, che, pur senza drammatiche cesure, fu avvertita anche ad Elleri[39].

Vi è motivo di ritenere che, nell'ultima fase di fioritura dell'insediamento preromano di Tergeste, almeno fino al contatto con la romanizzazione, il sale abbia costituito una risorsa importante per il territorio che si affaccia sulla Baia di Muggia. Secondo un'ipotesi formulata alcuni anni fa[40], Tergeste potrebbe essere identificata con uno o più modesti nuclei insediativi situati attorno alla zona pianeggiante solcata dall'Ospo e dalla Rosandra (su alture marginali, come Cattinara e Montedoro, ma anche sulla costa, nelle località di Zaule e Stramare): un vasto territorio abitato con continuità, che doveva essere potentemente difeso da sud-est da un ›phrourion‹ ubicato sul colle di S. Servolo/Socerb, oggi in territorio sloveno.

Quest'area sembra assai più idonea all'attività di mercato palesata dal nome di Tergeste di quanto non lo sia il colle di San Giusto, poi sede della colonia romana, per il quale del resto a tutt'oggi non si hanno notizie di rinvenimenti protostorici. In un periodo di grave crisi per i castellieri del Carso triestino quali furono notoriamente i secoli dal V–IV a.C. fino all'avvento dei Romani, la sopravvivenza delle comunità della zona dovette essere garantita dalla posizione favorevole, aperta al mare, che offriva tra l'altro la possibilità di esercitare (secondo quella che poi per lunghissimo tempo fu la vocazione precipua del centro giuliano) la produzione e il commercio del sale[41].

Sul ripiano arenaceo di Stramare, presso la foce del Rio Ospo (Fig. 124), due scavi di emergenza condotti da Dante Cannarella per la Soprintendenza di Trieste, nel 1962 e 1964 (in occasione di ampliamenti della Raffineria Total, oggi dismessa), permisero di portare in luce, al di sotto di uno spesso strato contenente resti medievali e romani, un potente deposito stratificato contenente focolari, ceneri e, in grande abbondanza, »un particolare tipo di ceramica molto rozza ed estremamente friabile, di colore rosso vivo, con superfici assai irregolari«: il materiale fittile appariva di difficile determinazione, anzi, »se non fosse stato per la presenza di qualche resto di fondo piatto e degli orli arrotondati, poteva sembrare che tutta questa ceramica facesse parte di un pavimento di cotto andato distrutto«[42]. Da un terzo strato, ugualmente consistente, di »argilla mista a grumi di sostanze organiche e chiazze di ceneri«, proveniva ceramica protostorica di fasi diverse, più recente, con tracce di tornio, nella parte superiore, più arcaica (fine dell'età del bronzo) alla base del deposito[43].

Negli anni 1987–1988, in occasione di un controllo della stratigrafia condotto per conto della Soprintendenza da Paolo Paronuzzi su un lembo residuo dell'originario terrazzo, alto m 2–2,5 sul livello del mare, fu raccolta a Stramare altra »terracotta grezza« con caratteristiche identiche a quelle del deposito intermedio di Cannarella, che al responsabile della ricerca parve possibile attribuire a scarichi di detriti di attività produttive e inquadrare – pur con persistenti incertezze –

---

[38] Mihovilić – Hänsel – Teržan 2005, 402 (con bibliografia).

[39] Cf. V. Degrassi in: Muggia 1997, 96; P. Usco in: Muggia 1997, 134.

[40] Càssola Guida – Càssola 2002, in particolare 8–10. L'ipotesi è stata oggetto di qualche discussione in àmbito locale ma non è stata confutata con argomenti decisivi.

[41] Càssola Guida – Càssola 2002, 10; Càssola Guida – Montagnari Kokelj 2006, 330.

[42] Cannarella 1981, 269. L'effetto descritto dal Cannarella corrisponde a quello generalmente suscitato dal ritrovamento di ampie quantità di ›briquetage‹ (cf. ad es. P. Gouletquer – M.-Y. Daire, Le sel de la préhistoire et de la protohistoire, in: Daire 1994, 10).

[43] Cannarella 1981, 269–270.

in una fase avanzata dell'età del ferro[44]. La straordinaria quantità di frammenti fittili, spesso stracotti, e la concentrazione di ceneri lo inducevano a ipotizzare »un ciclo produttivo che prevedeva l'utilizzo frequente di contenitori di terracotta ›a perdere‹«[45].

Alcuni dubbi sollevati recentemente sulla pertinenza di questi resti all'età del ferro[46] non impediscono di formulare l'ipotesi che il ciclo produttivo congetturato da Paronuzzi sia proprio quello del sale marino. I ritrovamenti di àmbito francese ci assicurano che il sistema dei ›briquetages‹ nella produzione del sale era ancora usato in epoca gallo-romana; pertanto è plausibile che esso sia stato ancora in auge in Venezia Giulia e in Istria settentrionale ai tempi in cui vennero a convergere qui gl'interessi di Celti e Romani e che sia durato fino al momento in cui si attuò il cambiamento radicale nel metodo di produzione, ossia si passò all'apprestamento di bacini di evaporazione: è suggestiva, ancorché esile, l'ipotesi che gli scarichi di Stramare possano fornirci un indizio dello smantellamento dei vecchi impianti e del passaggio al nuovo sistema, in un momento forse ancora arcaico dell'età romana.

In conclusione, è superfluo ricordare che il significato di questa sostanza necessaria per la vita umana e animale, divenuta col tempo un simbolo del mondo mediterraneo, è accresciuto dalla possibilità che essa offre di trattare prodotti deperibili trasformandoli in merci durevoli, da immagazzinare e redistribuire[47]. Ciò vale ovviamente per la carne ma anche per le risorse alimentari tratte dal mare, delle quali è stata rilevata qualche traccia, sia pure limitata e scarsamente soddisfacente, tra i resti documentati ad Elleri[48].

Come si vede, per quanto riguarda l'Italia nordorientale la ricerca in questo campo è ancora in una fase iniziale. In seguito non andrà trascurato tra l'altro il significato che il sale marino poté rivestire nelle pratiche culto di queste zone, forse nel sito stesso di Elleri e, verosimilmente, in quella località di frontiera, di mercato e di incontro fra genti diverse (Istriani, Giàpidi, Celti e anche Veneti), che molto prima dell'avvento dei Romani e della fondazione della colonia cesariana si chiamò Tergeste.

Paola Càssola Guida

---

[44] Secondo Paronuzzi 1988, 230 »l'abbondanza di frammenti di terracotta grezza, per lo più di medio spessore (4–8 mm) e con curvatura assente o moderata, associati a frammenti stracotti giallo-verdastri o giallo-viola e concentrazioni di ceneri, è indizio di un'attività artigianale specializzata che doveva essere localizzata in prossimità della scarpata«.

[45] Alcune analisi mineralogiche e geochimiche condotte sul livello più ricco di carboni e ceneri corroboravano l'idea che si dovesse trattare di »scarichi di attività produttive che presupponevano sorgenti di calore per combustione di legna (ceneri), contenitori di terracotta grossolana (ceramica rossa grezza) e fasi di riscaldamento sino a calcinazione di aggregati minerali specifici« (Paronuzzi 1988, 230).

[46] Cf. la relazione presentata da Betic – Bernardini – Montagnari Kokelj 2008.

[47] Di ciò si parla ad es. in Horden – Purcell 2000 in particolare 425.

[48] G. Petrucci in: Muggia 1997, 121–132 (passim).

4.5 VEGETATIONSGESCHICHTLICHE UNTERSUCHUNGEN ZUM PRÄHISTORISCHEN WEGEVERLAUF IN DEN ALPEN

EINLEITUNG

Der Alpen bilden mit einer West-Ost-Erstreckung von 1 200 km Länge und einer Breite von bis zu 250 km ein natürliches Hindernis zwischen dem nördlichen Mitteleuropa und dem Mittelmeerraum. Dieses Hochgebirge trennt den klimatisch ungünstigeren Norden vom begünstigten mediterranen Raum im Süden und muss erst einmal überwunden werden. Die Unwirtlichkeit dieses Gebirges spiegelt sich augenscheinlich in den Eigenheiten des Klimas und der Vegetation wider. Während sich in den tiefen Lagen nördlich und südlich der Alpen Laubmischwälder ausdehnen, gedeihen im inneralpinen Raum wegen der Kontinentalität nur noch Nadelwälder (Abb. 128). Dieser Klimagradient prägte auch die Vegetation in der Prähistorie (Abb. 129). Im Spätneolithikum entwickelt sich an den atlantisch getönten nördlichen Randalpen der Bergmischwald, der in Richtung Inneralpen entsprechend der klimatischen Eigenwerte über einen Fichten-Tannen-Wald in einen reinen Fichtenwald übergeht. An der Südabdachung finden sich Fichten-Tannen-Wälder mit Buche und in tiefen Lagen Eichen-Kiefern-Wälder. In den inneralpinen Tälern sind frühe neolithische Siedlungsaktivitäten des Menschen lokal begrenzt nachgewiesen. Entgegen diesen archäologischen Befunden schlägt sich der menschliche Eingriff pollenstratigrafisch in den inneralpinen subalpinen Lagen als Erstes deutlich nieder, obwohl eine derartig großflächige Siedlungstätigkeit im Hochgebirge aufgrund der Siedlungsdichte nicht anzunehmen ist. Die anthropogenen Indikatorpollen wie Getreide *(Cerealia)*, Gänsefußgewächse *(Chenopodiaceae)* und Brennnesselgewächse *(Urticaceae)* dieser Zeit stammen großteils aus der Fernflugkomponente, die sich aufgrund der niedrigen Pollenproduktivität der lokalen Gebirgsflora stärker im Pollenspektrum manifestieren kann[1]. Rückschlüsse auf tatsächliche, vor Ort erfolgte frühe Siedlungsaktivitäten im Hochgebirge sind deshalb sorgfältig zu überprüfen und durch archäologische Funde abzusichern. Ab der Bronzezeit ist die menschliche Aktivität in den Haupttälern palynologisch großräumig nachweisbar.

Die räumliche Anordnung paläo- und mesolithischer Funde in den Alpen lassen Wanderrouten erkennen, und die Überschreitung der Alpen in prähistorischer Zeit ist nicht nur durch den Fund des Eismanns auf dem Hauslabjoch eindrucksvoll belegt. Gezielte Wege- und Altstraßenforschung ist jedoch spärlich, obwohl die Transitproblematik in diesem Lebensraum eine wichtige Rolle spielt. Die Bedeutung dieser Wege in der Vorzeit ist nahezu unbekannt, wobei die Pollenanalyse zur Schließung dieser Wissenslücke Wesentliches beitragen kann, wie die bisherigen Forschungen belegen.

STAND DER FORSCHUNG

Das überwiegende Ausmaß vegetationsgeschichtlicher Studien zur Altwegeforschung im Ostalpenraum befasst sich mit Moorwegen und diente in erster Linie der zeitlichen Einstufung der Bauten[2]. Grundlegende palynologische Studien an Schaflosung[3] zeigte jedoch das Potenzial der

[1] Oeggl 1994.
[2] Schmeidl – Kossak 1968.
[3] Moe 1983.

<table>
<tr><th colspan="3">Nördlich des Alpenhauptkammes</th><th colspan="3">Südlich des Alpenhauptkammes</th></tr>
<tr><td>Höhenstufen</td><td>Randalpen</td><td>Zwischenalpen</td><td>Inneralpen</td><td>Zwischenalpen</td><td>Höhenstufen</td></tr>
<tr><td>hoch-
subalpin</td><td colspan="5" rowspan="2">Latsche / Lärche-Zirbe</td><td>hoch-
subalpin</td></tr>
<tr><td>tief-</td><td>tief-</td></tr>
<tr><td>hoch-
montan</td><td colspan="5" rowspan="3">Fichte</td><td>hoch-
montan</td></tr>
<tr><td>tief-</td><td>Fichte-Buche-Tanne</td><td>Fichte-Tanne</td><td>Fichte</td><td>Fichte-Tanne mit Buche</td><td>tief-</td></tr>
<tr><td>submontan</td><td>Buche</td><td>Kiefer</td><td>Eiche-Esche-Kiefer</td><td>kollin</td></tr>
</table>

128 Rezentes Waldvegetationsprofil durch den mittleren Alpenraum

<table>
<tr><th rowspan="2">Jahre v. Chr.</th><th>randalpin</th><th colspan="2">zwischenalpin</th><th colspan="3">inneralpin</th><th colspan="2">zwischenalpin</th></tr>
<tr><td colspan="2">montan</td><td>hoch-montan</td><td>montan</td><td>hoch-montan</td><td>subalpin</td><td>hoch-montan</td><td>kollin</td></tr>
<tr><td>0</td><td colspan="7">Kiefer-Fichte-Gräser-Kulturzeiger</td><td>Eiche-Kiefer-Hasel-Wacholder</td></tr>
<tr><td>1000</td><td rowspan="3">Buche-Fichte-Tanne</td><td rowspan="2">Fichte-Tanne</td><td rowspan="3">Kiefer-Fichte</td><td colspan="3" rowspan="2">Kiefer-Fichte-Gräser</td><td>Kiefer-Fichte-Gräser</td><td rowspan="2">Eiche-Buche-Birke</td></tr>
<tr><td>2000</td><td rowspan="2">Zirbe-Fichte-Gräser-Kulturzeiger</td><td rowspan="2">Fichte-Kiefer-Tanne</td></tr>
<tr><td>3000</td><td>Fichte-Tanne-Kiefer</td><td>Kiefer-Fichte</td><td></td><td>Kiefer-Eiche-Hasel-Wacholder</td></tr>
</table>

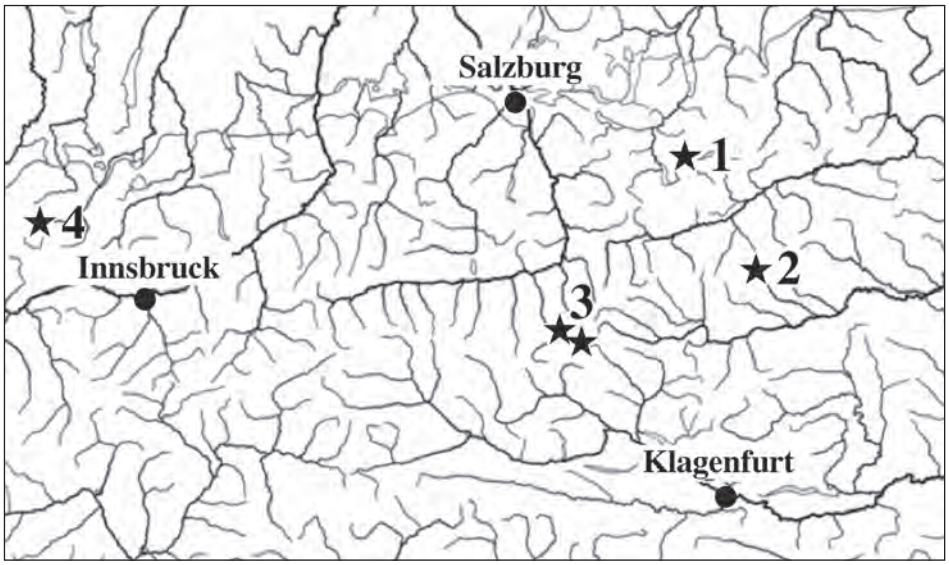
129 Vegetationsprofil durch den mittleren Alpenraum vom Neolithikum bis zur Römerzeit nach Kral 1979 und Oeggl 1995

Methode für die Wegeforschung auf. Pollen in Torf oder Seeablagerungen stammen nicht unmittelbar von der Umgebungsvegetation, sondern können auch aus Tierlosung ausgewaschen und in das Sediment eingebettet werden. Diskussionen zu Pollenquellen im Bereich eines Altweges wurden geführt[4], wobei Pollen sowohl aus der Luft als auch an Bauhölzern anhaftend sowie durch Menschen und Tiere oder deren Faezes in das Pollenspektrum eingebracht werden. Damit hat sich eine neue Möglichkeit eröffnet, auch die Nutzungsdauer von Altwegen zu erfassen, die über die bisherige Methode – nämlich Vegetationsveränderungen im Bereich des Altweges nachzuweisen – hinausgeht.

In den letzten Jahrzehnten erhielt die Altwegeforschung in den Ostalpen neue Impulse durch diesen multidisziplinären Ansatz[5]. Nicht nur, dass neue Alpenquerungen entdeckt wurden, sondern es kamen naturwissenschaftliche Methoden wie Pollenanalyse und Dendrochronologie verstärkt zum Einsatz. Abbildung 130 bietet einen Überblick über die Lage der pollenanalytisch und archäologisch untersuchten Alpenquerungen.

Die älteste Studie darunter stammt von Friedrich Kral aus dem Gasteiner Raum (Nr. 3 in Abb. 130)[6]. Entlang der Altstraße am Mallnitzer Tauern wurden im Bereich des Oberen Bockhartsees zwei Moore im Zuge der Forschungen unter Andreas Lippert pollenanalytisch untersucht[7].

[4] Moe – Indrelid – Fasteland 1988; Caseldine – Hutton 1996.
[5] Lippert 1993; Walde 1998; Grabherr 2001; Mandl 2003; Walde – Grabherr 2006.
[6] F. Kral, Ein pollenanalytischer Beitrag zu archäologischen Fragen im Gasteiner Raum, in: Lippert 1993, 203–218.
[7] Lippert 1993.



130 Pollenanalytische Untersuchungen mit Bezug zur Altstraßenforschung in den Ostalpen: 1 Michlhallberg (Walde 2001), 2 Sölkpass (Drescher-Schneider 2003) 3 Bockhart (Kral 1993), 4 Lermooser Becken (Oeggl 1998)

Der methodische Ansatz umfasst die Analyse eines Moores in unmittelbarer Nähe zum Wegeverlauf und eines zweiten im Randbereich des Oberen Bockhartsees. Damit gelang es, den vorliegenden Plattenweg ins Mittelalter zu datieren. Offen bleibt jedoch die Frage, ob schon früher ein Weg bestanden hat, da im zweiten Profil vom Moor am Bockhartsee eine Alpweidenutzung seit dem Neolithikum im Zusammenhang mit einem Goldabbau erwogen wird.

Mit dem gleichen methodischen Ansatz war man bei der Römerstraße durch das Lermooser Moor (Ehrwalder Becken; Nr. 4 in Abb. 130) erfolgreicher[8]. Anhand von drei Pollendiagrammen aus dem Bereich der Moorstraße wurde die Auswirkung des Wegebaus auf die umliegende Vegetation palynostratigrafisch erfasst. Dabei wurde ein Profil aus dem Straßenrand (Lermoos 1), eines unter der Straße (Lermoos 2) und ein drittes (Lermoos 3) Richtung Moorzentrum in 50 m Entfernung von der Straße gezogen. Die Pollenanalysen wurden durch sedimentstratigrafische Untersuchungen, die wesentliche Ergebnisse zur Bautechnik lieferten, ergänzt. Die Sedimentstratigrafie belegt über 4 m mächtige Ablagerungen unterhalb der Römerstraße, weshalb die Straße als Ponton ›schwimmend‹ auf Torfmoosrasen errichtet werden musste. Die Trassierung wurde offensichtlich bewusst in den Übergangsmoorbereich gelegt, da dort eine ebene, baumfreie Fläche und im Gegensatz zum Moorrand oder -zentrum eine relativ gute Tragfähigkeit der Torfdecke gegeben war. Zahlreiche Holzlagen in der Trasse sollten das Gewicht des Straßenkörpers reduzieren, sodass für den Ponton ein ausreichender Auftrieb gegeben war und eine zu rasche Sackung der Straße verhindert wurde.

In den Pollenspektren zeichnet sich die Römerstraße in den drei entnommenen Profilen entsprechend ihrer Entfernung zum Weg signifikant ab. Die Pollendiagramme lassen zwei klar abgesetzte Bauphasen erkennen. Die erste Phase beginnt nach der römischen Okkupation Tirols in den 40er Jahren des 1. Jahrhunderts n. Chr. Dann folgt eine kurze Benutzungsphase, der Ende des 1. oder Anfang des 2. Jahrhunderts n. Chr. eine Ausbauphase folgt (Abb. 131). Letztere ist mit großflächigen Eingriffen in die umliegenden Wälder verbunden. Ein Großteil des Fichtenwaldes auf den Hängen zwischen Lermoos und Biberwier wird dabei gerodet. Aufgrund der Palynostratigrafie wurde die Straße bis in das 3. Jahrhundert n. Chr. stark frequentiert. Anschließend geht

[8] K. Oeggl, Palynologische Untersuchungen aus dem Bereich des römischen Bohlenweges bei Leermoos, Tirol, in: Walde 1998, 147–171.

Tab. 7: Häufigkeit der Pollentaxa verschiedener ökologischer Gruppen in synchronen Schichten aus drei Pollendiagrammen in unterschiedlicher Distanz zur Römerstraße. Der Bohrkern Lermoos 1 wurde unmittelbar im Randbereich der Römerstraße, jener von Lermoos 2 unmittelbar unter der Römerstraße und Lermoos 3 ca. 50 m entfernt von der Römerstraße entnommen. Signifikant höher ist der Nachweis von Pollen von Wiesen-, Wegrand- und Ackerpflanzen im Pollenprofil Lermoos 1

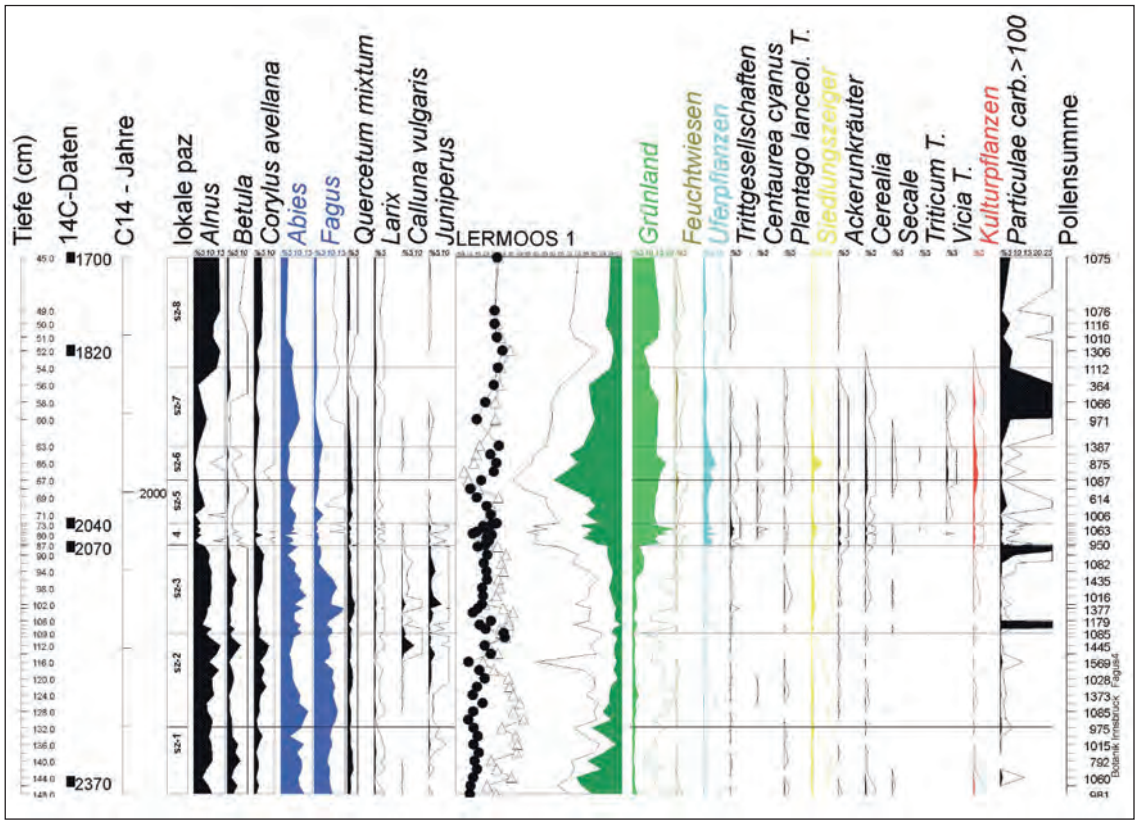
Ökologische Gruppe	**Lermoos 1**	**Lermoos 2**	**Lermoos 3**
Wälder	19 (15)	5	7
Auwälder	4	2	2
Gebüsche	4	0	1
Hochstauden Säume	**26**	**6**	**6**
Wiesen	38	13	16
Trockenrasen	2	2	1
Flachmoor	4	1	2
Moor	11	2	6
Röhricht	5	2	2
Gräben	7	3	3
Ufer	9	5	4
Wegränder	14	6	5
Äcker	**20**	**4**	**5**
ruderal	4	4	3
alpine Schuttfluren	4	2	2
alpine Schneetälchen	3	0	0
alpine Rasen	3	1	2
alpine Matten	2	0	1
alpine Arten	12	3	5
Σ Pollentaxa	**66**	**21**	**25**

die Bedeutung bis zum Ende der Römerzeit zurück. Sie wird aber auch danach nicht aufgelassen, sondern zumindest bis ins frühe Mittelalter benutzt.

Im Vergleich der beiden Profile Lermoos 1 und Lermoos 3 fällt auch die erhöhte Präsenz der Ackerpflanzen, Arten der Trittfluren und gestörter Plätze im Bereich des Bohlenwegs auf (Tab. 7). Breitwegerich (*Plantago major*-Typ) und Vogelknöterich *(Polygonum aviculare)* sind typische Pflanzen des Wegrandes und belegen, dass auch Pollen von der Straßenoberfläche ins Moor gelangten. Sie müssen nicht unbedingt vor Ort gewachsen sein, denn bei der Benutzung der Straße entwickelt sich eine eigene Pollenflora. Pollen, die an Mensch, Tieren und Wagen anhaften, lagern sich im Straßenstaub ab und bilden mit tierischen Exkrementen eine zusätzliche Pollenquelle[9]. Im Kot erhalten sich Pollen, die mit der Nahrung aufgenommen wurden, gut[10]. Sie können wieder in Ablagerungen eingebettet werden. Nachdem aufgrund der geringen Entfernung der beiden Probenentnahmepunkte die Erfassungswahrscheinlichkeit von wind- und wassertransportierten Pollen in beiden Profilen annähernd gleich ist und in Lermoos 3 insektenblütige Arten fehlen, dürfte ein Großteil der Wiesen- und Kulturpflanzenarten in Lermoos 1 dieser Tierverbreitung entstammen (Tab. 7).

Bei Bad Aussee wurde im Zuge einer archäologischen Prospektion ebenfalls ein Moor sondiert und beprobt, um den Verlauf einer Altstraße zu erfassen (Nr. 1 in Abb. 130). In diesem

[9] Moe 1983; Moe – Indrelid – Fasteland 1988; Fjelldal – Krzwinski – Soltveld 1983.
[10] Reinhard – Bryant 1992.



131 Pollendiagramm aus dem Randbereich der Via Claudia Augusta im Lermooser Moor (Oeggl 1998) mit zwei Bauphasen (4 = lokale paz sz-6)

Fall kamen die Pollenanalysen zu keinem eindeutigen Ergebnis. Es konnten nur die durch den Menschen verursachten Veränderungen der Vegetation im Umfeld des Moores nachgewiesen werden[11]. Der eigentliche Beleg eines Moorweges konnte aufgrund der Sedimentationsprozesse im Moor nicht erbracht werden.

Auch im Bereich des Sölkpasses (Nr. 2 in Abb. 130) wurden vegetationsgeschichtliche Untersuchungen im Zusammenhang mit einem bronzezeitlichen Opferplatz auf der Passhöhe durchgeführt. Obwohl Proben von einem Bodenprofil, das in der Regel schlechtere Erhaltungsbedingungen als Torfe aufweist, analysiert wurden, liefert es brauchbare Ergebnisse zur Alpweidenutzung, die von der Bronzezeit bis in die mittlere Eisenzeit und dann wieder ab dem Mittelalter nachgewiesen ist. Ein Versuch, die Nutzung des Opferplatzes mittels Holzkohlen zu erfassen, führte allerdings zu keinen eindeutigen Ergebnissen[12].

AUSBLICK

Die bisherigen pollenanalytischen Untersuchungen zeigen eindrucksvoll das Potenzial auf, das diese Methode für die Altwegeforschung besitzt. Gerade an der Hochtorroute bestehen diesbezüglich einzigartige Chancen, weil sie durch einen ökologisch noch weitgehend ungestörten Naturraum führt: Sie durchquert zwischen den Talböden der Alpentäler und dem Hochgebirge

[11] C. Walde, Pollenanalytische Untersuchungen des Luppitsch Moores bei Bad Aussee, in: Grabherr 2001, 275–281.
[12] S. Drescher-Schneider, Pollenanalytische Untersuchungen an einem Bodenprofil im Zusammenhang mit dem urgeschichtlichen Brandopferplatz auf dem Sölkpass (1780 m NN, Nieder Tauern, Steiermark), in: Mandl 2003, 89–112.

sämtliche Vegetationszonen, sie bietet das breiteste Untersuchungsspektrum, das im Ostalpenraum überhaupt besteht; sie ist durch 2000 Jahre intensiv begangen worden und sie spiegelt Klimaschwankungen ebenso wider wie anthropogene Eingriffe europäischer Geschichte.

Die vielen Aspekte, unter denen eine Route von einer derart europäischen Dimension studiert werden kann, fordern zu interdisziplinärer Zusammenarbeit heraus. Daher sollte die vegetationsgeschichtliche Erforschung des transalpinen Altwegenetzes nur in engstem Zusammenwirken von Archäologen und Naturwissenschaftern erfolgen. Denn nur dann lassen sich die methodischen Ansätze von Archäologie und Paläoökologie voll ausschöpfen und nur dann erbringen sie einen gemeinsamen Mehrwert, wenn die Fragestellungen von beiden Disziplinen gemeinsam erarbeitet werden. Oberste Priorität liegt ferner bei der richtigen Auswahl der Probenentnahmestellen, denn nur durch diese ist die Nutzung der Hochtorroute palynologisch und chronologisch optimal zu erfassen. Abgesehen davon sind entlang der Hochtorroute Pollenanalysen zur Vegetations-, Klima- und Siedlungsentwicklung sinnvoll, weil durch sie die Wechselwirkungen zwischen den Umwelteinflüssen und der anthropogenen Nutzung sichtbar gemacht werden können. Wie die Hochtorroute in historischer Zeit ein Symbol für die friedliche Zusammenarbeit der verschiedensten Völker gewesen ist, so könnte sie in der Gegenwart ein Symbol werden für das fruchtbare Zusammenwirken der verschiedensten Wissenschaftsdisziplinen, die sich das Ziel setzen, ihre historische, wirtschaftliche und ökologische Vergangenheit zu erforschen.

Klaus Oeggl

ZUSAMMENFASSUNG

Die Entdeckung des Heiligtums auf dem Hochtor geht auf eine Radtour zurück: Im September 1992 befuhr der Verfasser die Strecke von Salzburg nach Aquileia, um im hochalpinen Gelände Stellen zu identifizieren, über die ein eventuell vorhanden gewesener keltisch-römischer Handelsweg verlaufen sein könnte. Auf Ansuchen des Verfassers erhielt Ludwig Graupner eine Genehmigung des Bundesdenkmalamtes zum Absuchen einiger fundverdächtiger Geländepunkte. In der rund 2 576 m über dem Meeresspiegel liegenden Hochtorscharte fand er Mengen keltischer, römischer und mittelalterlicher Münzen sowie Reste römischer Kleinbronzen. Um über den Fundplatz Genaueres zu erfahren, finanzierte im Jahre 1995 die Großglockner Hochalpenstraßen AG unter ihrem damaligen Generaldirektor Dr. Christian Heu eine umfangreiche Ausgrabung. Diese ergab, dass sich auf dem Hochtor ein Passheiligtum befunden haben muss, dessen höchster Punkt ein markanter und von weitem sichtbarer Felskopf eine Meereshöhe von 2 590 m erreichte und von uns mit ›Temenosfelsen‹ benannt wurde. Alle baulichen Einrichtungen sowie sämtliche Strukturen des Heiligtums sind der Witterung und der Erosion zum Opfer gefallen. Die keltisch-römisch-mittelalterlichen Votivgaben sind im Schutt von zwei Geröllhalden erhalten geblieben, der sog. Münz- und der Statuettenhalde, die sich von der Hochtorscharte nach Süden bis zum Südportal des Hochtortunnels (Meereshöhe 2 505 m) erstrecken. Dort ist 1933 der sog. Herkules vom Hochtor gefunden worden. Sein Fundort liegt genau in Falllinie unterhalb des ›Temenosfelsens‹ und widerlegt endgültig die immer wieder vorgebrachte Behauptung, er sei ein unterschobener Auftragsfund und stamme in Wirklichkeit aus dem Kunsthandel.

MÜNZEN – STATUETTEN – GEBRAUCHSGEGENSTÄNDE: DAS HEILIGTUM UND SEINE FUNDE

Die erste Fundgruppe, die Münzserie, beginnt mit republikanischen Prägungen des Jahres 212 v. Chr. (Kapitel 1.6 [G. Dembski]) und erreicht einen ersten Höhepunkt im 1. Jahrhundert v. Chr. Bei den sieben republikanischen Münzen ist vielleicht mit einer verzögerten Niederlegung zu rechnen, weil sie durch Gebiete gebracht werden mussten, die damals noch gar nicht römisch waren. Die 159 keltischen Kleinsilberstücke (Obole) dürften dagegen relativ bald nach ihrer Emission niedergelegt worden sein. Ihre Reihe beginnt mit einem Stück aus den Jahren 140/130 v. Chr., die Masse gehört in die Zeit zwischen Sulla und Claudius. Während die römischen Münzen der frühen und mittleren Kaiserzeit spärlich vertreten sind, nehmen sie von der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts an stark zu, um mit einem Halbcentenionalis Theodosius' I. (379–395) zu enden. Ihre Gesamtzahl beträgt 61 Stück. Erst vom Hochmittelalter an ist eine Münzniederlegung wieder greifbar, sie erreicht bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts eine Gesamtzahl von 128 Stück.

Die zweite Fundgruppe (Kapitel 1.4 [K. Gschwantler]) besteht aus Fragmenten figürlicher Kleinbronzen, und zwar sieben Füßen, sieben Händen, acht Bleivergüssen, fünf Lanzen en miniature, zwei Postamentfragmenten und einem Pferdefuß. Zu diesen ist noch der bereits 1933 gefundene und vollständig erhaltene ›Herkules vom Hochtor‹ zu rechnen. Unter den Fragmenten verdienen zwei rechte Füße mit Sandale, Gusszapfen und anhaftendem Bleiverguss besondere Aufmerksamkeit: Die zugehörigen Statuetten waren im Hohlgussverfahren hergestellt und dürften eine Höhe von ca. 35 cm erreicht haben. Dies ist bemerkenswert, weil Hohlgüsse in der Herstellung aufwendiger und daher wohl auch kostspieliger waren als Vollgüsse, dazu schwieriger zu transportieren und unter den Bedingungen des Hochgebirges auch schwieriger zu montieren. Die übrigen Füße erlauben, Statuetten rekonstruieren, deren Höhe zwischen 10 und 20 cm liegt, der vollständig erhaltene Herkules ist 17,0 cm hoch, wozu noch seine Gusszapfen von 1,5 cm Länge

zu zählen sind. Von Herkules abgesehen sind keine Gottheiten erkennbar, denen die Weihgaben gegolten haben könnten. Am ehesten wird es sich um ein Iupiterheiligtum gehandelt haben, was die Verehrung anderer Gottheiten natürlich nicht ausschließt. Die fünf Miniaturlanzen dürften von Götterstatuetten stammen.

Obwohl nur Fragmente von Statuetten erhalten blieben und eine Datierung anhand des Stils kaum möglich ist, bieten diese durch den sog. Gusszapfen ein wesentliches Datierungskriterium: Beim Guss von Statuetten wird die Form auf den Kopf gestellt und die Bronze über die Fußsohlen eingegossen. Mit dem Erkalten bildet sich dort ein Gusszapfen, der nicht abgeschrotet, sondern benützt wurde, um die Statuette in einen (meist steinernen) Sockel einzusetzen und den Zwischenraum mit flüssigem Blei auszugießen. Nach dieser uralten Methode, die eine äußerst stabile Verankerung der Statuette ermöglichte, aber mit dem Beginn der römischen Kaiserzeit der Auflötung der Statuetten auf Bronzesockel wich, sind praktisch alle auf dem Hochtor gefundenen Statuetten montiert gewesen. Daher möchte Kurt Gschwantler die überwiegende Zahl der Statuettenreste noch in die republikanische Zeit datieren und – im Einklang mit Hedwig Kenner – den ›Herkules vom Hochtor‹ noch in das 1., wenn nicht sogar in das späte 2. Jahrhundert v. Chr. setzen. Diese Art der Versockelung führt über die Gurina in den oberitalisch-venetischen Raum und dort vor allem in das Heiligtum der Reitia von Este. Nach Kurt Gschwantler wären einzig zwei Bronzepostamente und ein Fuß in die römische Kaiserzeit zu datieren.

Die dritte Fundgruppe (Kapitel 1.5 [H. Sedlmayer]), Fibeln und Ausrüstungsgegenstände, beginnt mit einer um 120–80 v. Chr. datierbaren Nauheim-I-Fibel, der eine in die Jahre 50/40–30/20 v. Chr. gehörende Alesia-I-Fibel folgt. Danach gibt es eine Fundlücke bis zur Regierungszeit des Claudius und einen ersten Höhepunkt in den mittleren Jahrzehnten des 1. Jahrhunderts n. Chr. Nach einer weiteren Lücke unter Trajan und Hadrian ist Material aus den mittleren Jahrzehnten des 2. Jahrhunderts vorhanden. Für die Zeit danach verschwinden am Hochtor wie auch an anderen, vor allem oberitalischen Fundplätzen die Sachvotive wie Fibeln oder Ausrüstungsteile und an ihre Stelle treten die Münzen.

Bei der Bewertung aller drei Fundgruppen muss bedacht werden, dass wegen der nur 60 m² großen Sondierungsfläche, in der sie gefunden wurden, keinerlei inhaltliche, quantifizierende oder gar statistische Schlüsse gezogen werden können. Abgesehen von einem möglichen Wandel der Votivsitte dürfte dies auch erklären, warum sich die zeitliche Verteilung der figürlichen Votive und der Gebrauchsgegenstände nicht deckt. Angesichts der vielhundertjährigen Begehung des Hochtors muss man viel eher davon ausgehen, dass die hier vorgelegten Fundobjekte nur einen zufälligen Ausschnitt aus einem Material darstellen, das Zehntausende von Votivgaben umfasst haben dürfte, wenn es nicht gar die Hundertausendergrenze überschritten hat (Kapitel 1.7 [O. Harl]). Die Vitalität des Verkehrs über das Hochtor ist daher weniger an den Funden aus dem Passheiligtum selbst zu erkennen als an der Ausstattung der Talsiedlungen, die von diesem Verkehr lebten.

Informativ für den Charakter des Heiligtums auf dem Hochtor ist ein struktureller Vergleich mit dem Heiligtum auf dem Großen St. Bernhard in der Schweiz, der nur geringfügig niedriger liegt. Wegen der langen Zu- und Abstiegswege konnte der Große St. Bernhardpass auf keinen Fall in einem einzigen Tag überschritten werden (Kapitel 1.8 [O. Harl]). Das bedingte Übernachtungsmöglichkeiten auf der Passhöhe, die auch tatsächlich nachgewiesen sind – innerhalb des Passheiligtums und sogar unterwegs. Ein antiker Reisender war also gleich zweimal dem göttlichen Numen ausgesetzt, zum einen durch die Schwierigkeiten des langen Auf- und Abstieges und zum anderen durch die Übernachtung, den ›Schlaf im Heiligtum‹. In den zahlreichen dem (Iupiter) Poeninus gewidmeten Blechvotiven, die auf dem Großen St. Bernhard gefunden wurden und offensichtlich mit Nägeln an den Holzbalken der Unterkunft oder des Tempels befestigt waren, schlägt sich beides nieder.

Das Hochtor hingegen konnte vom nördlichen Talort, der am Talschluss des Fuschertals vermutet werden muss, bis zum südlichen Talort, von dem Überreste in Pockhorn bei Heiligenblut

nachgewiesen sind, bei günstiger Witterung in einem Zug und an einem Tag überschritten werden. Von vornherein sind also dort weniger Einrichtungen zu erwarten, und so stellt sich erst recht die Frage, wie denn die Weihgaben untergebracht waren.

Wie schon erwähnt, begegnen wir auf dem Hochtor einer Technik, die im Orient und im mediterranen Raum schon sehr lange angewandt wurde, nämlich bronzene Kleinplastiken mit ihren Gusszapfen in einen steinernen Sockel einzusetzen. Unter diesen ist Kat. 8 (Abb. 28 a. b) besonders aussagekräftig, weil auf dem Blei, mit dem die Statuette in ihre Unterlage eingezapft wurde, die Kerben des Schiefers abgedrückt sind, der am Hochtor ansteht. Diese Bronzestatuette muss daher in den anstehenden Boden eingezapft gewesen sein. Dies ist aber nur in der weichen und witterungsanfälligen Schieferzone beim Schartel, d. h. nahe dem Saumpfad, möglich. Damit erklärt sich auch, warum auffallend viele Statuettenfüße mit ihren Bleivergüssen erhalten geblieben sind – weil sie aus dem weichen Schiefer relativ schnell wieder auswitterten.

Ebenso große Aussagekraft kommt kleinen Bleikügelchen aus der Münzhalde zu. Es handelt sich um Tropfen, die nach dem Erhitzen von Blei zu Boden gefallen waren und einen weiteren Beweis dafür darstellen, dass auf dem Hochtor Votivstatuetten mit erhitztem Blei vergossen wurden. Auf dem Hochtor wurden also Votive von Reisenden in den anstehenden Fels eingesetzt, und zwar im Augenblick ihrer Anwesenheit, denn nur dann erreichte die Aktion ihren religiösen Sinn. Das berechtigt, für das Hochtor zumindest saisonal die ständige Präsenz von Personal anzunehmen und Gleiches gilt wohl auch für den Mallnitzer Tauern, wo ebenfalls Bronzekügelchen gefunden wurden.

Damit ist aber noch kein Hinweis auf das Aussehen des Heiligtums gewonnen. Es sei daran erinnert, dass von etwa vorhandenen Gebäuden weder Baugruben noch Fundamentsockel belegt sind. Ein wesentliches Indiz für das Aussehen des Heiligtums ist, so paradox es klingen mag, aus dem Fehlen jeglicher Stratigrafie in den Schutthalden zu gewinnen: sie sind ununterbrochen in Bewegung und transportieren die Kleinfunde talwärts. Bestes Beispiel dafür ist die 18,5 cm hohe Bronzestatuette des Herkules, die 90 Höhenmeter unterhalb des ›Temenosfelsens‹ geborgen werden konnte – und das unversehrt. Wenn sich in den Schutthalden die Kleinfunde aller Zeitperioden durchmischt und ohne jegliche Schichtung finden, so lässt dies nur eine einzige Erklärung zu: Die Kleinfunde konnten sich erst talwärts in Bewegung setzen, als das Heiligtum nicht mehr betreut wurde und dem Verfall preisgegeben war. Dies ist am ehesten denkbar, wenn man annimmt, dass seine Bauwerke aus Holz bestanden. Ein vergleichbarer Vorgang lässt sich auch für Mittelalter und Neuzeit annehmen (s. u.)

Das überrascht nicht besonders, denn Holz ist überall verfügbar, ist am leichtesten zu verarbeiten und war sicher bereits in prähistorischer Zeit das Baumaterial schlechthin des Alpenraums. Ob man auf dem Hochtor mit einer aufwendigen Holzarchitektur oder mit schlichten Blockhütten rechnen soll, bleibt offen. Berücksichtigt man die Tatsache, dass die Bronzestatuetten vorwiegend in den anstehenden Boden eingesetzt waren, der offensichtlich als heilig betrachtet wurde, dann genügt es völlig, sich eine Zimmermannskonstruktion ohne Boden vorzustellen, die auf dem nackten Fels aufsaß und aus vier Wänden und einem Dach bestand. Auf dem Felsboden wie auf eigenen Kultbänken befanden sich die eingezapften oder gesockelten Bronzestatuetten und weitere Devotionalien. Dort darf man sich eine Holzkiste mit Schlitz auf der Oberseite vorstellen, eine große Kasse also, in die man Opfermünzen einwerfen konnte, sowie an den Wänden Kleider, Schuhwerk, Geräte etc. – alles in allem, ein im Laufe der Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte zusammengekommenes Sammelsurium aus vergänglichem und unvergänglichem Material.

Es ist klar, dass ein aus Holzbauten bestehendes Heiligtum zumindest saisonal die Anwesenheit von Personal erforderte. Änderte sich das Wetter abrupt, was im Hochgebirge immer möglich ist, dann mussten Reisende und Tragtiere untergebracht und versorgt werden können, was die Existenz von Notunterkünften erforderlich machte. Aufgrund der örtlichen Situation wären diese jedoch weniger im Heiligtum selbst als auf dem Viehbichl und bei der Fuscher Lacke zu erwarten. Zum Aufgabenbereich des Personals scheint auch das Aufstellen von Bronzestatuetten gehört zu

haben. Es musste daher soweit geschult sein, dass es ein Loch in den anstehenden Fels bohren oder meißeln und eine Bronzestatuette mit Blei eingießen konnte. Sollten aufgrund einer unvorhergesehenen Übernachtung auf dem Hochtor auch Votivbleche geweiht worden sein, wie sie vom Poeninus bekannt sind, dann wären sie am ehesten an diesen beiden Standorten zu suchen. Für künftige Forschungen gehören daher Viehbichl und Fuscher Lacke zu den interessantesten Ansatzpunkten.

Stellt man sich das Heiligtum als eine Ansammlung von Blockhütten ohne Boden vor, die sich über den in den Fels eingedübelten Statuetten erhoben und in denen sich Holzkisten für Opfermünzen und Kultbänke für weitere Devotionalien befanden, dann dürfte man der einstigen Realität am nächsten kommen. Erst als das Heiligtum nicht mehr betreut und seine hölzernen Einrichtungen nicht mehr repariert wurden, wurden die Votive nach und nach freigegeben: Die vergänglichen Devotionalien fielen der Verwitterung zum Opfer und die frühesten Münzen brachen gleichzeitig und gemeinsam mit den spätesten auf, um vermischt mit anderen unvergänglichen Devotionalien zu Tal zu gleiten. Obwohl diese Vermutung nur auf Indizien aufbaut, bringt sie die vorhandenen Fakten in ein logisches System, ist in sich schlüssig und lässt sich auf den Mallnitzer Tauern ebenso übertragen wie auf die übrigen Ostalpenpässe, auf denen antike Funde gemacht wurden.

Eine abschließende Bemerkung sei noch zur Plünderung des Heiligtums gemacht. Es fällt auf, dass von den Statuetten nur Füße mit Einlasszapfen, Bleivergüsse und einige Extremitäten gefunden wurden, die Köper aber fehlen. Trotz der eingangs geäußerten Warnung, aus der Fundzusammensetzung weiterreichende Schlüsse zu ziehen, lässt sich diese Beobachtung mit der Sammlung von Altmetall plausibel erklären. Beim Abbrechen und Zerschlagen der Statuetten sind die Bleivergüsse mit den Füßen im Fels verblieben und die kleinteiligen Attribute zu Boden gefallen und übersehen worden. In einer zweiten Plünderungsphase scheinen die im anstehenden Fels noch verbliebenen Füße mithilfe von Werkzeugen ausgebrochen worden zu sein. Beides sieht weniger nach religiöser Zerstörungswut als nach gezielter Metallsammlung aus, hinter der natürlich auch religiöse Motive stehen konnten.

Für Mittelalter und Neuzeit sind in der Hochtorscharte weder urkundlich noch archäologisch irgendwelche Bauten nachzuweisen. Da sich zusammen mit den antiken Funden durchmischt und ohne erkennbare Stratigrafie auch viele mittelalterliche und neuzeitliche Münzen fanden, ist anzunehmen, dass sich die für die Antike rekonstruierten Vorgänge wiederholten. Statt eines Heiligtums mit mehreren Holzbauten werden sich an der höchsten Stelle des Alpenüberganges ein Kreuz und ein Opferstock aus Holz befunden haben, in den die Vorbeziehenden ihre Münzen warfen. Ob dieser einmal oder mehrmals von den Schneemassen zu Tal gerissen und erneuert wurde, lässt sich nicht erkennen. Was sich aber erkennen lässt, ist der Umstand, dass sein/ihr Inhalt großflächig über die Münzhalde verteilt war.

DAS HEILIGTUM IM ÜBERREGIONALEN KONTEXT

Die archäologische Überraschung des Surveys auf dem Hochtor ist der Nachweis eines Passheiligtums in einer Meereshöhe von 2 576 m. Die zweite Überraschung ist das frühe Datum, das sich für die Entstehung des Heiligtums abzeichnet, und als eine dritte Überraschung kann die erstmalige Wahrnehmung einer transalpinen Handelsroute bezeichnet werden, die auf kürzestem Weg das südliche und das nördlich Alpenvorland verband. Da ihr Südanstieg auf das Passheiligtum vom Großglockner (3 798 m), dem höchsten Gipfel der Ostalpen, dominiert wird, wird sie hier als ›Glocknerroute‹ bezeichnet.

Betrachtet man die Funde aus dem Heiligtum gemeinsam mit jenen, die entlang der Glocknerroute gemacht wurden, dann lässt sich der Eindruck nicht zurückweisen, dass die Begehung bereits mit den bronzezeitlichen Prospektoren begann. Diese kamen in den Ostalpenraum, um im

sog. Tauernfenster[1] nach Edelmetallen und Edelsteinen zu suchen und die Lagerstätten von Steinsalz zu erschließen. In der mittleren Latènezeit wurde dann das Verfahren zum Versieden von Sole entdeckt, die in Bad Reichenhall, im südöstlichsten Winkel des Freistaates Bayern, mit einem extrem hohen Salzanteil aus der Erde sprudelte. Damit kam zu den Metallen und Mineralien als weiteres Exportgut das besonders reine Salz von Bad Reichenhall. Wie dieser Ort zur Römerzeit hieß, geht aus einer Urkunde aus der Zeit des hl. Rupert (gest. 716) hervor, der wirtschaftlich den Weg zur Gründung des Bistums Salzburg ebnete[2]: Es wird berichtet, dass zu dieser Zeit in Reichenhall (= *ad Salinas, quod dicitur Hal*) Sudvorrichtungen bestanden haben, die das Versieden von Sole in geradezu industriellen Dimensionen erlaubten. Die lateinischen Bezeichnungen der einzelnen Einrichtungen lassen keinen Zweifel aufkommen, dass während der gesamten Völkerwanderungszeit in Bad ›Reichen‹hall Salz versotten wurde, d. h., dass die Salzproduktion zwischen der römischen Kaiserzeit und dem frühen Mittelalter nicht zum Erliegen kam. Auch wenn es keinen direkten Beweis dafür gibt, so darf man doch wegen der Nachfrage nach besonders reinem Salz annehmen, dass im antiken Ad Salinas die Salzversiedung ohne Unterbrechung sogar bis in die keltische Periode des Ostalpenraumes ohne Unterbrechung zurückgeht.

Der wirtschaftliche Aufschwung der Sudpfannen von Reichenhall/Ad Salinas dürfte nach dem Zweiten Punischen Krieg eingesetzt haben, als die Keltenstämme der Cisalpina für ihre Unterstützung Hannibals zur Rechenschaft gezogen wurden und die römische Republik ihre militärische, politische und wirtschaftliche Macht in der Cisalpina ausbaute. Dies steigerte den Bedarf an Rohstoffen aus dem Ostalpenraum, die über den Plöckenpass in die Cisalpina transportiert wurden. Als im Süden auch das Reichenhaller Reinsalz immer begehrter wurde, entstand zwischen dem nördlichen Alpenvorland und der Cisalpina eine fast schnurgerade Handelsverbindung. Diese überschritt auf dem Hochtor den Alpenhauptkamm und ließ dort ein Passheiligtum entstehen. Ihr nördlicher Endpunkt waren die Salinen von Reichenhall, wo sich mit dem bereits ab prähistorischer Zeit besiedelten Karlstein ein überregional wichtiger Fundplatz entwickelte.

Offensichtlich gewann auch eine Verlängerung der Glocknerroute nach Norden immer mehr an Bedeutung, sodass sich das Siedlungszentrum von Reichenhall nach Iuvavum/Salzburg verlagerte. Im Schatten der Burgberge und am Übergang über die Salzach entwickelte sich eine Lände, von der aus das Salz auf der Salzach nach Passau verschifft oder durch das oberösterreichische Alpenvorland über die wichtige Keltensiedlung von Hörsching-Neubau an den Donauübergang von Lentia/Linz transportiert wurde. War es einmal an der Donau angekommen, so konnte es entweder auf dem Fluss in beide Richtungen weiter verschifft oder von Straubing über Furth im Wald oder von Linz über den Kerschbaumer Sattel bis in die Ebenen von Moldau und Elbe transportiert werden. Neben den frühen Funden vom Karlstein und aus Salzburg findet diese Entwicklung ihren Niederschlag auch in der Tatsache, dass Kaiser Claudius Iuvavum als einzige Siedlung nördlich der Alpen zum Munizipium erhob.

Wie bedeutend auch in der römischen Kaiserzeit die Verbindung zwischen dem Salzburger Raum und Oberitalien war, zeigt eine Analyse der Inschriftdenkmäler. Friederike Harl konnte eine stattliche Zahl von Familien namhaft machen, die vor allem im Einzugsgebiet der Glocknerroute als Ortsfremde einzustufen sind und transalpine Fernhändler gewesen sein dürften. Das schlägt sich insofern auch im Fundmaterial nieder, als an dem zumindest für die römische Kai-

---

[1] Als ›Tauernfenster‹ wird von den Geologen die Lücke zwischen den nördlichen und südlichen Kalkalpen bezeichnet, in der tiefer liegende Gesteinsschichten fast senkrecht stehend an die Oberfläche treten. Mit eine Länge von ca. 176 km erstreckt es sich zwischen dem Brennerpass und Schladming (Steiermark) und erreicht in der Nord-Süd-Erstreckung zwischen Mittersill und Matrei eine Breite von rund 30 km. Der für diese Studie wichtige Bereich des Tauernfensters sind die Hohen Tauern. Eine aktuelle, grafisch gut aufgearbeitete und allgemein verständliche Darstellung des ›Tauernfensters‹ wurde vom Steinmann-Institut der Universität Bonn 2011 ins Internet gestellt: ‹http://www.steinmann.uni-bonn.de/arbeitsgruppen/strukturgeologie/lehre/exkursionen/tauernfenster-2011-gelaendeuebung-tektonik-und-metamorphose-modul-m42› (7. 11. 2012).

[2] Die Gründung im Jahre 739 wird dem hl. Bonifatius (672/673–754/755) zugeschrieben.

serzeit die Begehung des Hochtors durch Zivilpersonen und Militärs ablesbar ist. Wie Helga Sedlmayer herausarbeiten konnte, reicht der Radius von deren Herkunft bis Oberitalien und bis ins rätische Alpenvorland.

DIE GLOCKNERROUTE ALS INFORMATIONSSCHIENE ZU TAURISKERN, NORIKERN UND NOREIA

Die frühe Entstehung des Passheiligtums auf dem Hochtor und vor allem der römisch-republikanische Charakter seiner Funde lassen viele archäologische, epigrafische, onomastische und literarische Informationen aus und über den Ostalpenraum in neuem Licht erscheinen. Diese Informationskette beginnt mit der Usurpation der Cisalpina durch die Römer, die sich an den Keltenstämmen für die Unterstützung Hannibals rächten. Die ›Romanisierung‹ der Cisalpina sowie die Kriegswirtschaft der mittleren und späten Republik trieben aufseiten der Römer den Bedarf an Rohstoffen permanent in die Höhe. Als gegen die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. bei den Tauriskern enorme Goldmengen entdeckt wurden, reiste Polybios, wohl im Auftrag des Scipio Aemilianus, in den Ostalpenraum und verfasste einen Bericht darüber, der zwar verloren ist, aber bei römischen Autoren ein beträchtliches Echo fand. Durch das Zusammentragen der verstreuten Testimonia und durch deren Verbindung mit archäologischen Befunden lässt sich ein relativ detailreiches Bild von der politischen, militärischen und wirtschaftlichen Situation der Cisalpina und des Ostalpenraumes rekonstruieren.

Nach den aus Polybios und Livius zu gewinnenden Informationen wurde der Ostalpenraum von den keltischstämmigen Tauriskern beherrscht, die die norische Vorbevölkerung überlagert hatten. Ihre Hauptstadt war Noreia, wo Polybios die in hoher Blüte stehende Gold- und Eisenverarbeitung studierte. Wohl auch in Noreia dürften die Taurisker ihre qualitätvollen Kugelreiter-Tetradrachmen geprägt haben, die sich an der makedonischen Münzprägung orientierten, aber mit einem etrusko-venetischen T für Taurisker gekennzeichnet waren. Letzteres führt zur Erkenntnis, dass damals im Ostalpenraum noch nicht die lateinische, sondern die venetische Schrift, ein Derivat der etruskischen, verwendet wurde. Damit lassen sich erstmals die im Südteil der Glocknerroute gefundenen Inschriften (Missoria-Alm, Findenig-Thörl, Gurina) verstehen. Sie sind Handelsreisenden zuzuordnen, die über die Glocknerroute aus der Cisalpina in den Nordalpenraum anreisten, um Rohstoffe einzukaufen.

Vom letzten Viertel des 2. Jahrhunderts v. Chr. an gehen die griechisch-römischen Informationen über den Ostalpenraum sehr zurück. Hintergrund dürfte die Gracchenkrise gewesen sein, die im Jahre 129 v. Chr. den Senat, offensichtlich auf Anregung von Scipio Aemilianus, dazu bewog, einen Kriegszug gegen die auf reichen Goldfunden sitzenden Taurisker zu führen. Dessen Ergebnis war, dass der siegreiche Konsul C. Sempronius Tuditanus einen Triumph erhielt, die Taurisker als Herren des Ostalpenraumes verschwanden und die Noriker an ihre Stelle traten. Daher ist davon auszugehen, dass der Ostalpenraum bereits im Jahre 129 v. Chr. zum römischen Einflussgebiet geworden war und nicht erst, wie immer angenommen wird, mit dem Alpenfeldzug des Augustus im Jahre 15 v. Chr.

Mit der Ausdehnung des römischen Einflussbereiches in den Ostalpenraum erhält die blutige Niederlage, die Cn. Papirius Carbo 113 v. Chr. in der Gegend von Noreia erlitt, eine ebenso politische wie wirtschaftliche Erklärung. Auch Carbos Vater scheint 129 v. Chr. in den Kriegszug des C. Sempronius Tuditanus gegen die Taurisker verwickelt gewesen zu sein, und so wusste sein Sohn ziemlich gut um die Bedeutung von Noreia Bescheid. Daher ist es verständlich, dass er sich als Konsul des Jahres 113 v. Chr. veranlasst sah, die nun norischen – d. h. römischen – Goldgruben und Eisenschmelzen vor einer Plünderung durch die Kimbern zu schützen. Da die Kimbern nach der Schlacht vor den reichen Helvetiern mit ihrem eigenen Reichtum prahlen konnten, scheinen sie Noreia tatsächlich geplündert zu haben.

Die Niederlage des Konsuls Cn. Papirius Carbo wirft ein bezeichnendes Licht auf die Gefährdung von Noreia, das später auch von Boiern belagert wurde. Für die Römer ergab sich aus beiden Ereignissen die Notwendigkeit, Noreia an einen weniger gefährdeten Platz zu verlegen. Aus

allem, was von den antiken Autoren über Noreia berichtet und erschließbar wird, hat der nordöstlich von Klagenfurt gelegene Magdalensberg zumindest funktionell die Nachfolge von Noreia angetreten. Dass er auch den Namen weitergeführt hat, wäre denkbar, muss aber offenbleiben.

Die Abhängigkeit des Ostalpenraumes von den Römern beginnt also mit C. Sempronius Tuditanus (129 v. Chr.) und endet mit der Umwandlung in eine Provinz unter Kaiser Claudius (ca. 40 n. Chr.). Daher richtete sich der Alpenfeldzug des Augustus im Jahre 15 v. Chr. in erster Linie gegen die Alpenstämme zwischen Rhône und Inn. Im ehemals tauriskischen Herrschaftsgebiet mussten nur die Ambisonten botmäßig gemacht werden, die sich dem antirömischen Widerstand angeschlossen hatten, weil sie ihre Lebensgrundlage als Transporteure im besonders schwierigen Nordteil der Glocknerroute gefährdet sahen.

NEUE ASPEKTE ZU SIEDLUNGEN IM BEREICH DER GLOCKNERROUTE

Weder Ausgrabungen noch die Analyse von Siedlungen (Kapitel 2.1 [O. Harl]) oder des Fundmaterials (Kapitel 4.1 [H. Sedlmayer]) haben einen Hinweis erbracht, dass die Waren auf Karren oder Wagen transportiert worden wären. Das heißt, dass nur mit dem Einsatz von Trägern oder Saumtieren zu rechnen ist. Da Mensch und Tier in der Lage sind, mit Lasten sogar große Steigungen zu bewältigen, konnte für die Überquerung der Alpen die kürzeste Route gesucht werden. Daher wirkt die Glocknerroute fast so, als wäre mit dem Lineal ein Strich von Süden nach Norden gezogen worden. An bestimmten, von der Geländestruktur vorgegebenen Stellen haben sich Siedlungen gebildet, die auf den alpenquerenden Verkehr ausgerichtet waren. Diese sollen im Folgenden stichwortartig aufgezählt und charakterisiert werden. Vorweggenommen sei, dass die Glocknerroute im Itinerarium Antonini als Teil der »Abkürzung« (= *compendium*) Aquileia–Veldidena erscheint sowie zwischen Aquileia und der auf dem Iselsberg verlaufenden Grenze der Munizipien Aguntum–Teurnia mit Meilenhölzern oder Meilensteinen versehen war. Die Drautalroute selbst ist zwischen der Einmündung der Glocknerroute bei Oberdrauburg und der im Etschtal verlaufenden Provinzgrenze Noricum – Rätien ebenfalls mit Meilensteinen versehen, deren Entfernungsangaben durch die Lokalisierung von Aguntum am Iselübergang bei Lienz in Ordnung zu bringen sind (Kapitel 3.3 [G. Winkler]).

- Concordia*:* Ausgangspunkt für die Bergfahrt auf dem Tiliaventum (= Tagliamento) in Richtung Norden. Die Erstnennung der Siedlung wird durch Polybios auf die Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. vorverlegt. Wohl im Zusammenhang mit dem Bau der Straße nach Aquileia errichtet.

- Iulium Carnicum: Nach Ptolemaios zwischen Noricum und Italien gelegen, Umschlagplatz für die aus dem Ostalpenraum kommenden Güter, Beginn der Flussschifffahrt auf But und Tagliamento. Venetischer Name Καρουσάδιον oder ähnlich, identisch mit dem Namen des Plöckenpasses, aber nur zufällig mit den Carni stammverwandt. Wahrscheinlich Grenzort zwischen dem tauriskischen Königreich und der Cisalpina. Wohl noch älter als die bisher unter dem Forum ergrabenen Fundschichten.

- Plöckenpass (= Καρουσάδιον ὄρος): Grenze zwischen den Munizipien Iulium Carnicum und Teurnia. Passheiligtum für Iupiter, Felsinschrift über den Ausbau eines Saum(!)-Pfades, also nur für Träger und Tragtiere benutzbar, inschriftlich belegte Weihestatue, antike Reste im Ersten Weltkrieg fast vollständig zerstört.

- Missoria-Alm bei Kötschach-Mauthen: Venetische Felsinschriften, eingeritzt von Geschäftsleuten, die auf der Glocknerroute wohl bis Noreia, in die Hauptstadt des tauriskischen Königreichs, reisten.

- Kötschach-Mauthen: Durch die Korrektur der Meilenzählung im Drautal ist am Übergang über die Gail eine Brückenkopfsiedlung namens Loncium epigrafisch gesichert.

- Oberdrauburg: *vicus* oder *mansio*, Einmündung der Glocknerroute in die Drautalroute,

von der aus die Anstiege zu etlichen Ostalpenpässen möglich sind. Gemeinsamer Verlauf von Glocknerroute und Drautalroute bis in die

- ›Römersiedlung Stribach‹*: vicus*, Stapelplatz, Wohnsitz eines *publicanus* (oder mehrerer [?]), der den alpinen Handel kontrollierte. ›Drautalstraße‹ als Hauptachse, vor deren Übergang über den Debantbach Abzweigung der Glocknerroute in Richtung Iselsberg. Gegen Osten eine auf die Glocknerroute hin ausgerichtete Schaufassade (Repräsentationsmauer) mit zwei Toren. Forum, Therme, Werkstätten, Schlachtplatz und Macellum für die Versorgung von Reisenden. Keine Wagenspuren, also ein für Träger und Tragtiere konzipierter Siedlungsgrundriss. Frühchristliche Kirche.

- Aguntum (= Lienz-Patriasdorf): Brückenkopfsiedlung am Übergang über die Isel. Vorort der Laianci und Zentralort des *municipium Aguntum*. Ausgangspunkt zu wichtigen Pässen über den Alpenhauptkamm, *caput viae* für die Meilensteine entlang der Drau- und Pustertalroute. Frühchristliche Kirche.

- Aguntus (= Burghügel von Schloss Bruck/Lienz): Das spätantike *castellum* des Venantius Fortunatus (2. Hälfte 6. Jh.) zum Schutz des Iselüberganges.

- Iselsberg (1 204 m): Grenze zwischen den Munizipien Aguntum und Teurnia, wahrscheinlicher Standort eines Meilensteins, der sechs Meilen *ab Agunto* angibt.

- Pockhorn, südlich von Heiligenblut: Südlicher Talort für die Überschreitung des Alpenhauptkammes über das Hochtor in Richtung Bad Reichenhall/Ad Salinas oder über die Rossscharte in Richtung Pongau, Ennstal und Salzburg/Iuvavum.

- Fuscher Wegscheide: Weggabelung unmittelbar nördlich des Passheiligtums auf dem Hochtor. Fortsetzung der Glocknerroute auf den Hängen des Brennkogels oder Abstiegsmöglichkeit ins Seidlwinkltal in Richtung Pongau, Ennstal und Salzburg/Iuvavum.

- Fuscher Lacke: Möglicher Rastplatz mit Tränke, Fortsetzung der Glocknerroute auf das Fuscher Törl oder Abstiegsmöglichkeit ins Seidlwinkltal in Richtung Pongau, Ennstal und Salzburg/Iuvavum.

- Oberstes Ferleitental: Zu erschließen, aber nicht gefunden ist ein Talort für die Überschreitung des Alpenhauptkammes als nördliches Pendant zu Pockhorn bei Heiligenblut.

- Judendorf bei Fusch an der Glocknerstraße: Der Name stammt von einem von Juden bewohnten Einzelgehöft, das für die Zeit vor 1000 einen jüdischen Transithandel über das Hochtor belegt.

- Bruck an der Glocknerstraße: Kreuzung mit der Salzachtalroute, in die die Abstiege von etlichen Ostalpenpässen einmünden.

- Zell am See: 743 wird eine *cella in bisonzio* erwähnt. Die Missionsstation liegt gut geschützt zwischen Berghang und Seeufer und ist über die Glocknerroute gut zu erreichen.

- Biberg bei Saalfelden: Die auf dem Berg nachgewiesene Höhensiedlung der Spätlatènezeit soll der Zentralort der Ambisonten gewesen sein. Das einzige Argument dafür ist der mittelalterliche Name von Zell am See, *cella in bisonzio*, der von den Ambisonten abgeleitet ist. Schutz des Überganges der Glocknerroute über die Saalach. Die archäologischen Reste sind heute völlig zerstört.

- Saalfelden-Magnesitfeld: Brückenkopfsiedlung am Übergang der Glocknerroute über die Urslau.

- Saalfelden-Pabing: Karolingisch/ottonischer Judenhof, Parallele zum Judendorf bei Fusch an der Glocknerstraße.

- Iuvavum/Salzburg: Nachfolgesiedlung von Reichenhall/Ad Salinas, Brückenkopfsiedlung am Übergang über die Salzach, einziges Munizipium des Kaisers Claudius nördlich der Alpen, Ausgangspunkt des Flusstransports in Richtung Passau und des Landtransportes in Richtung Lentia/Linz.

- Tergolape: Im Raum Schwanenstadt/Oberösterreich zu suchen. Venetischer Name »Kleiner Markt am Wasser« oder ähnlich, Einmündung der durch das Trauntal aus Hallstatt kommenden Salzroute in die Nordostverlängerung der Glocknerroute.

- Hörsching, Ortsteil Neubau/Bezirk Linz-Land: Eine der größten spätkeltischen Flachlandsiedlungen Österreichs, keine Kontinuität in der Römerzeit. Liegt an der Einmündung des über Neumarkter Sattel, Hohentauern und Pyhrnpass aus Zentralkärnten kommenden ›Norican Highway‹ (G. Alföldy) in die Nordostverlängerung der Glocknerroute. Fundort u. a. von 54 boischen Goldmünzen.

- Kerschbaumer Sattel: Übergang einer für das 9. Jahrhundert urkundlich belegten Salzroute über den Böhmerwald.

- Prag-Závist: Das größte in Europa bekannte *oppidum* der Latènezeit und wahrscheinlich das früheste. Ist dieser Siedlungstyp von den hellenistischen Großfestungen beeinflusst und von Noreia vermittelt?

DIE ÜBERWINDUNG DER NATUR

Auf der Glocknerroute wurden die Waren auf dem Rücken von Mensch und Tier transportiert. Das ermöglichte kurze, aber steile Anstiege und die zügige Überwindung großer Höhenunterschiede durch alle Klimazonen. Einen nicht unwesentlichen Wissenszuwachs zu vielen Fragen des Transportwesens, der saisonalen Bindung, dem Verhältnis zwischen Trägern und Saumtieren etc. sowie der Paläoökologie in ihrer Gesamtheit könnten die Pollenanalysen erbringen (Kapitel 4.5 [K. Oeggl]). Dafür wäre gerade die Glocknerroute prädestiniert, weil sie durch einen großen und geschlossenen Naturraum und über alle Höhenstufen hinweg verläuft.

Die bevorzugte Transportsaison war in Mittelalter und Neuzeit die sog. schlechte Jahreszeit (Kapitel 2.5 [C. Rohr]): Wenn die Landwirtschaft zur Ruhe kam, zog im Hochgebirge Leben ein. Ausgangsorte waren die sog. Tauernhäuser, deren Wirte zum Freischaufeln der Anstiegsroute verpflichtet waren. Da der Säumersteig oft monatelang nicht auszumachen war, mussten Schneestangen den Weg weisen. Die Wintertauglichkeit einer Route hing sehr von der Lawinengefahr ab. Eine geschlossene Schneedecke ermöglichte das Nachziehen des Transportgutes, was vor allem für die Talfahrt vorteilhaft war. Dennoch erforderten Entbehrungen, Schnee, Kälte und Steilhänge immer wieder ihre Opfer. Ob man ein vergleichbares Transportsystem auch für die Antike annehmen darf, scheint eher fraglich, weil die antike Gesellschaft viel arbeitsteiliger organisiert und strukturiert war als die nachantike Landbevölkerung. Das kommt auch darin zum Ausdruck, dass sich Mittelalter und frühe Neuzeit durch ihr äußerst kleinteiliges, ja kleinliches Mautsystem von dem extrem großmaschigen der Antike unterschieden.

Die eigentlichen Schwierigkeiten einer Alpenüberquerung lagen aber nicht im Hochgebirge, sondern in den Anstiegsbereichen, wo Verklausungen zu Sümpfen und Seen führten und wo die Bedingungen ständig wechselten. Zu den auf der Nordseite der Alpen berüchtigten Nordwestwetterlagen kam dort in historischer Zeit noch die Abholzung ganzer Bergwälder für den Bergbau und für die Sudpfannen von Reichenhall. Am schlimmsten war die Situation im Pinzgau, wo durch je eine Klause in der Salzach (Embacher Blaike) und der Saalach (flussabwärts von Lofer) bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts eine regelrechte Amphibienlandschaft bestand. In historischer Zeit haben im Pinzgau die Hochwässer mitunter solche Dimensionen angenommen, dass sich die Salzach mit dem Zeller See vereinigte und die flache Wasserscheide ins Saalfeldner Becken übersprang. Insgesamt lassen sich im Land Salzburg rund 170 Siedlungsnamen nachweisen, die mit -moos- (= Moor, Sumpf) und gar an die 190 mit mhd. -ouwe (= nhd. -au = von Wasser

durchflossenes Land) gebildet sind. Überhaupt offen ist, wie weit das Kanaltal für eine ständige Begehung geeignet war[3].

Meliorationen und Flussbegradigungen haben die historische Gewässerlandschaft des Ostalpenraumes dramatisch verändert. Da die alpinen Gewässer davor noch viel unberechenbarer waren, ist verständlich, dass sich beim Übergang der Glocknerroute über Flüsse Brückenkopfsiedlungen gebildet haben (Concordia am Tagliamento, Loncium an der Gail, Oberdrauburg an der Drau, Bruck an der Glocknerstraße an der Salzach, Saalfelden-Magnesitwerk an der Urslau).

Durch Strabo/Polybios ist für die Cisalpina eine intensive Flussschifffahrt bezeugt, stromab-, aber auch stromaufwärts. Dass auf den großen, aus den Alpen heraustretenden Flüssen wie Drau, Salzach, Tagliamento etc. Schiffsverkehr existierte, ist naheliegend, und so sind im Bereich der Glocknerroute Schiffsländen anzunehmen für Iulium Carnicum, Aguntum und Iuvavum. Dazu lassen gelegentlich gefundene Schiffsvotive (Rainberg in Salzburg, Dürrnberg bei Hallein, Magdalensberg) sowie die Lage prähistorischer Höhensiedlungen an Flüssen (Teurnia, Biberg bei Saalfelden) die Vermutung aufkommen, dass auch kleinere inneralpine Flüsse befahren wurden.

Als Konkurrenz zur Glocknerroute entwickelte sich in der Antike und danach der Radstädter Tauern. Seine Erhaltung war zwar aufwendiger, dafür konnte er aber mit Gespannen befahren werden. Erst im 20. Jahrhundert wurde ein entscheidender Sieg über die Natur errungen, als Sprengpulver und Baumaschinen den Bau der Großglockner Hochalpenstraße ermöglichten. Nicht einmal in ihren kühnsten Fantasien konnten sich die keltischen, römischen, mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Träger und Säumer eine derart komfortable Nord-Süd-Verbindung über den Alpenhauptkamm vorstellen.

Ortolf Harl

[3] Zu diesem Thema hat Mirta Faleschini 2012 an der Universität Udine eine noch unveröffentlichte Dissertation verfasst.

SUMMARY

The discovery of the sanctuary on the Hochtor dates back to a cycling tour: in September, 1992, the author travelled the route from Salzburg to Aquileia, in order to identify places in the high Alpine regions through which a Celtic-Roman trade route might conceivably have run. At the author's request, Ludwig Graupner received permission from the Federal Monuments Office to investigate a number of areas where finds were plausible. At the Hochtor col, situated ca. 2,576 m above sea level, he found quantities of Celtic, Roman and Medieval coins as well as the remains of Roman small bronzes. In order to discover more details of the site where these finds were made, the Großglockner High Alpine Road Corp., under its then General director Dr. Christian Heu, financed an extensive excavation. This revealed that a sanctuary must have existed at the Hochtor, the highest point of which is formed by an imposing and highly visible rocky outcrop attaining a height of 2,590 m above sea level, to which we gave the term ›Temenos rock‹. All structural facilities and all of the buildings of the sanctuary have fallen prey to weather and erosion. The Celtic-Roman-Medieval votive offerings were preserved in the rubble of two large dumps of scree, the so-called Coin Scree and the Statue Scree, which extend from the Hochtor col in a southerly direction to the south gate of the Hochtor tunnel (2,505 m above sea level). Here, the so-called Hercules from Hochtor was found in 1933. Its findspot is located directly in the trajectory of fall beneath the ›Temenos rock‹, and finally lays to rest the repeated assertion that it was a planted find originating in the antiquities market.

COINS – STATUETTES – DAILY IMPLEMENTS: THE SANCTUARY AND ITS FINDS

The first group of finds, the coin series, begins with Republican mintings dating to 212 B.C. (Chapter 1.6 [G. Dembski]), and reaches its first apogee in the 1st century B.C. For the seven coins of the Republican period, we perhaps have to consider a considerably delayed deposit, because they must have been brought through regions which at that time were not yet Roman. In contrast, the 159 Celtic small silver coins (obols) ought to have been deposited relatively soon after their production. Their series begins with a piece dating to 140/130 B.C., whereas the majority belongs to the period between Sulla and Claudius. While Roman coins of the early and mid-imperial period are sparsely represented, they increase greatly after the second half of the 3rd century, concluding with a half centenionalis of Theodosius I (379–395). In all, their total number is 61 pieces. Coin deposits are first attested again after the high middle ages and continue until the early 17th century, attaining a total number of 128 pieces.

The second group of finds (Chapter 1.4 [K. Gschwantler]) consists of fragments of figural small bronzes, namely, seven feet, seven hands, eight lead casts, five miniature lances, two fragments of pedestals and one horse's foot. The completely preserved ›Hercules from Hochtor‹, found already in 1933, must be added to this group. Amongst the fragments, two right feet with sandals, casting tenons and adherent lead casts deserve particular attention: the statuettes to which they belonged were produced using the hollow cast technique and ought to have been ca. 35 cm tall. This fact is noteworthy, because hollow casting is a more elaborate technique and therefore also more expensive than solid casting, in addition to being more difficult to transport and more complicated to set up, given the high mountainous conditions. The remaining feet allow the reconstruction of statuettes which were between 10 and 20 cm tall; the completely preserved Hercules is 17.0 cm in height, to which must be added his casting tenons of 1.5 cm. With the exception of Hercules, no divinities can be identified to whom the votive gifts could have been dedicated. The sanctuary is

most likely to have been devoted to Jupiter, which of course does not rule out the worship of other gods as well. The five miniature lances probably originated from statuettes of divinities.

Although only fragments of statuettes are preserved and a dating based on style is hardly possible, due to their so-called casting tenons they nevertheless provide an important dating criterion: during casting of statuettes, the form is placed on its head and the bronze is poured in via the soles of the feet. While it cools, a casting tenon is formed there; this is not chiseled off, but rather employed to affix the statuette into a (normally stone) socle, the interval between being filled with molten lead. Nearly all of the statuettes found on the Hochtor were mounted according to this age-old method, which enabled an extremely stable anchoring of the figurine but which, at the beginning of the Roman imperial period, gave way to the soldering of statuettes onto bronze socles. For this reason Kurt Gschwantler would like to date the majority of the statuettes to the Republican period and – in agreement with Hedwig Kenner – the ›Hercules from Hochtor‹ to the 1st century, or even to the late 2nd century B.C. This method of attaching the figure to the socle travelled over the Gurina plateau into the upper Italian-Venetian region and there, in particular, into the sanctuary of Reitia of Este. According to Kurt Gschwantler, only two bronze pedestals and one of the feet is to be dated to the Roman imperial period.

The third group of finds (Chapter 1.5 [H. Sedlmayer]), consisting of fibulae and pieces of equipment, begins with a Nauheim-I fibula dating to ca. 120–80 B.C., followed by an Alesia-I fibula dating between 50/40–30/20 B.C. After this there is a lacuna in the series of finds until the reign of Claudius, with a high point in the middle decades of the 1st century A.D. After another gap under Trajan and Hadrian, material is preserved from the middle decades of the 2nd century A.D. During the subsequent period, votive objects such as fibulae or pieces of equipment disappear from the Hochtor as at other sites, in particular those in upper Italy; coins instead appear in their place.

It must be borne in mind that, since the area of exploration in which the find groups were discovered only covered 60 m², absolutely no substantial, quantifiable or even statistical conclusions can be drawn regarding their evaluation. With the exception of a probable transformation in votive customs, this is likely the reason why the chronological distribution does not correspond with the figural votives and the pieces of equipment. Given the fact that the Hochtor was visited for centuries, one should rather assume that the finds presented here represent only a random selection from a group of material that must have included tens of thousands, if not hundreds of thousands, of votive objects (Chapter 1.7 [O. Harl]). The vitality of the commerce over the Hochtor is therefore less recognisable in the finds from the sanctuary at the pass itself than in the equipment and furnishings of the valley settlements who subsisted on this traffic.

A structural comparison with the sanctuary at the Great St. Bernard Pass in Switzerland, located at only a slightly lower elevation, is informative for the character of the sanctuary on the Hochtor. Due to the long routes of ascent and descent, it was absolutely impossible to traverse the Great St. Bernard Pass in a single day (Chapter 1.8 [O. Harl]). This fact necessitated the existence of overnight hostels at the top of the pass, which in fact are attested – within the sanctuary and also along the road. An ancient traveller was therefore twice exposed to divine power, on the one hand due to the difficulty of the long ascent and descent, and on the other hand through the overnight stay, the ›sleep in the sanctuary‹. Both of these circumstances are reflected in the numerous lead votives dedicated to (Jupiter) Poeninus found at Great St. Bernard and which were apparently attached by nails to the wooden beams of the hostel or of the temple.

By contrast, the Hochtor could be traversed during favourable weather conditions in one go and during one day, from the northern valley site, which must be assumed to have existed at the head of the Fuschertal valley, down to the southern valley site, of which remains are attested in Pockhorn near Heiligenblut. At the outset, then, fewer installations should be expected there, leading all the more to the question of how the votive dedications were actually set up.

As already discussed, at the Hochtor we are confronted with a technique which had been employed already for a long time in the Orient and in the Mediterranean regions, namely the attaching of small bronze figures to a stone socle by means of their casting tenons. Amongst these objects, Cat. 8 (Figs. 28 a. b) is especially significant since, on the lead with which the statuette is mortised into its base, the indentations of the shale, which occurs in outcrops on the Hochtor, are impressed. This bronze statuette must therefore have been mortised into the bedrock. Such a circumstance is, however, only possible in the soft shale zone prone to weathering near the Schartel, that is, near the bridle path. This also explains why remarkably many statuette feet are preserved with their casting tenons – because they were weathered out of the soft shale relatively quickly.

Equally significant are the small lead pellets from the coin dump. These are drops which fell to the ground after the lead was heated, and represent further proof that, on the Hochtor, votive statuettes were cast using heated lead. Thus, votives were set up in the stone ground on the Hochtor by travellers, and clearly during the time that they were present there, since only at that time did the action attain its religious meaning. This allows the supposition that personnel were stationed at the Hochtor, at least seasonally; the same is probably true for the Mallnitz Tauern, where bronze pellets have also been found.

In spite of this evidence, however, there is still no indication of the appearance of the sanctuary. It should be remembered that neither construction trenches nor foundations are documented for any buildings which existed. An important indication for the appearance of the sanctuary, paradoxical as it may sound, can be obtained from the lack of any stratigraphy in the rubble dumps: these are constantly in a state of movement and transport the small finds down to the valley. The best example for this is the 18.5 cm tall bronze statuette of Hercules, which was brought to light 90 m below the ›Temenos rock‹, in an undamaged state. When the small finds from all periods are mixed up together in the rubble dumps without any stratification, this can only have one explanation: the small finds were only able to slide down towards the valley when the sanctuary was no longer looked after and was abandoned to ruin. This is most conceivable if one assumes that its structures were built out of wood. A similar process can be assumed for the Medieval and post-Medieval periods (see below).

This suggestion is not surprising, since wood is readily available here, is the easiest material to work, and was the common construction material for the Alpine region already during the prehistoric period. The question remains open whether one should envisage elaborate wooden architecture or simple log cabins at the Hochtor. Considering the fact that the bronze statuettes were primarily set up in existing stone ground, which was apparently viewed as sacred, then it is enough to imagine a carpentry construction without a floor, which stood on the bare rock and consisted of four walls and a roof. The mortised or socled bronze statuettes and other devotional objects were located on the stone ground and on their own cult benches. Here one may also imagine a wooden chest with a slot in the top, that is, a large coffer, into which votive coins could be dropped; in addition, clothing, footwear, objects etc. would have hung on the walls – altogether, a hodge-podge of ephemeral and imperishable material brought together over the course of decades or even centuries.

It is obvious that a sanctuary consisting of wooden structures required the presence of personnel, at least seasonally. If the weather were to change suddenly, which is always possible in the high mountains, then travellers and pack animals would need to be brought under cover and cared for; this circumstance required the existence of emergency shelters. Due to the topographical situation, such shelters are less likely to be expected in the sanctuary itself than on Viehbichl and near the Fuscher Lake. The setting up of bronze statuettes seems also to have belonged to the sphere of responsibilities of the personnel. They must have been instructed in how to bore or chisel a hole in the ground rock and to cast the bronze statuette into it with lead. If, due to an unanticipated overnight stay at the Hochtor, votive lead sheets were dedicated – as are known in the case of the Poeninus – then these, too, should most likely be sought in both of these places. Therefore, Viehbichl and the Fuscher Lake represent the most interesting starting points for future research.

If one imagines the sanctuary as a collection of log cabins without floors, which were set up above the statuettes set into the rock and within which wooden chests for votive coins and cult benches for additional devotional objects were located, then one probably comes closest to the original reality. Only when the sanctuary was no longer cared for and its wooden constructions were no longer regularly repaired were the votives gradually released: the ephemeral votives fell prey to the weather, and the earliest coin boxes broke open together and at the same time with the latest ones, sliding down into the valley with other imperishable votive objects. Although this assumption is based only on circumstantial evidence, it brings the available facts into a logical system, is coherent, and can also be equally applied to the Mallnitzer Tauern as well as to the other eastern Alpine passes where ancient finds have been discovered.

A final observation regarding the plundering of the sanctuary ought to be made. It is noteworthy that from the statuettes, only feet with tenons, lead castings, and certain extremities have been found, whereas the torsos are lacking. Despite the warning voiced at the outset not to draw far-reaching conclusions from the composition of the finds, this observation can be plausibly explained by the tradition of collecting old metal. When the statuettes were broken and smashed, the lead casting with the feet remained in the stone, and the small-scale attributes fell to the ground where they were overlooked. In a second phase of plundering, the feet which remained in the stone appear to have been chiselled out with tools. Both of these circumstances appear to be due not to any deliberate religious destruction, but rather to the focussed collecting of metals, behind which of course religious motives could be construed.

At the Hochtor no buildings of any description are attested during the Middle Ages and the post-Medieval period, either in documents or archaeologically. Since many Medieval and post-Medieval coins were found mixed up with ancient finds and without recognisable stratigraphy, it can be posited that the processes reconstructed for antiquity repeated themselves. Instead of a sanctuary with a number of wooden buildings, a cross and an offering box out of wood, into which travellers could drop their coins, would have been set up at the highest location of the Alpine pass. If these, once or many times, were borne down into the valley by the masses of snow and subsequently restored cannot be determined. What can be recognised, however, is the fact that its/their contents were extensively distributed over the coin dump.

THE SANCTUARY IN A SUPRAREGIONAL CONTEXT

The archaeological surprise of the survey at the Hochtor is the evidence found there for a sanctuary at the pass, at an elevation of 2,576 m. The second revelation is the early date indicated for the origin of the sanctuary; while the recognition for the first time of a transalpine trade route linking the southern and northern Alpine foothills via the shortest route can be categorised as the third surprise. Since the southern approach to the sanctuary is dominated by the Großglockner (3,798 m), the highest peak of the eastern Alps, it is referred to here as the ›Glockner Route‹.

If one views the finds from the sanctuary together with those that were made along the Glockner Route, then the impression cannot be denied that the activity began here already with the Bronze Age prospectors. These came to the eastern Alpine regions in order to look for precious metals and gemstones in the so-called Tauernfenster[1] and to exploit the deposits of rock salt. In

[1] ›Tauernfenster‹ is the name given by geologists to the gap between the northern and southern limestone Alps, in which deep lying stone strata appear at the surface practically vertically. The ›Tauernfenster‹, with a length of ca. 176 km, extends between the Brenner Pass and Schladming (Styria), and attains a width of around 30 km in a north-south extension between Mittersill and Matrei. The region of the ›Tauernfenster‹ which is significant for this study is the Hohen Tauern. A current, graphically well worked out and generally comprehensible representation of the ›Tauernfenster‹ was uploaded to the internet by the Steinmann-Instiute of the University of Bonn in 2011: ‹http://www.steinmann.uni-bonn.de/arbeitsgruppen/strukturgeologie/lehre/exkursionen/tauernfenster-2011-gelaendeuebung-tektonik-und-metamorphose-modul-m42› (7. 11. 2012).

the mid-Latène period the procedure for boiling of brine was discovered; this substance, with an extremely high concentration of salt, bubbles out of the ground in Bad Reichenhall, in the south-west corner of the Free State of Bavaria. With this development, the particularly pure salt from Bad Reichenhall was an additional exported good, along with metals and minerals. The name of this site in the Roman period is known from a document from the period of St. Rupert (d. 716), who paved the way for the founding of the bishopric of Salzburg[2]: it is reported that during this time in Reichenhall (= *ad Salinas, quod dicitur Hal*), equipment existed which permitted the boiling of brine at virtually industrial dimensions. The Latin terms for the individual installations leave no doubt whatsoever that salt was obtained by boiling brine during the entire Migration Period in Bad ›Reichen‹hall, meaning that the production of salt never ceased between the Roman imperial period and the early Middle Ages. Even when no direct evidence exists, one may assume based on the demand for particularly pure salt that in ancient Ad Salinas the boiling of brine to produce salt extended chronologically back to the Celtic period in the eastern Alpine region without a break.

The economic upturn of the saline boiling vats of Reichenhall/Ad Salinas must have set in after the Second Punic War, when the Celtic peoples of the Cisalpine region were held accountable for their support of Hannibal, and the Roman Republic extended its military, political and economic might into Cisalpina. This increased the demand for raw materials from the eastern Alpine area, which were transported over the Plöcken Pass into Cisalpina. As pure salt from Reichenhall became ever more sought after in the south, an almost dead straight trade connection grew up between the northern Alpine foothills and Cisalpina. This connection crossed the Alpine main ridge at the Hochtor, where a pass sanctuary grew up. Its northern terminus was the saltworks of Reichenhall, where a site of supraregional importance developed along with Karlstein, already settled in the prehistoric period.

Apparently an extension of the Glockner Route to the north also became increasingly important, so that the settlement centre was relocated from Reichenhall to Iuvavum/Salzburg. In the shadow of the castle mountains and at the crossing of the River Salzach there developed a landing from which salt was shipped along the River Salzach to Passau, or was transported through the Upper Austrian Alpine foothills via the important Celtic settlement of Hörsching-Neubau to the Danube crossing at Lentia/Linz. Having once arrived at the Danube, the salt could either be shipped further in both directions, or transported via Furth into the woodlands, or from Linz via the Kerschbaum Saddle into the plains of the Moldau and Elbe. In addition to the early finds from Karlstein and Salzburg, this development is reflected in the fact that Emperor Claudius elevated the status of Iuvavum, the only settlement north of the Alps which became a *municipium*.

An analysis of the inscribed monuments also reveals just how important the connection between the Salzburg region and Northern Italy was during the Roman imperial period. Friederike Harl has been able to identify a considerable number of prestigious families which, in particular in the hinterland of the Glockner Route, should be classified as non-local and which were probably active in transalpine long-distance trade. This is also reflected as much in the find materials as in the fact that, at least for the Roman period, the traversing of the Hochtor by civilians and military personnel is attested. As Helga Sedlmayer has been able to demonstrate, the radius of their origins extends to Upper Italy and into the Raetian Alpine foothills.

THE GLOCKNER ROUTE AS INFORMATION CHAIN TO THE TAURISCI, NORICI AND NOREIA

The early formation of the pass sanctuary on the Hochtor and in particular the Republican Roman character of its finds allow much archaeological, epigraphic, onomastic and literary information

[2] The foundation is ascribed to St. Boniface (672/673–754/755) in 739.

from and concerning the eastern Alpine region to appear in a new light. This chain of information begins with the usurpation of Cisalpina by the Romans, who took revenge on the Celtic tribes there for their support of Hannibal. The ›Romanisation‹ of Cisalpina as well as the military economy of the mid- and late-Republic led to a permanent increase in the need for raw materials on the part of the Romans. When enormous resources of gold were discovered towards the mid-2nd century B.C. in the lands of the Taurisci, Polybius travelled to the eastern Alpine regions, probably by order of Scipio Aemilianus, and wrote a report which, although no longer extant, found substantial echoes in the works of Roman authors. By combining scattered testimonia and connecting these with archaeological finds, a relatively richly detailed picture of the political, military and economic situation of Cisalpina and the eastern Alpine region can be reconstructed.

According to the information recorded by Polybius and Livy, the eastern Alpine region was under the control of the Celtic tribe of the Taurisci who had imposed themselves on the previous tribe, the Norici. Their main settlement was Noreia, where Polybius studied the processing of gold and iron. The Taurisci probably also minted their high-quality ›Kugelreiter‹ tetradrachms in Noreia; these were oriented towards the Macedonian coinage, but were hallmarked by an Etrusco-Venetian T for Taurisci. This fact leads to the recognition that not only was the Latin script used in the eastern Alpine regions at that time, but also the Venetian, a derivative of Etruscan. For this reason the inscriptions found in the southern area of the Glockner Route (Missoria-Alm, Findenig-Thörl, Gurina) can be understood for the first time. These inscriptions are to be associated with traders who travelled over the Glockner Route from Cisalpina into the northern Alpine regions in order to purchase raw materials.

From the final quarter of the 2nd century B.C. on, the Greco-Roman sources of information regarding the eastern Alpine region become scarce. The background for this was probably the Gracchi crisis, which in 129 B.C. induced the Senate, apparently at the urging of Scipio Aemilianus, to send a military campaign against the Taurisci who possessed abundant quantities of gold. The result of this campaign was that the victorious Consul, C. Sempronius Tuditanus, received a triumph, the Taurisci disappeared as rulers of the eastern Alpine region and the Norici took their place. It can therefore be assumed that the eastern Alps had already come under the sphere of Roman influence by 129 B.C. and not, as is generally supposed, first in 15 B.C. with the Alpine campaigns of Augustus.

With the extension of Roman influence into the eastern Alpine area, the bloody defeat which Cn. Papirius Carbo suffered in 113 B.C. in the district of Noreia receives both a political as well as an economic explanation. The father of Carbo appears to have been involved in the campaign of C. Sempronius Tuditanus against the Taurisci in 129 B.C., and therefore his son must have been well aware of the significance of Noreia. It is therefore understandable that he as the consul of 113 B.C. felt himself compelled to protect the now Norican – that is, Roman – goldmines and ironworks from plundering by the Cimbri. Since, after the battle, the Cimbri boasted to the wealthy Helvetii about their own riches, it seems as if they actually did plunder Noreia.

The defeat of the Consul Cn. Papirius Carbo sheds distinctive light on the threat to Noreia, which was later besieged by the Boii. After both of these events it became necessary for the Romans to relocate Noreia to a less dangerous site. Everything that can be concluded from the reports of ancient sources about Noreia indicates that Magdalensberg, north-east of Klagenfurt, emerged as its successor, at least in terms of function. Whether or not it took up its name is conceivable, but cannot be concluded with certainty.

The dependency of the eastern Alpine region on the Romans therefore begins with C. Sempronius Tuditanus (129 B.C.) and ends with the transformation into a province under Emperor Claudius (ca. A.D. 40). The military campaign of Augustus in 15 B.C., therefore, was primarily directed against the Alpine tribes between the Rhône and the Inn. In the regions formerly under Tauriscan control now only the Ambisonti needed to be subdued; these peoples had joined the opposition against the Romans because they now felt their livelihood as haulers in the particularly formidable northern section of the Glockner Route to be endangered.

NEW ASPECTS OF THE SETTLEMENTS IN THE AREA OF THE GLOCKNER ROUTE

Neither excavations nor the analysis of settlements (Chapter 2.1 [O. Harl]) or of finds (Chapter 4.1 [H. Sedlmayer]) have revealed any evidence that the wares were transported on carts or wagons. This suggests that carriers or pack animals were employed. Since both humans and animals are capable of mastering even great heights while carrying burdens, it would have been possible to seek out the shortest route possible across the Alps. As a result, the Glockner Route almost appears to have been drawn with a ruler from south to north. At certain locations determined by the terrain, settlements grew up which were oriented to the transalpine traffic. This will now be listed in abbreviated form and characterised. It should be anticipated that the Glockner Route appears in the Itinerarium Antonini as part of the »abbreviation« (= *compendium*) Aquileia–Veldidena, and that between Aquileia and the borders of the *municipia* of Aguntum–Teurnia which ran across the Iselsberg it was provided with wooden mileage plaques or milestones. The Drautal route itself is also marked with milestones between the crossroads of the Glockner Route near Oberdrauburg and the provincial border of Noricum–Raetia running through the Etschtal; the distances given can be organised based on the localisation of Aguntum at the crossing of the River Isel near Lienz (Chapter 3.3 [G. Winkler]).

- Concordia*:* starting point for the journey to the north over the mountains at the Tiliaventum (= Tagliamento River). The settlement is first mentioned by Polybios in the mid-2nd century B.C. Probably erected in connection with the construction of the road to Aquileia.

- Iulium Carnicum: according to Ptolemaios, located between Noricum and Italy; transshipment point for goods coming from the eastern Alpine regions; starting point for river journeys on the But and the Tagliamento. Venetian name was Καρουσάδιον or similar, identical with the name of the Plöcken Pass, but only coincidentally paronymic with the Carni. Probably the border site between the Tauriscan realm and Cisalpina. Doubtless even older than the stratigraphy of findings excavated under the forum.

- Plöckenpass (= Καρουσάδιον ὄρος): border between the *municipia* of Iulium Carnicum and Teurnia. Pass sanctuary dedicated to Jupiter, rock inscription mentioning the extension of a bridle path, thus only usable by carriers and pack animals; votive statues attested by inscription; ancient remains almost completely destroyed in the First World War.

- Missoria-Alm near Kötschach-Mauthen: Venetian rock inscriptions, carved by traders who probably travelled over the Glockner Route to Noreia, the main city of the Tauriscan realm.

- Kötschach-Mauthen: due to the corrections to the numbering of miles in the Drautal, a bridgehead settlement named Loncium is epigraphically attested at the crossing over the Gail.

- Oberdrauburg: *vicus* or *mansio*, crossroads of the Glockner Route and the Drautal Route, from which location the ascent to several eastern Alpine passes is possible. Common course of the Glockner Route and the Drautal Route up until the

- ›Roman settlement at Stribach‹*: vicus*, stockyard, residence of one *publicanus* (or more [?]), who controlled the Alpine trade. ›Drautal Street‹ as the main axis, before its crossing over the Debant Stream, branching of the Glockner Route in the direction of Iselsberg. To the east, a representative wall with two gates, oriented towards the Glockner Route. Forum, baths, workshops, slaughtering place and macellum for the provision and care of travellers. No waggon tracks, therefore a settlement layout conceived for carriers and pack animals. Early Christian church.

- Aguntum (= Lienz-Patriasdorf): bridgehead settlement at the crossing of the River Isel. Suburb of the Laianci and central site of the *municipium Aguntum*. Starting point for important passes over the main Alpine ridges, *caput viae* for the milestones along the Drautal and Pustertal Routes. Early Christian church.

- Aguntus (= hilltop of Schloss Bruck/Lienz): the late antique *castellum* of Venantius Fortunatius (2nd half of 6th century) to protect the crossing of the Isel.

- Iselsberg (1,204 m): boundary between the *municipia* of Aguntum and Teurnia, most likely site of a milestone which records six miles *ab Agunto*.

- Pockhorn, south of Heiligenblut: southern valley site for the crossing of the Alpine main ridge over the Hochtor in the direction of Bad Reichenhall/Ad Salinas, or over the Ross Ridge in the direction of Pongau, the Enns Valley, and Salzbug/Iuvavum.

- Fuscher Crossroad: fork in the road north of the pass sanctuary at the Hochtor. Continuation of the Glockner Route on the slopes of the Brennkogel, or possibility to descend into the Seidlwinkl Valley in the direction of Pongau, the Enns Valley, and Salzburg/Iuvavum.

- Fuscher Lake: probable resting place with drinks, continuation of the Glockner Route on to the Fuscher Törl, or possibility to descend into the Seidlwinkl Valley in the direction of Pongau, the Enns Valley, and Salzburg/Iuvavum.

- Upper Ferleiten Valley: extrapolated, but not located is a valley site for the crossing of the Alpine ridges, as a northern pendant to Pockhorn near Heiligenblut.

- Judendorf near Fusch on the Glockner Route: the name originates from a single homestead inhabited by Jews, which indicates the existence of Jewish transit trade over the Hochtor in the period before 1000.

- Bruck on the Glockner Route: intersection with the Salzach Valley Route, into which the descents from a number of eastern passes converge.

- Zell am See: in 743 a *cella in bisonzio* is mentioned. The mission is situated in a well-protected spot between the mountain slope and the lakeshore, and is easily reached via the Glockner Route.

- Biberg near Saalfelden: the high-altitude settlement of the Late Latène period, attested on the mountain, ought to have been the central site of the Ambisonti. The only argument in support of this is the Medieval name of Zell am See, *cella in bisonzio*, derived from the Ambisonti. Protection for the crossing of the Glockner Route over the Saalach. Archaeological remains are today completely destroyed.

- Saalfelden-Magnesitfeld: bridgehead settlement at the crossing of the Glockner Route over the Urslau.

- Saalfelden-Pabing: Carolingian/Ottonian Jewish homestead, parallel to the Judendorf near Fusch on the Glockner Route.

- Iuvavum/Salzburg: successor settlement to Reichenhall/Ad Salinas, bridgehead settlement at the crossing of the Salzach, the only *municipium* of Emperor Claudius north of the Alps, starting point for river transport in the direction of Passau and land transport towards Lentia/Linz.

- Tergolape: should be sought in the area of Schwanenstadt/Upper Austria. Venetian name meaning »Little Market on the Water« or similar, intersection of the salt road coming via the Trauntal from Hallstatt with the north-eastern extension of the Glockner Route.

- Hörsching, borough Neubau/district Linz-Land: one of the largest late Celtic lowland settlements of Austria, no continuity into the Roman period. Situated at the intersection of the ›Norican Highway‹ (G. Alföldy) coming over Neumarkter Sattel, Hohentauern and the Pyhrn Pass with the north-eastern extension of the Glockner Route. Findspot of, amongst other things, 54 Boiian gold coins.

- Kerschbaumer Sattel: passage of a salt road, documented in the 9th century, over the Böhmerwald.

- Prag-Závist: the largest known *oppidum* of the Latène period in Europe, and probably the earliest. Is this settlement type influenced by Hellenistic large-scale forts and intermediated by Noreia?

THE CONQUEST OF NATURE

Goods were transported over the Glockner Route on the back of people and animals. This enabled short, but steep ascents and the rapid overcoming of great differences in elevation through all climate zones. Pollen analysis has made a not insignificant contribution to the knowledge of many questions regarding methods of transport, seasonal connections, the relationship between carriers and pack animals, etc., as well as the paleo-ecology in general (Chapter 4.5 [K. Oeggl]). The Glockner Route would be predestined for this, because its course runs through a large, enclosed space of nature and traverses all altitudinal levels.

The preferred transportation season in the Middle Ages and modern period was the so-called bad season (Chapter 2.5 [C. Rohr]): when agricultural activities paused, life moved into the high regions. The starting points were the so-called Tauern Houses, whose landlords were obliged to keep the ascent routes clear. Since the bridle path often could not be identified for months, poles in the snow must have indicated the way. A route's suitability for use in the winter was very much dependent on the danger of avalanches. A packed snow cover made the pulling of transport goods possible, which was above all advantageous for the descent into the valley. Nevertheless, hardship, snow, cold and steep cliffs always caused casualties. It is questionable whether one may assume a similar system of transportation for antiquity, because ancient society was much more structured and based on the division of labour than was the post-antique rural population. This is expressed in the fact that the Medieval and early modern periods are differentiated by their highly compartmentalized, even petty system of tolls compared to the extremely broadly reticulated toll system of antiquity.

The actual difficulties of an Alpine crossing lie not in the upper mountain regions, but in the areas of ascent, where log jams create bogs and small lakes, and where the conditions constantly change. In addition to the infamous north-western weather conditions on the northern side of the Alps, in the historical period the deforestation of entire wooded areas for mining and for boiling saline at Reichenhall must be considered as well. The situation was the worst in the Pinzgau region: here, due to bottlenecks both in the Salzach (Embacher Blaike) and the Saalach (downriver from Lofer) a proper amphibious landscape existed until the mid-19th century. In the historical period, the flood waters attained such dimensions in the Pinzgau area that the Salzach united with the Zeller Lake, flowing over the flat watershed into the Saalfeldner Basin. In total, about 170 settlement names are attested in Salzburg province which incorporate the form -moos- (= swamp, marsh), and even almost 190 with the Middle High German form -ouwe- (= Modern High German -au = land fed by water). It is completely uncertain to what extent the Val Canale was accessible for continuous travel[3].

Melioration and river regulation have dramatically altered the landscape of the bodies of water in the eastern Alpine region. That the Alpine waters were previously much more unpredictable is comprehensible via the fact that bridgehead settlements grew up at the crossing of the Glockner Route over the rivers (Concordia at the Tagliamento, Loncium at the Gail, Oberdrauburg at the Drau, Bruck on the Glockner Route at the Salzach, Saalfelden-Magnesitwerk on the Urslau).

[3] Mirta Faleschini wrote a dissertation, not yet published, at the University of Udine on this theme in 2012.

Strabo/Polybius attest to an intensive river transport in Cisalpina, not only downriver but also upriver. The existence of river transport on the great rivers, such as the Drau, Salzach, Tagliamento, etc., which flow out of the Alps stands to reason, and therefore we should assume the presence of landing stages along the Glockner Route at Iulium Carnicum, Aguntum and Iuvavum. Moreover, sporadic finds of ships' votives (Rainberg in Salzburg, Dürrnberg near Hallein, Magdalensberg) as well as the location of high settlements along rivers (Teurnia, Biberg near Saalfelden) allow the assumption that smaller, inner Alpine rivers were also traversed.

In antiquity and later, the Radstädter Tauern (western part of the Niedere Tauern) developed into competition for the Glockner Route. Although the maintenance of the route here was indeed more expensive, it could be traversed by a horse and cart. A decisive victory over nature was first gained in the 20th century, when dynamite and heavy equipment made possible the construction of the Großglockner Alpine Highroad. Not in their wildest fantasies would the Celtic, Roman, Medieval and early modern carriers and haulers have been able to imagine such a convenient north-south connection over the high Alpine ranges.

Ortolf Harl
Translation: Sarah Cormack

ABGEKÜRZT ZITIERTE LITERATUR

Abkürzungen und Zitierweise folgen den Richtlinien des Österreichischen Archäologischen Institut, s. <http://www.oeai.at>.

Aboling 2006	S. Aboling, The Attribute »Jude« in Historic Vernacular Plant Names in Germany, Aschkenas 16, 2006, 583–623.
Alexander 1985	J. Alexander, The production of salt and salt-trading networks of central and western Europe in 1st millennium B.C., in: M. Liverani – A. Palmieri – R. Peroni, Studi di paletnologia in onore di Salvatore M. Puglisi (Rom 1985) 563–569.
Alföldy 1966	G. Alföldy, Taurisci und Norici, Historia 15, 1966, 224–241.
Alföldy 1969a	G. Alföldy, Epigraphica Norica, Epigraphische Studien 8 (Düsseldorf 1969).
Alföldy 1969b	G. Alföldy, Die Personennamen in der römischen Provinz Dalmatia (Heidelberg 1969).
Alföldy 1974	G. Alföldy, Noricum (London 1974).
Alzinger 1959	W. Alzinger, Aguntum. Vorläufiger Bericht über die Grabungen in den Jahren 1955 bis 1957, ÖJh 44, 1959, 76–140.
Alzinger 1960a	W. Alzinger, Stadtmauerprobleme, ÖJh 44, 1960, 4–30.
Alzinger 1960b	W. Alzinger, Ausgrabung 1959 in Aguntum, PAR 10, 1960, H. 1/2, 4–6.
Alzinger 1974	W. Alzinger, Stribach, Gem. Dölsach, BH Lienz, FÖ 13, 1974, 131–132.
Alzinger 1977a	W. Alzinger, Aguntum 1976, PAR 27, 1997, H. 3–5, 12–15.
Alzinger 1977b	W. Alzinger, Das Municipium Claudium Aguntum, in: ANRW II 6 (Berlin 1977) 380–413.
Alzinger 1985	W. Alzinger, Aguntum und Lavant, Führer durch die römerzeitlichen Ruinen Osttirols (Wien 1985).
Angeli 1969	S. Angeli, La pieve di Santo Stefano di Cavazzo (Udine 1969).
Anreiter 1999	P. Anreiter, »Mia und di Andern«. Zu einigen vorrömischen Ethnonymen, Österreichische Namensforschung 27/3, 1999, 1–7.
Anreiter 2001	P. Anreiter, Die vorrömischen Namen Pannoniens, Archaeolingua Series minor 16 (Budapest 2001).
Aronius 1970	J. Aronius (Hrsg.), Regesten zur Geschichte der Juden im Fränkischen und Deutschen Reiche bis zum Jahre 1273 (Berlin 1887–1902, Nachdruck Hildesheim 1970).
Auer 2008	M. Auer, Municipium Claudium Aguntum – Zur Datierung der Stadtmauer, ÖJh 77, 2008, 7–38.
Bakker 1986	L. Bakker, Ausgrabungen an der Kornhausgasse in der Provinzhauptstadt Augusta Vindelicum – Augsburg, Das archäologische Jahr in Bayern 1985 (1986) 101–104.
Bakker 2000	L. Bakker, Augusta Vindelikum. Augsburgs Weg vom römischen Garnisonsort zur Hauptstadt Raetiens, in: L. Wamser (Hrsg.), Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer. Ausstellungskatalog Rosenheim 2000 (München 2000) 88–94.
Bandelli 1988	G. Bandelli, Ricerche sulla colonizzazione romana della Gallia cisalpina (Rom 1988).
Bandelli – Fontana 2001	G. Bandelli – F. Fontana (Hrsg.), Iulium Carnicum. Centro Alpino tra Italia e Norico dalla protostoria all'età imperiale, Studi e Ricerche sulla Gallia Cisalpina 13 (Rom 2001).
Banzi u. a. 2011	E. Banzi – V. Barbacovi – H. Steiner – H. Ubl, Römischer Inschriftenfund in St. Lorenzen im Pustertal, Der Schlern 85, 2011, 16–37.
Beinart 1998	H. Beinart, Geschichte der Juden. Atlas der Verfolgung und Vertreibung im Mittelalter (Augsburg 1998).
Bender 1979	H. Bender, Drei römische Straßenstationen in der Schweiz: Großer St. Bernhard – Augst – Windisch, HelvA 37, 1979, 2–15.
Bentz 1992	M. Bentz, Etruskische Votivbronzen des Hellenismus (Florenz 1992).
Berger 2005	L. Berger, Der Menora-Ring von Kaiseraugst. Jüdische Zeugnisse römischer Zeit zwischen Britannien und Pannonien, FiA 36 (Augst 2005).
Beschi 1962	L. Beschi, I bronzetti romani di Montorio Veronese. Memorie dell'istituto veneto di scienze, lettere ed arti, Classe di scienze morali e lettere 33, 2 (Venedig 1962).
Betic – Bernardini – Montagnari Kokelj 2008	A. Betic – F. Bernardini – E. Montagnari Kokelj, I castellieri di Trieste tra Corso e mare, in: R. Auriemma – S. Karinja (Hrsg.), Terra di mare: l'archeologia del paesaggi costieri e le variazoni climatiche (Triest 2008) 25–37.

Beutler – Hameter 2005	F. Beutler – W. Hameter (Hrsg.), Eine ganz normale Inschrift … Festschrift Ekkehard Weber, Althistorisch-epigraphische Studien 5 (Wien 2005).
Binsfeld u. a. 1988	W. Binsfeld – K. Goethert-Polaschek – L. Schwinden, Katalog der römischen Steindenkmäler des Rheinischen Landesmuseums Trier. Götter- und Weihedenkmäler (Mainz 1988).
Birley 1988	A. R. Birley, The African Emperor. Septimius Severus (London 1988).
Bishop 1988	M. C. Bishop, Cavalry equipment of the Roman Army in the first century A. D., BAR-IntSer 394 (Oxford 1988) 67–195.
Blondel 1947	L. Blondel, L'Hospice du Grand St.-Bernard, Vallesia 2, 1947, 19–23.
Bol 1978	P. C. Bol, Großplastik aus Bronze in Olympia, OF 9 (Berlin 1978).
Bol 1985	P. C. Bol, Antike Bronzetechnik. Kunst und Handwerk antiker Erzbildner (München 1985).
Bol 2002	P. C. Bol (Hrsg.), Geschichte der antiken Bildhauerkunst I. Frühgriechische Plastik (Mainz 2002).
Bosio 1997	L. Bosio, Le strade romane della Venetia e dell'Histria ²(Padua 1997).
Boucher 1976	S. Boucher, Recherches sur les bronzes figurés de Gaule pré-romaine et romaine, BEFAR 228 (Rom 1976).
Brand 1995	C. Brand, Zur eisenzeitlichen Besiedlung des Dürrnbergs bei Hallein, Internationale Archäologie 19 (Espelkamp 1995).
Brein 1980	F. Brein, Das Aguntiner Kuckucksei, RÖ 8, 1980, 5–26.
Brunaux 1999	J.-L. Brunaux – M. Amandry – V. Brouquier-Reddé, Ribemont-sur-Ancre (Somme). Bilan préliminaire et nouvelles hypothèses, Gallia 56, 1999, 177–283.
Brusin 1940	G. Brusin, Gli scavi di San Lorenzo di Sebato. Il probabile mercato pubblico della mansio, Atesia Augusta 2, 1940, 17–19.
Brusin 1972	G. Brusin, Führer durch Aquileia (Padua 1972).
Bücheler 1908	F. Bücheler, Saturnier des Tuditanus cos. 625/129, RhM 63, 1908, 321–328.
Bulle 1948	H. Bulle, Geleisestraßen des Altertums, SBMünchen 1947 (1948) H. 2, 1–133.
Burmeister 1998	S. Burmeister, Vicus und spätrömische Befestigung von Seebruck-Bedaium, Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte A76 (Kallmünz 1998).
Buora 1987	M. Buora, Tra Tagliamento e lago di Cavazzo. Alla ricerca della viabilità e degli insediamenti dell'antichità, in: Val dal Lac (Udine 1987) 15–24.
Buora 1990	M. Buora, Viabilità e insediamenti nell'antico Friuli. Un problema di continuità, in: La Venetia nell'area Padana-Danubia. Le vie di communicazione: convegno internazionale, Venezia, 6–10 aprile 1998 (Padua 1990) 41–57.
Busson 1998	D. Busson, Carte Archéologique de la Gaule (Paris 1998).
Callegher 1988	B. Callegher, Notiziario Epigrapfico, AquilNost 59, 1988, 298–300.
Canali de Rossi 1999	F. Canali de Rossi, Il restauro del passaggio al Monto Croce Carnico sotto Valentiniano, Valente e Graziano, Tyche 14, 1999, 23–28.
Cannarella 1981	D. Cannarella, Note di aggiornamento, in: C. Marchesetti, I Castellieri preistorici di Trieste e della regione giulia (Triest 1903, Neudruck Triest 1981) 243–273.
von Carnap-Bornheim – Friesinger 2005	C. v. Carnap-Bornheim – H. Friesinger (Hrsg.), Wasserwege: Lebensadern – Trennungslinien (Neumünster 2005).
Cartellieri 1926	W. Cartellieri, Die römischen Alpenstraßen über den Brenner, Reschen – Scheideck und Plöckenpass mir ihren Nebenlinien, Philologus Suppl. 18/1 (Leipzig 1926).
Caseldine – Hatton 1996	C. Caseldine – J. Hatton, Early land clearance and wooden trackway construction in the third and fourth Millennia BC at Corlea, Co. Longford, Biology and Environment 96B, 1996, 11–19.
Càssola 1979	F. Càssola, Le popolazioni preromane del Friuli nelle fonti letterarie, Antichità Altoadriatiche 15, 1979, 83–112.
Càssola Guida 1978	P. Càssola Guida, Bronzetti a figura umana dalle collezioni dei Civici Musei di Storia ed Arte di Trieste (Venedig 1978).
Càssola Guida 1989	P. Càssola Guida, I bronzetti friulani a figura umana tra protostoria ed età della romanizzazione (Rom 1989).
Càssola Guida – Càssola 2002	P. Càssola Guida – F. Càssola, Tergeste preromana e romana: nuove considerazioni, in: La necropoli di San Servolo. Veneti, Istri, Celti e Romani nel territorio di Trieste (Triest 2002) 7–16.
Càssola Guida – Montagnari Kokelj 2006	P. Càssola Guida – E. Montagnari Kokelj, Produzione di sale nel golfo di Trieste: un'attività probabilmente antica, in: Studi di protostoria in onore di Renato Peroni (Florenz 2006) 327–332.
Chapman 2005	E. M. Chapman, A Catalogue of Roman Miliary Equipment in the National Museum of Wales, BAR 388 (Oxford 2005).

Chieco Bianchi 1992	A. M. Chieco Bianchi, Museo Nazionale Atestino Este. Itinerari dei musei, gallerie, scavi e monumenti d'Italia 10 (Rom 1992).
Chieco Bianchi 2002	A. M. Chieco Bianchi, Le statuette di bronzo dal santuario di Reitia a Este (Mainz 2002).
Chioffi 1999	L. Chioffi, Caro: Il mercato della carne nell'occidente Romano. Riflessi epigrafici ed iconografici (Rom 1999).
Christlein 1963	R. Christlein, Ein römisches Gebäude in Marzoll, Ldkr. Berchtesgaden, BayVgBl 28, 1963, 30–57.
Cociş 2004	S. Cociş, Fibulele din Dacia romană – The brooches from Roman Dacia (Cluj-Napoca 2004).
Comstock – Vermeule 1971	M. Comstock – C. Vermeule, Greek, Etruscan and Roman Bronzes in the Museum of Fine Arts Boston (Greenwich, CT 1971).
Conte 1994	G. B. Conte, Latin Literature. A History (Baltimore 1994).
Corazza – Vitri 1998	S. Corazza – S. Vitri, »La necropoli di Misincinis dopo lo scavo: Primi risultati delle indagini 1995–1997«, Ausstellungskatalog (Paularo 1998).
Crawford 1987	M. Crawford, Produzione e uso della moneta nel Sud-Est della Gallia Cisalpina, in: D. Vitali (Hrsg.), Celti ed Etruschi nell'Italia Centro-Settentrionale dal V secolo a.C. alla romanizzazione. Atti del Colloquio internazionale, Bologna 12–14 aprile 1985 (Bologna 1987) 495–497.
Crevatin 1988	F. Crevatin, Pagine di storia linguistica istriana VI, Atti e Memorie della Società Istriana di Archeologia e Storia patria 78, 1988, 327–331.
Cristofani 1985	M. Cristofani, I bronzi degli Etruschi (Novara 1985).
Cüppers 1994	H. Cüppers, Die Kopie der ›Igler Säule‹ in neuem Gewand, AW 25, 1994, 89–94.
Cunliffe 1991	B. Cunliffe, Iron Age Communities in Britain (London 1991).
Czysz 1998	W. Czysz, Ein frühkaiserzeitlicher Handelsplatz an der Via Claudia Augusta im Lechtal bei Dietringen, in: E. Walde (Hrsg.), Via Claudia. Neue Forschungen (Innsbruck 1998) 285–307.
Czysz u. a. 1995	W. Czysz – K. Dietz – T. Fischer – H.-J. Kellner (Hrsg.), Die Römer in Bayern (Stuttgart 1995).
Daire 1994	M.-Y. Daire (Hrsg.), Le sel gaulois. Bouilleurs de sel et ateliers de briquetages armoricains à l'Age du Fer (Saint-Malo 1994).
Dal Ri – Di Stefano 2002	L. dal Ri – S. di Stefano (Hrsg.), Archäologie der Römerzeit in Südtirol – Archaeologia romana in Alto Adige, Forschungen zur Denkmalpflege in Südtirol 1 (Bozen 2002).
Dal Ri – Di Stefano 2005	L. dal Ri – S. di Stefano, Littamum, una mansio nel Noricum, BARIntSer 1462 (Oxford 2005).
Deimel 1987	M. Deimel, Die Bronzekleinfunde vom Magdalensberg (Klagenfurt 1987).
Degen 1981	R. Degen, Römische Standartenfragmente vom Summus Poeninus, ZSchwA 38, 1981, 244–259.
Dembski 1971	G. Dembski, Die keltischen Fundmünzen von Aguntum, NumZ 86, 1971, 43–50.
Dembski 1972	G. Dembski, Die keltischen Fundmünzen Österreichs, NumZ 87/88, 1972, 37–73.
Dembski 1978	G. Dembski, Zlapp und Hof, Gem. Heiligenblut, BH Spittal an der Drau, FÖ 17, 1978, 447.
Dembski 1986	G. Dembski, Die Münzen aus dem Lueg-Vanal und vom Hausstein, ArchA 70, 1986, 14–22.
Dembski 1998	G. Dembski, Münzen der Kelten (Wien 1998).
Dembski 2001	G. Dembski, Die Fundmünzen vom Mallnitzer Tauern – norische und tauriskische Obole, NumZ 108/109, 2001, 33–52.
Dembski – Lippert 1999	G. Dembski – A. Lippert, Keltische und römische Münzopfer am Mallnitzer Tauern, in: Gold in den Alpen. Ausstellungskatalog (Klagenfurt 1999) 37–42.
Demetz 1999	S. Demetz, Fibeln der Spätlatène- und frühen römischen Kaiserzeit in den Alpenländern. Frühgeschichtliche und provinzialrömische Archäologie. Materialien und Forschungen 4 (Rahden/Westfalen 1999).
Deringer 1953	H. Deringer, Die römischen Meilensteine in der Provinz Noricum, in: G. Moro (Hrsg.), Beiträge zur älteren europäischen Kulturgeschichte. Festschrift Rudolf Egger (Klagenfurt 1953) II, 286–314.
De Ruyt 1983	C. de Ruyt, Macellum. Marché alimentaire des Romains (Louvain-la Neuve 1983).
Dietz 1995	K. Dietz, Die Römer in Bayern (Stuttgart 1995).
Dobesch 1980	G. Dobesch, Die Kelten in Österreich nach den ältesten Berichten der Antike – Das norische Königreich und seine Beziehungen zu Rom im 2. Jh. v. Chr. (Wien 1980).
Dobesch 2001	G. Dobesch, Kelten und Germanen. Ausgewählte Schriften II (hrsg. von H. Heftner – K. Kurt Tomaschitz) (Köln 2001).

Dolenz 1940	H. Dolenz, Der spätantike Turm in Mauthern, ÖJh 32, 1940, Beibl. 35–38.
Donat – Pichler – Sedlmayer 2002	P. Donat – E. Pichler – H. Sedlmayer, Aspekte spätkeltischer und frührömischer Siedlungsentwicklung in Wien-Landstraße, FWien 5, 2002, 76–101.
Donat – Righi – Vitri 2007	P. Donat – G. Righi – S. Vitri, Pratiche cultuali nel Friuli settentrionale tra tarda età del ferro e prima età imperiale, in: S. Groh – H. Sedlmayer (Hrsg.), Blut und Wein. Keltisch-römische Kultpraktiken, Protohistoire Européenne 10 (Montagnac 2007) 91–117.
Dopsch – Spatzenegger 1981	H. Dopsch – H. Spatzenegger (Hrsg.), Geschichte Salzburgs I. Vorgeschichte – Altertum – Mittelalter (Salzburg 1981).
Dopsch – Spatzenegger 1995	H. Dopsch – H. Spatzenegger (Hrsg.), Geschichte Salzburgs II. Neuzeit und Zeitgeschichte (Salzburg 1995).
Drack – Fellmann 1988	W. Drack – R. Fellmann, Die Römer in der Schweiz (Stuttgart 1988).
Drda 2002	P. Drda, Wirtschaftliche Strukturen am Beispiel böhmischer Oppida (Zavist), in: C. Dobiat – S. Sievers – T. Stöllner (Hrsg.), Dürrnberg und Manching. Wirtschaftsarchäologie im ostkeltischen Raum, Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte 6 (Bonn 2002) 287–296.
Drescher-Schneider 2003	S. Drescher-Schneider, Pollenanalytische Untersuchungen an einem Bodenprofil im Zusammenhang mit dem urgeschichtlichen Brandopferplatz auf dem Sölkpass (1780 m NN, Nieder Tauern, Steiermark), in: F. Mandl (Hrsg.), 2003: Sölkpass. Ein über 6000 Jahre alter Saumpfad über die Alpen (Gröbming 2003) 89–112.
Duval 1973	P.-M. Duval, Esus und seine Werkzeuge auf Denkmälern in Trier und Paris, TrZ 36, 1973, 81–88.
Duval 1989	P.-M. Duval, Travaux sur la Gaule (1946–1986), École de Française de Rome 116 (Rom 1989).
EDH	Epigraphische Datenbank Heidelberg ‹http://edh-www.adw.uni-heidelberg.de/home›.
Egger 1913	R. Egger, Aguntum. Die Grabungen des österreichischen archäologischen Institutes in den Jahren 1912–1913, ÖJh 16, 1913, Beibl. 95 f.
Egger 1914	R. Egger, Ausgrabungen in Noricum 1912/13, ÖJh 17, 1914, Beibl. 5–16.
Egger 1948	R. Egger, Teurnia (Klagenfurt 1948).
Egger 1962	A. Betz – Gotbert Moro (Hrsg.), Römische Antike und frühes Christentum. Ausgewählte Schriften von Rudolf Egger I (Klagenfurt 1962).
Eibner 1975	C. Eibner, Urgeschichte und Hochalpenregion, in: Österreichischer Alpenverein (Hrsg.), Festschrift 100 Jahre Rudolfshütte 1875–1975 (Wien 1975) 4 f.
Eichner – Istenič – Lovenijak 1994	H. Eichner – J. Istenič – M. Lovenijak, Ein römerzeitliches Keramikgefäß aus Ptuj (Pettau, Poetovio) in Slowenien mit Inschrift in unbekanntem Alphabet und epichorischer (vermutlich keltischer) Sprache, AVes 45, 1994, 131–142.
Ellmers 1989	D. Ellmers, Die Archäologie der Binnenschifffahrt in Europa nördlich der Alpen, in: H. Jankuhn – W. Kimmig – E. Ebel (Hrsg.), Untersuchungen zu Handel und Verkehr der vor- und frühgeschichtlichen Zeit in Mittel- und Nordeuropa 5 (Göttingen 1989) 291–350.
Ertel 1998	C. Ertel, Grabungen von Alexander Gaheis in Favianis/Mautern (1930), FÖ 37, 1998, 91–99.
Espérandieu – Rolland 1959	E. Espérandieu – H. Rolland, Bronzes antiques de la Seine-Maritime, Gallia Suppl. 12 (Paris 1959).
Faleschini 2001	M. Faleschini, Viabilità alpina e presenze insediative tra Alto Tagliamento e Val Canale, in: La viabilità romana in Italia, Journal of Ancient Topography 9, 2001, 37–50.
Fauduet 2001	I. Fauduet, Les fibules, in: C. Pommeret (Hrsg.), Le sanctuaire antique des Bolards à Nuits-Saint-Georges (Côte-d'Or), RAE Suppl. 16 (Dijon 2001) 187–195.
Felsch 1980	R. C. S. Felsch, Altar und Weihungen der provisorischen Kultstätte, in: R. C. S. Felsch (Hrsg.), Apollon und Artemis oder Artemis und Apollon? Bericht von den Grabungen im neu entdeckten Heiligtum bei Kalapodi 1973–1977, AA 1980, 89–99.
Fjelldal – Krzywinski – Soltved 1983	K. Fjelldal – S. Krzywinski – E. C. Soltved, Recent palaeoethnobotanical work at the Mediaeval excavations at Bryggen, Bergen, Norway, in: B. Proudfoot (Hrsg.), Site, environment and economy, BARIntSer 173 (Oxford 1983) 145–169.
Flego – Rupel 1993	S. Flego – L. Rupel, I castellieri della provincia di Trieste (Triest 1993).
Fleischer 1961	R. Fleischer, Antike Bronzestatuetten im Salzburger Museum Carolino Augusteum, JSM 7, 1961, 27–36.
Fleischer 1967	R. Fleischer, Die römischen Bronzen aus Österreich (Mainz 1967).
Fleischer 1973	R. Fleischer, Zum Fundort der Herkulesstatuette vom Hochtor, PAR 23, H. 5/6, 1973, 18–19.
Fleischer 1974	R. Fleischer, Nochmals zum Fundort der Herkulesstatuette vom Hochtor, PAR 24, 1974, H. 3/4, 13.

Fogolari – Gambacurta 2001	G. Fogolari – G. Gambacurta (Hrsg.), Materiali veneti preromani e romani del santuario di Lagole di Calalzo al Museo di Pieve di Cadore (Rom 2001).
Fogolari – Prosdocimi 1988	G. Fogolari – A. L. Prosdocimi, I Veneti Antichi (Padua 1988).
Formigli 1981	E. Formigli, Bemerkungen zur technischen Entwicklung des Gußverfahrens griechischer Bronzestatuen, Boreas 4, 1981, 15–24.
Franz – Neumann 1965	L. Franz – A. R. Neumann (Hrsg.), Lexikon der Ur- und Frühgeschichtlichen Fundstätten Österreichs (Wien 1965).
Franzoni 1973	L. Franzoni, Bronzetti romani dei Museo Archeologico di Verona, Collezioni e Musei Archeologici del Veneto 3 (Venedig 1973).
Fries-Knoblach 2001	J. Fries-Knoblach, Gerätschaften, Verfahren und Bedeutung der eisenzeitlichen Salzsiederei in Mittel- und Nordwesteuropa, Leipziger Forschungen zur ur- und frühgeschichtlichen Archäologie 2 (Leipzig 2001).
Friesinger – Tejral – Stuppner 1994	H. Friesinger – J. Tejral – A. Stuppner (Hrsg.), Markomannenkriege – Ursachen und Wirkungen, Spisy Archeologìckého ústavu av Cr Brno 1 (Brünn 1994).
Fuhrmann 1941	H. Fuhrmann, Archäologische Grabungen und Funde in Italien, Albanien und Libyen Oktober 1939–Oktober 1941, AA 56, 1941, 329–733.
Gabelmann 1973	H. Gabelmann, Werkstattgruppen der oberitalischen Sarkophage (Bonn 1973).
Gärntner 1991	C. Gärtner, Das Rauriser Tauernhaus, in: F. Koller, Das Rauriser Tauernhaus 1491–1991 (Neukirchen am Großvenediger 1991) 37–52.
Gallo 2001	C. Gallo, Le monete del Gran San Bernardo, Bulletin d'études préhistoriques alpines – Aoste (BEPA) 12, 2001, 155–162.
Gambacurta 2001	G. Gambacurta, Da Montebelluna a Gurina: Un ›pellegrinaggio‹ attraverso i luoghi votivi della valle del Piave nell'età del ferro, in: E. Cason (Hrsg.), Uso dei valichi alpini orientali dalla preistoria ai pellegrinaggi medievali. Atti del Convegno Uso dei Valichi Alpini Orientali dalla Preistoria ai Pellegrinaggi Medievali, Belluno, 23–24 ottobre 1999 (Udine 2001) 97–110.
Gamper 2004	P. Gamper, Vorbericht zur Grabungskampagne 2004 auf der Gurina im oberen Gailtal, Kärnten, ArchA 88, 2004, 121–168.
Gamper 2007	P. Gamper, Tiberius ac Noricos imperio nostro armis subiunxit – Zur römischen Besetzung Noricums durch die Grabungskampagne 2005 auf der Gurina, AKorrBl 37, 2007, 421–440.
Garbsch 1965	J. Garbsch, Die norisch-pannonische Frauentracht im 1 und 2. Jahrhundert, MünchBeitrVFG (München 1965).
Gaspari 1998	A. Gaspari, Das Frachtschiff aus Lipe im Moor von Laibach (Ljubljana), JbRGZM 45, 1998, 527–550.
Gasperini 1992	L. Gasperini (Hrsg.), Rupes Loquentes. Atti del convegno internazionale di studio sulle iscrizioni rupestri di età romana in Italia, Roma – Bomarzo 13.–15. X. 1989 (Rom 1992).
Gassner 1985/1986	V. Gassner, Zu Funktion und Datierung der Stadtmauer von Aguntum, RÖ 13/14, 1985/1986, 77–100.
Gehrig 1975	U. Gehrig, Zum samischen Opferträger in der Antikenabteilung, JbBerlMus 17, 1975, 45–50.
Gehrig 1979	U. Gehrig, Frühe griechische Bronzegusstechniken, AA 1979, 547–558.
Geiser 1989	A. Geiser, Grand-Saint-Bernard, Les monnaies antiques, Ausstellungsführer (Lausanne 1989).
Ghislanzoni 1938	E. Ghislanzoni, Iscrizioni confinarie incise su roccia scoperte nel Bellunese, Athenaeum 16, 1938, 276–290.
Gietl 2006	R. Gietl, Die römischen Hinterlassenschaften auf dem Plöckenpass, in: E. Walde – G. Grabherr (Hrsg.), Via Claudia Augusta und Römerstraßenforschung im östlichen Alpenraum, Ikarus 1 (Innsbruck 2006) 409–433.
Giovannini 1985	A. Giovannini, Le sel et la fortune de Rome, Athenaeum 63, 1985, 3/4, 373–387.
Glaser 1983	F. Glaser, Die römische Stadt Teurnia (Klagenfurt 1983).
Glaser 1992	F. Glaser, Teurnia. Römerstadt und Bischofssitz (Klagenfurt 1992).
Glaser 1997	F. Glaser, Frühes Christentum im Alpenraum. Eine archäologische Entdeckungsreise (Graz 1997).
Gleirscher 2001	P. Gleirscher, Norische Könige. Historische Quellen und archäologischer Befund, PZ 76, 2001, 87–104.
Gleirscher 2006	P. Gleirscher, Eisenzeitliche Höhensiedlungen in Kärnten im Lichte von Fragen nach Wirtschaft, Macht und Strategie, in: A. Krenn-Leeb (Hrsg.), Wirtschaft, Macht und Strategie – Höhensiedlungen und ihre Funktion in der Ur- und Frühgeschichte, AÖ Spezial 1 (Wien 2006) 223–232.
Gleirscher 2012	P. Gleirscher, Ausgrabungen und Forschungen, Rudolfinum 2011 (Klagenfurt 2012) 18.

Göbl 1973	R. Göbl, Typologie und Chronologie der keltischen Münzprägung in Noricum (Wien 1973).
Göbl 1987/1988	R. Göbl, Die Prägegemeinschaft der reguli in Noricum vor der römischen Landnahme und die Konsequenzen für die Geschichtsforschung, RÖ 15/16, 1987/1988, 63–81.
Göbl 1992	R. Göbl, Münzprägung und Geldverkehr der Kelten in Österreich, SBWien 597 (Wien 1992).
Göbl 1994	R. Göbl, Die Hexadrachmenprägung der Großboier (Wien 1994).
Goffriller 2009	G. Goffriller (Hrsg.), Kyselak. Skizzen einer Fußreise durch Österreich (Salzburg 2009).
Gorini 1976	G. Gorini, Aspetti della circolazione monetaria nel III.–II. sec. a.C. in Alto Adriatico: I bronzi tolemaici, Atti e Memorie della Società Istriana di Archeologia e Storia Patria 76, 1976, 43–49.
Gorini 2005	G. Gorini, Il ripostiglio di Enemonzo e la monetazione del Norico (Padua 2005).
Gosselin – Leman-Delerive – Seillier 1984	J.-Y. Gosselin – G. Leman-Delerive – C. Seillier, Le site protohistorique de Vron (Somme). Silos réutilisés comme sépultures, in: Les Celtes en Belgique et dans le Nord de la France. Les fortifications de l'Age du Fer, Actes du sixième colloque de l'Association Francaise d'Etude de l'Age du Fer (AFEAF) tenu à Bavay et Mons, 1er–3 mai 1982, Revue du Nord, numéro spécial hors série (Lille 1984) 33–40.
Gostenčnik 2001	K. Gostenčnik, Die Ausgrabung in Oberdrauburg, Rudolfinum 2001 (Klagenfurt 2002) 112–115.
Götterwelten 2007	Götterwelten. Tempel – Riten – Religionen in Noricum. Sonderausstellung Landesmuseum Kärnten (Klagenfurt 2007).
Gouletquer 1969	P.-L. Gouletquer, Etudes sur les briquetages (IV), Annales de Bretagne 76, 1, 1969, 119–147.
Grabherr 2001	G. Grabherr, Michlhallberg. Schriftenreihe des Kammerhofmuseums Bad Aussee 22, 2001, 392.
Grabherr 2006	G. Grabherr, Die Via Claudia Augusta in Nordtirol – Methode, Verlauf, Funde, in: E. Walde – G. Grabherr (Hrsg.), Via Claudia Augusta und Römerstraßenforschung im östlichen Alpenraum, Ikarus 1 (Innsbruck 2006) 35–336.
Grabherr – Kainrath 2011	G. Grabherr – B. Kainrath (Hrsg.), Die spätantike Höhensiedlung auf dem Kirchbichl von Lavant. Eine archäologische und archivalische Spurensuche, Ikarus 5 (Innsbruck 2011).
Grassl 1968	H. Grassl, Arrians Zeugnis zur Geldwirtschaft im antiken Ostalpenraum, in: Studia Numismatica Labacensia (Laibach 1968) 11–13.
Grassl 1994	H. Grassl, Zur Logistik antiker Wanderbewegungen, Geographica Historica 7 (Stuttgart 1994).
Gschwantler – Winter 1991	K. Gschwantler – H. Winter, Bronzewerkstätten in der Austria Romana. Ein Forschungsbericht, RÖ 17/18, 1989/1990, 107–142.
Gschwantler 1986	K. Gschwantler, Guß + Form. Bronzen aus der Antikensammlung. Wien, Kunsthistorisches Museum, Antikensammlung, Sonderausstellung (Wien 1986).
Gugl 1995	C. Gugl, Die römischen Fibeln aus Virunum (Klagenfurt 1995).
Gugl 2000	C. Gugl, Archäologische Forschungen in Teurnia. Die Ausgrabungen in den Wohnterrassen 1971–1978. Die latènezeitlichen Funde vom Holzer Berg, SoSchrÖAI 33 (Wien 2000).
Gugl 2001	C. Gugl, Das Umland Teurnias vom 2. Jh. v. Chr. bis in das 1. Jh. n.Chr., AVes 52, 2001, 303–349.
Hafner 2009	A. Hafner, Lenk-Schnidejoch. Archäologie zwischen Gletschern und Gipfeln, ZSchwA 32, 2009, 20–27.
Hainzmann 2006	M. Hainzmann, Bedaios und das sacrum Alo(v)narum, in: M. G. Angeli Bertinelli – A. Donati (Hrsg.), Misuare il tempo. Misurare lo spazio. Atti del Colloquio AIEGL-Borghesi (Bertinore, 20–23 ottobre 2005) (Bologna 2006) 455–475.
Hainzmann 2010	M. Hainzmann, Iuvavus – Römischer Stadtgott oder norische Flussgottheit?, RÖ 33, 2010, 23–32.
Harding 2000	A. Harding, European Societies in the Bronze Age (Cambridge 2000).
Harl 1985	O. Harl, Gallo-römische Umgangstempel in Österreich?, AKorrBl 15, 1985, 217–234.
Harl 1989	O. Harl, Wie heilig ist der Ulrichsberg in Kärnten?, ArchA 73, 1989, 101–115
Harl 1993	O. Harl, Die Stellung der Frau bei den einheimischen Stämmen Nordpannoniens. Eine sozial- und kunstgeschichtliche Studie, BudReg 30, 1993, 7–37.
Harl 1996a	O. Harl, KG Seidlwinkl, MG Rauris, VB Zell am See, FÖ 35, 1996, 522–524.
Harl 1996b	O. Harl, KG Fusch, OG Fusch an der Glocknerstraße, VB Zell am See, FÖ 35, 1996, 442.
Harl – Niederstätter 2011	O. Harl – A. Niederstätter, Kaiser Friedrich III. als Nachfolger Caesars: Zwei Inschrif-

ten zur Befestigung von Tergeste/Triest, Mitteilungen des Österreichischen Staatsarchivs 55, 2011, 672–699.

Harl 1989 — O. Harl, Der Stadtplan von Virunum nach Luftaufnahmen und Grabungsberichten, JbRGZM 36, 1989, 521–598.

Harl 2011 — O. Harl, Polybios bereist um 150 v. Chr. die östliche Cisalpina und besucht die norischen Taurisker, Tyche 26, 2011, 91–139.

Hassinger 1965 — H. Hassinger, Zollwesen und Verkehr in den österreichischen Alpenländern bis um 1300, Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung 73, 1965, 292–361.

Hassinger 1976 — H. Hassinger, Die Übergänge über die Hohen Tauern vom Frühmittelalter bis ins 19. Jahrhundert, in: Die Tauernautobahn (Salzburg 1976) 215–246.

Hauthaler 1898 — W. Hauthaler, Salzburger Urkundenbuch I (Salzburg 1898).

Heftner – Tomaschitz 2004 — H. Heftner – K. Tomaschitz (Hrsg.), Ad Fontes. Festschrift Gerhard Dobesch (Wien 2004).

Heger 1974 — N. Heger, Salzburg in römischer Zeit, JSM 19, 1973 (Salzburg 1974).

Heger 1975 — N. Heger, Zell am See, Gem. Zell am See, BH Zell am See, FÖ 14, 1975, 175.

Heger 1979a — N. Heger, Kaprun, Gem. Kaprun, BH Zell am See, FÖ 18, 1979, 567–568.

Heger 1979b — N. Heger, Scheffsroth, Gem. Lofer, BH Zell am See, FÖ 18, 1979, 568–569.

Heger 1987 — N. Heger, Die Skulpturen der Stadtgebiete von Aguntum und von Brigantium, CSIR Österreich (Wien 1987).

Heger 1993 — N. Heger, Die römischen Bronzegefäße aus Zell am See, Das Kunstwerk des Monats, Salzburger Museum Carolino Augusteum 11, 1993, 63.

Heilmeyer 1979 — W.-D. Heilmeyer, Frühe olympische Bronzefiguren, OF 12 (Berlin 1979).

Hell 1937 — M. Hell, Bieberg, Kat.-Gde. Uttenhofen, Gde. Saalfelden, GB Saalfelden, VB Zell am See, FÖ 2, 1937, 297.

Hell 1952 — M. Hell, Der Bronzedolch von der Glocknerstraße, ArchA 10, 1952, 41–44.

Hell 1956 — M. Hell, Kaprun, BH Zell am See, FÖ 7, 1956/1960, 129.

Hell 1957 — M. Hell, Drei Funde der Bronzezeit aus dem inneralpinen Salzburg, ArchA 21, 1957, 6–9.

Hell 1958 — M. Hell, Neue Gräberfunde vom Bürgelstein in Salzburg, JSM 1957, 32–53.

Hell 1961a — M. Hell, Bruck an der Glocknerstraße, BH Zell am See, FÖ 8, 1961–1965, 74.

Hell 1961b — M. Hell, St. Martin bei Lofer, FÖ 8, 1961–1965, 123.

Hell 1961c — M. Hell, Lofer, FÖ 8, 1961–1965, 120.

Hell 1962 — M. Hell, Eine Römermünze aus Lofer, PAR 12, 1962, H. 9/10, 31.

Hell 1966a — M. Hell, Schwarzach im Pongau, BH St. Johann im Pongau, FÖ 9, 1966, 9.

Hell 1966b — M. Hell, Münzfunde, PAR 16, 1966, H. 3/6, 12.

Hell 1967 — M. Hell, Spätantike Basilika von Iuvavum, MGSLk 107, 1967, 71–113.

Hell 1968 — M. Hell, Der römische Gutshof von Salzburg-Liefering, MGSLk 108, 1968, 341–366.

Hell 1969 — M. Hell, Römische Baureste aus Goldegg im Pongau, JSM 15, 1969, 95–102.

Hell 1972 — M. Hell, Römische Grabfunde aus Bruck an der Glocknerstraße in Salzburg, ArchA 52, 1972, 32–42.

Hell 1974 — M. Hell, Ein Depotfund mit römischem Bronzegeschirr aus Zell am See in Salzburg, in: G. Kossak – G. Ulbert (Hrsg.), Studien zur Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie, MünchBeitrVFG, Ergänzungsbd. 1 (München 1974) 185–189.

Hell – Kobitz 1918 — M. Hell – H. Kobitz, Die prähistorischen Funde vom Rainberg in Salzburg, in: G. Kyrle, Urgeschichte des Kronlandes Salzburg, Beiträge 3 (Wien 1918) 33–34.

Hiernard 1982 — J. Hiernard, Corbilo et la route de l'étain, Bulletin de la Société des Antiquaires de l'Ouest 1982, 497–578.

Hildegard 1996 — A. Hildegard, Das Zollwesen im Fränkischen Reich und das Spätkarolingische Wirtschaftsleben. Ein Überblick über Zoll, Handel und Verkehr im 9. Jahrhundert (Stuttgart 1996).

Hill 1949 — D. K. Hill, Catalogue of Classical Bronze Sculpture in the Walters Art Gallery (Baltimore 1949).

Höck 2005 — A. Höck, Die ländliche Besiedlung Osttirols zur Römerzeit, VLMTir 85, 2005, 61–96.

Höglinger 1993 — P. Höglinger, KG Gerling, MG Saalfelden am Steinernen Meer, VB Zell am See, FÖ 32, 1993, 778.

Höglinger 1998 — P. Höglinger, Neue Grabungsergebnisse auf dem Steinbühel in Uttendorf/Pinzgau, Salzburg, AÖ 9, 1998, 39–48.

Höglinger 2001 — P. Höglinger, KG Uttendorf, OG Uttendorf, VB Zell am See, FÖ 40, 2001, 674–675.

Höglinger 2004a — P. Höglinger, Eisenzeitliche Siedlungsstrukturen im Land Salzburg, in: Archäologische Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen 13. Treffen, 25. bis 27. Juni in Pfreimd (Rahden/Westfalen 2004) 126–146.

Höglinger 2004b	P. Höglinger, Zum Problem der spätlatènezeitlich-frührömischen Siedlungskontinuität auf Höhensiedlungen des oberen Salzach- und Saalachtales im Pinzgau, Land Salzburg in: C. M. Hüssen – W. Irlinger – W. Zanier (Hrsg.), Spätlatènezeit und frühe römische Kaiserzeit zwischen Alpenrand und Donau. Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte 8 (Bonn 2004) 186–198.
Höglinger 2006	P. Höglinger, Die befestigte Höhensiedlung Uttendorf-Steinbühel (Salzburg). Ein Siedlungszentrum von überregionaler Bedeutung?, in: Wirtschaft, Macht und Strategie – Höhensiedlungen und ihre Funktionen in der Ur- und Frühgeschichte (Symposium Voitsberg 1999), AÖ Spezial 1 (Wien 2006) 201–222.
Höglinger 2007	P. Höglinger, KG Hundsdorf, FÖ 46, 2007, 46 f.
Hörburger 1982	F. Hörburger, Salzburger Ortsnamenbuch (Salzburg 1982).
Holder 1904	A. Holder, Alt-celtischer Sprachschatz (Leipzig 1904).
Horden – Purcell 2000	P. Horden – N. Purcell, The corrupting sea (Oxford 2000).
Horvat 1999	J. Horvat, Vorgeschichtliche und römische Besiedlung der Kamniške Alpe (Slowenien), in: P. Della Casa (Hrsg.), Prehistoric alpine environment, society, and economy, UPA 55 (Bonn 1999) 183–188.
Hutter – Beckel 1985	C. M. Hutter – L. Beckel, Großglockner. Saumpfad–Römerweg–Hochalpenstraße (Salzburg 1985).
IBR	F. Vollmer, Inscriptiones Baivariae Romanae (München 1915).
ICUR	I. B. de Rossi, Inscriptiones Christianae urbis Romae septimo saeculo antiquiores (Rom 1895–1915).
IlAlg	Inscriptions latines de l'Algérie (Paris 1922–).
ILCV	E. Diehl, Inscriptiones Latinae Christianae Veteres (Berlin 1925–1967).
ILJug	A. Šašel – J. Šašel, Inscriptiones Latinae quae in Iugoslavia inter annos MCMLX et MCMLXX repertae et editae sunt, Situla 19 (Laibach 1978).
ILLPRON	M. Hainzmann – P. Schubert, Inscriptionum lapidariarum Latinarum provinciae Norici usque ad annum MCMLXXXIV repertarum indices (Berlin 1986–).
ILLRP	A. Degrassi (Hrsg.), Inscriptiones Latinae liberae rei publicae I. II (Florenz 1963–1965).
InscrAqu	I. B. Brusin, Inscriptiones Aquileiae (a cura di M. Buora) I–III (Udine 1991–1993).
InscrIt	Inscriptiones Italiae (Rom 1932–).
IRConcor	G. Lettich, Iscrizioni romane di Iulia Concordia (Triest 1994).
Irlinger 1991	W. Irlinger, Die keltische Siedlung in Stöffling, Das archäologische Jahr in Bayern 1990, 76–79.
Irlinger 2002a	W. Irlinger, Bemerkungen zur Verbreitung und wirtschaftlichen Struktur der offenen latènezeitlichen Siedlungen in Südbayern, in: C. Dobiat – S. Sievers – T. Stöllner (Hrsg.), Dürrnberg und Manching. Wirtschaftsarchäologie im ostkeltischen Raum, Kolloquium Hallein/Bad Dürrnberg 7.–11. 10. 1998, Kolloquien zur Vor- und Frühgeschichte 7 (Bonn 2002) 253–264.
Irlinger 2002b	W. Irlinger, Alpine und südalpine Funde der Eisenzeit in südbayerischen Fundkomplexen – ein Überblick, in: G. Schnekenburger (Hrsg.), Über die Alpen. Menschen. Wege. Waren (Stuttgart 2002) 183–190.
Irlinger 2010	W. Irlinger, Vorgeschichtliche Nutzung der südbayerischen Alpentäler zwischen Inn und Saalach, BayVgBl 75, 2010, 107–118.
Jablonka 1995	P. Jablonka, Die Siedlung auf der Gurina im Oberen Gailtal, Carinthia 185, 1995, 119–143.
Jablonka 2001	P. Jablonka, Die Gurina bei Dellach im Gailtal, Aus Forschung und Kunst 33 (Klagenfurt 2001).
Jaksch 1925	A. Jaksch, Markt Oberdrauburg. Zur 600-jährigen Gedächtnisfeier 1325–1925 (Lienz 1925).
Jantzen 1972	U. Jantzen, Ägyptische und orientalische Bronzen aus dem Heraion von Samos, Samos 8 (Bonn 1972).
Jilek 2005	S. Jilek, Das Militär und die städischen Zentren des Hinterlandes am Beispiel von Ovilava (Wels) und Aelium Cetium (St. Pölten), RÖ 28, 2005, 163–168.
Jilek – Scherrer – Trinkl 2005	S. Jilek – P. Scherrer – E. Trinkl, Leben in Aelium Cetium, Sonder- und Wechselausstellungen der Niederösterreichischen Landesbibliothek 26 (St. Pölten 2005).
Jurgeit 1999	F. Jurgeit, Die etruskischen und italischen Bronzen sowie Gegenstände aus Eisen, Blei und Leder im Badischen Landesmuseum Karlsruhe (Pisa 1999).
Kansteiner 2000	S. Kansteiner, Herakles. Die Darstellungen in der Großplastik der Antike (Köln 2000).
Karnitsch 1972	P. Karnitsch, Die römischen Kastelle von Lentia (Linz), Tafelband, LAF Sonderh. 4, 2 (Linz 1972).

Karwiese 1975	S. Karwiese, Der Ager Aguntinus, Eine Bezirkskunde des ältesten Osttirol (Lienz 1975).
Kastler 2004	R. Kastler, Katalog, in: W. K. Kovacsovics – R. Kastler, Domgrabungsmuseum Salzburg (Salzburg 2004) 35–49.
Kastler 2008	R. Kastler (mit einem Beitrag von M. Pfisterer), Oberflächenfunde des Jahres 2005 im Bereich von Immurium/St. Margarethen in Salzburg, ÖJh 77, 2008, 131–144.
Kastler – Plötzl – Schmidl 2007	R. Kastler – H. Plötzl – W. Schmidl, KG Schwarzach I, MG Schwarzach im Pongau, VB St. Johann im Pongau, FÖ 46, 2007, 670.
Kaufmann-Heinimann 1977	A. Kaufmann-Heinimann, Die römischen Bronzen der Schweiz, I. Augst und das Gebiet der Colonia Augusta Raurica (Mainz 1977).
Kaufmann-Heinimann 1998	A. Kaufmann-Heinimann, Götter und Lararien aus Augusta Raurica. Herstellung, Fundzusammenhänge und sakrale Funktion figürlicher Bronzen in einer römischen Stadt, FiA 26 (Augst 1998).
Kellner 1961	H.-J. Kellner, Ein römischer Münzschatz im Pinzgau?, MGSLk 101, 1961, 173–182.
Kemkes 2002	M. Kemkes, Römisches Militär an der oberen Donau. Das Kastell Mengen-Ennetach, in: L. Wamser – B. Steidl, Neue Forschungen zur römischen Besiedlung zwischen Oberrhein und Enns, Schriftenreihe der Archäologischen Staatssammlung 3 (2002) 23–33.
Kenner 1978/1979	H. Kenner, Zu namenlosen Göttern der Austria Romana: Reitia, SchSt 15, 1978/1979, 109–110.
Kenner 1988a	H. Kenner, Die Herkulesstatuette von der Großglocknerstraße, AnzWien 125, 1988, 61–83.
Kenner 1988b	H. Kenner, Dea Noreia, in: Die Kultur der Kelten. 1. St. Veiter Historikergespräche 16.–18. Juni 1988 (Klagenfurt 1989) 24–28.
Kenner 1989	H. Kenner, Die Götterwelt der Austria Romana, in: ANRW II 18, 2 (Berlin 1989) 875–974.
Klein 1947	H. Klein, Brenner und Radstädter Tauern, in: Beiträge zur Geschichte und Heimatkunde Tirols. Festschrift Hermann Wopfner I, Schlern-Schriften 52 (Innsbruck 1947) 141–155.
Klein 1950	H. Klein, Der Saumhandel über die Tauern, MGSLk 90, 1950, 37–114.
Klein 1959	H. Klein, Salzburger Straßenbauten im 18. Jahrhundert, MGSLk 99, 1959, 81–110.
Klein 1961	H. Klein, Die Salzburger Alpenstraßen und ihre Bedeutung für den mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Verkehr, in: Bericht über den sechsten österreichischen Historikertag in Salzburg, veranstaltet vom Verband Österreichischer Geschichtsvereine in der Zeit vom 20. bis 23. September 1960, Veröffentlichungen des Verbandes Österreichischer Geschichtsvereine 14 (Wien 1961) 20–35.
Kleiner 1987	D. E. E. Kleiner, Roman Imperial Funerary Altars (Rom 1987).
Klose 1909	O. Klose, Eine römische Begräbnisstätte in Salzburg, JA 3, 1909, 210–213.
Klose 1910	O. Klose, Die Römerstraße über den Plöckenpass, JA 4, 1910, 124–137.
Kluge 1927	K. Kluge, Die antike Erzgestaltung und ihre technischen Grundlagen (Berlin 1927).
von Koblitz 1910	H. Frhr. von Koblitz, Funde keltischer Münzen in Karlstein bei Reichenhall und im Kronlande Salzburg, NumZ 3, 1910, 1–4.
Koller 1984	F. Koller, Salzach und Saalach als Verkehrswege im Mittelalter, in: Bericht über den fünfzehnten österreichischen Historikertag in Salzburg (Salzburg 1984) 105–115.
Koller 1988	F. Koller, Salzproduktion und Salzhandel, in: Die Bajuwaren. Von Severin bis Tassilo 488–788, Begleitbuch zur gemeinsamen Landesausstellung des Freistaates Bayern und des Landes Salzburg (Salzburg 1988) 220–222.
Koller 1991	F. Koller, Säumer, Pilger, Übertäurer, in: F. Koller, Das Rauriser Tauernhaus 1491–1991 (Neukirchen am Großvenediger 1991) 53–76.
Kopaka – Chaniotakis 2003	K. Kopaka – N. Chaniotakis, Just taste additive? Bronze Age salt from Zakros, Crete, OxfJA 22, 1, 2003, 53–66.
Kovacsovics 2001	W. K. Kovacsovics, Iuvavum – Zum Beginn und zur Entwicklung der römischen Stadt im 1. Jahrhundert, in: G. Precht – N. Zieling, Genese, Struktur und Entwicklung römischer Städte im 1. Jahrhundert n. Chr. in Nieder- und Obergermanien, Xantener Berichte 9 (Mainz 2001) 227–244.
Krämer 1957	W. Krämer, Cambodunumforschungen 1953 – I. Ausgrabungen von Holzhäusern zwischen der 1. und 2. Querstraße, Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte 9 (Kallmünz 1957).
Kränzl – Weber 1997	F. Kränzl – E. Weber, Die römerzeitlichen Inschriften aus Rom und Italien in Österreich, Althistorisch-epigraphische Studien 4 (Wien 1997).
Krahe 1954	H. Krahe, Sprache und Vorzeit. Europäische Vorgeschichte nach dem Zeugnis der Sprache (Heidelberg 1954).

Kranzmayer 1958	E. Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten II. Alphabetisches Kärntner Siedlungsnamenbuch (Klagenfurt 1958).
Kranzmayer 1971/1976	E. Kranzmayer (Hrsg.), Wörterbuch der bairischen Mundarten in Österreich II (Wien 1971/1976).
Krauß 1997	R. Krauß, KG Hunsdorf, OG Bruck an der Glocknerstraße, VB Zell am See, FÖ 36, 1997, 858–859.
Krauß 1998	R. Krauß, KG Lenzing, MG Saalfelden am Steinernen Meer, VB Zell am See, FÖ 37, 1998, 816.
Krauß 2000	R. Krauß, KG Lenzing, MG Saalfelden am Steinernen Meer, VB Zell am See, FÖ 39, 2000, 674.
Krauß 2002a	R. Krauß, KG Gföll, OG Unken, VB Zell am See, FÖ 41, 2002, 621–622.
Krauß 2002b	R. Krauß, Eine römische Straßenstation in Bruck an der Glocknerstraße, Salzburg, AÖ 13/1, 2002, 48–50.
Krauß 2004	R. Krauß, KG Gföll, OG Unken, VB Zell am See, FÖ 43, 2004, 863–864.
Krawarik 2004	H. Krawarik, Die ›Judendöfer‹ Österreichs, Carinthia 194, 2004, 411–444.
Kremer 2001	G. Kremer, Antike Grabbauten in Noricum, SoSchrÖAI 36 (Wien 2001).
Küster 2008	H. Küster, Geschichte des Waldes: Von der Urzeit bis zur Gegenwart ²(München 2008).
Kunow 1998	J. Kunow, Die Hauptserie der Augenfibeln: Gruppe III, Fig. 45–54, in: 100 Jahre Fibelformen nach Oskar Almgren, Forschungen zur Archäologie im Land Brandenburg 5 (Wünsdorf 1998) 93–118.
Kunze 1961	E. Kunze, Kleinplastik aus Bronze, OlBer 7 (Berlin 1961) 138–180.
Kyrieleis 1990	H. Kyrieleis, Samos and some aspects of archaic Greek bronze casting, in: Small bronze casting in the ancient world. Papers of the symposium Malibu, March 16–19 (Malibu 1990) 15–30.
Lamboglia 1983	N. Lamboglia, Le Trophée d'Auguste à La Turbie, Itinéraires Ligures 4 (Bordighera 1983).
Lang 2009	J. Lang, Geschichte von Bad Reichenhall (Neustadt a. d. Aisch 2009).
Langmann 1968–1971	G. Langmann, Bericht über die Grabungskampagnen 1958 und 1959 in Aguntum/Osttirol, ÖJh 49, 1968–1971, Beibl. 152.
Lehmann 2009	S. Lehmann, Made in Italy. Neues zum Bronzeknaben aus dem Meer vor Montenegro, in: Zurück zum Gegenstand. Festschrift Andreas E. Furtwängler (Langenweißbach 2009) I, 85–97.
Leibundgut 1975–1978	A. Leibundgut, Zu den vorrömischen Hercules-Statuetten in Schweizerischen Museen: Italischer Import?, JbBernHistMus 55/58, 1975–1978, 179–184.
Leibundgut 1976	A. Leibundgut, Die römischen Bronzen der Schweiz, II. Avenches (Mainz 1976).
Leibundgut 1980	A. Leibundgut, Die römischen Bronzen der Schweiz. Westschweiz, Bern und Wallis, (Mainz 1980).
Leonardi 1993	G. Leonardi (Hrsg.), Un complesso votivo a nord di Padova, QuadAVen 9, 1993, 130–147.
Lettich 2003	G. Lettich, Itinerari Epigrafici Aquileiesi (Triest 2003).
Lewis 1983	B. Lewis, Die Welt der Ungläubigen. Wie der Islam Europa entdeckte (Frankfurt a. M. 1983).
Lindner 2008	T. Lindner, Die lateinisch-romanischen Ortsnamen in Salzburg: Ein etymologisches Glossar, Österreichische Namenforschung 36, 2008, 21–52.
Lippert 1985	A. Lippert (Hrsg.) Reclams Archäologieführer Österreich und Südtirol (Stuttgart 1985).
Lippert 1993	A. Lippert (Hrsg), Hochalpine Altstraßen im Raum Badgastein-Mallnitz. Ein interdisziplinäres Forschungsprojekt, Böcksteiner Montana 10 (Wien 1993).
Lippert 2004	A. Lippert, Eine seltene Nadelform der römischen Kaiserzeit im Alpenraum, in: K Poctě Vladimíru Podborskému – Festschrift Vladimíru Podborskému (Brünn 2004) 469–471.
Lippert – Dembski 2000	A. Lippert – G. Dembski, Keltische und römische Passopfer am Mallnitzer Tauern, AKorrBl 30, 2000, 251–268.
Lippert – Dembski 2013	A. Lippert – G. Dembski, Ein weiterer keltischer Münzopferplatz am Mallnitzer Tauern (Salzburg/Kärnten), AKorrBl 43, 2013, 532.
Lochner von Hüttenbach 1989	F. Lochner von Hüttenbach, Die römerzeitlichen Personennamen in der Steiermark (Graz 1989).
Lonza 1981	B. Lonza, La ceramica del castelliere degli Elleri, Società per la Preistoria e Protostoria della Regione Friuli-Venezia Giulia, Quaderno n. 4 (Triest 1981).
Lošek 1990	F. Lošek, Notitia Arnonis und Breves Notitiae. Dei Salzburger Güterverzeichnisse aus der Zeit um 800: Sprachlich-historische Einleitung, Text und Übersetzung, MGSLk 130 (1990).

Lotter 2003 — F. Lotter, Zur sozialen Hierarchie der Judenheit in Spätantike und Frühmittelalter, Aschkenas 13, 2003, 333–359.

Ludwig 1988 — R. Ludwig, Das frührömische Brandgräberfeld von Schankenweiler, Kreis Bitburg-Prüm, TrZ 51, 1988, 51–366.

lupa — ‹http://www.ubi-erat-lupa.org/steindenkmäler›.

Maaß 1979 — M. Maaß, Griechische und römische Bronzewerke der Antikensammlung. Bilderhefte der Staatlichen Antikensammlungen und der Glyptothek München (München 1979).

McCormick 2002 — M. McCormick, Verkehrswege, Handel und Sklaven zwischen Europa und dem Nahen Osten um 900: Von der Geschichtsschreibung zur Archäologie, in: J. Henning (Hrsg.), Europa im 10. Jahrhundert. Archäologie einer Aufbruchszeit. Internationale Tagung in Vorbereitung der Ausstellung »Otto der Große, Magdeburg und Europa« (Mainz 2002) 171–180.

Magnani 2007 — S. Magnani, Le vie di comunicazione in epoca Romana, in: G. Banchig – S. Magnani – A. Pessina (Hrsg.), Terre d'incontro – Contatti e scambi lungo le Valli del Natisone e dell'Isonzo dall'antichità al medioevo. Atti della giornata internazionale di studi S. Pietro al Natisone 2005 (Cividale del Friuli 2007) 129–151.

Mainardis 2008 — F. Mainardis, Iulium Carnicum. Storia ed epigrafia (Triest 2008).

Mandl 2003 — F. Mandl (Hrsg.), Sölkpass – Ein über 6000 Jahre alter Saupfad über die Alpen (Gröbming 2003) 112 f.

Marina de Marchi 2002 — P. Marina de Marchi, Fibule et militaria, in: F. Rossi (Hrsg.), Nuove ricerche sul Capitolium di Brescia (Mailand 2002) 439–447.

Maselli Scotti 1995 — F. Maselli Scotti, Nuove scoperte nella zona a nord-ovest del foro di Aquileia, Antichità Altoadriatiche 42, 1995, 157–169.

Mastrocinque 1987 — A. Mastrocinque, Santuari e divinità dei Paleoveneti (Padua 1987).

Mastrocinque 1993 — A. Mastrocinque, Eracle iperboreo in Etruria, in: A. Mastrocinque (Hrsg.), Ercole in occidente. Atti del colloquio internazionale Trento, 7 marzo 1990, Labirinto 2 (Trient 1990) 49–61.

Mastrocinque 1998 — A. Mastrocinque, Hercules, in: Der Neue Pauly V (1998) 403–405.

Mattusch 1988 — C. C. Mattusch, Greek Bronze Statuary from the Beginnings through the fifth Century B. C. (Ithaca 1988).

Mayer 1978/1979 — E. F. Mayer, Bronzezeitliche Paßfunde im Alpenraum, JberVgFrankf 1978/1979, 179–187.

Mayr 1994 — W. Mayr, Der sog. Römerweg im Bereich der Glocknerstraße, Salzburg Archiv 18, 1994, 13–36.

Mazur 1998 — A. Mazur, Les fibules romaines d'Avenches I, BproAvent 40, 1998, 5–104.

Menghin 1949 — O. Menghin, Archäologische Forschungen in Osttirol 1943 und 1944, Der Schlern 43, 1949, 237 f.

Menzel 1986 — H. Menzel, Die römischen Bronzen aus Deutschland III. Bonn (Mainz 1986).

Merian 1649 — M. Merian, Topographia provinciarum Austriacarum (Frankfurt 1649).

Metzger 1992 — I. R. Metzger, Der bronzene Neptun von Fläsch, in: Archäologie in Gebirgen. Festschrift Elmar Vonbank. Schriften des Vorarlberger Landesmuseums Reihe A, Landesgeschichte und Archäologie 5 (Bregenz 1992) 211–215.

Meyer 1885 — A. B. Meyer, Gurina im Obergailthal (Kärnten) (Dresden 1885).

Meyer-Lübke 1972 — W. Meyer-Lübke, Romanisches etymologisches Wörterbuch (Heidelberg 1972).

Meyer – Unterforcher 1908 — A. B. Meyer – A. Unterforcher, Die Römerstadt Aguntum bei Lienz in Tirol. Eine Vorarbeit zu ihrer Ausgrabung (Berlin 1908).

Michálek 1993 — J. Michálek, Latènezeitliche Funde aus dem Stadtbereich von Passau, Passauer Universitätsschriften zur Archäologie 1 (Passau 1993).

Mihovilić – Hänsel – Teržan 2005 — K. Mihovilić – B. Hänsel – B. Teržan, Moncodogno. Scavi recenti e prospettive future, in: G. Bandelli – E. Montagnari Kokelj (Hrsg.), Carlo Marchesetti e i castellieri 1903–2003. Atti del Convegno Internazionale di Studi, Castello di Duino, Trieste, 14–5 novembre 2003 (Triest 2005) 389–408.

Miks 2007 — C. Miks, Studien zur römischen Schwertbewaffnung in der Kaiserzeit, Kölner Studien zur Archäologie der römischen Provinzen 8 (Rahden/Westfalen 2007).

Miltner 1946–1950 — F. Miltner, Dölsach, BH Lienz, FÖ 5, 1946–1950, 128.

Miltner 1950 — F. Miltner, Die Ausgrabungen auf dem Kirchbichl von Lavant in Osttirol, ÖJh 38, 1950, Beibl. 80–102.

Miltner 1953 — F. Miltner, Aguntum. Vorläufiger Bericht über die Grabungen in den Jahren 1950–1952, ÖJh 40, 1953, Beibl. 93–156.

Miltner 1959 — F. Miltner, Aguntum. Vorläufiger Bericht über die Grabungen in den Jahren 1953 und 1954, ÖJh 42, 1959, Beibl. 91 f.

Mingazzini 1932	P. Mingazzini, Fiesole. Edicola e stipe votiva rinvenute nella villa già di proprietà Marchi, NSc 10, 1932, 442–481.
Mitterauer 1964	M. Mitterauer, Wirtschaft und Verfassung in der Zollordnung von Raffelstetten, Mitteilungen des Oberösterreichischen Landesarchives 8, 1964, 344–373.
Moe 1983	D. Moe, Palynology of sheep's faeces: relationship between pollen content, diet and local pollen rain, Grana 22, 1983, 105–113.
Moe – Indrelid – Fasteland 1988	D. Moe – S. Indrelid – A. Fasteland, The Halne Area, Hardangervidda. Use of a High Mountain Area during 5000 years – An Interdisciplinary Case Study, in: H. H. Birks – H. J. B. Birks – P. E. Kaland – D. Moe (Hrsg.), The Cultural Landscape: Present, Past and Future (Cambridge 1988) 429–444.
Mommsen 1858	T. Mommsen, Monatsberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften Berlin 1858, 453 f.
Montagnari Kokelj 2003	E. Montagnari Kokelj, Why settling a karstic area? Considerations on the Trieste Karst (north-eastern Italy) in the Late Prehistory, in: Settlements and settling from Prehistory to the Middle Ages. International Archaeological Symposium, Pula 2002, HistriaAnt 11, 2003, 75–93.
Montagnari Kokelj 2007	E. Montagnari Kokelj, Salt and the Trieste Karst (north-eastern Italy) in prehistory: some considerations, in: D. Monah – G. Dumitroaia – O. Weller – J. Chapman (Hrsg.), L'exploitation du sel à travers le temps, International Colloquium (Piatra-Neamț 2007) 161–189.
Moosleitner 1991a	F. Moosleitner, Bronzezeit im Saalfeldener Becken, Archäologie in Salzburg 1 (Salzburg 1991).
Moosleitner 1991b	F. Moosleitner, Der goldene Halsring von der Maschlalm, Salzburger Museumblätter 39/2, 1991, 17–50.
Moosleitner 1992/1993	F. Moosleitner, Das hallstattzeitliche Gräberfeld von Uttendorf im Pinzgau, in: Begleitheft zur Sonderausstellung Zell am See/Salzburg 1992/1993.
Moosleitner 1994	F. Moosleitner, Eine Weihegabe für Cernunnos. Die keltische Hirschplastik vom Biberg bei Saalfelden, Das Kunstwerk des Monats 77 (Salzburg 1994).
Moosleitner 1996a	F. Moosleitner, Die Salzburger Gebirgsgaue in der Latènezeit, in: E. Jerem –A. Krenn-Leeb – J.-W. Neugebauer – O. H. Urban (Hrsg.), Die Kelten in den Alpen und an der Donau. Akten des Internationalen Symposions, St. Pölten, 14.–18. Oktober 1992, Archaeolingua 1 (Budapest 1996) 245–253.
Moosleitner 1996b	F. Moosleitner, Die Römer im Flachgau, in: Archäologie beiderseits der Salzach (Salzburg 1996) 75–92.
Moosleitner 1997a	F. Moosleitner, Ein keltisch-römisches Passheiligtum am Glocknerweg (Salzburg), in: Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum. Jubiläumsausstellung der Arbeitsgemeinschaft Alpenländer ARGE ALP, Vorarlberger Landesmuseum Bregenz, 23. Juni bis 6. Sept. 1998 (Innsbruck 1997) 25–27.
Moosleitner 1997b	F. Moosleitner, Der goldene Halsreif von der Maschlalm, Das Kunstwerk des Monats 114 (Salzburg 1997).
Mossleitner 1997c	F. Moosleitner, KG Zlapp und Hof, OG Heiligenblut, VB Spittal an der Drau, FÖ 36, 1997, 811.
Moosleitner 1998	F. Moosleitner, Wiedergefunden nach 2000 Jahren. Ein römischer Silberschatz aus dem Pinzgau, Kunstwerk des Monats 11/126 (Salzburg 1998).
Moosleitner 2002	F. Moosleitner, Ein keltisch-römisches Passheiligtum am Glocknerweg, in: L. Zemmer-Plank (Hrsg.), Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum, Teil 1 (Bozen 2002) 675–687.
Moser 2001	S. Moser, Die latènezeitliche Siedlung von Neubau bei Traun – Neue Funde keltischer Schrötlingsformen aus OÖ, JbOÖMV 146/1, 2001, 101–128.
Motyková – Drda – Rybová 1978	K. Motyková – P. Drda – A. Rybová, Závist. Keltské hradiště ve středních Čechách (Prag 1978).
Moucka-Weitzel 1998	V. Moucka-Weitzel, Die Kleinfunde von Immurium-Moosham, in: R. Fleischer – V. Moucka-Weitzel, Die römische Straßenstation Immurium-Moosham im Salzburger Lungau, ASalzb 4 (Salzburg 1998) 52–286.
Muggia 1997	F. Maselli Scotti (Hrsg.), Il Civico Museo Archeologico di Muggia (Triest 1997).
Müller 1929	V. Müller, Frühe Plastik in Griechenland und Vorderasien (Augsburg 1929).
Müller 1934	K. O. Müller (Hrsg.), Welthandelsbräuche 1480–1540, Deutsche Handelsakten des Mittelalters und der Neuzeit 5 (Stuttgart 1934).
Nabers 1967	N. Nabers, Macella. A study in Roman Archaeology (Princeton 1967).
Narobe 1942	A. Narobe, Urreiting, FÖ 3, 1942, 64–67.
Narobe 1960	F. Narobe, Die Römerstraße über den Radstädter Tauern, MGSLk 100, 1960, 15–27.

Neubauer – Stöllner 1994	W. Neubauer – T. Stöllner, Überlegungen zu bronzezeitlichen Höhenfunden, JbRGZM 41, 1994, 95–144.
Niemeyer 1964	H. G. Niemeyer, Attische Bronzestatuetten der spätarchaischen und frühklassischen Zeit, AntPl 3 (Berlin 1964).
Oeggl 1994	K. Oeggl, Palynological record of human impact on alpine ecosystems, in: P. Biagi – J. Nandris (Hrsg.), Highland Zone Exploitation in Southern Europe. Monografie di ›Natura Bresciana‹ 20, 1994, 107–122.
Oldenstein 1976	J. Oldenstein, Zur Ausrüstung römischer Auxiliareinheiten – Studien zu Beschlägen und Zierat an der Ausrüstung der römischen Auxiliareinheiten des obergermanisch-raetischen Limesgebietes aus dem zweiten und dritten Jahrhundert n. Chr., BerRGK 57, 1976, 49–284.
Olivier – Kovacik 2006	L. Olivier – J. Kovacik, Le ›Briquetage de la Seille‹ (Lorraine, France): proto-industrial salt production in the European Iron Age, Antiquity 80, 2006, 558–566.
OPEL	B. Lörincz, Onomasticon Provinciarum Europae Latinae I (Budapest 2005). II–IV (Wien 1999–2002).
Osmuk 1987	N. Osmuk, Die Bronzeplastik aus Kobarid. Kulturgeschichtliche Bedeutung einer Kobarider Gruppe kleiner Bronzeplastik und ein Datierungsversuch, AJug 24, 1987, 57–79.
Overbeck 1982	B. Overbeck, Geschichte des Alpenrheintals in römischer Zeit, MünchBeitrVFG 20 (München 1982).
Pacciarelli 1997	M. Pacciarelli (Hrsg.), Acque, grotte e dei. Tremila anni di culti preromani in Romagna, Marche e Abruzzo. Catalogo della mostra di Imola a Ancona (Imola 1997).
Pais 1884	E. Pais, Corporis inscriptionum Latinarum supplementa Italica (Rom 1884).
Palagia 1988	O. Palagia, Herakles I. Herakles alone. C. Classical and Hellenistic Greek, and Roman, in: LIMC IV (1988) 738–796.
Paronuzzi 1988	P. Paronuzzi, Stramare di Muggia: la sezione di dettaglio H-K, in: F. Maselli Scotti – P. Paronuzzi, Notiziario degli scavi archeologici della Soprintendenza nella provincia di Trieste – Anni 1987–88, Atti e Memorie della Società Istriana di Archeologia e Storia patria 88, 1988, 215–232.
Paschinger 1976	H. Paschinger, Eine geographische Landeskunde. I. Allgemeine Darstellung (Klagenfurt 1976).
Paschinger 1979	H. Paschinger, Eine geographische Landeskunde. II. Die Wirtschaftsräume (Klagenfurt 1979).
Pauli 1974	L. Pauli, Der Goldene Steig. Wirtschaftsgeographisch-archäologische Untersuchungen im östlichen Mitteleuropa, in: Studien zur vor- und frühgeschichtlichen Archäologie. Festschrift Joachim Werner (München 1974) 115–139.
Pauli 1979	L. Pauli (Hrsg.), Spätes Keltentum zwischen Rom und Germanien. Gesammelte Aufsätze zur Spätlatènezeit (München 1979).
Pauli 1980	L. Pauli, Die Alpen in Frühzeit und Mittelalter. Die archäologische Entdeckung einer Kulturlandschaft (München 1980).
Pauli 1986	L. Pauli, Einheimische Götter und Opferbräuche im Alpenraum, in: ANRW II 18, 1 (Berlin 1986) 816–871.
Pauli 1995	L. Pauli, Salzgewinnung und Salzhandel in vor- und frühgeschichtlicher Zeit zwischen Alpen und Mittelgebirge, in: M. Treml – W. Jahn – E. Brockhoff (Hrsg.), Salz macht Geschichte (Augsburg 1995) 201–211.
Pauli 1997	L. Pauli, Die Kelten am Rande der antiken Staatenwelt, BJb 197, 1997, 1–23.
Paumgartner-Buch 1506	Paumgartner-Buch über Handelsbräuche (Quartband von 1506), Kap. XVII, 152–163.
Pekáry 1999	I. Pekáry, Repetorium der hellenistischen und römischen Schiffsdarstellungen, Boreas Beih. 8 (Münster 1999).
Pellegrini 1970	G. B. Pellegrini, Die vorrömischen Inschriften vom Findenigthörl, Jahrbuch des Stadtmuseums Villach, 7, 1970, 7–22.
Pellegrini – Prosdocimi 1967	G. B. Pellegrini – A. L. Prosdocimi, La lingua Venetica I. II (Padua 1967).
Penninger 1960	E. Penninger, Vorläufiger Bericht über die neugefundenen latènezeitlichen Gräber vom Dürrnberg bei Hallein, Germania 38, 1960, 353–363.
Piccottini 1988	G. Piccottini, Zum Ziegelstempel P Cati Matonis vom Magdalensberg in Kärnten, Notiziario Epigrapfico, AquilNost 59, 1988, 294–298.
Piccottini 1989	G. Piccottini (Hrsg.), Archäologischer Atlas von Kärnten (Klagenfurt 1989).
Piccottini 1994a	G. Piccottini, Gold und Kristall am Magdalensberg, Germania 72/2, 1994, 467–477.
Piccottini 1994b	G. Piccottini, Mithrastempel in Virunum (Klagenfurt 1994).
Piccottini 1996	G. Piccottini, Aesus, Carinthia 186, 1996, 97–103.

Piccottini 2001 G. Piccottini, Norisches Gold für Rom, AnzWien 136, 2001, 51–68.

Piccottini – Wedenig 1986 G. Piccottini – R. Wedenig, Antike Passübergänge zwischen Noricum und der 10. italischen Region, Anichità Altoadriatiche 28, 1986, 119–142.

Pink 1937 K. Pink, Keltisches Silbergeld in Noricum, Wiener Prähistorische Zeitschrift 24, 1937, 42–76.

Pittioni 1963 R. Pittioni, Ein neuer Fund vom Hochtorgebiet – Großglocknerstraße, Salzburg, ArchA 33, 1963, 108–110.

Pion 2010 P. Pion, Oppida et urbanisation en Gaule du Nord avant la Conquête: des faits aux modèles et des modèles à l'Histoire, in: P. Ouzoulias – L. Tranoy (Hrsg.), Comment les Gaules devinrent romaines (Paris 2010) 35–46.

Pohl 2010 H. Pohl, Namenkundliches zum Kärntner Vierbergelauf, Österreichische Namenforschung 38, 2010, 94–103.

Polfer 1991 M. Polfer, Der Transport über den Landweg – ein Hemmschuh für die Wirtschaft der römischen Kaiserzeit?, Helinium 31, 2, 1991, 273–295.

Praschniker – Egger 1938 C. Praschniker – R. Egger, Österreichs ältester Römergrabstein, AnzWien 75, 1938, 14–25.

Prokisch 2004 B. Prokisch, Neufunde keltischer Münzen in Oberösterreich aus den Jahren 1998 bis 2003, NumZ 111/112, 2004, 5–34.

Przeworski 1939 S. Przeworski, Die Metallurgie Anatoliens in der Zeit von 1500–700 v. Chr. Rohstoffe, Technik, Produktion (Leiden 1939).

Radt 2006 S. Radt (Hrsg.), Strabons Geographika. Buch 1–4, Kommentar (Göttingen 2006).

Radt 2007 S. Radt (Hrsg.), Strabons Geographika. Buch 5–8, Kommentar (Göttingen 2007).

Raubitschek 1938 A. Raubitschek, Zur Technik und Form der altattischen Statuenbasen, BIBulg 12, 1938, 132–181.

Reinach 1912 S. Reinach, Répertoire des reliefs grecs et romains III (Paris 1912).

Reinecke 1965 P. Reinecke, Mainzer Aufsätze zur Chronologie der Bronze- und Eisenzeit (= Nachdrucke aus Altertümer unserer heidnischen Vorzeit 5, 1911 und Festschrift des Römisch-Germanischen Zentralmuseums 1902) (Bonn 1965).

Reinhard – Bryant 1992 K. J. Reinhard – V. M. Bryant, Coprolite Analyses. A Biological Perspective on Archaeology, in: M. Schiffer (Hrsg.), Archaeological Method and Theory (Tucson 1992) 245–288.

Rey-Vodoz 1998 V. Rey-Vodoz, Les fibules, in: Beiträge zum römischen Oberwinterthur, Vitudurum 8 (Zürich 1998) 11–121.

Richter 1881 E. Richter, Verzeichnis der Fundstellen vorhistorischer und römischer Gegenstände im Herzogthume Salzburg, MGSLk 21, 1881, 90–101.

Riehm 1961 K. Riehm, Prehistoric Salt-Boiling, Antiquity 35, 1961, 181–191.

Riha 1979 E. Riha, Die römischen Fibeln aus Augst und Kaiseraugst, Forschungen in Augst 3 (Augst 1979).

Ritter 1993 S. Ritter, Die Bronzestatuetten des Hercules im Römisch-Germanischen Museum Köln, KölnJb 26, 1993, 461–479.

RIU Die römischen Inschriften Ungarns (Budapest 1972–).

Rizzi 2003 G. Rizzi, Una mansio sulla via romana a Bressanone. Proposta di collocazione di Pons Drusi e Sublavium, Studi Trentini di Scienze Storiche 82, 1, 2003, 185–204.

Roeder 1937 G. Roeder, Ägyptische Bronzewerke (Glückstadt 1937).

Röhricht 1894 R. Röhricht, Die Jerusalemfahrt des Heinrich von Zedlitz (1493), ZDPV 17, 1894, 98–114. 185–200. 277–301.

Röring 2001 C. Röring, Römische Wagenbronzen aus Augsburg, Augsburger Beiträge zur Archäologie 3 (Augsburg 2001) 43–55.

Rolley 1984 C. Rolley, Die griechischen Bronzen (München 1984).

Rohr 2001 C. Rohr, Zur Ernährung der Bergleute im Spiegel der Gasteiner Inventare. Pfennwert-Abrechnungen aus dem frühen 17. Jahrhundert als Quelle der Alltagskultur, MGSLk 141, 2001, 141–156.

Rohr 2007 C. Rohr, Extreme Naturereignisse im Ostalpenraum. Naturerfahrung im Spätmittelalter und am Beginn der Neuzeit, Umwelthistorische Forschungen 4 (Köln 2007).

Rouzeau 2002 N. Rouzeau, Saunerie et briquetage. Essai sur la productivité des établissements salicoles gaulois du Centre-Ouest atlantique d'après l'étude du gisement de Nalliers (Vendée), in: Weller 200c, 99–124.

von Sacken 1871 E. von Sacken, Die antiken Bronzen des k.k. Münz- und Antiken-Cabinetes in Wien (Wien 1871).

Saile 2000 T. Saile, Le commerce du sel dans l'Europe central préhistorique, in: Weller 2002b, 223–232.

Santa Maria Scinari 1972	V. Santa Maria Scrinari, Museo Archeologica di Aquileia. Catalogo delle Sculture Romane (Rom 1972).
Šašel 1974/1975	J. Šašel, Miniera aurifera nelle Alpi Orientali, AquilNost 45/46, 1974/1975, 148–152 = Opera 1992, 538–540.
Šašel Kos 1999	M. Šašel Kos, Pre-Roman Divinities of the Eastern Alps and Adriatic, Situla 38 (Laibach 1999).
Šašel Kos 2005	M. Šašel Kos, Appian and Illyricum, Situla 43 (Laibach 2005).
Šašel Kos – Scherrer 2002	M. Šašel Kos – P. Scherrer (Hrsg.), Die autonomen Städte in Noricum und Pannonien, Situla 40 (Laibach 2002).
Sauter 1950	M.-R. Sauter, Préhistoire du Valais (Sitten 1950).
Schallmayer 1986	E. Schallmayer, Die Ausgrabung eines Beneficiarier-Weihbezirks in römischer Holzbauten in Osterburken, in: Studien zu den Militärgrenzen Roms III. Vorträge des 13. Internationalen Limeskongresses, Aalen 1983 (Stuttgart 1986) 256–261.
Schanz 1927	M. Schanz, Die römische Literatur in der Zeit der römischen Republik (München 1927, [4]1979).
Schaumann 1978	W. Schaumann, Schauplätze des Gebirgskrieges III (Cortina d'Ampezzo 1978).
Scherrer 2004	P. Scherrer, Die Ausprägung lokaler Identität in den Städten Noricum und Pannonien. Eine Fallstudie anhand der Civitas-Kulte, in: A. Schmidt-Colinet (Hrsg.), Lokale Identitäten in Randgebieten des Römischen Reiches, WForsch 7 (Wien 2004) 175–187.
Scherrer 2007	P. Scherrer, Noreia. Prähistorisch-Gallorömische Muttergottheit oder Provinzpersonifikation, in: M. Hainzmann (Hrsg.), Auf den Spuren keltischer Götterverehrung. Akten des 5. F.E.R.C.AN.-Workshop, Graz 9.–12. Oktober 2003 (Wien 2007) 207–241.
Schleiermacher 1993	M. Schleiermacher, Die römischen Fibeln von Kempten-Cambodunum, Materialhefte zur bayerischen Vorgeschichte (Kallmünz 1993) 11–52.
Schmeidl – Kossak 1968	H. Schmeidl – G. Kossak, Archäologische und paläobotanische Untersuchungen an der ›Römerstraße‹ in den Rottauer Filzen, Ldkr. Taunstein, JberBayDenkmPfl 8/9, 1968, 9–36.
Schmid 1910	W. Schmid, Archäologischer Bericht aus Krain, JA 4, 1910, 90–110.
Schmidl – Kastler 2008	W. Schmidl – R. Kastler, KG Schwarzach I, MG Schwarzach im Pongau, VB St. Johann im Pongau, FÖ 47, 2008, 556.
Schmidt-Dick 1989	F. Schmidt-Dick, Die Fundmünzen der römischen Zeit in Österreich. Kärnten, FMRÖ II 3 (Wien 1989).
Schmitsberger 2004	O. Schmitsberger, Kurzer Überblick über das Fundmaterial, in: F. Pieler, Rettungsgrabung im Bereich des westlichen Vicus von Favianis in Mautern, Melkerstraße, FÖ 43, 2004, 801–804.
Scholl – Platz-Horster 2007	A. Scholl – G. Platz-Horster, Die Antikensammlung. Altes Museum, Pergamonmuseum (Mainz 2007).
Schopf 1991	H. Schopf, Die Salzburger Tauernhäuser, in: F. Koller, Das Rauriser Tauernhaus 1491–1991 (Neukirchen am Großvenediger 1991) 15–36.
Schueller 1989	H. Schueller, Die ›Tauern‹. Verkehrswege über Zeiten. Die Übergänge in den Hohen Tauern, in: H. Waitzbauer (Hrsg.), Das Krimmler Tauernhaus. Die alte Taferne in der Achen. Festschrift zum Jubiläum 600 Jahre Krimmler Tauernhaus (Salzburg 1989) 79–99.
Schürr 2005	D. Schürr, Tirole Toponyme und das Zeugnis venetischer Inschriften, BeitrNamF 40, 2005, 425–451.
Schürr 2006	D. Schürr, Namen am Nordrand der Alpen. Die ältesten literarischen Zeugnisse zur Sprachgeschichte des Tiroler Raumes und überlebende Toponyme, Ladinia 30, 2006, 145–184.
Schürr 2010	D. Schürr, Von Nauders und womöglich verwandten Namen, BeitrNamF 45, 2010, 389–403.
Schumacher 2004	S. Schumacher, Die rätischen Inschriften – Geschichte und heutiger Stand der Forschung [2](Budapest 2004).
Sedlmayer 2005	H. Sedlmayer, Kontextbezogene Analyse des prähistorischen und römischen Fundmaterials, in: S. Groh – H. Sedlmayer, Der norisch-römische Kultplatz am Frauenberg (Österreich), Protohistoire Européenne 9 (Montagnac 2005) 123–155.
Sedlmayer 2006	H. Sedlmayer, Tracht und Schmuck, in: S. Groh – H. Sedlmayer, Forschungen im Vicus Ost von Mautern-Favianis, RLÖ 44 (Wien 2006) 420–430.
Sedlmayer 2009	H. Sedlmayer, Die Fibeln vom Magdalensberg, AForschMB 16 (Klagenfurt 2009).
Siegfried-Weiss 1991	A. Siegfried-Weiss, Funde aus Bronze, Bein, Ton, Stein und anderen Materialien, in: Chur in römischer Zeit 2, Antiqua 19 (Basel 1991) 139–152.
Silber 1939	M. Silber, Die Herkules-Statuette von der Großglocknerstraße, ÖJh 31, 1939, Beibl. 5–22.

Simon 1990	E. Simon, Die Götter der Römer (München 1984).
Sinn 1987	F. Sinn, Stadtrömische Marmorurnen (Mainz 1987).
Spagnolo Garzoli 1999	G. Spagnolo Garzoli (Hrsg.), Conubia gentium. La necropoli di Oleggio e la romanizzazione dei Vertamocori (Oleggio 1999).
Staccioli 1957	R. A. Staccioli, Un bronzetto di Ercole dal territorio ferrarese e il tipo dell'›Heracles dexioumenos‹, ArchCl 9, 1957, 26–43.
Stadler 1995	H. Stadler, Zur Vorgängersiedlung von Aguntum, Heimatbuch Nußdorf Debant/Osttirol 1995, 65–81.
Stadler – Franke – Ortisi 1997	H. Stadler – R. Franke – S. Ortisi, Zu den Ergebnissen von Grabungen in einer namenlosen Raststation im Raume von Oberdrauburg, AVes 48, 1997, 53–62.
Steidl 2011	B. Steidl, Zum Grenzverlauf zwischen Noricum, Raetien und der Regio X im Eisacktal, BayVgBl 76, 2011, 166–168.
Strobel 2011/2012	K. Strobel, Noreia – Mythos und Realität, RÖ 34/35, 2011/2012, 153–199.
Stückelberger – Graßhoff 2006	A. Stückelberger – G. Graßhoff, Klaudios Ptolemaios, Geographia I. II (Basel 2006).
Suppl. It.	Supplementa Italica, Nuova serie (1981–).
Swoboda 1934	E. Swoboda, Aguntum. Ausgrabungen bei Lienz in Osttirol 1931–1933, ÖJh 29, 1934, Beibl. 5–102.
Swoboda 1935	E. Swoboda, Führer durch Aguntum (Baden 1935).
von Sydow 1995	W. von Sydow, Die Grabung auf dem Breitegg (Gem. Nussdorf-Debant). Ein Beitrag zur Urgeschichte des Lienzer Beckens, Heimatbuch Nußdorf Debant/Osttirol 1995, 37–64.
Szabó – Tóth 2003	Á. Szabó – E. Tóth (Hrsg.), Bölcske. Römische Inschriften und Funde (Budapest 2003).
Thomas 1992	R. Thomas, Griechische Bronzestatuetten (Darmstadt 1992).
Tober 2003	B. Tober, Die Deckenmalerei von Saalfelden-Wiesersberg. Ein Hauch von Pompeji in Saalfelden, Das Kunstwerk des Monats 181 (Salzburg 2003).
Tränkle 1977	H. Tränkle, Livius und Polybios (Basel 1977).
Trebsche 2001	P. Trebsche, Archäologische Funde aus Neubau bei Linz – Neuerwerbungen im Nordico, LAF Sonderh. 26 (Linz 2001).
Tremel 1969	F. Tremel, Wirtschafts- und Sozialgeschichte Österreichs (Wien 1969).
Tschurtschenthaler 2001	M. Tschurtschenthaler, KG Stribach, OG Dölsach, VB Lienz, FÖ 40, 2001, 679–682.
Tschurtschenthaler 2003	M. Tschurtschenthaler, KG Stribach, OG Dölsach, VB Lienz, FÖ 42, 2003, 751–755.
Tschurtschenthaler 2006	M. Tschurtschenthaler, KG Stribach, OG Dölsach, VB Lienz, FÖ 45, 2006, 711–712.
Tschurtschenthaler 2007	M. Tschurtschenthaler, KG Stribach, OG Dölsach, VB Lienz, FÖ 46, 2007, 708–712.
Tschurtschenthaler 2008	M. Tschurtschenthaler, KG Stribach, OG Dölsach, VB Lienz, FÖ 47, 2008, 592–596.
Tschurtschenthaler 2009	M. Tschurtschenthaler, KG Stribach, OG Dölsach, PB Lienz, FÖ 48, 2009, 448–451.
Tschurtschenthaler 2010	M. Tschurtschenthaler, Archäologische Erforschung des Zentrums von Aguntum, Jahrbuch des Zentrums für Antike Kulturen der Universität Innsbruck 2010, 30 ‹http://www.uibk.ac.at/zentrum-alte-kulturen/home/jahresbericht_2010.pdf›.
Tursky 1922	F. Tursky, Der Großglockner und seine Geschichte (Wien 1922).
Untermann 1961	J. Untermann, Die venetischen Personennamen (Wiesbaden 1961).
Urban 1996	O. H. Urban, »Er war der Mann zwischen den Fronten«. Oswald Menghin und das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien während der Nazizeit, ArchA 80, 1996, 8 f.
Urban 2000	O. H. Urban, Der Lange Weg zur Geschichte. Die Urgeschichte Österreichs (Wien 2000).
Urban 2004	O. H. Urban, Das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien während der Nazizeit, in: B. Gediga – W. Piotrowski (Hrsg.), Archäologie Kultur Ideologien, Biskupiner Archäologische Arbeiten 3 = Arbeiten der Archäologischen Kommission, Polnische Akademie der Wissenschaften 15 (Biskupin 2004) 73–82.
Vedaldi Iasbez 1994	V. Vedaldi Iasbez, La Venetia orientale e l'Histria. Le fonti letterarie greche e latine fino alla caduta dell'Impero Romano d'Occidente (Rom 1994).
Vesan 2008	E. M. Vesan (Hrsg.), Une voie à travers l'Europe: Alpis Poenina, Grand Saint-Bernard. Séminaire de clôture, 11–12 avril 2008, Fort de Bard (Vallée d'Aoste 2008).
Vetter 1950	E. Vetter, Zu den venetischen Inschriften Kärntens, Carinthia 140, 1950, 130–140.
Vetter 1953	E. Vetter, Die neuen venetischen Inschriften von Làgole, Carinthia 143, 1953, 619–632.
Vetters – Pohl 2012	W. Vetters – W. Pohl, Das Gold der ›Norischen Taurisker‹. Geologie des Vorkommens von Polybios/Strabon, Carinthia II 122, 2012, 273–286.
Vičič 1994	B. Vičič, Zgodnjerimsko naselje pod Grajskim gričem v Ljubljani (Die frührömische Siedlung unterhalb des Schloßbergs in Ljubljana), AVes 45, 1994, 25–80.

Vitri 1997 — S. Vitri, Paularo, fraz. Misincinis. Scavi 1996–1997. I corredi funerari, in: Notiziario archeologico, AquilNost 68, 1997, 428–432.

Vitri – Oriolo 2001 — S. Vitri – F. Oriolo (Hrsg.), I celti in Carnia e nell'arco alpino centro orientale (Triest 2001).

Vondrovec 2003 — K. Vondrovec, Die antiken Fundmünzen von Ovialva/Wels, FMRÖ IV 1 = Denkschr-Wien 311 (Wien 2003).

Walbank 1957 — F. W. Walbank, A Historical Commentary on Polybios I (Oxford 1957).

Walbank 1979 — F. W. Walbank, A Historical Commentary on Polybios III (Oxford 1979).

Walde 1975 — E. Walde, Zum Fundort des sogenannten Herkules vom Hochtor, TirHBl 50, 1975, 2–5.

Walde 1998 — E. Walde (Hrsg.), Via Claudia. Neue Forschungen, Institut für Klassische Archäologie der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (Innsbruck 1998).

Walde 2002 — E. Walde, Aguntum, in: M. Šašel Kos – P. Scherrer (Hrsg.), Die autonomen Städte in Noricum und Pannonien, Situla 40 (Laibach 2002) 149–163.

Walde – Feil 1995 — E. Walde – D. Feil, Funde aus Aguntum. Unpaginierte Bildbroschüre des Instituts für Klassische Archäologie der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (Innsbruck 1995).

Walde – Grabherr 2006 — E. Walde – G. Grabherr (Hrsg.), Via Claudia Augusta und Römerstraßenforschung im östlichen Alpenraum, Ikarus 1 (Innsbruck 2006).

Walde – Grabherr 2007 — E. Walde – G. Grabherr, Aguntum. Museum und archäologischer Park (Dölsach 2007).

Walde-Psenner 1973 — E. Walde-Psenner, Lienz, St. Andreas. Das Reliquiengrab in der frühchristlichen Kirche, in: Festschrift Otto v. Lutterotti (Innsbruck 1973) 393 f.

Walko 2004 — M. J. Walko, Die Traditionen des Augustiner-Chorherrenstifts Baumburg an der Alz, Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte N. F. 44, 1 (München 2004).

Walser 1984 — G. Walser, Summus Poeninus. Beiträge zur Geschichte des Großen St. Bernhard-Passes in römischer Zeit, Historia Einzelschr. 46 (Wiesbaden 1984).

Walser 1994 — G. Walser, Der Jupiter-Tempel auf dem Großen St. Berhard, in: G. Walser (Hrsg.), Studien zur Alpengeschichte in antiker Zeit, Historia Einzelschr. 86 (Stuttgart 1994).

Wamser 2000 — L. Wamser (Hrsg.), Die Römer zwischen Alpen und Nordmeer, Ausstellungskatalog Rosenheim (Rosenheim 2000).

Weber 1975 — E. Weber, Zur lateinischen Epigraphik in Österreich, RÖ 3, 1975, 237–293.

Weber 1982 — E. Weber, Inschriften als historische Quellen, MUAG 32, 1982, 79–81.

Weber 2007 — E. Weber, L'epigrafia romana delle regioni alpine – Norico, in: E. Migliarino – A. Baroni (Hrsg.), Epigrafia delle Alpi. Bilanci e prospettive, Labrinti 107 (Trient 2007) 281–292.

Wedenig 1997 — R. Wedenig, Epigraphische Quellen zur städtischen Administration in Noricum (Wien 1997).

Weller 1998 — O. Weller, L'exploitation du sel: techniques et implications dans le Néolithique européen, in: XIII International Congress of Prehistoric and Protohistoric Sciences (Forlì 1996) 1998, III, 281–287.

Weller 2002a — O. Weller, The earliest rock salt exploitation in Europe: a salt mountains in the Spanish Neolithic, Antiquity 76, 292, 317–318.

Weller 2002b — O. Weller (Hrsg.), Archéologie du sel/Salzarchäologie: Techniques et sociétés dans la Pré et Protohistoire européenne. Actes du Colloque 12.2 du XIV^{e} Congrès de UISPP à Liège, 4 septembre 2001 (Rahden/Westfalen 2002).

Wenninger 1985 — M. J. Wenninger, Die Siedlungsgeschichte der innerösterreichischen Juden im Mittelalter und das Problem der ›Juden-‹Orte, in: Bericht über den 16. Österreichischen Historikertag in Krems/Donau (Wien 1985) 190–216.

Wenninger 1992 — M. J. Wenninger, Bergbau, Gewerbe und Landwirtschaft in Kärnten vom 10. bis zum 16. Jahrhundert, in: Kärntner Landeswirtschaftschronik (Klagenfurt 1992) I, 109–142.

Werner 1979 — J. Werner, Bemerkungen zu norischem Trachtzubehör und zu Fernhandelsbeziehungen der Spätlatènezeit im Salzburger Land, in: L. Pauli (Hrsg.), Spätes Keltentum zwischen Rom und Germanien. Gesammelte Aufsätze zur Spätlatènezeit (München 1979) 138–156.

Wiblé 1989 — F. Wiblé, Quelque réflexions sur la ›romanisation‹ du Mont-Joux, in: Etudes sur les trafics transalpins et leur impact local: ceux qui passent et ceux qui restent. Actes du Colloque De Bourg-St.-Pierre, 23–25 septembre 1988 (Saint-Maurice 1989) 191–204.

Wiblé 2009 — F. Wiblé, Martigny-la-Romaine (Martigny 2009).

Wiedenmann 1871 — P. Wiedenmann, Karte der Glockner Gruppe. Mit Benutzung sämtl. einschlägiger Quellen, Maßstab 1:66.000, Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins 2, 1871, Beil.

Wiesflecker 1951 — H. Wiesflecker, Zu Miltners Ausgrabungen auf dem Lavanter Kirchbichl, Osttiroler Heimatblätter 1, 1951, H. 5–7.

Wiesflecker 1952 — H. Wiesflecker, Entstehung der Stadt Lienz im Mittelalter, in: Lienzer Heimatbuch (Lienz 1952) 153–197.

Wiesflecker 1976 — H. Wiesflecker, Siedlungskontinuität Aguntum – St. Andrä – Luenzina – Patriarchesdorf, in: Alpenregion und Österreich. Geschichtliche Spezialitäten, Kramer-Festgabe (Innsbruck 1976) 171–191.

Wilkinson – Murphy 1986 — T. J. Wilkinson – P. Murphy, Archaeological Survey of an Intertidal Zone: the submerged Landscape of the Essex Coast, England, JFA 13, 1986, 177–194.

Willer 1996 — F. Willer, Beobachtungen zur Sockelung von bronzenen Statuen und Statuetten, BJb 196, 1996, 337–370.

Willer 2000 — F. Willer, Neue Beobachtungen zur Herstellungs- und Versockelungstechnik antiker Bronzestatuen, KölnJb 33, 2000, 565–573.

Windholz-Konrad 2003a — M. Windholz-Konrad, Römerzeitliche und spätere Funde von einem Altweg am Fuße des Grimmings, VB Liezen, Steiermark, FÖ 42, 2003, 511–524.

Windholz-Konrad 2003b — M. Windholz-Konrad, Funde entlang der Traun zwischen Ödensee und Hallstätter See, FÖ Materialh. A 13 (Wien 2003).

Winkler 1969 — G. Winkler, Die Reichsbeamten von Noricum und ihr Personal bis zum Ende der römischen Herrschaft (Wien 1969).

Winkler 2006 — G. Winkler, Zu den Bauinschriften des Legionslagers Lauriacum, RÖ 29, 2006, 17–28.

Wolff 1989 — H. Wolff, Die regionale Gliederung im Rahmen der römischen Reichspolitik, in: G. Gottlieb (Hrsg.), Raumordnung im Römischen Reich. Zur regionalen Gliederung der Provinzen, in Rätien, Noricum und Pannonien. Kolloquium an der Universität Augsburg anlässlich der 2000-Jahr-Feier der Stadt Augsburg vom 28. bis 29. Oktober 1985 (München 1989) 1–36.

Wolff 1994 — H. Wolff, Die Kontinuität der Kirchenorganisation in Raetien und Noricum bis an die Schwelle des 7. Jh., in: E. Boshof – H. Wolff (Hrsg.), Das Christentum im bairischen Raum von den Anfängen bis ins 11. Jahrhundert (Wien 1994) 1–28.

Wolfram 2003 — H. Wolfram, Grenzen und Räume. Geschichte Österreichs vor seiner Entstehung 378–907 ²(Wien 2003).

Wyss 1971 — R. Wyss, Die Eroberung der Alpen durch den Bronzezeitmenschen, ZSchwA 28, 1971, 138–142.

Wyss 1978 — R. Wyss, Fruchtbarkeits-, Bitt- und Dankopfer vom Gutenberg, HelvA 9, 1978, 151–166.

Zaccaria 1993 — C. Zaccaria (Hrsg.), I laterizi di età romana nell'area Nordadriatica (Rom 1993).

Zeller 1989 — K. W. Zeller, Keltische Münzprägung auf dem Dürrnberg bei Hallein?, in: Münzen, Medaillen, Notgeld. Geld im alten Hallein, Ausstellungskatalog (Hallein 1989) 6–12.

Zeller 2002 — K. W. Zeller, Dürrnberger Gräber als Spiel der Fernbeziehungen, in: Über die Alpen. Ausstellungskatalog des Württembergischen Landesmuseums (Stuttgart 2002) 191–203.

Zemmer-Plank 1974 — L. Zemmer-Plank, Die Ausgrabungen in der Pfarrkirche St. Andreas in Lienz, VLMTir 54, 1974, 251–285.

Zemmer-Plank 1997 — L. Zemmer-Plank, Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum, Katalog der Ausstellung Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum (Innsbruck 1997).

Zemmer-Plank 2002 — L. Zemmer-Plank (Hrsg.), Kult der Vorzeit in den Alpen. Opfergaben – Opferplätze – Opferbrauchtum, Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft der Alpenländer Teil 1. 2 (Bozen 2002).

ABBILDUNGSNACHWEISE

Abb. 1: © GROHAG Archiv; Abb. 2: © 2014 ÖAI, C. Kurtze; Abb. 3: © ÖK 1 : 50 000, Bl. 153. 154 © BEV 2014, vervielfältigt mit Genehmigung des BEV – Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen in Wien, T2014/9482114; Abb. 4: © GROHAG Archiv, Eintragungen O. Harl; Abb. 5: © GROHAG; Abb. 6–13: © Foto O. Harl; Abb. 14: © Foto S. Allerbauer; Abb. 15–17 a. b: © Salzburg Museum; Abb. 18: AMS Labor Erlangen; Abb. 19: © Foto G. Kandutsch, Büro für alpine Dokumentation, Arriach; Abb. 20: Entwurf O. Harl, technische Umsetzung K. Schaller (†), CHC – Research Group for Archaeometry and Cultural Heritage Computing, Universität Salzburg. Kartengrundlage: *FRE – Frontiers of the Roman Empire* auf Basis einer CC-Lizenz by-nc 3.0; Abb. 21 a–37 b: Wien KHM, Fotoatelier (A. Rosoli, M. Aumüller); Abb. 38. 39: Foto V. Freiberger, Wien; Abb. 40. 41. 50–54 b: Wien KHM, Fotoatelier (A. Rosoli, M. Aumüller); Abb. 42: aus Kunze 1961, 139 Abb. 78; Abb. 43: aus Cristofani 1985, 272 Nr. 60; Abb. 47: aus Chieco Bianchi 1992, 61 Abb. 48; Abb. 44–45: aus Chieco Bianchi 1992 Taf. 5, Nr. 6a; 31, Nr. 51b; Abb. 49 a–e: Foto K. Gschwantler, Wien; Abb. 52: aus Menzel 1986, Taf. 32 Nr. 61; Abb. 55: aus Leibundgut 1980, Taf. 7 Nr. 3; Abb. 56: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI; Abb. 57: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, Kartengrundlage: Microsoft Encarta Weltatlas 2001; Abb. 58: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von Gugl 2000, Taf. 1, 1. 3–6; 30, 1 (St. Peter in Holz); Moosleitner 1996a, Abb. 8, 1–4 (Biberg); Brand 1995, Taf. 1, 2; 67, 15–16; 73, 9; 87, 16; 153, 1 (Dürrnberg); Irlinger 1991, Abb. 50; Irlinger 2002a, 257 Abb. 5, 3; 6, 5 (Stöffling); Michálek 1993, 58 Taf. 4, 2; 6, 2. 4 (Passau); Abb. 59: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von Gamper 2004, Abb. 11, 1; Jablonka 2001, Taf. 81, 24; 82, 1. 3. 6. 13. 15. 21. 25. 30; 83, 2–5. 7. 9–10. 16; 84, 9; 85, 7. 13 (Gurina); Righi 2001, Abb. 19, 76. 78–80; Villa 2001, Abb. 2, 9. 11–14 (Monte Sorantri); Abb. 60: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von Bakker 1986, Abb. 60–61; Abb. 61: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von Czysz 1998, Abb. 11, 1–2. 5. 7. 16; 12, 10–11; Abb. 62: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von Gambacurta – Brustia 2001a, Abb. 34, 349–351. 354–357. 359. 361. 36. 366–374. 376–381; Abb. 63. 64: H. Sedlmayer, ÖAI; Abb. 65, 1–26: Fotos G. Dembski; Abb. 66. 67: © Foto André Locher ‹www.swisscastles.ch›; Abb. 67 a: GROHAG Archiv, Eintragungen O. Harl; Abb. 67 b: GROHAG Archiv; Abb. 68. 69: © Bulletin d'études préhistoriques et archéologiques alpines 2001, S. 6. 7; Abb. 69 a: aus E. Zahn, TrZ 31, 1968, Beil.; Abb. 70: © Google Earth, Bearbeitung und Ergänzung C. Kurtze; 71. 72. 74. 76–80: © Foto O. Harl 2009; Abb. 73: © Foto O. Harl 1992; Abb. 75: © Landesmuseum Kärnten, Foto O. Harl 2009; Abb. 81: © Entwurf und Zeichnung I. Heitmeier; Abb. 82. 83: © Foto O. Harl 1995; Abb. 83 a. b: © L. Beckel, freigegeben durch BMfL mit Zl. RAbtB/73-9531; Abb. 84: © Salzburg Museum; Abb. 85: © Foto O. Harl, 2008; Abb. 86: © Landesmuseum Kärnten; Abb. 87: Karte: © Cultural Heritage Computing (CHC), Universität Salzburg, Gestaltung C. Uhlir; Abb. 88: © Landesmuseum Kärnten, Foto und Fotomontage O. Harl; Abb. 89: © Paris, Bibliothèque nationale de France, Cabinet des Médailles; Abb. 90. 91: © Soprintendenza per i Beni Archeologici del Friuli Venezia Giulia, Foto O. Harl 2008; Abb. 92. 93: © Grafik M. J. Wenninger; Abb. 94. 95: aus J. Wagner, Ansichten von Kärnten (Nachdruck Klagenfurt 1987); Abb. 96–99. 101: © Foto O. Harl 2008; Abb. 100: © Stadtmuseum Villach, Foto O. Harl 2009; Abb. 102: © Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum, Foto O. Harl 2003; Abb. 103. 107: © Grafische Umsetzung F. Fichtinger; Abb. 104. 109: © Amt für Bodendenkmäler der Autonomen Provinz Bozen-Südtirol 2009; Abb. 105. 106: © ÖAI Wien, Inv. 465-2 und 529-2; Abb. 108: © Foto O. Harl, September 1992; Abb. 110. 111: Inhaltliche Grundlage G. Winkler, Entwurf O. Harl; grafische Gestaltung F. Fichtinger; Abb. 112: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von: Bishop 1988, Abb. 26, 3; W. Selzer, Römische Steindenkmäler, Mainz in römischer Zeit (Mainz 1988) Kat. 87 mit Abb.; Abb. 113: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von: Grabherr 2006, Taf. 8, 34. 35; 39, 249; 40, 252; 41, 259. 265; 42, 275. Kartengrundlage: Google Earth; Abb. 114: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von: Windholz-Konrad 2003, Taf. 2, 29; 3, 35. 42. 43, Kartengrundlage: Google Earth; Abb. 115: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI; Abb. 116: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von: Hell 1969, Abb. 4; Narobe 1942, Taf. 15. Kartengrundlage: Google Earth; Abb. 117: Grafik H. Sedlmayer, ÖAI, unter Verwendung von: Moucka-Weitzel 1998, 170 Taf. 93, 3. 20; 95, 19; R. Fleischer, Die Ergebnisse der Grabungen 1964–1970, in: Fleischer – Moucka-Weitzel 1998, Abb. 42; Abb. 118: © Salzburg Museum, Foto O. Harl; Abb. 119: © Erzabtei Sankt Peter, Salzburg; Abb. 120: © O. Harl; Abb. 121. 122: © KHM Wien, Fotoatelier; Abb. 123: © Musée national du Moyen Âge – RMN, Foto O. Harl 2011; Abb. 124: nach Càssola Guida – Montagnari Kokelj 2006, Abb. 1, Bearbeitung M. Calosi; Abb. 125 a. b: aus Lonza 1981, Taf. 40. 43; Abb. 126: aus Harding 2000, Abb. 7, 4; Abb. 127: aus Weller 1998, Abb. 3; Abb. 128–131: © K. Oeggl.

ANSCHRIFTEN DER AUTORINNEN UND AUTOREN

Dr. Günther Dembski
Taborstraße 45/5
A-1020 Wien
E-Mail: guenther.dembski@chello.at

Dr. Paola Càssola Guida
Scala Santa 22
I-34135 Triest
E-Mail: acgui@tin.it

Dr. Kurt Gschwantler
℅ Antikensammlung
Kunsthistorisches Museum
Burgring 5
A-1010 Wien
E-Mail: kurt.gschwantler@khm.at

Dr. Friederike Harl
Weinberggasse 60/29/16
A-1190 Wien
E-Mail: friederike.harl@aon.at

Doz. Dr. Ortolf Harl
Weinberggasse 60/29/16
A-1190 Wien
E-Mail: ortolf.harl@aon.at

Dr. Raimund Kastler
Salzburg Museum GmbH
Mozartplatz 1
A-5010 Salzburg
E-Mail: raimund.kastler@salzburgmuseum.at

Dr. Klaus Oeggl
Institut für Botanik
Universität Innsbruck
Sternwartestraße 15
A-6020 Innsbruck
E-Mail: klaus.oeggl@uibk.ac.at

Prof. Dr. Christian Rohr
Historisches Institut
Universität Bern
Längassstrasse 49
CH-3012 Bern
E-Mail: christian.rohr@hist.unibe.ch

Dr. Helga Sedlmayer
Österreichisches Archäologisches Institut
Franz Klein-Gasse 1
A-1190 Wien
E-Mail: helga.sedlmayer@oeai.at

Dr. Markus J. Wenninger
Institut für Geschichte
Universität Klagenfurt
Universitätsstraße 65–67
A-9020 Klagenfurt
E-Mail: markus.wenninger@uni-klu.ac.at

Prof. Dr. Herwig Wolfram
Institut für Österreichische Geschichtsforschung
Universität Wien
Universitätsring 1
A-1010 Wien
E-Mail: herwig.wolfram@univie.ac.at